IBRARY ST. MARY'S COLLEGE

Apologie des Christentums.

Von

Fr. Albert Maria Weiß O. Pr.

Dritter Band:

Natur und Übernatur.

In zwei Teilen.

Vierte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1907.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

239
W436c
v.2

Natur und Übernatur.

Geist und Leben des Christentums.

Von

Fr. Albert Maria Weiß O. Pr.

Vierte Auflage.

Zweiter Teil.

121623

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1907.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 18 Martii 1907.

✠ **Thomas**, Archiepp̃s.

Imprimatur.

Viennae, die 23 Ianuarii 1907.

Fr. **Raymundus Glund**,
Prior Provincialis.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Teil des dritten Bandes.

Dritte Abteilung.

Die Erziehung zum christlichen Leben.

Dreizehnter Vortrag. Die Bildung des Geistes.

1. Die Schöpfung des Menschen durch Eingießung des Geistes. 2. Das Altertum ohne Leben des Geistes. 3. Beweis dafür aus der antiken Erziehung. 4. Geistlosigkeit der modernen Bildung und Erziehung. 5. Viele Geister und wenig Geist. 6. Nur im Christentum Geist. 7. Neue Welt und neuer Mensch nur durch einen neuen Geist. 8. Geist das auf Gott gerichtete Streben der menschlichen Seelenkräfte. 9. Drei Vorbedingungen zur wahren Bildung des Geistes. 10. Der Hauptweg zur Geistesbildung Zucht und Überwindung des Geistes. (S. 669—710.)

Bildung des weiblichen Geschlechtes im Zeitalter Neros.

11. Gefahren verkehrter Bildung. 12. In Zeitfragen das Gebiet der Geschichte als neutral vorzuziehen. 13. Die feine Bildung der hohen Männerwelt im alten Rom. 14. Die Geistesbildung des weiblichen Geschlechtes in Rom. 15. Die Kraftleistungen und Exzentrizitäten der emanzipierten Frauen in Rom. 16. Verfall einer Zeit durch den Verfall, zumal durch falsche Bildung des weiblichen Geschlechtes. (S. 710—728.)

Vierzehnter Vortrag. Die Bildung des Willens.

1. Die menschliche Schwäche sittliche, d. h. Schwäche des Willens. 2. Alle öffentlichen Übelstände Folge der sittlichen Schwäche. 3. Der Irrtum, als ob Tugend im Reden über Tugend bestehe. Die Zeiten des allgemeinen Moralisierens die Zeiten der größten

sittlichen Schwäche. 4. Paulus und die Aretalogi. 5. Unterschied zwischen Humanismus und Christentum wie zwischen Wort und Tat. 6. Die Lehre von den guten Werken. 7. Christliche Erziehung für das Leben. 8. Die Kunst des Lebens. 9. Die Macht und Heilkraft des Willens. 10. Beichte und Buße als Mittel zur Stärkung des Willens. 11. Die Lehre von der Abtötung, den guten Werken und dem ewigen, übernatürlichen Ziel als Grund der Willensstärke. 12. Die wahre Stärke als Einigung von Glaube, Gnade und Tat. (S. 729—767.)

Fünfzehnter Vortrag. Die Bildung des Charakters.

1. Der Nürnberger Trichter ein Meilenzeiger für die Kulturgeschichte. 2. Jede Einseitigkeit dem Christentum, das ein Ganzes ist, fremd. 3. Die zwei Hauptfehler des Charakters. 4. Falsche Erklärungen von Charakter: Gründe hierfür. 5. Die beiden Grundlagen der Charakterbildung im christlichen Glauben. 6. Unterschied in humanistischer und christlicher Charakterauffassung. 7. Das Mittelalter die Zeit der Charaktere. 8. Die drei Erfordernisse zur Charakterbildung. 9. Was alles zu einem Charakter gehört. 10. Charakterbildung eine schwere und langwierige Arbeit. 11. Die christliche Art der Charakterbildung. 12. Der Kunstberuf des Christen in der Nachahmung Christi. (S. 768—801.)

Sechzehnter Vortrag. Die Bildung des Gemütes.

1. Der größte Mangel unserer Zeit. 2. Es ist nicht mehr gemütlich in der Welt. 3. Was Gemüt nicht ist. 4. Was Gemüt ist. 5. Verhältnis von Charakter und Gemüt. 6. Aufgabe der Bildung für Mann und für Weib. 7. Außerhalb des Christentums kein Gemütsleben. 8. Christus Vorbild des Gemütslebens. 9. Der Kindersinn im Christen. 10. Gemüt der Abschluß der Christenpflichten. 11. Übung tätiger Nächstenliebe als Pflicht des Gemütes im Christentum. 12. Heiterkeit des christlichen Gemütes. 13. Die Heiligen als Vertreter des Gemütslebens. 14. Abnützung der Geister durch die Welt. 15. Ewige Jugend und Reife des christlichen Gemütes. (S. 802—850.)

Siebzehnter Vortrag. Die Zucht als Mittel zur Erziehung für Mensch und Menschheit.

1. Das Leben unter der spanischen Inquisition. 2. Inquisition und Polizei, oder das öffentliche Leben von ehemals und jetzt. 3. Äußerliche Zwangsmittel jeder Autorität unentbehrlich.

4. Einwirkung auf den Willen nur möglich durch Rücksicht auf das Gewissen 5. und durch Belehrung. 6. Erziehung durch Zucht. 7. Die Wohltat strenger Zucht. 8. Verschiedenheit in der Anwendung der christlichen Grundsätze von Erziehung und Zucht. 9. Das allmähliche Durchdringen der christlichen Zivilisation. 10. Die kirchliche Zucht. (S. 851—893.)

Achtzehnter Vortrag. Christentum und Humanität.

1. Der größte Schmerz des Herrn auf seinem Leidensweg. 2. Undank der Menschheit durch den Kampf gegen das Christentum im Namen der Humanität. 3. Mißbrauch mit dem Wort Humanität; wahre Bedeutung des Wortes Humanität im Mund der Welt. 4. Verhältnis von Humanität und Christentum. 5. Humanität keineswegs rein äußerliche Bildung. 6. Humanität sittliche Läuterung durch innere Arbeit an sich selbst und äußere Zucht. 7. Humanität Veredelung des Geistes. 8. Humanität Achtung der menschlichen Würde in allen Menschen — Ständen — Völkern. 9. Humanität als Billigkeit im Recht. 10. Religion als Schutz der Humanität. (S. 894—922.)

Die schönen Künste im Dienst der Humanität und des Christentums.

11. Die große Bedeutung des Sinnlichen. 12. Das Schöne vom Standpunkt der natürlichen Ästhetik und Humanität. Ob Kunst Selbstzweck? Moral und Ästhetik. 13. Die Grundregeln für die christliche Ästhetik. 14. Ob die christliche Kunst ihre Aufgabe schon gelöst hat? 15. Musik. 16. Drama und Theater. 17. Epos. 18. Lyrik. 19. Beredsamkeit. 20. Bildhauerei. 21. Malerei. 22. Baukunst. 23. Verbreitung des Geschmackes unter dem Einfluß der kirchlichen Kunst. 24. Die Renaissance. 25. Aufgabe der christlichen Kunst. (S. 923—1041.)

Vierte Abteilung.

Das christliche Leben.

Neunzehnter Vortrag. Die Wiedergeburt.

1. Ein erschütterndes Beispiel der Umwandlung. 2. Ehrenhaftigkeit und Schwierigkeit der Erneuerung. 3. Welche Großtat der Übergang zu einem neuen Leben ist. 4. Was der Mensch dabei in sich selber zu überwinden hat. 5. Die Ver-

setzung in die übernatürliche Ordnung Sache der Gnade. 6. Aufhebung der Zerrüttung der Natur mit menschlicher Mitwirkung. 7. Die Folgen der persönlichen Sünde. 8. Christ zu werden ist deshalb so schwer, weil es schwer ist, Mensch zu werden. Wie man mit der Natur umgehen muß, um Mensch zu werden. 9. Abtötung. 10. Aufhebung eines dreifachen Übels- und Vereinigung von Natur und Übernatur, von Christ und Mensch. 11. Inbegriff der Wiedergeburt. 12. Wiedergeburt Werk des Augenblicks für die Ewigkeit. (S. 1045—1063.)

Zwanzigster Vortrag. Das übernatürliche Leben.

1. Die Frage, was Leben heißt, schwer zu beantworten und selten richtig beantwortet. 2. Leben als Tätigkeit. 3. Menschenwürdiges, natürliches Leben als geistige und sittliche Tätigkeit. 4. Grundlegung des übernatürlichen Lebens. 5. Bewahrung, 6. Wachstum des übernatürlichen Lebens. 7. Einigung des natürlichen und des übernatürlichen Lebens. 8. Mittel, übernatürlich zu leben. 9. Die drei Stufen zum übernatürlichen Leben. 10. Die drei Stufen des menschlichen Lebens überhaupt. (S. 1064—1093.)

Einundzwanzigster Vortrag. Das Glaubensleben.

1. Das Glück eines katholischen Kindes in seinem Glauben. 2. Der Glaube im Verstand: Weite des Gesichtskreises, Idealität, Weisheit. 3. Der Glaube im Herzen: Großherzigkeit, Großmut, Begeisterung. 4. Der Glaube im Willen: Die Kraft des Glaubens. 5. Dreifache Art des Glaubens. 6. Dreifache Art des Glaubenslebens. 7. Der Geist des Glaubens. (S. 1094—1117.)

Zweiundzwanzigster Vortrag. Das kirchliche Leben.

1. Erziehung und Leben. 2. Jede Erziehung durch äußere Mittel. 3. Machen die Wände zu Christen? 4. Christentum und Kirche, Religiosität und Kirchlichkeit, religiöses und kirchliches Leben. 5. Die Schatzkammer Christi und der Christen. 6. Kirchlichkeit als Übung der sozialen, sittlichen und übernatürlichen Tugenden. 7. Die Kirche die Schule für das irdische Leben, 8. für Zeit und Ewigkeit. (S. 1118—1138.)

Dreiundzwanzigster Vortrag. Das Gebetsleben.

1. Das Geheimnis der Sprache. 2. Das Gebet die Sprache des Christen. 3. Das Gebet etwas Neues in der Welt: die Scheidewand zwischen Christentum und Welt. 4. Gebet die Sprache des Lebens, vom Wort Gottes selbst gelehrt. 5. Gebet und das inner-

liche Leben. 6. Gebet und das religiöse Leben. 7. Gebet und das geistliche Leben. 8. Die Kraft des Gebetes im Druck des Lebens. 9. Das Gebet und die Anliegen des irdischen Lebens. 10. Das Gebet als soziale Tätigkeit. 11. Das Gebet als Zeichen des christlichen Lebens. 12. Das Gebet als Kennzeichen des echten christlichen Geistes und der wahren Kirche. (S. 1139—1170.)

Vierundzwanzigster Vortrag. Die Liebe.

1. Der große Umfang der christlichen Gebote. 2. Liebe das Band aller Gebote. 3. Liebe wenig in der Welt gekannt. 4. Liebe als Leidenschaft oder Affekt. 5. Liebe als natürliche Tugend. 6. Liebe als Tugend auf bloß natürliche Beweggründe hin und zum bloß natürlichen Menschen schwer. 7. Die übernatürliche Liebe zu Gott und zum Nächsten. 8. Die Liebe der übernatürlichen Ordnung als Inbegriff und Vollendung aller natürlichen Tugend. 9. Liebe als Ziel unseres ganzen sittlichen Strebens. 10. Wie man die Liebe findet. (S. 1171—1197.)

Fünfundzwanzigster Vortrag. Der Christ.

1. Wie die Welt über den Menschen urteilt. 2. Die menschlichen Erklärungsweisen über die Entstehung des Christentums. 3. Die Welt unfähig, über den christlichen Geist zu urteilen. 4. Die Männer der Gnade oft die schwächsten nach der Natur. 5. In der Schwäche der Natur zeigt Gott am liebsten die Macht der Übernatur. 6. Zum Christen gehört vor allem die Aneignung des Übernatürlichen; 7. dann aber auch volle Erfüllung aller menschlichen Pflichten. 8. Aufgabe des Christen Einigung von Natur und Übernatur. 9. Einfachheit und 10. Schwierigkeit dieser Aufgabe. 11. Christus und der Christ: Nachfolge Christi und ihre Abstufungen. 12. Die Aufgabe und Ehre des Christen. (S. 1198—1226.)

Sechsundzwanzigster Vortrag. Das Ende.

1. Der Welt Lauf und Lohn. 2. Die Erziehung der Menschheit im Alten Bunde und ihr Lohn. 3. Die Erziehung des neuen Menschen durch Christus. 4. Die Aufgabe des Christentums. 5. Die Lage des Menschen bei Lösung der Aufgabe des Christen. 6. Das Ende entscheidet. (S. 1227—1248.)

Namen- und Sachregister. (S. 1249.)

Dritte Abteilung.

Die Erziehung zum christlichen Leben.

Dreizehnter Vortrag.

Die Bildung des Geistes.

1. Künstler und Ästhetiker versichern uns, die Kunst sei ein Ausfluß göttlicher Begeisterung. Uns kostet es wenig Mühe, das zu glauben. Denn so verstehen wir, warum die Zahl der wahren Künstler und der echten Kunstwerke so klein ist. Dafür haben wir aber auch vor jedem Werk, das den Stempel unverfälschter Kunst an sich trägt, eine sehr hohe Achtung, um nicht zu sagen, eine Art heilige Scheu.

Der Künstler, insbesondere der Schriftsteller, der Dichter und der Redner, hat eine große Aufgabe. Er soll die tiefsten Wahrheiten und die erhebendsten Beweggründe für jeden faßlich, begeisternd und veredelnd darstellen, er soll ein wahrer Prophet Gottes sein. Nie sollte er darum anders an die Arbeit schreiten als der Engel der Kunst, Fra Angelico, der erst dann zum Pinsel griff, wenn er sich nach Gebet und innerer Sammlung vom Geist Gottes berührt fühlte. Würden die Jünger der Kunst, die Meister der Feder und des Wortes stets so arbeiten, daß sie der Welt nur das künden, was sie zuvor, in Gott versenkt, im Geist geschaut haben, so würde die Kunst nicht das sein, was sie leider größtenteils ist, eines der feinsten Verführungsmittel, sondern das, was sie sein soll, ein Mittel, um Erde und Himmel einander näher zu bringen.

Darum noch einmal: deshalb sind wahre Kunstwerke so selten, weil es den wenigsten Künstlern gelingt, den meisten nicht einmal darum zu tun ist, den Geist Gottes mit dem

sinnlich Schönen zu vermählen. Wo dagegen nur ein Hauch wahrhafter Kunst weht, da soll es der Menschheit zu Mute sein, als ob Gott im Schatten durch ihre Mitte schritte und ihr einen Blick in das verschlossene Paradies eröffnete.

Dieser Gedanke muß, wie uns wenigstens scheint, jedem klar werden, wenn er vor den Zeichnungen zur Schöpfung von Michelangelo steht. Wir gehören sonst nicht gerade zu den unbedingten Bewunderern dieses Meisters. Aber wie Balaam seine Zeiten der Inspiration hatte, so erfaßt manchmal ein höherer Geist, fast möchte man sagen, eine göttliche Eingebung auch den Künstler, selbst wenn sich dieser sonst mitunter den Absichten Gottes fremd, ja feindselig gegenüber stellt. Jedenfalls möchte man glauben, es habe sich etwas von dem Geist, der den Propheten Gottes mit so unnachahmlicher Kraft und so unerreichbarer Einfachheit über die Schöpfung berichten ließ, auch dem Künstler mitgeteilt, als er sich anschickte, in der Sixtinischen Kapelle diese Tat Gottes den Menschen sichtbar vor Augen zu stellen.

Da liegt der Leib des ersten Menschen auf der Erde, von der er genommen ist, fertig und doch nichts, in jedem Zug die Meisterschaft der Hände Gottes verkündend, aber seines belebenden Hauches entbehrend, formvollendet und leer, in wunderbarer Schönheit kalt und schlaff wie eine mitten in der emporblühenden Jugendfrische erstarrte Schönheit, wie das halbe Leben der geschlossenen Blume in der Nacht, wie der Schlaftrunkene, der vergebens nach Fassung und Kraft und nach dem hellen Licht des Gedankens ringt — so recht ein sprechendes Bild jener Kunstschöpfungen, denen nichts fehlt als das Leben, weil der Künstler alles in sie zu legen verstand, nur eines nicht, den Geist. Aber nun schwebt der Herr des Lebens heran, der Vater der Geister[1], auf den Flügeln des

[1] Hebr 12, 9.

Sturmes. Und kaum hat sein Finger den des Lichtes und des Lebens Entbehrenden berührt, kaum hat ihn sein Hauch erwärmt, da erhebt sich dieser frei und mächtig seiner selbst vom Boden und steht voll Geist und Selbstbewußtsein hoch und aufrecht auf der Erde als Herr der Welt und als Gottes Ebenbild, mit einem Wort, als lebende Seele[1]. Die Schöpfung ist vollendet, Gott gibt sich zur Ruhe von allem Werk, das er gemacht[2], denn der Geist, der von Gott ausgegangen ist, hat sich der Natur vermählt, und durch ihn, wenn er seiner Bestimmung folgt, kehrt alles, was aus Gottes Wort hervorgegangen ist, wieder zum Herzen Gottes zurück.

2. Das ist die Geschichte von der Schöpfung, vom Anfang der Menschheit. Es ist auch die Geschichte von der Entstehung des Christentums, oder was dasselbe besagt, von der Wiederherstellung der Menschheit.

Wer die Zustände in der Welt um die Zeit der Cäsaren zum Gegenstand der Untersuchung macht, dem drängt sich das Bild eines Leichnams auf. Doch so weit ist es noch nicht gekommen. Wir haben einen von Wunden bedeckten, mit Aussatz übersäten Leib vor uns, der noch immer manche Züge ursprünglicher Hoheit und Kraft an sich trägt. Aber gerade sie machen es uns klar, daß er einer furchtbaren Zerrüttung anheimgefallen ist. Nur eines tröstet uns: es ist wenigstens noch nicht die letzte Regung des Lebens gewichen. Unwillkürlich erinnern wir uns an das Bild Adams, wie es uns der Künstler vor Augen stellt. Wenigstens umschwebt es ihn wie eine dämmerige Ahnung des Lebens. Gelähmt liegt er vor uns. Gleichwohl macht er den Eindruck, als ob er mit allen Fibern nach jenem Geist zitterte, der ihn allein erneuern und heilen kann.

---

[1] 1 Kor 15, 45.
[2] Gn 2, 2.

Das ist nicht unsere eigene, willkürliche Meinung. Die denkenden Geister um Christi Zeit haben den Zustand der damaligen Welt genau so geschildert. Wir leben nicht, sagen sie, und möchten leben und finden keinen Weg zum Leben. Wenn sich nicht eine gnädige Hand nach uns ausstreckt und uns aufrichtet, so müssen wir aufs Leben verzichten[1].

Sie hatten ihre Lage nicht zu düster beurteilt, nicht zu viel von sich gesagt. Das entsetzliche Wort, womit die Kulturgeschichte der gefallenen Menschheit eingeleitet wird, das schwere Wort Gottes: Mein Geist soll nicht ewig im Menschen leben, denn er ist Fleisch[2], es ist wirklich das Programm der ganzen Weltgeschichte bis auf Christus. Wenn je ein Wort der Schrift Bestätigung durch die Geschichte von Jahrtausenden gefunden hat, so ist es dieses. Mehr und mehr wich Gottes Geist vom Menschen, und in demselben Maß fuhr auch das Fleisch fort, seinen Weg auf der Erde zu verderben[3]. Zwar ist der Geist des Menschen unsterblich. Ganz diesen göttlichen Funken zu erlöschen, ist keiner Verderbnis möglich. Aber das hat die Menschheit wohl verstanden, ihn so in das Irdische zu versenken, daß sie es zu vollem Recht verdiente, wenn der Geist Gottes den tadelnden Namen Geist des Fleisches gebraucht[4].

Wir verkennen gewiß nicht die Großtaten der antiken Helden, nicht die Geistesanstrengungen der alten Denker. Aber jede Tat und selbst die größte Leistung des Verstandes erlangt ihren eigentlichen Gehalt, ihr wahres Leben durch die Absicht, die sie beseelt. Nicht die Mühe, die etwas kostet, sondern das Ziel, auf das es sich richtet, entscheidet darüber, was es bedeutet und was es wert ist. Fragen wir aber, aus welchen Gründen jene alten, gefeierten Größen so vielen Gefahren ge-

---

[1] Siehe II[3], 20, 6, S. 837 f. [2] Gn 6, 3.
[3] Gn 6, 12. [4] Nm 16, 22; 27, 16. Job 12, 10.

trotzt, zu welchen Zwecken sie so große Anstrengungen der Tat und des Geistes auf sich genommen haben, so finden wir — wir können nun einmal nichts gegen die Wahrheit — wenig, was uns tröstet und erhebt. Fast immer ist das, was sie treibt, sie machen daraus selber kein Hehl, wo nicht niedrige Gewinn- und Herrschsucht, so gewiß die schnöde Ruhmbegierde. Darin besteht der ganze Geist, der ihre Mühen und ihre Opfer beseelt. Der mächtigste Antrieb, den sie kennen, ist, sich die Erde eigen zu machen, der höchste Flug, den sie nehmen, ist die Absicht, ihren Namen über die Erde auszubreiten.

Lebend auf der Erde, wie angewurzelt, ja nur zu oft wie vergraben in die Erde, lebend für die Erde, keine andere Unsterblichkeit erstrebend als die, daß nach ihrem Verschwinden noch eine kurze Erinnerung an sie auf der Erde zurückbleibe, kennen, denken, suchen sie nur die Erde. Sie leben auf der Erde, sie nisten sich ein auf der Erde, sie sind zufrieden mit der Erde. Wer etwas Höheres und Weiteres sucht, für den haben sie nur Spott und Verachtung. Was fällt doch diesen Christen ein! ruft Cäcilius, der Heide, unmutvoll aus. Da bilden sich Leute ohne Bildung, die kaum das irdische Leben verstehen, in allem Ernst ein, sie wollten Überirdisches begreifen. Ihr törichten Christen, wenn ihr einen Funken von Verstand und Ehrgefühl habt, laßt diese Träumereien! Was stöbert ihr in allen Winkeln am Himmel und auf der Erde herum? Was braucht denn der Mensch mehr, als daß er den Boden vor sich sieht? [1]

Das ist der echteste, naturgetreue Ausdruck des Geistes, der das Heidentum beseelte, falls der Ausdruck Geist hier anders am Platz ist. Wenn die Heiden das selber von sich gestehen, sollen wir sie dann zu einer Höhe erheben, an die sie am wenigsten denken? Soll es dann ungerecht sein, ihnen ein

[1] Minucius Felix, Octav. 12.

Leben nach dem Geist abzusprechen? Geist der Erde, Geist des Fleisches, Geist der Vergänglichkeit, ja, der mag ihnen zugegeben werden. Wer ihnen aber höheren Geist beilegt, der mag zusehen, ob er selber weiß, was Geist ist! Die Alten hätten ohne Zweifel gelächelt, hätten sie die Versuche ihrer heutigen Anbeter geschaut, die Versuche, ihnen einen Ruhm beizulegen, den sie nicht einmal wollten. Der einzige, soviel wir sehen, der wenigstens eine Ahnung davon hatte, was Geist ist und was der Geist aus dem Menschen machen sollte und könnte, ist Plato. Und selbst dieser Einzige weiß — es ist der höchste Gedanke, wozu sich die alte Philosophie erschwang — vom Geist, wie er ihn in seiner Umgebung kennen gelernt hat, nur das niederschlagende Wort zu sagen, daß dieser im Fleisch wie in einem Kerker gefangen und begraben liege[1].

Nicht Leben nach dem Geist, nein, Versunkenheit des Geistes in das Irdische, im günstigsten Fall eine matte Sehnsucht des Geistes nach Befreiung aus der Gefangenschaft im Fleisch, das ist alles, was wir als Endergebnis der höchsten Kultur in der Welt vor Christus finden.

3. Das ist ein hartes Urteil, aber die Tatsachen bestätigen es. Es genügt, einen Blick in jenes Gebiet zu tun, auf dem diese Frage am sichersten entschieden werden kann.

Welcher Geist eine Gesellschaft oder eine Zeit beseelt, das ergibt sich am deutlichsten, wenn man untersucht, was sie für *Geistesbildung* ansieht und wie sie danach die Erziehung einrichtet.

Wir reden von Erziehung und Geistesbildung. Eine Heranbildung, die nicht auf Bildung des Geistes ausgeht, also eine Abrichtung einzig zu körperlicher Kraft und Geschmeidigkeit oder zu soldatischer Tüchtigkeit verdient überhaupt nicht den Namen Erziehung[2].

---

[1] Plato, Phaedo 29, p. 82 e.

[2] Vgl. Xenophon, Cyropaed. 1, 2, 2.

Derart war die Dressur, die den Knaben in den gerühmten persischen Schulen, den ersten Staatskindergärten und Staatskinderbewahranstalten, zu teil wurde. Von eigentlichem Unterricht in den Wissenschaften war daselbst kaum die Rede. An sittliche Läuterung dachten die Perser so wenig als irgend ein Volk des Altertums. Sie hatten nichts weiter als drei Dinge im Auge: die Knaben gut reiten, sicher schießen zu lehren und ihnen die Neigung zum persischen Ur- und Nationallaster, zum Lügen, abzugewöhnen [1].

Vielleicht noch um etwas tiefer stand die angebliche Erziehung in Sparta. Man rühmt allerdings, heute wieder mehr als je, die Erziehungskunst dieses Staates. Er habe es verstanden, freie Geister und ein kräftiges Volk zu bilden. Sicher hat das Bestreben, dem Staat starke Schildträger und Haudegen heranzuziehen, dem Lykurgos Maßregeln eingegeben, die vortrefflich genannt werden müssen, wenn der Mensch zu nichts Höherem auf Erden ist, als um zu schlagen und sich schlagen zu lassen. Aber gerade hier können wir auch am besten beobachten, wie bei derartigen Erziehungsplänen der Geist fährt. Nicht genug, daß die heiligsten Familienbande durch diese Erziehungsmethode zerrissen wurden, nicht genug, daß man zu Abhärtungsmitteln für die Knaben griff, die nicht anders denn grausam genannt werden können, leitete man sie sogar zum Diebstahl und zur Lüge und zu jeder Art von Verschmitztheit an, nur um sie für den Krieg und für jede Verwendung zum politischen Vorteil des Vaterlandes recht findig zu machen [2]. Ja man ging so weit, daß man, um ein wehrhaftes Geschlecht zu erhalten, die Mädchen [3] und — man sollte es nicht glauben, wäre es uns nicht ausdrücklich bezeugt —

[1] Herodot. 1, 136, 2. Strabo 15, 3, 18. Xenophon, Cyropaed. 1, 2, 6 ff; Expedit. 1, 9, 3 ff.

[2] Plutarch., Lycurg. 17, 4.

[3] Theocrit. 18, 22 ff. Plutarch., Lycurg. 14, 3 ff.

selbst die Frauen[1] anhielt, öffentlich zu turnen, und zwar zu turnen nach griechischer Art und unter militärischem Kommando. Eine ärgere Verkennung der Zwecke, welche die Erziehung verfolgen soll, und der Rechte, welche sie einräumt, läßt sich schwer ersinnen. Diese Verblendung trug denn auch Früchte, von denen besser nicht zu sprechen ist. Daß man an Wesen nach Art der spartanischen Turnmädchen und Turnfrauen alles suchen dürfe, nur nicht den Geist jungfräulicher Züchtigkeit, weiblicher Sittsamkeit und häuslicher Tugend, das sprachen sogar die übrigen Griechen mit Abscheu aus, die wahrlich in diesem Stück nicht eben zarte Nerven hatten[2]. Der einzige Domitian vermochte es, sich für eine solche Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes zu begeistern[3].

Sonst hat das Altertum an Erziehung wenigstens einigermaßen höhere Anforderungen gestellt. Freilich blieb es überall bei einer sehr dunkeln Einsicht in das, was zur Erziehung gehört, und bei dem schwachen Wunsch, es besser zu machen als in Sparta.

Das gilt ganz besonders von Athen. Fragen wir nach den Idealen der Geistesbildung, die hier verfolgt wurden, so können wir unsere Erwartungen kaum tief genug herabstimmen, um nicht allzusehr betrogen zu werden. Wie es in Wirklichkeit stand, das mögen wir daraus ermessen, daß der erste Staatsmann Athens, einer der gewaltigsten Geister des Altertums, der große Perikles, die Erziehung des begabtesten aller athenischen Knaben, des Alcibiades, der ihm als Mündel anvertraut war, vollständig vernachlässigte[4]. Er überließ dieses Geschäft

---

[1] Aristoph., Lysistr. 82. Xenophon, Laced. 1, 4.

[2] Plato, De leg. 1, p. 637 b; 6, p. 781 a b. Aristot., Rhetor. 1, 5, 6; Polit. 2, 6, 5. Euripides, Andromache 595 ff. Iuvenal. 6, 252. Corn. Nepos, Praef. Diodor. 1, 81, 7.

[3] Sueton., Domitian. 4.

[4] Plato, Alcibiades 1, 14, p. 118 e.

einem Sklaven, einem verachteten Ausländer, dem Thrakier Zopyrus, der ihm um seines hohen Alters willen zu andern Diensten unnütz geworden war[1]. Kein Wunder, daß Sokrates von diesem Jüngling, der doch sein Liebling war, sagt, er sei, obwohl nahezu zwanzig Jahre alt, dennoch ohne alle und jede Bildung und Zucht[2].

Was aber hier von dem größten der Griechen gesagt wird, das gibt Plutarch überhaupt als Regel an: aus Sparsamkeit und Gleichgültigkeit sei meist der unbrauchbarste aus allen Sklaven, oder einer, der wegen seines Hanges zum Essen und zum Trinken dem Herrn am teuersten zu stehen gekommen sei, als Erzieher aufgestellt worden[3].

Allerdings befahlen die Gesetze jedem Athener, seine Kinder zu tüchtigen Staatsbürgern heranzuziehen[4]. Aber was mochten die Alltagsmenschen dabei denken, wenn selbst ein Plato, der mehr über die Ausbildung der Jugend nachgedacht hat als alle Athener miteinander, ein Plato, der doch als Ziel der Erziehung nicht äußerlichen Schein, sondern wirkliche Aneignung der Tugend hinstellt[5], wenn sogar Plato, sagen wir, den gesamten Unterricht in zwei Dinge zusammenfaßt: Turnen für die leibliche und Musik für die geistige Bildung![6]

Hier, wir müssen es sagen, hier enthüllen sich die schönen Reden der Welt von Geist und geistiger Bildung als leere Phrasen. In Wahrheit nahm selbst in Athen, allen Philosophen und Philosophenschulen zum Trotz, die äußere Dressur des Turnens, des Ringens, des Wettlaufens, des Schwimmens und dazu etwas Musizieren und Fabulieren fast alle Sorge und Zeit in Anspruch.

---

[1] Ebd. 1, 17, p. 122b. Plutarch., Lycurg. 16, 5.
[2] Plato, Alcibiades 1, 18, p. 123d.
[3] Plutarch., De liberis educ. 7.
[4] Plato, Crito 12, p. 50d.
[5] Plato, Republ. 3, p. 402b ff. [6] Ebd. 2, p. 376c.

Die Griechen sind nicht umsonst die Lieblinge und das Ideal unserer sog. Gebildeten geworden. Waren sie doch so recht jenes Volk der schönen, oberflächlichen Äußerlichkeit, bei dem einer, um den Ruf eines feinen, gebildeten Mannes zu genießen, nur als galanter Tänzer oder Deklamator in eleganter Haltung, mit gewandter Zunge und schlagfertigem Witz aufzutreten brauchte. Ganz diesem Zug entsprechend sahen sie dann auch bei der Erziehung vor allem darauf, daß einer in der Gesellschaft anmutig plaudern und sich als Schöngeist und Kritiker ohne viel Besinnen über jede Frage auslassen, daß einer auf der Straße zierlich und ansprechend einhergehen lerne[1], nicht mit den Armen schlenkere[2], den Mantel hübsch um sich schlinge[3], nicht mit der Linken, sondern mit der Rechten esse[4], das Pökelfleisch nur mit einer, Fisch, Brot und Braten mit beiden Händen anfasse[5]. Zeigt er sich in diesen schwierigen und hohen Bildungskunststücken gewandt, so hatte er schon Zutritt in die feine Gesellschaft und eine Stimme in allen Kreisen, in welchen die Gebildeten den Ton angaben. Hatte er dann gar noch gelernt, die Zither zu schlagen, die Flöte zu blasen, aus Homer und Hesiod die bedenklichen Abenteuer des Zeus und der Aphrodite und ähnliche Ausgeburten einer befleckten mythologisierenden Phantasie, aus den gnomischen Dichtern einige allgemeine Lebensregeln und Schlagworte in zierlichen Versen aufzusagen, zu schreiben und zu zeichnen[6], dann galt er als Muster von Geistesbildung. Erst durch römischen Einfluß und infolge der Absicht, im Staat eine geachtete politische Stellung oder vielmehr ein einträgliches Amt zu erwerben,

---

[1] Plato, Charmid. 7, p. 159 b.
[2] Aeschines, C. Timarch. 25 ff.
[3] (Plutarch.,) Virtutem doceri posse 2.
[4] Plutarch., De liberis educ. 7.
[5] (Plutarch.,) Virtutem doceri posse 2.
[6] Plato, Republ. 3, p. 401 a.

wurde es in späteren Zeiten Sitte, zu den Gegenständen der höheren Ausbildung etwas Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, mitunter auch das Hospitieren bei irgend einem Professor der Philosophie und das Auswendiglernen einiger Gesetze [1] hinzuzufügen.

So tief lag die Erziehung selbst in Rom nicht danieder, wo doch gewiß die Kultur nicht so hoch geschätzt und nicht so viel im Munde geführt wurde als in Athen. Allerdings vernehmen wir auch hier die Klage, daß kein Ding dem Vater so wohlfeil zu stehen komme als die Erziehung seiner Kinder [2]. Indes legte man doch, in der Regel wenigstens, auf die Wahl des Erziehers einiges Gewicht. In besseren Zeiten und in edleren Familien betrachteten es manchmal die Eltern als ihre Ehrensache und Pflicht, ihre Kinder selber zu bilden. Solches rühmt man von Cornelia, der Mutter der Gracchen, von Aurelia, der Mutter Cäsars, und von Atia, der Mutter des Augustus [3]. Auch Cato der Ältere machte den Lehrer seines Sohnes, freilich teils aus Geiz teils aus Stolz, weil er nicht wollte, daß der hoffnungsvolle Junge von einem unebenbürtigen Lehrer an den Ohren gezogen werde [4]. Selbst Augustus ließ sich die Erziehung seiner Kinder sehr angelegen sein, weshalb er sie, vermutlich um ihren Ehrgeiz zu wecken, zugleich mit einer Menge fremder Kinder unterrichten ließ [5]. Man verwahrloste also in Rom die Erziehung der Kinder wenigstens nicht grundsätzlich wie in Griechenland.

Aber auch hier brachte es der irdische Sinn des Römers mit sich, daß seine Erziehung sich fast ganz auf das beschränkte [6], was unmittelbaren Nutzen versprach, oder was die künftigen Staatsbürger dazu vorbereitete, eine öffentliche Stellung mit

[1] Lucian., Anacharsis (49) 22. Iuvenal. 14, 192 ff.
[2] Iuvenal. 7, 186 ff. [3] Tacit., Orat. 28.
[4] Plutarch., Cato 20, 6 7. [5] Sueton., August. 48.
[6] Cicero, Dialog. orator. 1, 34.

Würde und Anstand auszufüllen[1]. Die römischen Schriftsteller selbst heben es als das Kennzeichen ihrer Erziehung hervor, daß sie durchaus auf den Nutzen, und zwar auf das berechnet sei, was im öffentlichen Leben nützlich sein könne[2]. Von wirklicher Bildung des Geistes und des Herzens war in Rom keine Rede, schon darum nicht, weil niemand in diesem harten Volk lebte, der gewußt oder auch nur geahnt hätte, was Herz und was Geist ist.

Demgemäß dürfen wir ohne Gefahr der Ungerechtigkeit behaupten, daß man im Altertum von Geist nicht wohl sprechen kann. Regelmäßig bietet das wirkliche Leben nicht viel von den hohen Dingen, mit denen die Pädagogik großtut. Wenn nun aber diese selber schon nichts Höheres, nichts Geistiges kennt, wer sucht dann erst im Gewühl des Marktes etwas davon? Die Geschichte der Erziehung bei den Alten gibt uns darum das vollste Recht, unser Urteil aufrecht zu erhalten. Brauchbarkeit für irdische Zwecke, Geschick, sich auf der Erde heimisch einzurichten, einiges Wissen, einiges Sprechen, einige Fertigkeiten, kurz, Aneignung gewisser Kenntnisse und Künste, welche das Leben hier annehmlicher und einträglicher machen, und dazu äußerer Anstand und oberflächliche Eleganz, das war alles, was die Welt bis auf die Zeiten des Christentums unter Geist verstand, wenn man überhaupt berechtigt ist, dieses Wort in der Kulturgeschichte des Altertums anzuwenden.

4. Schon das bisher Betrachtete hat zu verschiedenen Malen den Gedanken nahegelegt, wie eng sich die antike und die moderne Pädagogik berühren. Die letztere macht auch nicht bloß kein Hehl aus dieser Tatsache, sondern sie rühmt sich dieser Verwandtschaft mit Stolz. Gerade darin erblickt sie ihre höchste Ehre, daß sie wieder zu den Idealen des Alter-

[1] Cicero, Pro Murena 10.

[2] Horat., Ars poet. 323 ff. Martial. 5, 56.

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

tums zurückgekehrt sei und sich vom Geist des Christentums losgesagt habe. Nur auf diesem Weg, behauptet sie entschieden, lasse sich das Ziel wahrer Kultur erreichen.

Darum heißt es allenthalben: Weg mit dem Katechismus aus der Schule! Was hat die christliche Religion mit Bildung gemein? Wer will mit Beten Menschen erziehen? Wozu dieser Kram von Glaubensformeln, mit dem eure Kirche die Geister belastet? Da ist es freilich kein Wunder, wenn eure Missionäre mit ihren Wilden, wenn eure Katecheten mit ihren Kindern so wenig Erfolge erzielen! Statt eure Wilden zuerst zu gebildeten, gesitteten Menschen umzuwandeln, lehrt ihr sie Vorstellungen und Gebete, die mit dem Leben und der Gesittung kaum etwas gemein haben[1]. Statt eure Kinder zu rechtschaffenen Menschen, zu gebildeten Bürgern, zu tüchtigen Müttern auszubilden, plagt ihr sie mit dem Einlernen von Sätzen so hoher Art, daß auch die in der Spekulation geübtesten Meister kaum fähig sind, sie zu erfassen. Darf eine so unfruchtbare Quälerei des Verstandes auch nur auf den Namen von Bildung Anspruch erheben?

Wir kennen diese Vorwürfe, wir hören sie ja oft genug. Wir erwidern aber ruhig: Diesmal ist das Verwundern an uns. Wozu das alles nützen mag? Nun, wenn es zu sonst nichts gut wäre, als um dem Menschen schon früh zu zeigen, daß es Dinge gibt, die höher sind als er, wenn es also zu gar nichts nützen würde, als um im Kinde bereits Demut und Bescheidenheit und dazu eine Ahnung vom Unendlichen und Sehnsucht nach dem Ewigen zu wecken, so wäre es schon darum allein unbezahlbar gut und wertvoll.

Es hat aber noch einen andern Zweck, und dieser ist in unsern Augen gerade der Hauptzweck. Wir haben keinen Grund,

---

[1] Marno, Reise in d. ägypt. Äquatorialprovinz 54 105 108. Rentzsch, Handwörterbuch der Volkswirtschaftslehre 208 ff.

ihn als Geheimnis zu behandeln. Warum wir überall, wo wir freie Hand haben, bei der Bildung des Menschen zuerst auf Kenntnis der Glaubenswahrheiten dringen und auf lebendige Übung der Religion das größte Gewicht legen, das hat seinen Grund darin, daß unsere erste Absicht die ist, den Geist zu wecken, den Geist zu schärfen, den Geist zu bilden.

Hiermit haben wir einen der beiden wesentlichsten Unterschiede zwischen der humanistischen und der christlichen Pädagogik berührt. Man wird wohl kaum irre gehen, wenn man sagt, daß die zwei Stücke, in denen sich die Erziehungsart der Kirche und der Welt am schroffsten gegenüberstehen, die Ansichten über die Bedeutung der Zuchtmittel und über die Wichtigkeit des dogmatischen, oder wie man meist sagt, des religiösen Unterrichtes sind. Die Verschiedenheit der Anschauungen über Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit strenger Zucht in der Erziehung wird zumeist davon bestimmt, ob man das Dogma von der Erbsünde annehme oder leugne. Davon werden wir später sprechen[1]. Die Entscheidung über den Wert religiöser Verstandesbildung aber hängt davon ab, ob man zugibt, daß der Mensch zuerst und zuletzt zu einem übernatürlichen Ziel bestimmt ist oder nicht.

Dieser so geistesstolze und doch so geistesarme pädagogische Rationalismus hat freilich nur ein verächtliches Lächeln, wenn die Großmutter dem Enkelchen vorsagt, daß man kein Stücklein Brot auf den Boden fallen lassen solle, weil es ein Geschenk Gottes sei, und daß man nur deshalb esse und schlafe und gesund und stark zu werden suche, damit man Gott dienen und seine Seligkeit erlangen könne, und er hält es für ärgerliche Verdummung des Volkes, wenn man um Schutz gegen Blitz und Regengüsse und Erdbeben beten läßt und den Donner

[1] Unten 17, 6.

als Stimme Gottes ausgibt. Begreiflich auch an einem System, das, wenn nicht Gott überhaupt, so jedenfalls das Hereinragen einer göttlichen Vorsehung in die sog. unveränderlichen Naturgesetze leugnet. Daher dieses Streben der modernen Pädagogik, in den Kindern möglichst früh den Glauben nicht bloß an das Übernatürliche, sondern an alles Höhere zu ersticken.

Kaum ist das Knäblein ein paar Jahre in der Schule, so lacht es schon die Mutter aus, weil sie beim Leuchten des Blitzes das Zeichen des heiligen Kreuzes macht. Aber Kind, sagt die Mutter, siehst du denn nicht, daß Gott dir droht, wenn du nicht brav bist? Ah was, sagt der weise Gelbschnabel, der Herr Lehrer hat gesagt, daß das alles nicht wahr ist. Das haben nur die alten Leute so, weil sie nicht wissen, woher das Wetter kommt. So, weißt du das? Natürlich weiß ich das, ruft der Kleine, reißt den Mund auf wie der junge Kuckuck im Nest, macht die Augen zu gleich dem Hahn, der seine ganze Weisheit auswendig kann, und beginnt im Tempo des Stechschrittes herabzuleiern: „Das Gewitter ist ein von elektrischen Entladungen begleiteter, aus schneller Verdichtung des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes entstehender atmosphärischer Niederschlag."

So überall. Das Leben ist für diese Opfer unserer Schulweisheit nichts weiter als das Resultat aller der Vorgänge, die man unter dem Namen Stoffwechsel bezeichnet. Der einzige Zweck, den sie anstreben, wenn sie essen oder trinken, ist, die Neubildung der Gewebe zu fördern und Sauerstoff zur Verbrennung verbrauchter Stoffe, zur Erwärmung und zur Regelung der Atmungsvorgänge zuzuführen. Und dabei streichen sich die Erzieher voll Stolz über den Magen, und die Eltern wissen sich kaum zu fassen vor Freude über die wunderbare Bildung ihrer hoffnungsvollen Nachkommen.

Nun fragen wir aber: Ist das Geist und kann da von Bildung des Geistes die Rede sein? Wir wollen gewiß

zugeben, was menschenmöglich ist, aber wo das Zugestehen seine Grenze erreicht hat, da können wir eben auch nichts mehr machen. Wir schweigen davon, daß das Kind solchen Wortschwall, den man ihm in der Schule eingetrichtert hat, kaum viel besser verstehen wird als der Star oder der Papagei zu Hause. Gesetzt aber das Unwahrscheinliche, es verstehe diese Phrasen, was weiß es dann? Genau ebensoviel, als wenn ich ihm mit verständlicheren Worten neckend sagen würde: Nun merk auf! jetzt will ich dir etwas sagen, das wird dich gleich um tausendmal gescheiter machen, als man jemals gewesen ist. Weißt du auch, warum du issest? Damit dich nicht hungere. Und weißt du, wann es donnert? So oft es blitzt; zu blitzen aber pflegt es gerne, wenn es heftig regnet. Sicher wird das Kind lachen und sagen: Ja, das habe ich zuvor schon gewußt! Da haben wir's aus dem Munde des Kindes selber! Mit all der Weisheit weiß es hernach gerade so viel als vorher. Worte, viele Worte, gelehrte Worte, dunkle Worte: was die Sache betrifft, hat es nichts gelernt. Und das soll Bildung des Geistes sein? Lauter Äußerlichkeiten, Oberflächlichkeiten, Kleinigkeiten, um nicht zu sagen, Kleinlichkeiten, aber nichts, was den Geist weckt, nichts, was den Geist hebt, nichts, was den Namen geistig und Geist verdient, es müßte nur der Geist des Dünkels und der Prahlerei sein!

Ja, dieser Geist wird von einer solchen Bildung trefflich gefördert. Sonst aber ist sie trotz alles Flitters und aller Gelehrttuerei herzlich geistlos. Man lehrt die Kinder von allem reden, aber wie! Man bringt ihnen den Glauben bei, daß sie alles verstünden, aber was! Die Glocken im Mond hören sie läuten, das Gras im Boden wachsen und die Mücke an der Wand niesen. Was Juno und Jupiter miteinander ausgemacht und wie unsere Vorfahren in der Gorillaperiode ihre Eicheln verdaut haben, das wissen sie genau. Wie man es aber anstellen muß, um zufrieden auf Erden zu leben und

andere glücklich zu machen, daß Eitelkeit häßlich, daß Unsittlichkeit eine Todsünde und Koketterie der Anfang zur Unsittlichkeit ist, daß das Elend des Menschen von seiner Genußsucht kommt und seine Unzufriedenheit daher, weil er sich keinen Wunsch versagen, seine Leidenschaften nicht abtöten und Gott kein Opfer bringen will, wer hat ihnen das gesagt?

Wäre ihnen das aber nicht notwendiger? Ist denn das gar so schwer zu begreifen, daß man die Bauernbübchen und die Stadtfräulein mit bloßer Naturkunde und Astronomie und Mythologie und Anatomie nicht bildet? Man wirft uns vor, daß wir mit unserer religiösen Erziehung keine tüchtigen Bürger, keine verlässigen Arbeiter, keine opfervollen Mütter bilden. Nun, wir brauchen uns hoffentlich über diesen Punkt nicht zu verteidigen. Wir fragen aber: Macht etwa unsere hochnasige Pensionatserziehung durch die Versenkung in die Reize antiker Statuen und moderner Dichter, durch den Besuch von Theatern, Konzerten und Museen, durch die Anleitung zur kunstgerechten Mißhandlung von Pianoforte und von Versen, macht sie sittsamere Jungfrauen, opferfreudigere Mütter, bessere Erzieherinnen und Hausfrauen?

Könnten wir also nicht die erhobenen Anklagen jenen, die sie uns am liebsten vorhalten, zehnfach aufs Haupt zurückgeben? Wir lassen das, aber wir antworten dieser ganzen modernen Pädagogik mit dem edeln alten Dichter:

So mancher an den Sternen sieht
Und sagt, was Wunders schier geschieht:
Sag' er mir lieber, 's ist näher dabei,
Was Krautes in seinem Garten sei.
Weiß er mir davon Kunde zu bringen,
So glaub' ich ihm auch in andern Dingen[1].

Man legt uns solche Äußerungen als Voreingenommenheit aus und meint, wir verdammten die weltliche Bildung einzig

[1] Freidank 19, 1 ff (Bezzenberger 84).

darum, weil sie von der Religion mehr oder minder absehe; wir sollten aber nicht verkennen, daß sie dafür in zeitlichen und irdischen Dingen um so Größeres leiste.

Mit diesem Vorhalt geht man weit irre. Wir bedauern freilich die Irreligiosität, die sich in der Erziehung breit macht. Allein wenn nur doch der Geist irdischer Verständigkeit mit dieser rationalistischen Bildung geweckt würde, dann wollten wir wenigstens ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie geht aber geradeso zu Grunde wie alles Übernatürliche.

Und wie sollte das auch anders sein, wenn die Erzieher selber auf der einen Seite sagen, nichts sei ihnen so unbekannt wie das Kind, und auf der andern Seite daraus die Schlußfolgerung ziehen, also müsse man eben das Kind von allen Seiten bearbeiten durch Anthropologie, Ethnographie, Anthropometrie, Pathologie, Physiologie, Psychologie, Neurologie usf., kurz, durch den ganzen Wust von unverdaulichen Wissenschaften, die man unter dem Namen Pädologie zusammenfaßt![1]

Hineingepfropft wird unermeßlich viel in unsere Kinder, nur schade, daß kein Mensch etwas Vernünftiges und Brauchbares aus ihnen herausbringt. Die armen Schlachtopfer stehen vor einem, recht wie das Sprichwort sagt, als wenn sie die Holzschuhe mit Stroh ausgepolstert hätten. Sie stecken von Wissen voll bis an die große Zehe. Greift man aber zu, so ist es eitel Stroh. Und bewegen können sie sich darin ebensogut als Schneewittchens böse Stiefmutter in ihren glühenden Pantoffeln. Kommen sie ins Sprechen, so denkt man an den Scherz: O dich und den Löffel wenn man nicht hätte, da müßte man rein die Suppe trinken![2] Handelt es sich aber ums Tun und um ein bißchen praktischen Mutterwitz, so muß man mit dem Schalk sagen:

---

[1] Revue des Revues VIII 396.

[2] Körte, Die Sprichwörter der Deutschen[2] 4961e.

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel[1].

Diese beiden Sätze sollte man eigentlich auf alle unsere Schulpaläste schreiben. Man hätte dann die Antwort des gesunden Menschenverstandes auf diese ihres Namens oft so unwerte Geistesbildung der Neuzeit.

Sprechen wir ernst in einer Sache von so furchtbarem Ernste! In dieser ganzen Bildungsweise ist wenig Geist, und deshalb wird auch der Geist nicht durch sie gebildet, und weil der Geist nicht, so auch nicht der Mensch.

Wir verwerfen gewiß kein Wissen, das anders gesund und erlaubt ist, das am rechten Platz ist, das nicht höhere Zwecke hindert. Aber gerade diese drei Voraussetzungen treffen bei der herrschenden Bildung nicht allzuviel zu. Was man da lehrt, führt den Geist oft nicht einmal bis an sich, geschweige erst in sich oder vollends über sich. Und wo diese drei Bedingungen nicht erfüllt werden, da ist von Bildung des Geistes keine Rede.

Niemand leugnet, daß der rationalistische Unterricht neben manchem Gefährlichen und vielem Unnützen auch viel Treffliches lehrt. Aber soll damit wirklich die ganze Aufgabe der Geistesbildung erschöpft, soll damit alles gelehrt sein, was der Mensch zu lernen notwendig hat, wenn man ihn über die Bestandteile und die Verwendbarkeit des Düngers, über das Skelett des Fisches und die hauptsächlichen Giftpflanzen unterrichtet und ihm vollends noch einige französische oder lateinische Ausdrücke beigebracht hat? Wer ist so kurzsichtig, um zu verkennen, wie wenig und wie oberflächlich das alles ist?

Die alte Schule hat vielleicht manchmal über dem, was jedem zu wissen notwendig ist, das verabsäumt, was manchen

[1] Goethe, G. W. II (1827) 266. Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen II 141 f, Nr 253.

zu wissen von Nutzen werden kann. Aber der leicht zu hebende Schaden dieses Systems hält keinen Vergleich aus mit den unermeßlichen Nachteilen der Neuschule, die uns mit dem nächsten, handgreiflichen Warum das höchste und einzige Warum und Wozu verbirgt, und über den oft so untergeordneten, so kleinlichen und so ungewissen vorübergehenden Zwecken von ein paar Sandkörnern den einen letzten Zweck des Alls wie aller Einzelnen vergessen läßt, also gerade das, ohne dessen Kenntnis keiner gut und glücklich werden kann.

Dagegen gehalten ist es noch der geringere Schaden, obschon auch dieser an sich groß genug ist, daß durch diese Überladung mit Nebenwerk der Geist auch in Bezug auf die Lösung seiner irdischen Aufgabe ungeschickt und unfähig gemacht, ja sogar um solides, brauchbares Wissen betrogen wird. Dieses System des Vollpfropfens ist auf dem Gebiet der Geistesbildung ganz dasselbe, was das Rokoko in der Kunst war, ein System der Systemlosigkeit, der Triumph der Stillosigkeit. Unter lauter Nebensachen erstickt der Leitgedanke. Die Zutat gilt hier ebensoviel wie die Hauptsache, von Maßhalten ist keine Rede. Was nur irgend ein Viel- oder Wenigwisserlein gesagt, was ein Lesevielfraß irgendwo gefunden, was ein Anekdotenjäger gehört hat, das muß in den Kopf der armen Kinder hineingestopft werden, und sollten die Gehirnnäte platzen. In alten Zeiten hat man Stillosigkeit für ein Zeichen von Halbbildung und Maßlosigkeit für Unbildung angesehen. Heute glaubt man zu bilden, wenn man das Kind wie einen Papierkorb behandelt. Kein Wunder, daß das Wissen des heranwachsenden Geschlechts die Unordnung eines wirren Papierhaufens und sein Denken entweder die stille Ergebung des Pergaments oder ein Rachekrieg gegen die Gesetze der Logik ist.

Auch nach dieser Seite hin hat das moderne System seinen Zweck vollständig verfehlt. M n ruft mit Recht nach ökono-

mischer Grundentlastung, nach politischer Steuerentlastung, damit die Gesellschaft nicht zu Grunde gehe. Wir rufen hier mit noch eindringlicherer Stimme nach pädagogischer Geistesentlastung für die Jugend, damit nicht bei dieser gewaltsamen Übermästung der gesunde Menschenverstand vom Schlage getroffen werde und der Geist dabei an Blutarmut zu Grunde gehe.

5. Nach alledem dürfen wir sagen, daß unter den Dingen, die am öftesten genannt und am wenigsten gekannt sind, Geist und Geistesbildung in erster Reihe zu nennen sind.

Wie viele Menschen gibt es, die sich ihr Leben lang auch nicht eine Minute um Geist bemüht haben, wie viele, denen es nicht den geringsten Schmerz bereitet, wenn sie den Geist in sich ausgelöscht[1], ja aus sich vertrieben haben! Verliert einer das Auge des Leibes, so ist er untröstlich, und alle Welt bedauert ihn. Wirft er aber töricht das Licht des Geistes, ja das Leben des Geistes von sich, so kann er lachen, und die Welt bewundert ihn als einen Mann von Mut und von Genie.

Also kann man den Geist auch verlieren? fragt zweifelnd, vielleicht auch höhnisch, manche Stimme. Leider nur zu leicht!

Diese Frage allein enthebt uns aller weiteren Beweise für unsere doppelte Behauptung, einmal, daß die Welt nicht viel von Geist kennt, und dann, daß man sich, wenn man Geist finden will, anderswohin wenden muß als an sie.

Geliebteste, sagt der Apostel der Liebe, trauet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister[2]. Mit dieser Warnung zeigt er, daß er die Welt kannte. O wie notwendig ist es, sich die Geister wohl anzusehen, ehe man sich ihnen anvertraut! Es sind viele Geister in die Welt ausgegangen, aber es sind nicht

[1] 1 Thess 5, 19. [2] 1 Jo 4, 1.

die rechten: große Geister, die nur im Fleische leben, Leute von Geist, die alle Welt um den Geist betrügen, wenn sie mit ihr verkehren, Menschen sogar, die sich geistlich nennen und doch völlig ungeistlich sind.

An Geistern ist kein Mangel, an Geist nur um so mehr. Da haben wir die Freigeister, die in blindem Fanatismus mit dem Kopf gegen jede Wand stürmen, an der sie ein Kreuz zu sehen glauben; da haben wir die starken Geister, deren ganze Kraft in der Kunst aufgeht, das Schwache zu zertreten und das Heilige zu besudeln; da haben wir die Schöngeister, die nichts verstehen als die Kunst, das Laster zu vergolden und aus dem Schönen vergifteten Honig zu bereiten: drei Klassen von Geistern, deren Überhandnehmen stets den Niedergang und die nahende Auflösung einer Kultur bezeichnet.

Regelmäßig steht damit in Verbindung das Auftreten einer vierten Klasse von Geistern, die man ebenfalls mit Mißtrauen betrachten muß, wir meinen die Geistreichen. Wenn diese in Mode kommen und Gegenstand besonderer Wertschätzung werden, so bedeutet das im Kulturleben dieselbe Entartung eines Volkes, wie wenn der Gebrauch von gebrannten Geistern zur Epidemie wird. Was diesen ihren prickelnden, betäubenden Reiz verleiht, das ist dasselbe, was sich aus jedem Vorgang der Fäulnis auf dem Friedhof oder auf der Düngerstätte entwickelt. So ist auch das Überhandnehmen der Geistreichigkeit ein Zeichen von Zersetzung der Kultur. Die letzten Zeiten Griechenlands seit Perikles, so fruchtbar an Philosophen und Hetären, deren Bonmots uns Diogenes Laërtius und Athenäus aufbewahrt haben, die formvollendeten Verhimmelungen der niedrigsten Laster in der Hochzeit der Humanisten, die blendenden Witze und Calembourgs der französischen Salons und bureaux d'esprit unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., die englischen Höllenklubs seit Karl II., das Leben in der großen Gesellschaft und das Gebaren der tonangebenden Literatur von

heute, das alles beweist diese traurige Wahrheit leider mehr, als gut ist.

Man darf wohl die Mehrzahl der eben genannten Erscheinungen als Beleg dafür gebrauchen, daß Geist und geistreich miteinander wenig zu schaffen haben. Vielmehr kann man im Hinblick auf sie mit gutem Gewissen behaupten: Je geistreicher, je geistloser; je blinkender, je oberflächlicher. Über Schwierigkeiten fahren diese Geistreichen hinweg wie der Hahn über glühende Kohlen. Mit der Wahrheit und mit Beweisen nehmen sie es leichter als der Wolf mit dem Lamm. Kommt es aber auf blendende Einfälle, auf paradoxe Wendungen, auf überraschende, kecke Abfertigung des ehrlicheren Gegners an, da stellen sie ihren Mann.

Traurig, daß es solche Leute gibt. Aber niederschlagend ist es, daß gerade sie die Welt für sich haben. Dem Gründlichen geht man aus dem Weg und schilt ihn einen langweiligen Pedanten. Den Geistreichen überschüttet man mit Ruhm und Stellen, wenn schon seine Worte und Werke wie Butter vor der Sonne bestehen. Ein Zeichen, daß Ernst und Gründlichkeit von uns gewichen sind, daß Mutwille und Verwegenheit mehr Gewicht haben als Tiefe und Zucht des Gedankens. So verderben wir einer den andern und lassen uns wieder verderben. Wie soll man einem seine Oberflächlichkeit verdenken, wenn er weiß, daß er unter solcher Umgebung mit blendendem Schein mehr Aufsehen zu machen Hoffnung hat, als wenn er sich die Wahrheit sauer werden ließe? Und wie soll es um uns alle wieder besser werden, wenn wir in diesem Stück unsere Modemeinungen und unser Betragen nicht ins gerade Gegenteil umkehren?

Darum dürfen wir nicht müde werden zu wiederholen: Weg mit dieser Liebhaberei zum Geistreichen, damit wieder Geist unter uns auflebe! Der Geistreiche ist ähnlich jenen künstlichen Schaumweinen, die sehr häufig um so mehr Zu-

spruch finden, auf je schwächeren Naturwein sie gefüllt sind. Was ihnen ihren Reiz verleiht, das ist nicht ihre Stärke, sondern der entweichende, sich verflüchtigende Geist. Der Geistvolle macht lange nicht das Aufsehen wie der Geistreiche. Er hat längst ausgegoren und sich geklärt, er ist zur Ruhe gekommen. Aber es ruht ein Feuer und eine Kraft in ihm, die nur wenige zu würdigen verstehen. Sein wahrer Gehalt übertrifft den äußeren Schein ums Hundertfache, und je länger er ihn bei sich birgt, um so mehr nimmt er zu. Denen der Sinn und der Geschmack für ihn fehlt, die gehen an ihm vorüber und greifen zu der leichten Ware, die ihrer Oberflächlichkeit und Leckerhaftigkeit mehr zusagt, unbekümmert darum, ob sie Blut und Magen daran verderben. Der Kenner aber, der nur ein wenig seiner gekostet, weiß, welchen Schatz er gefunden hat.

6. Damit ist auch erklärt, warum der christliche Geist so tief im Wert bei der Welt steht. Das Große, das Ernste, das Tiefe, das Innerliche und Geheimnisvolle, das alles wird nirgends hoch bezahlt, wo das gemeine Volk zu Markte fährt. Es läßt solche Ware liegen und redet nicht einmal davon. Ganz so hält es die Welt nun zwar nicht mit dem Geist, den das Christentum in die Welt gebracht hat. Sie liebt ihn freilich nicht und gibt auch nichts darum, sie kann ihn aber auch nicht ruhig gewähren lassen, ein Zeichen, daß auch er sie nicht ruhig läßt. Er ist ihr fremd und unverständlich und flößt ihr doch eine Art ehrfurchtsvoller Scheu ein. Sie muß ihm zürnen, muß ihn aber doch beachten. Sie kann nicht anders als ihn hassen, aber ihn zu mißachten oder gar zu verachten, das ist ihr nicht möglich.

Darin haben wir aus dem Munde der Gegner selber den unwiderleglichen Beweis dafür, daß im Christentum ein Geist lebt und wirkt, der nichts mit dem Geist dieser Welt gemein hat, wohl aber ihr durch seine Überlegenheit Furcht einflößt, also Geist im wahren Sinne des Wortes.

Schon in der Urzeit unseres Glaubens hat sich das gezeigt. Die Wunder und Zeichen, die Stephanus tat, haben seine Feinde wenig belästigt, wohl aber die Gnade und die Kraft, die aus seinen Worten sprach. Da blickten sie mit wahrer Angst auf ihn. Es schien ihnen, als leuchte sein Angesicht wie das eines Engels. Sie fühlten sich unfähig, dem Geist, der aus ihm sprach, zu widerstehen [1]. Sie wüteten in ihrem Herzen und knirschten mit den Zähnen wider ihn [2]. Aber den Geist, dessen Übermacht sie so um alle Fassung brachte, vermochten sie weder zu leugnen noch zu brechen.

Die Philosophen zu Athen hatten geglaubt, in Paulus einen Mann gefunden zu haben, dem sie einmal recht zu seiner Demütigung ihren Geist fühlbar machen könnten. Kaum aber hatten sie den Hauch des Geistes gefühlt, der aus seinem Munde drang, da brachen sie schleunig ab, froh, für dieses Mal davon zu kommen, ohne sich für besiegt erklären zu müssen. Es ist gut, wir wollen dich ein anderes Mal hören [3], sprachen sie und ließen sich nie mehr mit ihm ein.

Nicht anders erging es dem Landpfleger Felix, der es schon für eine Herabwürdigung seiner Autorität ansehen mochte, daß er diesen schwärmerischen Juden nur überhaupt eines Blickes würdigte. Mit der ganzen Macht des römischen Imperiums bekleidet, umgeben von seinen Beamten und Soldaten, saß er auf dem Richterstuhl. Er hatte gewiß nichts zu fürchten. Er hatte allen Grund, sich keine Blöße vor diesem Angeklagten zu geben. Er hatte schon mit ganz andern Leuten verkehrt. Aber kaum hatte er ein paar Worte aus dem Munde dieses Paulus vernommen, der von Soldaten bewacht vor ihm stand, da fing er an, am ganzen Leib zu zittern. Geh nur, sagte er, geh nur, wenn ich einmal gelegene Zeit habe, will

---

[1] Apg 6, 8 10 15. [2] Apg 7, 54.
[3] Apg 17, 32.

ich dich weiter vernehmen[1]. Es war das beschämende, erdrückende Gewicht des neuen Geistes, der aus diesem schwächlichen, kleinen Manne sprach, was er nicht zu ertragen vermochte.

Wie oft hat sich dieselbe Szene seitdem in der Geschichte wiederholt! Da standen sie, wehrlos, gefesselt, von Bewaffneten umringt, vor dem Statthalter, dessen Glanz sie blendete, dessen Wort sie zermalmen konnte, dessen Bildung und Welterfahrung sie es nicht von ferne gleich zu tun vermochten, Agnes, das dreizehnjährige Kind, die fünfzehnjährige Sklavin Blandina, so zart und schwächlich, daß selbst ihre Leidensgefährten glaubten, sie werde nicht im stande sein, den Kampf aufzunehmen[2], die Agatha, die Lucia, die Potamiäna, und wie sie alle heißen, und sprachen mit solcher Weisheit und widerstanden mit solcher Kraft der Furcht wie der Lust und den Versprechungen der Welt, daß die Richter, die sie doch oft selber gerne gerettet hätten, keinen andern Ausweg sahen, um ihre eigene Niederlage vor dem überlegenen Geist dieser Kinder zu verbergen, als sie schleunig in den Tod zu schicken. Warum wenden sie alles an, oft gegen Recht und Gesetz, um diesen Sklaven, diesen Mädchen, an denen die Welt so gar nichts zu gewinnen oder zu verlieren hat, ein Leben zu erhalten, für das diese selber nicht ein Wörtlein geben wollen? Weil sie fühlen, daß ein Geist in ihnen wohnt, dessen Gefäß zu zerbrechen ein unverantwortliches Verbrechen wäre. Warum wüten sie dann doch wieder gegen sie mit einer Wut, mit einer Grausamkeit, zu der ihnen kein noch so barbarisches Gesetz ein Recht einräumt? Sie wissen es selber nicht, welche Macht ihnen das angetan haben mag. Sie erkennen die Opfer des allgemeinen Hasses als unschuldig, sie können nicht anders als sie achten, ja verehren. Jedoch eben deswegen ist ihr Tod unvermeidlich.

---

[1] Apg 24, 25. [2] Eusebius, Hist. eccl. 5, 2.

Sie selber und die ganze Welt, in der sie leben, die Götter, für die sie kämpfen, die Kaiser samt ihren Herren, unter deren Schutz sie zu Gericht sitzen, ihre Priester und Philosophen, unter deren Einfluß sie ihr Urteil fällen, alles, was sie bisher kennen gelernt haben, erscheint ihnen so unsäglich nichtig gegenüber dem Geist, der aus diesen schwächlichen Geschöpfen leuchtet, daß sie nicht anders können. Es ist nicht Haß, was ihnen den Befehl zu solch unmenschlichen Martern und schließlich den Todesspruch auf die Zunge legt, gewiß nicht. Es ist uneingestandener Neid, es ist offen bekannte Furcht, es ist das laute Bekenntnis, daß hier in der Hinfälligkeit ein Geist lebt, mit dem die Welt, wie sie bisher gewesen ist, den Vergleich schlechterdings nicht erträgt.

7. Darum hat das Christentum in diesem Kampf gesiegt und muß in jedem ähnlichen Kampf siegen. Ob es äußerlich den Gegner überwindet, ob es ihm unterliegt, das ist hier völlig gleich. In jedem Fall zeigt es sich seinem Feinde durch eines *überlegen*, das dieser selbst nicht besitzt, worüber er jedoch gerade durch seinen Zorn der verfolgten Religion ein Zeugnis ausstellt, durch den *Geist*.

Darum hat auch das Christentum die scheinbar vermessene Aufgabe gelöst, eine neue Gesellschaft, eine *neue Menschheit* zu bilden, weil es diese durch einen *neuen Geist* zu schaffen unternommen hat.

Was hülfe es uns auch, seufzt Seneca, wenn ein anderes Geschlecht, rein und ohne Schuld, auf die Bühne der Welt träte? Wie bald würde auch dieses seine Unschuld wieder eingebüßt, wie bald sich gleichfalls der Sünde verschrieben haben, wenn es nicht ein Geschlecht von neuen Menschen wäre![1]

Gewiß, wenn es nicht möglich ist, von Grund aus und völlig neue Menschen zu bilden, dann ist es kaum der Mühe

[1] Seneca, Quaest. natur. 3, 30.

wert, die Zeit, die Sorge, die Opfer auf sich zu nehmen, deren es bedarf, um ein herabgekommenes Geschlecht zu höherer Veredelung zu bringen. Eine halbe oder oberflächliche Bildung ist ja oft verderblicher als völlige Roheit, sicherlich immer ohne Dauer und ohne Einfluß. Man hat Wilde in unsere Hauptstädte gebracht und sie mit großer Sorgfalt in all unserer Bildung erzogen, und sie haben durch ihre Fortschritte ihre europäischen Mitschüler zu Schanden gemacht samt jenen Gelehrten, die diesen Barbaren geringere Geistesanlagen zuschreiben, als wir Europäer sie durchschnittlich mitbringen, oder die es gar für eine Verletzung der Wissenschaft ansehen, wenn der christliche Glaube behauptet, daß sie von einem gemeinsamen Stammvater mit uns herrühren. Aber als man jene Zöglinge der Zucht entließ, da warfen sie die lästige Kleidung und den noch lästigeren gelehrten Kram Europas von sich und stellten bald alle ihre Landsleute durch doppelte Roheit, die angeborne ihrer Heimat und die aus der Welt unserer Zivilisation mitgebrachten Laster, in tiefen Schatten. Und was sie von unserer äußerlichen Kultur etwa noch beibehalten hatten, das stand ihnen so unbeschreiblich lächerlich und häßlich, daß es unmöglich schien, unsere Bildung noch mehr zum Gegenstand der gerechtesten Verachtung zu machen [1].

Man hatte eben vergessen, daß eine äußerliche Bildung in Wissenschaft, in Sprachen, in Literatur, in Künsten höchstens wie ein Firnis, wie ein Kleid über den alten Menschen, aber keine Erneuerung des Menschen ist. Man hatte die Kunst nicht verstanden, neue Menschen aus ihnen zu bilden.

Man hätte also versuchen sollen, ihnen zuvor Geist, neuen, lebendigen, wahren Geist einzugießen. Dann erst wäre jenes

[1] Baker, Der Albert-N'Yanza, deutsch von Martin[3] 200 ff. Roß Browne, Reisen und Abenteuer im Apachenlande, deutsch von Herz[2] 46 ff 146. Maltzan, Reise nach Südarabien 10 f 13. Körner, Südafrika[2] 261; vgl. 243.

äußerliche Wissen und das feinere Benehmen, das man sie lehrte, auf ein bearbeitetes Ackerfeld gefallen und hätte zu reichen und dauernden Früchten gedeihen können.

Es ist ja auch klar, daß eine oberflächliche Abschleifung keinen andern Menschen machen kann. Schliff ist noch lange nicht Bildung. Man gibt auch einem Steinblock Schliff; deshalb bleibt er doch der eckige Klotz, der er zuvor gewesen, außen glatt, innen roh. Will man den Klotz zu etwas meißeln, was nur entfernt wie lebend aussieht, so bedarf man dazu einer Kunst und einer Mühe, die auf Hunderttausende kaum einer über sich bringt.

Wir brauchen übrigens, um das zu beobachten, nicht erst unter die Wilden zu gehen. Wann zeigen sich abstoßendere Züge von plumper Barbarei, von dummer Großtuerei und lächerlicher Geschmacklosigkeit, als wenn ein durch Gunst und Geld emporgeschraubter Parvenu oder ein von dem unverdauten Häcksel unserer Lehrerseminarien aufgeblähter Jüngling Zutritt in Kreise erhält, mit denen er sich an Bildung nicht messen kann? Ist es nicht fast immer ein Unglück für ein Mädchen, wenn es aus der Dienerin plötzlich zur Gebieterin wird? Es wechselt die Kleider, es eignet sich einen gewissen äußeren Schliff an; aber aus jeder Falte blickt die geistige Unbeholfenheit, und was früher an ihm nicht im mindesten abstoßend erschien, das springt nun jedem als Halbheit, ja als Roheit verletzend in die Augen, indes die künstlich angezogene Eleganz nie den Eindruck des Affektierten und des Karikierten verleugnet.

Gerade damit haben wir aber den Grundfehler der modernen Erziehung berührt. Wir meinen das Übermaß von äußerlichem Wissen und oberflächlicher Feinheit, mit der man die Kinder so bunt und starr behängt, wie ein Bauernmädchen seine Puppe anzieht. All das klebt aber nur von außen an; inwendig bleibt das arme Geschöpf unter all dieser

Last von Flitter so steif und hölzern und geistlos wie eben diese seine Puppe. Wir geben unsern Kindern alles: Wissen dreimal mehr, als sie je bedürfen, und zehnmal mehr, als ihnen gesund ist, Übung des Körpers bis zur Verkrüppelung, Anstandslehre, daß die Mädchen schon mit zehn Jahren im stande sind, die Königin zu spielen, eine Altklugheit, eine Kunst, über alles zu urteilen, mit der es ergraute Gelehrte nicht aufnehmen können; aber eines vergessen wir ihnen zu geben, den Geist. Und darum bleibt alles Stückwerk und wird nie etwas Ganzes aus dieser zusammenhangslosen Masse und wächst ihnen nichts dauernd an, geschweige ein.

Nein, auf diesem Weg wird man die Menschen nie bilden. Teilt Millionen Lessing und Schiller und Goethe aus, mehr als die Bibelgesellschaften Druckbogen, stellt in jedes Dörflein ein Theater, ordnet Kinder- und Feuerwehrbälle und Leihbibliotheken auf allen Gehöften an, es wird unsäglich viel teures Geld weggeworfen, unersetzlich viel kostbarere Zeit vergeudet, aber der Menschheit ist nicht gedient. Und wenn ihr doch nur bloß nicht gedient wäre! So aber wird durch diese Bildungsmittel dem jungen Nachwuchs schon frühe das Herz verdorben und das geistige Auge geblendet. Und dann geht es eben nach dem Sprichwort: Wem die Augen in der Jugend ausgestochen sind, der sieht seiner Lebtag nichts.

Dagegen tut es mehr als jemals not, den ersten Grundsatz des christlichen Lebens mit aller Macht zu predigen.

Dieser aber lautet: Der Geist ist's der lebendig macht[1]. Der Geist macht den Menschen. Der Geist entscheidet darüber, was ein Mensch und was eine Zeit wert ist. Die Veredelung des Geistes allein verdient den Namen Bildung.

Jede Bildung, jede Kultur, die nicht mit dem Erneuern des Geistes beginnt und erst durch den neuen Geist die Äußer-

[1] Jo 6, 64.

lichkeit umgestaltet, ist eine halbe, eine oberflächliche, eine Kultur, die eher verblüht als eine Passionsblume. Sende aus deinen Geist, rief ein Weiser inmitten der raffinierten und doch so geistlosen Kultur des Altertums, sende aus deinen Geist: nur so werden neue Menschen geschaffen, nur so wird eine neue Welt möglich[1]. In Wahrheit, das war ein Weiser! Das ist das weiseste, das wahrste Wort, welches das ganze Altertum zu Tage gefördert hat. Das ist eine Weisheit und Wahrheit, welche das Christentum unbedenklich vor der alten Welt als das kostbarste Vermächtnis übernommen hat.

Mag man uns also immerhin einen Vorwurf daraus machen, daß wir, wo immer man uns einen Menschen zur Erziehung übergibt, nichts Eiligeres und Wichtigeres zu tun wissen, als ihm die erhabensten Glaubenswahrheiten ins Herz zu pflanzen; wir werden die letzten sein, welche diesen Vorwurf abweisen zu müssen glauben. Man rechtfertigt doch niemand um dessentwillen, was sein größter Vorzug und Ruhm ist! Was man uns zum Verbrechen macht, das ist unser Stolz und unsere Stärke. Ja, es ist wahr, nie werden wir einen Menschen in unsere Macht bekommen, ohne daß es unser erstes Bestreben ist, ihn vor dem Versinken in das Irdische zu bewahren, ohne daß wir uns bemühen, ihn zu dem emporzuheben, der sein Ursprung und seine Vollendung ist. So haben es die christlichen Lehrer von Anfang an gehalten[2], und so wird es bleiben, solang das Christentum ein Wort in den Fragen über die Bildung des Menschen zu sprechen hat.

Auch wir haben bei unserer Erziehung den Zweck vor Augen, gute Bürger, brave Arbeiter, tüchtige Mütter zu bilden. Insofern ist nicht der geringste Unterschied zwischen uns und einem Pestalozzi. Nur sollen sie das bei uns werden, nicht

[1] Ps 103, 30.

[2] Origenes, C. Cels. 3, 15 51 56.

als lebendige Staatsmaschinen, nicht als dressierte Gewohnheitswesen, sondern als denkende Menschen und als überzeugungsvolle Christen. Auch wir wollen anständige Sitten. Aber wir halten wenig auf einen rein äußerlichen Anstand, wenn er nicht der natürliche Ausdruck eines gesitteten Herzens ist. Darum wollen wir zuerst das Leben wecken, und dann erst denken wir an die Nebensache. Ist einmal der Geist erneuert, so bietet der neue Außenmensch nicht mehr so viele Mühe.

Daran hat man stets ein Hauptkennzeichen zur Unterscheidung weltlichen und christlichen Sinnes.

Überliefert eine in sich zerfallene, meuterische Stadt oder Gesellschaft einem Manne, der nur nach den Grundsätzen der Welt denkt. Er wird zuerst Standrecht halten, den Kriegszustand erklären und eine erkleckliche Waffenmacht dort festsetzen. Dann aber wird er, um die Unzufriedenen zu beschwichtigen, Spiele und Feste anordnen, die Theater vermehren und den Eintritt erleichtern, durch Arbeiten Geld verdienen lassen, Bahnen bauen, insbesondere aber den Feldzug durch den Schulmeister zu gewinnen suchen, d. h. die Schulzeit ausdehnen, mehr Lehrer anstellen, neue Unterrichtsgegenstände in die Schulen einführen, und wenn alles nichts hilft, das Volk durch Kriege beschäftigen, schwächen und betäuben und sich und die Welt getrost über den Erfolg täuschen, bis das ganze Kartenhaus zusammenbricht oder in Flammen aufgeht.

Ruft die Diener der Kirche und gebt ihnen volle Gewalt, sie werden auch von diesen Mitteln mit Maß und Schonung anwenden, was die unvermeidliche Not und was die Rücksicht auf den wahren Nutzen der Völker anrät. Aber vor allem werden sie Missionäre unter die unglückliche, betörte Menge schicken, neue Seelsorgstellen und Klöster gründen, die so unerläßliche Kopfentlastung in den Schulen vornehmen und dafür Religion und kirchliches Leben zum Mittelpunkt der Bildungsanstalten machen und dann die Arbeit beginnen. Die Arbeit

aber wird die sein, daß sie den Besuch der Kirchen, die Heilighaltung der Feiertage und der Ehe, daß sie die Zucht in den Familien und das Ansehen der Obrigkeit herstellen, daß sie dem heranwachsenden Geschlecht Keuschheit, der Jugend und den dienenden Klassen Botmäßigkeit, daß sie den Herren Billigkeit, den Leidenden Opfersinn, den Wächtern der öffentlichen Ordnung gerechte Handhabung der Gesetze einschärfen, daß sie Gerechtigkeit, Gehorsam, Liebe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Selbstverleugnung predigen, und das alles mit Berufung auf die zwei Worte, welche stets die ersten und die letzten in ihrem Munde sein werden: Glauben und Frömmigkeit[1].

8. Somit stehen wir endlich an der Antwort auf die Frage: Was ist Geist?

Ach, in was für einer Welt leben wir! Mußten wir vom Anfang der Zeiten herab alle Gebiete der Kultur durchgehen, bloß um immer wieder zu sagen: Das ist am wenigsten Geist, was die meisten dafür halten! Und doch gibt es nichts, was einfacher und klarer wäre als das, um was es sich hier handelt.

Solang Adam auf der Erde lag, gleichsam mit ihr verwachsen, da war kein Geist in ihm. In demselben Augenblick aber, als ihm der Geist Gottes einströmte, riß er sich los vom Boden und schwang sich in die Höhe. In gleicher Weise ist alles Reden von Geist nichts als leerer Schall, solang einer sich nicht wenigstens aus den Fesseln der irdischen Triebe losgerissen hat. Die fleischlich sind, die haben den Geist nicht[2], denn sie trachten nach dem, was des Fleisches ist[3]. Was aber die Werke des Fleisches sind, das liegt auf der Hand: es sind

[1] Vgl. hierzu u. a. Clem. Alex., Paedag. 1, 1 2. August., De magistro 21 ff 36 39 45; Enchirid. 1, 2 3; De fide et opp. 7, 11 ff; De agone christ. 13, 14; 33, 35. Synesius, De providentia q. 2 (Bibl. max. P. P. VI 109h).

[2] Jud 19. [3] Röm 8, 5.

Unreinheit, Feindschaft, Zank, Haß, Neid, Streitsucht, Unmäßigkeit, Schwelgerei[1] und ähnliche Sünden.

Um das zu erkennen, bedurfte es nicht der Offenbarung Gottes. So viel sagt jedem Vernunft und Gewissen. Das allein zeigt uns schon, wie tief die Sünde nicht bloß in das Leben der Gnade, sondern selbst in die Natur zerrüttend eingreift, das allein, sagen wir, daß es Leute gibt, die zu sagen wagen, es sei ein Privilegium der Geistreichen, mit der Sittlichkeit auf gespanntem Fuße zu stehen, und ein großer Geist könne nicht anders, als diese kleinlichen Gesetze mit Füßen treten. Eine solche Behauptung verstößt gegen alle Denkgesetze, gegen alle Vernunft. Den Geist im Fleisch ersticken soll die erste Vorbedingung sein, um zum Leben im Geist zu kommen! Darauf eine Antwort geben hieße sich selber entwürdigen.

Nein! *Fleisch und Geist sind Gegensätze*, die einander widerstreben[2]. Wer im Geist wandelt, der tut keine Werke des Fleisches[3]. Solang aber einer nach dem Fleische lebt, kommt der Geist nicht zu seinem Recht.

Will also einer im Geist leben, so muß er mit dem Fleisch brechen, d. h. die Werke des Fleisches töten und nach den Gesetzen des Geistes wandeln[4].

Mit solchen Worten — es sind übrigens Worte der Offenbarung — rufen wir freilich nur den Spott der Welt hervor.

Nun, sagt man, da haben wir einmal Respekt! Danach hätte also ein Bauernmädchen, das zu blöde ist, um das Leben zu genießen, mehr Geist als eine Aspasia oder eine Du Deffand!

Aber warum nicht, wenn anders seine angebliche Blödigkeit aus dem rechten Grunde stammt? Daß es nichts Böses tut, das ist freilich noch nicht Geist, sonst hätte auch der Stein Geist. Wenn aber das Kind alle Versuchung in ihm und außer

---

[1] Gal 5, 19 ff. [2] Gal 5, 17. [3] Gal 5, 16.
[4] Gal 5, 25. Röm 6, 12; 8, 5 12 13.

ihm überwindet aus jener Absicht, die ihm der Katechismus und das Vorbild der Heiligen einschärfen, wenn es sich über sich selbst erhebt dadurch, daß es sich zu Gott erhebt, dann sind wir dessen gewiß, daß ein Geist in ihm lebt, mit dem sich der aller starken und feinen Geister nicht messen kann.

Dasselbe gilt aber von allen Siegen über die Lasten und Schmerzen des Lebens überhaupt. Es gehört viel Geist, es gehört ein starker und hoher Geist dazu, um die Not des Daseins so zu ertragen, daß man nicht erliegt, und um über der niedrigen Sorge für das tägliche Brot nicht den Sinn für das Höchste zu verlieren, eine Größe des Geistes, von welcher Schönredner und verwöhnte Schoßkinder des Glückes keine Ahnung haben. Wir müßten uns deshalb unserer Sache wenig sicher fühlen, wenn wir uns auch nur einen Augenblick besinnen sollten, wem wir den Vorzug des Geistes zuschreiben sollen, einem Voltaire, Goethe, Byron, oder aber einem schlichten Landmann, der seinem Gott, seinem Vaterland, seiner Gemeinde und seiner Familie mit saurer Arbeit dient, vorausgesetzt anders, daß er weiß, warum und wozu er das tut. Er weiß das übrigens schon, wenn er seine Bürde aus Gehorsam zu Gott, aus Liebe zu seinem Erlöser trägt, und wenn er seine Arbeit stets durch Gebet verklärt.

Alles kommt somit darauf an, daß wir die Kunst erlernen, in jedes Ding, in jede Tat, zumeist und vorerst aber in uns selber den rechten Geist hineinzulegen. Den Geist, um den es sich hier handelt, bringt kein Mensch von Geburt her mit. Diesen muß einer zuvor in sich selbst hineinbilden, um ihn dann aus seinem eigenen Innern heraus in die Dinge hineinzutragen und so Welt und Leben und Arbeit zu vergeistigen.

Nicht die hohen Gedanken, nicht die geistreichen Worte machen den Wert des Lebens aus, nicht daran liegt es, was einer tut, sondern wie er es tut. Es gibt gar viele Ereignisse

und Leistungen, von welchen die Staaten- und die Kulturgeschichte mit hohem Lobe reden, aber es ist kein Geist, jedenfalls nicht der rechte, in ihnen. Dagegen kennt jener, dessen Urteil allein entscheidet, so manches Opfer und so manche Tat, der die Welt wenig Bedeutung beilegt, die aber er hoch anschlägt, weil er sie von dem Geist beseelt findet, nach dem er allein rechnet.

Dieser Geist aber ist nichts anderes als jene Richtung des Denkens und des Wollens, welche die christliche Tugendlehre jedem ihrer Schüler zur Pflicht macht, die Erhebung unseres Sinnens und Strebens zu Gott, dem wahren, dem höchsten, dem letzten Ziel alles Seienden.

Das ist der Maßstab, wonach vor Gott, der ewigen Wahrheit, unser ganzes Leben beurteilt wird. Die leere äußere Tat ist nichts. Die Absicht, der Zweck macht alles. Ein gemeiner Zweck macht die heiligste Handlung gemein. Eine heilige Absicht macht auch die unbedeutendste Tat zu Geist und Leben[1]. Wer nur die Erde sucht mit ihrer Ehre und ihrer Lust, der bleibt irdisch und fleischlich, und wenn er auch das Wissen eines Aristoteles und die Taten Alexanders hätte. Wer aber in jeder Arbeit und bei jedem Wort Gott und das Heil seiner Seele, kurz, sein wahres, einziges, übernatürliches Ziel sucht, der ist Geist, der lebt aus dem Geist, der wandelt im Geist, und täte er auch sein Leben lang keine andere Arbeit als die des Köhlers oder der Waschfrau. Nochmals also: Der Geist ist's, der lebendig macht[2]. Wer der Erde anhängt, bleibt Erde. Denn wie das Irdische, so die Irdischen[3]. Wer aber dem Herrn anhängt, wird ein Geist mit ihm[4].

9. Nun sieht man wohl, daß, um die Menschen zu diesem Leben des Geistes zu erheben, die unerträglichen Anforderungen überflüssig sind, die man heute an die Bildung stellt.

---

[1] Oben 5, 8. [2] Jo 6, 64. 1 Kor 15, 45.
[3] 1 Kor 15, 48. [4] 1 Kor 6, 17.

Wir verwerfen nicht den Weg des Unterrichts und des Lernens. Im Gegenteil: wir können nicht oft genug betonen, daß er das erste und das unerläßliche Mittel zur Bildung ist. Hat man die Belehrung versäumt, so ist unermeßlich viel verloren. Ist sie verkehrt ausgefallen, so hat der Mensch beim besten Willen sein Leben lang die bittern Folgen davon zu tragen.

Gilt das schon von der Bildung für irdische Zwecke, so noch mehr von der Erziehung für das übernatürliche Ziel. Wenn sich also auch die ganze Welt empört, wir werden nie davon abgehen, daß alle wahre Geistesbildung mit dem Unterricht in den Heilswahrheiten beginnen, daß sie sich auf die Glaubenslehren stützen und immer auf sie Rücksicht nehmen muß.

Wir verlangen deshalb von allen, welche es angeht und welche die Macht dazu haben, daß sie für einen gediegenen Unterricht in allen den Dingen sorgen, welche dem Menschen fürs irdische Leben notwendig und nützlich sind.

Was aber den Unterricht in den Lehren des Heils betrifft, so erheben wir dieselbe Forderung mit doppeltem Nachdruck, da es sich hier nicht bloß um ein hohes Ideal handelt, sondern um eine heilige, religiöse Pflicht, deren Erfüllung wir Gott schuldig sind und von der das Heil der Seelen abhängt[1].

Soll aber die Belehrung Nutzen bringen und wirklich den Geist bilden, so muß sie sich an gewisse Schranken halten.

Aller Unterricht, sei er welcher Art immer, muß fürs erste ernstlich betrieben werden, d. h. als Zucht des Geistes, nicht bloß um der Neugierde zu frönen, sondern als Übung einer höheren, einer sittlichen Pflicht. Nippen und Naschen verdirbt die Seele, nimmt dem Willen die Kraft, sich zu überwinden, macht unbeständig und flatterhaft in der Phantasie, leichtsinnig im Herzen, oberflächlich im Kopf, eitel, träge, halb.

---

[1] Vgl. August., Trinit. 12, 14, 21. Hieron., In Amos 8, 11.

Besser darum wenig, aber das Notwendige, und dieses gründlich und beharrlich. Ohne Selbstverleugnung und Pflichterfüllung beim Lehren und Lernen, ohne ernstliche Mühe beim Schüler, ohne ernstliche Zucht durch den Lehrer gibt es keine wahre Bildung des Geistes.

Damit aber das angestrebt und ertragen werde, muß beides, Lehren wie Lernen, einem höheren Zweck unterworfen werden.

Deshalb wird fürs zweite aller Unterricht und alles Studium nur dann gedeihlich wirken, wenn dabei stets unser letztes Ziel im Auge behalten wird. Alle Giftpflanzen der fernen Weltteile kennen lernen und Unkraut und Lolch im eigenen Herzen für Heiligtümer halten, im ganzen großen Haus der Schöpfung umhergehen und nichts unberührt und ungekostet lassen, es aber nicht der Mühe wert erachten, dem Herrn des Hauses auch seine Verehrung zu bezeugen, ja auch nur nach ihm zu fragen, das ist keine Bildung. Wer wahrhaft gebildet ist oder es werden will, der stellt sich, wenn er die Werke eines Künstlers oder die Sammlungen eines reichen Herrn studieren will, diesem selber vor und bittet um seine Erlaubnis und um seine Weisung, und dann erst macht er die Runde durch seine Schätze, aber stets nur mit Rücksicht auf dessen Wünsche. Er sieht nur das an und genießt nur von dem, was jener erlaubt, und so, wie er es für gut findet.

Darum ist die wilde Gier, die unersättliche Maßlosigkeit, die rohe Rücksichtslosigkeit, mit der die heutige Bildungswut vorgeht, nicht bloß eine törichte Überladung des Geistes, sondern auch eine Versündigung gegen Gott, den Herrn der Geister, und überdies, wie ein Ausfluß, so eine Pflanzschule der Unbildung, somit gerade ein Hindernis für wahrhafte Bildung.

Soll also unsere Geistesbildung wahrhaft zu dem führen, wozu sie die Menschheit bringen möchte, so muß sie sich als drittes Gesetz jenes edle, bescheidene Maß auferlegen, das unsere feinfühlenden Väter im Mittelalter, wie wir noch zu

betrachten haben werden, als unerläßliche Vorbedingung aller Tugend und Schönheit erachteten[1].

10. Das alles aber ruht auf jenem Grundsatz, den wir schon so oft ausgesprochen haben, den wir indes nicht oft genug aussprechen können, dem Satz, daß *Wissen allein nicht Bildung* ist und nicht zur wahren Bildung führt. Wenn man der Welt nicht die Irrlehre aus dem Herzen reißt, daß Wissen alles sei, so ist nichts geschehen und wird nichts erreicht.

Nein, Wissen ist nicht alles. Wissen allein ist sogar sehr wenig. Wissen ist allerdings der *Anfang* zum Guten, und darum ist es heilige Pflicht des Menschen, sich das rechte Wissen zu erwerben. Aber wenn er auch alles Wissen hat, so hat er doch bloß den Grund gelegt und die erste Vorschule der Bildung durchgemacht. Erst muß ich wissen, was ich soll und wohin ich streben muß, sonst kann ich nichts beginnen. Aber dann muß ich wollen, was ich weiß, und tun, was ich will. Das erst gibt einen ganzen Menschen. Ein bloßer Verstandesmensch ist nicht einmal ein halber, er ist nur ein Drittelsmensch.

Zwar sagt der Herr: Die Wahrheit macht den Geist frei[2]. Aber das ist nicht die Wahrheit, die man bloß erkennt, sondern jene, die man *übt*. Ja, damit man sie überhaupt recht erkenne, muß man sie nach dem Wort des Herrn zuvor üben[3].

Darum ist und bleibt die Zucht des Geistes durch Tat und Überwindung nicht bloß das Hauptmittel, sondern auch die Vorbedingung zur Bildung des Geistes.

Schon im gewöhnlichen Leben zeigt sich das. Die von der Not erzwungene Rührigkeit ist ein mächtiges Mittel zur Schärfung des Geistes. Wie viele bedeutende Männer wären das nicht geworden, was sie waren, hätten sie nicht eine so

---

[1] Vgl. dazu *August.*, Enchirid. 5, 16.
[2] Jo 8, 32. [3] Jo 7, 17; 8, 31.

harte Schule des Lebens durchgemacht! Wie mancher hätte mit seinen Gaben etwas Tüchtiges werden können, hätte er es nicht so bequem und so leicht gehabt! Um wieviel mehr gilt das von dem Streben nach Vollendung des Geistes! Da ist alles Wissen wenig, um nicht zu sagen vergeblich, wenn einer mit ihm nicht Ernst macht, Ernst aber nicht nur in schönen Worten, sondern durch redliche Taten. Nur ein Leben, das sich hoch über den Wegen des Fleisches und der Leidenschaften hält, ein Leben, zu welchem Denken und Wollen und Tun gleichmäßig das Ihrige beitragen, ein Leben endlich, das über die Niedrigkeit dieses Erdendaseins hinweg unerschütterlich nach Gott strebt, das ist wahrhaft ein Leben des Geistes.

Deshalb ist es eitel Täuschung, zu glauben, man könne dieses Ziel so leicht und so einfach erreichen. Nein, der Weg dazu ist verwickelt und umständlich. Die Aneignung von einigem toten Wissen ist das allermindeste. Worauf alles ankommt, das ist Selbstverleugnung, Abtötung der Sinne und der Sinnlichkeit, der Begierden und Regungen des Herzens, Schmeidigung des Willens, Stählung der Tatkraft und Aneignung lauterer Frömmigkeit.

Daß diese Überzeugung in den Herzen aller Menschen wieder fest begründet und insbesondere, daß nach ihr unser ganzes Erziehungs- und Bildungswesen umgestaltet werde, daran liegt viel, sehr viel.

Was hatte der Mensch bisher davon und was hatte die Welt davon, daß sich der Menschengeist die Erde und alle ihre Kräfte dienstbar gemacht hat? Es war ruhmvoll, daß er Sonnen aus ihrem Versteck hervorzog, in dem sie sich jahrtausendelang den Blicken der Menschen entzogen. Es war eine große Tat, daß er dem Himmel den Blitz entriß und die Gewalt des Dampfes zu seinem Sklaven machte. Aber hat er damit die Welt gebessert? Hat er auch nur einem Menschen das vom Herzen genommen, dessen Bewußtsein ihn vor sich

selber erniedrigt und quält? Hat er sich selber veredelt, gebessert, geläutert, klar, ruhig, einig in seinem Innersten gemacht? Nichts von alledem.

Setze einen Menschen, im Besitz alles Wissens, aber ohne die Kunst, seinen Geist zu zügeln und zu Gott zu erheben, mitten ins Paradies, er kann es nur entweihen. Ihm selber ist unheimlich dort; denn wo er seinen Fuß hinsetzt, macht er es geistlos, zur Wohnung der Leidenschaften, wo nicht des Fleisches. Kunst und Poesie werden unter seinen Händen zu Gift, das Wissen zu verwirrendem Zweifel, das Vergnügen zur Ausgelassenheit, jedes Fest zur geistlosen Orgie.

Bevölkere dagegen eine Wüste mit Menschen, arm und kränklich, ohne Gelehrsamkeit, ohne Kunst, ohne die Gabe der Rede, mit Menschen aber, die, nur Gott und ihre Vollkommenheit vor Augen, im heißen täglichen Kampf ihr Inneres schlichten, und die Einöde wird zur Wohnung des Geistes, und bald wird sie auch das äußere Ansehen der Wüste verlieren, und alle, die nach Erhebung und Veredelung dürsten, werden dorthin wandern, wie von unsichtbarer Macht gezogen.

An einem Menschen, der, im Feuer der Abtötung geläutert, im Streben nach seinem höchsten Ziel über die Alltäglichkeit erhoben, im Gebet und im Dienst Gottes verklärt, die Wege des Geistes zu wandeln gelernt hat, an einem solchen finden sich selbst die, die das alles nicht verstehen, wunderbar gehoben, getröstet und gestärkt. Wohin er geht, wohin er seine Hände legt, da entströmt ihm ein Hauch des belebenden Geistes, ohne daß er es selber weiß. Und was ihn immer trifft, es sei lieb oder leid, das dient ihm nur als Werkzeug zu neuer höherer Vervollkommnung. Die Versuchung wird ihm zur Stärkung, das Unglück erhebt ihn über das, was unserer Höhe nicht wert und unserer Reinheit gefährlich ist. Was ihn ehemals zu Boden gedrückt hätte, das gibt ihm Gelegenheit, in Gottes Kraft der Welt zu zeigen, daß ein neuer, überlegener Geist in

ihm Einzug genommen hat, der ihn tun, leiden, siegen lehrt, wo sie sich für besiegt erklärt. Und wo der enge Geist dieser Welt schon längst die Tore seiner Gedanken verschlossen hat, da geht ihm erst recht eigentlich seine Welt auf, die Welt der Unendlichkeit, die Welt der Ewigkeit.

Bildung des weiblichen Geschlechtes im Zeitalter Neros.

11. Über den unermeßlichen Schaden einer verkehrten Auffassung von Bildung ein Wort zu sagen, wäre Zeitvergeudung. Leider sind die Dinge so, daß man es auch für Zeitverlust halten muß, wenn jemand versuchen will, in diesem Stück gegen die einmal herrschende Richtung aufzutreten.

Es ist gerade, als ob es der Menschheit heute von einer unwiderstehlichen Zaubermacht angetan wäre, die handgreiflichsten Ungereimtheiten nachzusagen und mitzumachen und sich mit offenen Augen in das augenscheinliche Verderben zu stürzen, sobald man gewisse Schlagwörter ausgesprochen hat, wie Nationalität, Kriegsbereitschaft, freie Forschung, Fortschritt, Staatszweck, Unterdrückung kirchlicher Anmaßung und pfäffischer Übergriffe u. dgl. m.

In die Reihe dieser Formeln gehört auch das Wort Bildung. Die schlichtesten Leute begreifen, daß das nunmehr zur Herrschaft gekommene Unterrichts- und Schulsystem ein hitziges Fieber ist, das sein Opfer geistig verkrüppelt, sittlich durch Hochmut und Ausschweifungen vergiftet, meist auch körperlich zu Grunde richtet; sie ahnen, daß es über kurz oder lang zum Schaden der ganzen Gesellschaft ausschlagen muß. Die Gebildeten aber spotten der angeblichen Beschränktheit, die hier etwas Verfängliches sucht, und eilen um so kühner voran, so lange, bis das Verderben besiegelt ist.

Wir haben nicht die Macht, sie aufzuhalten. Aber es schneidet uns ins Herz, sehen zu müssen, wie sich selbst bessere Geister in diesem Stück betören lassen und dann wieder für

ihren Teil, vielleicht in gutem Glauben, die ganze Zeitrichtung zum Verderben lenken helfen.

Denn außer der Untergrabung von Religion, Glauben und Autorität gibt es kaum etwas, was für die menschliche Gesellschaft verhängnisvoller wirkt, als eine falsche Geisteskultur. Selbst Unsittlichkeit ist nicht so verderblich als verkehrte Bildung. Edlere Herzen können sich nicht auf die Dauer im Sumpf des Lasters wohl fühlen, und sogar die, die sich im Schlimmsten wohlgefallen, vermögen sich nicht abzuleugnen, daß es schmählich, daß es unrecht ist, diesen häßlichen Weg zu gehen. Daher der stete Stachel, den sie in sich fühlen, der sie nie zufrieden mit sich selber werden läßt, der sie immer wieder treibt, endlich der Sünde und Ausschweifung zu entsagen. Hat man ihnen aber unter dem Namen von Bildung Grundsätze beigebracht, welche den Geist von Gott und seiner Wahrheit abziehen und Willen und Herz vergiften, so sind sie fast unheilbar geworden. Unter dem Schein von Bildung zieht das Böse und Verderbliche auch die Besseren in seine Schlingen. Um aber einen zurechtzubringen, der von Jugend auf in falschen Anschauungen unterrichtet worden ist und sich in eine unrichtige Denkweise hineingelebt hat, dazu gehört weit mehr Kunst und Gnade, als wenn es sich darum handelt, ein Herz auf die rechten Wege zu führen, das der Zwiespalt mit der besseren Überzeugung des Kopfes ohnehin nie so recht zur Ruhe kommen läßt.

12. Übrigens kennen wir die Welt genügend, um zu wissen, daß es vergebene Mühe ist, sich dem Strom der Tagesmeinungen unmittelbar entgegenzustellen. Wenige Ausnahmen abgerechnet, zeigen sich selbst die gelehrtesten Leute und die besonnensten Charaktere unfähig — um bloß dieses eine Beispiel zu wählen —, ein ruhiges Wort über die Torheit, die Ungerechtigkeit, die Schädlichkeit des heute herrschenden Nationalitätsprinzips, oder wie man sagt, des Patriotismus auch nur anzuhören, sobald

man von ihrem eigenen Volk und Vaterland spricht. Und so ist es mit allen unsern Zeitfragen. Will man darüber einigermaßen Klarheit verbreiten, so muß man sich auf ein völlig neutrales Gebiet begeben, indem man entweder von den Wilden oder von alten, längst vergangenen Zeiten redet und es dann dem Denkfähigen überläßt, die Nutzanwendung zu machen.

Aus diesem Grund ziehen wir es vor, einen Blick in die römische Kulturgeschichte zu tun, um den Satz zu erweisen, daß die schlimmsten Auswüchse einer Zeit mehr aus planmäßig verkehrter Bildung stammen als aus andern Ursachen.

Wie war es möglich, daß ein so grauenvolles Verderben über Rom hereinbrach und sich so allgemein ausbreitete? Es muß etwas vorhanden gewesen sein, was der Ansässigmachung einer solchen Pest vorgearbeitet hat. Die Pocken treten doch nur da auf, wo sie einen empfänglichen Boden finden, und so manches Geschwür ist nichts als das Hervortreten der schon längst durch den ganzen Körper verbreiteten schlechten Säfte.

Ungeheuer wie Caligula und Nero und Domitian und die noch erschrecklicheren Gegenbilder aus dem weiblichen Geschlecht, wie Julia, Agrippina, Messalina, Faustina, sind unmöglich als Einzelerscheinungen zu erklären. Die ausgesuchteste persönliche Schlechtigkeit kann selbst an einem Menschen, der eine einflußreiche Stellung bekleidet, eine öffentliche Rolle nur spielen, wenn sie in der Gesamtheit Boden, Entgegenkommen und Mithilfe findet. Unter andern Umständen muß sie sich eher verbergen. Wo die Gesellschaft nicht verdorben ist, üben die schlechtesten Menschen nach außen oft eine ganz ersprießliche Tätigkeit. Ist aber das Ganze vergiftet, so werden Menschen zu Scheusalen, die für ihre Person bei weitem nicht so schlimm sind, als sie sich vor der Welt zeigen.

Das beweist, daß die ganze Gesellschaft sie wie eine natürliche Blüte an ihren höchsten Sprossen absetzt. Ein Iwan, ein

Barnabo Visconti, ein Robespierre, ein Marat, die Damen der Halle, eine Sassulitsch, eine Perowskaja sind zweifellos der genaue Ausdruck für den Geist ihrer Zeit und Umgebung, der verkörperte Geist des herrschenden Gesellschaftswesens. Dieses hat kein Recht, sich von ihnen hinwegzuleugnen. Ihm fällt die Verantwortung für die Unglücklichen zur Last, die es gezeugt, die es gebildet und großgezogen hat, und zwar ihm oft mehr als den Einzelnen. Diese sind mehr oder minder nur Opfer des Geistes, den man ihnen im Namen der Gesamtheit eingeflößt hat, und das naturgemäße Ergebnis dessen, was ihre Zeit im ganzen und großen als Bildung betrachtet und verfolgt.

Die Menschheit ist nun einmal — wir können das nicht oft und entschieden genug hervorheben — ein lebendiger Organismus, und deshalb ist das Ganze für seine Teile und ist jedes Glied für die Gesamtheit solidarisch tätig und haftbar[1].

13. Auch in der verworfensten Gesellschaft, welche die Geschichte kennt, hat sich die Wahrheit dieses Grundsatzes bewiesen. Man braucht nur einen Blick auf das zu werfen, was man im Rom der Cäsaren unter Bildung verstand, um zu begreifen, daß die Zeit nicht schlimmer war, als sie zu sein verdiente, und nicht anders geartet sein konnte, als sie war.

Was die Bildung der Männer betrifft, wollen wir hier kurz sein. Martial, und er war ein Eingeweihter, hat sie in einigen Versen[2], die wir frei wiedergeben, so lebenswahr geschildert, daß lange, gelehrte Darstellungen die Sachlage kaum erschöpfender, jedenfalls nicht treffender schildern könnten. Er singt:

„Freund, dich rühmt die feine Welt, daß du feine Bildung hast:
Bitte, sag mir, was dies Wort feine Bildung doch bedeut'." —
„Feine Bildung? Nun so hör': Feiner Haare eine Last,
Feinen Moschus, Patschuli reich in Haar und Tuch gestreut,

[1] Vgl. II[3], 3, 11, S. 168 ff. [2] Martial. 3, 63.

Stets die feinsten Melodien, sei's von Wagner, sei's von Strauß,
Hand und Fuß wie im Ballet nach der feinsten Kunst gesetzt,
Damen fein die Cour gemacht mit dem Handschuh, mit dem Strauß,
Schnell die feinste Neuigkeit, wo Skandal es abgesetzt,
Wer verlobt und wer verliebt, Held auf Ball und Bühne ist,
Welcher Stammbaum Belas Hengst, Bettys Möpsen Adel leiht[1];
Jetzt, mein Teurer, kennst du ganz feiner Bildung feinste List." —
„Freund, die Bildung ist zwar fein, doch mich läßt sie frei von Neid."[2]

14. Im Gegensatz zu dieser in Wahrheit höchst fraglichen Bildung strebte das weibliche Geschlecht von damals nach einer ganz andern.

Die Rollen der Geschlechter waren vollständig vertauscht. Die Männer hatten sich zu Weibern gemacht. Die Frauen führten das Regiment wie in der Gesellschaft Ludwigs XV. Ihre Verachtung gegen eine Männerwelt, die sich in der eben geschilderten Weise selber wegwarf, kannte keine Grenzen.

Im Streben, dieser gründlich zu imponieren, sich selber von der Unterordnung unter das männliche Geschlecht zu emanzipieren und die Herrschaft über sie unerschütterlicher zu machen, kam das weibliche Geschlecht auf den schlimmsten aller Abwege, auf den es sich verirren kann. Es verlor alle Freude an seiner wahren Bestimmung, der stillen Arbeit für das Haus und die Familie. Die alten römischen Matronen hatten vielleicht nie über die so heikle Frage vom Frauenberuf nachgedacht. Aber indem sie gute Mütter und arbeitsame Frauen zu sein suchten, hatten sie, ohne sich dessen bewußt zu werden, ihre rechte soziale Stellung gefunden, und eben durch ihren richtig erfaßten sozialen Beruf auch einen politischen Beruf von unermeßlicher Wichtigkeit erfüllt. Dieses junge, ausgeartete Geschlecht dünkte sich zu erhaben für jene so unersetzlich bedeut-

[1] Vgl. hierzu Friedländer, Sittengeschichte Roms II[1] 160 ff. Forbiger, Hellas und Rom II 327 348.

[2] Vgl. Seneca, Quaest. nat. 7, 31. Martial. 2, 7.

same, aber auch so unscheinbare Aufgabe und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um sich eine geachtetere soziale und politische Stellung zu erobern.

Natürlich mußte es, nachdem es einmal die Grundlage der natürlichen Ordnung verlassen hatte, in Unnatur und Schrankenlosigkeit verfallen, wie das jedesmal bei ähnlichen Versuchen fast notwendig eintritt.

Die Weiblichkeit abzustreifen und sich durch Kraftleistungen, geistige und leibliche, auszuzeichnen[1], das wurde jetzt das Ideal weiblichen Lebens und weiblicher Bildung.

Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, versteht sich, nicht gründliche Kenntnisse, sondern Schein und Aufsehen erregende, standen unter diesen Idealen obenan[2]. Ehemals hatte — in Griechenland wenigstens — der schändliche Grundsatz gegolten, ein Weib zu bilden, sei ein Verbrechen, denn das heiße eine Natter mit tödlichem Gift ausrüsten[3]. Nun schien die oberste Richtschnur für dessen Bildung der Satz zu werden: Je unnützer ein Wissen, desto mehr muß es betrieben werden.

Die Kenntnis der Muttersprache galt nicht viel[4]. Sie war ja die Umgangssprache des Pöbels. Es mußte eine fremde Sprache sein, in der man verkehrte, damals natürlich die griechische[5]. Je gespreizter, je lächerlicher, desto lieber[6]. Ob die Schriftsteller, die man las, um sich in dieser Sprache auszubilden, auch sittlich zulässig waren, das galt als Nebensache. Genug, daß man aus ihnen ein gutes Griechisch und eine elegante Form der Darstellung lernte[7]. In der Muttersprache

---

[1] Fugit a sexu, vires amat. Iuvenal. 6, 253.

[2] Ebd. 6, 445.

[3] Menander, Fragm. incert. (Dübner) 154.

[4] Iuvenal. 6, 188. [5] Tacitus, Orat. 29.

[6] Iuvenal. 6, 186 ff. Martial. 10, 68. Plutarch., C. Gracch. 19, 2. Sallust., Catilina 25.

[7] Ovid., Trist. 2, 369 ff. Statius, Silvae 5, 3, 148 ff.

lasen diese Mädchen und Frauen nur veraltete Bücher, zumal Dichter, um dann in der Gesellschaft damit auskramen und die Männer beschämen zu können, die von dergleichen kaum den Namen wußten[1]. War das ein Dozieren und Sprechen im Salon und beim Diner! Zumal liebten es diese geistreichen Damen, mit der Kenntnis alter, unbekannter Barden[2] großzutun; an Dichtern, die der große Haufe auch kannte und las, ließen sie nicht leicht ein gutes Haar[3]. Nur Virgil kam erträglich durch, hatte er ja doch die Leidenschaft und Verzweiflung des antiken Werther — überdies noch in Gestalt eines Weibes, der Dido — so trefflich geschildert und insbesondere den Selbstmord unvergleichlich und hinreißend dargestellt. Aber schlimm ging es dem guten Homer unter dem Messer dieser unerbittlichen Kritikerinnen, schlimm den größten Rednern, schlimm den gewiegtesten Grammatikern. Denn aller fühlten sich diese Alleswisserinnen Meister[4]. Man mußte nur Ohr sein in ihrer Gesellschaft. Das aber durfte man in gutem Zustand haben. Es war, als ob alle Schellen und Becken und Glocken einer ganzen Janitscharenmusik gerührt würden, und doch sprach nur sie, die Einzige, die Heldin des Salons, die Unvergleichliche[5]. Keiner kam zu Wort, keiner hätte es auch gewagt, ein Wort zu sprechen, denn ihrer Geistesschärfe entging kein Fehler, und ohne Fehler war keine Silbe, die jemand außer ihr sprach[6].

Übrigens ist damit die Bildung, über welche diese emanzipierten Damen verfügten, noch lange nicht erschöpft. Neben

---

[1] Iuvenal. 6, 454.

[2] Vates. Iuv. 6, 436. Claudian., Epithal. Hon. 234 ff.

[3] Quintilian. 1, 8. Aulus Gellius 1, 10. Spartian., Hadrian. 15. Friedländer, Sittengeschichte Roms III[1] 278 ff. Vgl. auch Lucian., Demonax 37, 26.

[4] Iuvenal. 6, 434 ff. [5] Ebd. 6, 439 ff.

[6] Ebd. 6, 451 ff.

der Belletristik betrieben sie mit Vorliebe Naturwissenschaften und alles das, was man heute mit dem Namen Realien belegt. Nur Anatomie und Medizin ließen sie beiseite: dazu war jene Zeit noch nicht fortgeschritten genug. Wieviel sie von jenen trockenen Gegenständen wirklich gelernt hatten, darüber stellte natürlich niemand ein Examen an, schon um der Artigkeit willen. Genug, sie ließen sich Vorlesungen halten und waren jeden Augenblick bereit, ein günstiges Zeugnis über ihre Studien aufzuweisen, weshalb sie stets Lehrer der Mathematik und der Geometrie als Besucher ihrer Salons und unter ihren Verehrern hielten[1]. Auch Geschichte, mit der sich leichter auskramen ließ, war Modesache bei ihnen geworden[2]. Desgleichen Philosophie[3]. Nicht als ob sie sich diese sehr zu Herzen genommen hätten. Aber sie hörten sie zum mindesten mit dem Fleiß, wie man sie bei uns auf der Universität hört.

Zu dem Zweck hatte jede Dame von Stand einen sog. Vorleser, der neben andern Dingen auch etwas von der Modephilosophie, der ethischen Kultur, verstehen mußte, d. h. von der Kunst, ein rechtschaffenes Leben ohne allzu große Mühe führen zu lehren. Im ganzen vertrat er im Haus ungefähr dieselbe Stelle wie heute der Hofmeister. Ab und zu mußte er die langen Stunden, welche die Toilette in Anspruch nahm, mit einem Vortrag ausfüllen[4]. Namentlich durfte er nicht fehlen, wenn sich die Gebieterin in die Einsamkeit des Landlebens zurückzog. Dann wurde ihm bei Abzug in der letzten Kutsche der letzte Platz neben den unentbehrlichsten Lebewesen des Haushalts angewiesen, d. h. neben dem Koch, dem Friseur und — dem Schoßhund. Über diesen hatte er die Aufsicht zu

[1] Plutarch., Pompei. 55, 1. Philostr., Sophist. 2, 30, 1.

[2] Iuvenal. 6, 451.

[3] Plutarch. a. a. O. Philostr. a. a. O. Seneca, Consolatio ad Marc. 4.

[4] Lucian., De mercede conductis 17, 36.

führen, wenn er sich anders durch Brauchbarkeit und Umsicht die Ehre dieses delikaten Vertrauenspostens verdient hatte[1].

Aus trockenen Büchern scheint man in diesen Kreisen Philosophie seltener studiert zu haben. Nur ein philosophisches Werk lasen diese Damen, von denen Seneca sagt, daß sie das Studium nicht als Mittel zur Weisheit, sondern zur Befriedigung der Leidenschaft betrachteten[2], dieses aber mit wahrer Passion, nämlich Platos Republik, nicht um sich seine ernsten Lehren über die Erziehung und die Tugend anzueignen, sondern weil sein Eintreten für die Aufhebung der Ehe und für die Emanzipation der Frauen dieses Buch interessant machte[3].

Daß das Politisieren zu den vornehmsten Leidenschaften der römischen Damen von damals gehörte, versteht sich von selber[4]. Es war auch ein Ziel, wert ihres Ehrgeizes, in einem Staat von solcher Bedeutung die Besetzung der einflußreichsten Stellen, die Entschlüsse der Herrscher und der allmächtigen Günstlinge von ihrer Gnade abhängig gemacht zu sehen, ja wohl selber in den Gang der Ereignisse, und zwar nicht immer bloß in untergeordneten Fragen, einzugreifen. Manche trieben deshalb mit Schwärmerei das Studium der Jurisprudenz[5]. Das hatte freilich oft noch einen ganz besondern Grund. Prozesse, namentlich Erbschaftsprozesse und Ehescheidungsklagen[6], zu führen, war diesem nach beständiger Aufregung und pikanter Abwechslung haschenden Geschlecht ein Lebensbedürfnis geworden. Man kann sich denken, welchen Reiz es für die scheidungslustigen Damen haben mußte, ihre Sache selber vor Gericht zu führen[7]. Natürlich konnte eine Frau nur die Akten aus-

---

[1] Lucian., De mercede conductis 17, 32 34.
[2] Seneca, Cons. ad Helviam 17, 4.
[3] Epictet., Fragm. 53.
[4] Iuvenal. 6, 398 ff. [5] Ebd. 2, 51.
[6] Ebd. 6, 227 268.
[7] Ebd. 6, 244. Tacitus, Annal. 3, 33.

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

arbeiten, dagegen mußte sie einen Vertreter haben, der in der öffentlichen Verhandlung ihre Schriftstücke vortrug.

Wir wollen gerne glauben, daß solche Leistungen verkehrter Geistesbildung seltenere Ausnahmen bildeten. Aber einen, allerdings den schlimmsten Auswuchs dieser krankhaften Verrücktheit müssen wir als die allgemeine Lieblingsneigung der feinen römischen Damenwelt erklären. Wir meinen den Spiritismus mit all den Geheimnissen und Greueln, die sich unter den weiten Falten seines dunkeln Mantels bargen, Tischrücken, Tischklopfen, Geisterbeschwörungen, Hypnotisierungen[1]. So ungeheuchelt wie damals hat sich dieser Unfug wohl nie als Teufelskult, als Bund mit der Hölle kundgegeben. Die ganze Welt erzählte von den Zaubereien, Giftmischereien, Menschenopfern, zumal Kinderopfern[2], und sonstigen Abscheulichkeiten, womit dieses finstere Treiben seinen wahren Ursprung und seinen letzten Zweck offen kundgab. Gleichwohl schreckte all das nicht davon ab, sondern zog erst recht dazu hin. Die Frauen insbesondere ergaben sich diesem Unwesen, das ihnen willkommener Ersatz für die längst verlorene und dennoch unentbehrliche Religion war, mit einer Leidenschaftlichkeit, daß die Polizei trotz aller Nachsicht nicht umhin konnte, diesem Treiben in den Weg zu treten, jedoch stets ohne Erfolg.

15. Man sieht, der Ehrgeiz dieser Damen ging vor allem dahin, den Namen von starken Geistern zu verdienen, oder wie man das im Zeitalter der Pompadour und der Du Deffand ausdrückte, von Frauen mit großen und starken Herzen.

---

[1] Friedländer, Sittengeschichte Roms I[1] 298 ff; III 644 ff. Döllinger, Heidentum und Judentum 648 ff 656 ff. Forbiger, Hellas und Rom II 192 ff. Pauly, Realenzyklopädie IV 1398 ff.

[2] Horat., Epod. 5, 12 ff. Cicero, Vatin. 6. Iuvenal. 6, 552. Lucan., Pharsal. 554 ff. Philostr., Apollon. 8, 5, 3. Ammian. Marc. 29, 2. Lamprid., Heliogab. 8. Euseb., Hist. eccl. 8, 14.

Jedoch dieses Ziel genügte ihrem glühenden Geiste nicht. Sie wollten das gesunkene Männervolk auch durch mehr als männliche Kraft überbieten. Ist das Weib aber einmal auf diese Fährte gebracht, so gibt es keine Überspanntheit, keine Lächerlichkeit mehr, welcher es sich nicht bloß kaltblütig, sondern mit wahrhaft heldenmütiger Selbstverachtung unterzöge. Es schämt sich dann seiner Natur und nennt alles willkommen, was Aussicht gewährt, zu zeigen, daß es sein Wesen abgelegt habe. Je unweiblicher, desto lieber; je bedenklicher, desto hartnäckiger. Dem Unnatürlichen opfert es begeistert Ehre, Tugend und Gesundheit. Jede Einrede treibt es nur noch weiter auf dieser Bahn. Die Geschichte so mancher Zeitalter liefert Belege in Fülle zum Erweis für diese Behauptungen. Jene Zeit aber hat vor vielen das voraus, daß sie aufrichtiger und rücksichtsloser durch die Tat bewiesen hat, wessen man sich zu einer Emanzipierten von Profession versehen darf.

Den Anfang dazu bildete selbstverständlich das Tanzen. Diesem folgte das Turnen. Außer verschiedenen Arten dieser Kunst, über die hier besser nicht zu reden ist, erfreute sich insbesondere das Schwingen der eisernen Hanteln[1] großer Vorliebe unter diesen neuen Amazonen. Die Römer, in denen noch ein Tropfen des echten alten Blutes floß, sahen in den meisten dieser Kunststücke, selbst wenn sie von Jünglingen und Männern geübt wurden, eine Übung, bei der das Gewissen leicht an Kraft verliere[2] und die Sittlichkeit Schaden nehme[3], der erwartete Erfolg für den Körper aber doch nicht sehr groß sei. Geradeso urteilten sie über die mannigfachen Arten von Abhärtungs- und Heilmethoden durch beständige Waschungen, Kaltwasserkuren und Zimmergymnastik, womit sich die Ärzte

[1] Iuvenal. 6, 421. Martial. 7, 67, 8 ff (halteres).

[2] Plinius 29, 8 (1), 9.

[3] Tacit., Annal. 14, 20. Plinius 35, 47 (14), 2. Plinius iun., Ep. 4, 22. Plutarch., Quaest. rom. 40.

von damals Namen und Geld zu machen suchten[1]. Um so weniger waren sie davon erbaut, daß sich die Mädchen und Frauen mit solcher Leidenschaft auf diese Dinge warfen. Indes, diese fragten wenig nach derlei Ansichten altfränkischer Kopfhänger. Gerade der Widerspruch reizte sie. Sie wollten einmal ein neues Beispiel von Größe und Kraft aufstellen. Und damit war es ihnen so ernst, daß sie, unbekümmert um das Schicksal ihrer sonst so hoch gehaltenen Schönheit, die rauhe Kost der Fechter[2] genossen, sich zuerst mit harzigem Fett[3] einschmierten und dann mit Sand und Staub bestreuten[4], ganz wie jene taten, um ihre Knochen stark, ihre Muskeln derb, ihre Haut straff, ihre Sehnen zähe zu machen. Um sich noch mehr abzuhärten, gingen sie zu Schiff und taten Matrosendienste[5], oder sie eilten früh morgens an den Eis treibenden Tiberfluß und tauchten unters Wasser[6]. So vorbereitet, steckten sie ihre Füße in Kanonenstiefel und Schienen, ihre zarten Arme in Fechterhandschuhe, ihren Leib in Watte und Panzer und zogen die Sturmhaube mit Visier über das Haupt[7], genau wie unsere Korpsburschen, oder um in der Sprache von damals zu reden, wie die Gladiatoren. Und nun ging es an ein Ringen und Raufen[8] trotz jedem Helden der Arena, ja ans kunstgemäße Fechten, zuerst gegen das hölzerne Gestell in der Fechtschule[9], schließlich gegen leibhaftige Gegner.

Daß sie aber das alles mit so vieler Mühe bloß für den eigenen stillen Hausbedarf sollten erlernt haben, das konnte

---

[1] Plinius 29, 5 (1), 5.

[2] Iuvenal. 2, 53. Martial. 7, 67, 12 (coliphium).

[3] Iuvenal. 6, 246 (ceroma, *χήρωμα*).

[4] Martial. 7, 67, 5 ff. Plutarch., Quaest. conviv. 2, 4, 4. Ovid., Met. 9, 35 ff.

[5] Iuvenal. 6, 102. [6] Ebd. 6, 522 ff.

[7] Ebd. 6, 252 ff. [8] Ebd. 2, 53.

[9] Ebd. 6, 247 (palus).

ihnen billigerweise niemand zumuten. Wohl taten ihnen diese Kunstfertigkeiten auch zu Hause gute Dienste; Sklaven und Sklavinnen, mitunter selbst der Herr Gemahl, wußten davon zu erzählen, welche Kraft und Schlagfertigkeit der weibliche Arm bei so ernstem Studium mit der Zeit erringen kann[1].

Aber gerade diese kleinen Erfolge mußten in den reisigen Heldinnen das Bedürfnis hervorrufen, von ihren schönen Kenntnissen und Künsten auch öffentliche Proben abzulegen. Gelegenheit dazu ergab sich überall. Auf jedem einsamen Spaziergang durch Feld und Wald fand sich da und dort ein Armer, den sie im Vorübergehen mit der Reitpeitsche ihre Überlegenheit fühlen lassen konnten[2]. Noch besser, wenn der Hofhund des Nachbars ihren Schlaf am hellen Tage gestört hatte. Flugs stand die Amazone im Hof des verblüfften Hundebesitzers und traktierte erst den Herrn und danach das verbrecherische Tier mit dem Ziemer[3]. Es ist begreiflich, daß jeder ruhige Staatsbürger diesen Heroinen von weitem aus dem Wege ging, wenn sie eine Ausfahrt machten. Man meinte aus der Ferne, es sei ein ganzes Heerlager aufgebrochen[4]. Aber eben weil man ihnen so scheu auswich, darum fanden sie ihre Rechnung nicht. Ihnen wäre es lieber gewesen, es wäre ihnen an jeder Straßenecke ein Hektor oder ein Achill entgegengetreten. So sahen sie sich zu ihrem Leidwesen auf das Niederschießen von harmlosem Wild, auf das Kutschieren hoch vom Bock herab[5], womöglich nicht mit Pferden, sondern mit gezähmten Löwen[6], und auf Nachtschwärmerei mit einem Gefolge von liederlichen Galgenvögeln[7] beschränkt.

---

[1] Iuvenal. 6, 474 ff.
[2] Ebd. 6, 413 ff; vgl. 8, 129.
[3] Ebd. 6, 415 ff. [4] Ebd. 6, 418 ff.
[5] Propert. 4, 8, 15 ff.
[6] Plinius 8, 21 (16), 2. Plutarch., Anton. 9, 4.
[7] Cicero, Pro Caelio 15.

Hätte man damals schon die Damenvelozipede gekannt, so wäre es vielleicht besser gewesen. So aber konnte das alles ihr nach Taten dürstendes Herz nicht ausfüllen. Darum ritten sie den Soldaten nach, nahmen teil an ihren Wettrennen, Exerzitien und Manövern[1] und drangsalierten in den Provinzen die hilf- und wehrlosen Untertanen bis aufs Blut[2]. Im Verzweiflungsdrang nach Leistungen und Ruhm verschwanden sie wohl auch einmal auf einige Zeit mit einem Gladiator, bloß um von sich reden zu machen[3].

Aber all das reizte nur wieder nach mehr, wie ein Tropfen lauen Wassers den Wassersüchtigen. Zuletzt schien nur der Kampf mit Stieren und Tigern, zuletzt schien nur der Kampf auf Leben und Tod mit Gladiatoren, zuletzt schien nur Menschenblut, vergossen unter dem donnernden Beifall der gesamten hohen Gesellschaft, vergossen unter den Augen des Hofes, vergossen zum stummen Verwundern des Pöbels, vergossen durch zarte Frauenhand, ein Ziel, das ihrer Kraft und ihres Ehrgeizes wert war. Wenn Männer aus den höchsten Kreisen durch solche Großtaten unsterblichen Ruhm erwarben, warum sollten die Frauen davon ausgeschlossen sein? Nachdem sie durch die Lektüre über dem Streben, alles zu wissen, nachdem sie im Salon über dem Recht, alles zu hören und alles zu besprechen, nachdem sie im Theater und Ballet über der Lust, alles zu sehen und sich von allen sehen zu lassen, längst den letzten Rest von Zartgefühl abgestreift hatten, war dieser Wunsch fast natürlich[4]. So mußte denn Rom das Gräßliche erleben, daß Frauen aus den höchsten Ständen im Verein mit Senatoren in die Arena hinabstiegen und sich dort mit den wilden Bestien

[1] Tacitus, Annal. 2, 55; Histor. 1, 48.

[2] Tacitus, Annal. 3, 33. Iuvenal. 8, 129. Vgl. Tacitus, Annal. 4, 20; Champagny, Les Césars II[5] 305 f.

[3] Iuvenal. 6, 105 ff.

[4] Seneca, Quaest. nat. 7, 32.

und mit dem zum Morden professionsmäßig abgerichteten Auswurf der Welt herumschlugen[1].

Allerdings — das ist noch ein Trost — waren derlei Exzesse nicht allgemeine Regel[2]. Indes ist der Schaden, den ein einziger Fall offener Entsittlichung stiftet, größer als der Nutzen des Beispiels, das die Besseren durch stille Pflichterfüllung geben.

Wenn nun überdies diese Besseren selber durch eine verschrobene Bildung zu jenen bleichen, schwächlichen Feenwesen herangezogen worden sind, deren Arbeit Tändeln, deren Bildung ein oberflächlich ästhetischer Firnis, deren Tugend, von Koketterie, von Schöngeisterei und weichlicher Humanität entnervt, keines Ernstes fähig ist, welches Gegengewicht können sie jenen ausgearteten Amazonen entgegenstellen?

Da saßen diese ätherischen Geschöpfe, wir meinen die sittsamen Jungfrauen, die ehrbaren Matronen, den ganzen Tag vor ihrem Instrument[3]. Ehemals, in strengeren Zeiten hatte man geglaubt, eine Frau könnte Gesang, Tanz, und was dergleichen Künste mehr sind, leicht weiter treiben, als ihrem guten Ruf nützlich wäre[4]. Jetzt hatten diese spießbürgerlichen Vorurteile aufgehört. Die ganze Umgegend hätte verzweifeln mögen ob dem endlosen Geklimper und Gesang. Der Mann lag krank, die Ärzte schüttelten bedenklich das Haupt über den Zustand des Kindes. Die Dame des Hauses aber saß in ihrem Salon und musizierte und hatte Tag für Tag Gesellschaft von Musikfreunden[5], deren Begeisterung für ihr Spiel

---

[1] Tacitus, Annal. 15, 32. Dio Cass. 61, 17; 66, 25. Ioann. Damascen., Fragm. 84 (Müller, Fragm. hist. graec. III 417). Statius, Silvae 1, 6, 53 ff. Sueton., Nero 4.

[2] Iuvenal. 2, 53.

[3] Ebd. 6, 379 ff. Plinius, Ep. 4, 19. Ovid., Ars am. 3, 315 ff.

[4] Sallust., Catilina 25.

[5] Manilius 4, 527 ff; 5, 329 ff.

zwar nicht größer war als deren Kunstverständnis, die aber doch ihre Person der Herrin durch ihre Lobsprüche interessant und deren Küche samt Keller ihrem Magen zu nutze machten, wenn sie nicht noch andere, schlimmere Absichten dabei verfolgten [1].

Daß durch solche Durchschnittsgeschöpfe der tiefkranken Gesellschaft keine Heilung gebracht wurde, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wohl aber dürfen wir glauben, daß durch eine so weichliche Musik, wie sie damals üblich war, zumal wenn sie mit solcher Leidenschaft und mit solchem Übermaß betrieben wurde, auch die Besseren noch völlig entnervt, oft auch geradezu verdorben worden sind. Wenigstens erheben die damaligen Schriftsteller oft bittere Klagen über die schlimmen Wirkungen dieser weichlichen, entsittlichenden Musik [2].

16. So ist Rom, dessen Stärke so lange Zeit auf einem verhältnismäßig reinen Familienleben ruhte, zu einem guten Teil durch den Niedergang des weiblichen Geschlechtes zu Grunde gegangen. Dieses selber aber kam so tief herab durch eine ganz verkehrte Bildung [3].

Wie, fragt ein Dichter, der es wahrhaftig mit der Sittlichkeit nicht ängstlich genau nahm, wie soll sich ein solches Leben mit Keuschheit vertragen? [4] Wie konnte es anders kommen, als daß diese Frauen mit Verachtung auf die einst so hoch in Ehren gehaltene Arbeitsamkeit im eigenen Haus herabsahen? [5] Wie hätten sie es über sich bringen mögen, die mühevollen, demütigen Pflichten der Mutter zu ver-

---

[1] Horat., Sat. 1, 9, 25; 10, 90 ff. Seneca, Brev. vitae 12. Ovid., Ars am. 1, 595 ff.

[2] Quintilian. 1, 10. Iuvenal. 6, 314 ff (vgl. Aelian., Nat. an. 12, 44). Aristoxenus, Fragm. 90 (Müller, Fragm. hist. graec. II 291). Plutarch., De esu carnium 2, 2, 3; De musica 15, 1; Quaest. conviv. 9, 15, 17. Maximus Tyr. 37, 4. Vgl. unten 18, 15.

[3] Tacitus, Orat. 29. Quintilian. 1, 2.

[4] Iuvenal. 6, 252.

[5] Ebd. 2, 54 ff.

sehen?[1] So über das Maß ihres Geschlechtes und über ihre Fassungskraft hinaus gebildet, mußten sie Maß und Fassung und die ihrem Geschlecht gebührende Stellung verlieren. Dem Mann gegenüber glaubten sie sich von Natur aus zum Gebieten berufen[2]. Vor Fremden wußten sie allerdings liebenswürdig, ja verführerisch zu sein; zu Hause jedoch gab es wenig Honig, um so mehr Aloe von ihnen zu ernten[3].

Flatterhaftigkeit und Oberflächlichkeit im Bund mit Vorwitz auf der einen, und hochfahrendes, abstoßendes Wesen auf der andern Seite war der weiblichen Jugend, wie ganz natürlich bei solcher Bildung, in dem Grad eigen geworden, daß man es als ein Wunder verzeichnete, wenn ein Mädchen eine Ausnahme machte[4]. Nicht mit Unrecht wirft einer der ausgelassensten Dichter jener Tage den römischen Frauen, die sich über die Verkommenheit der Männer beklagen, vor, sie hätten sich das selber am meisten zuzuschreiben[5].

Freilich trugen auch die Männer ihren Teil der Schuld. Sie schwiegen, sie beförderten sogar dieses Treiben, teils aus Blindheit teils aus Schwäche teils aus unsittlichen Absichten. Sie verdrehten den armen Geschöpfen durch ihre verkehrte Höflichkeit und Hofmacherei Kopf und Herz.

Es war in den feinen Kreisen Sitte geworden, die Mädchen vom vierzehnten Jahre an mit dem Titel Herrin zu beehren[6]. Der Name Herr aber hatte damals den Begriff eines göttlichen Wesens[7]. Noch Augustus hatte mit Abscheu diese An-

---

[1] Iuvenal. 6, 592 ff.

[2] Horat., Carm. 3, 24, 19 ff. Iuvenal. 6, 224. Plautus, Aulul. 2, 1, 47; 3, 5, 61.

[3] Iuvenal. 6, 180 ff.

[4] Plutarch., Pompei. 55, 1.

[5] Martial. 12, 97.

[6] Epictet., Manuale 40.

[7] Ioseph. Flav., Bell. Iud. 7, 10 (37), 1. Epistola Smyrn., De martyrio S. Polycarpi c. 8. Tertull., Apolog. 34. Epictet., Diss. 4, 1, 12 13.

rede von sich gewiesen[1]. Erst Domitian ließ sich in seinem Vergötterungswahnsinn den Titel Herr gefallen[2]. Was mußte also aus jungen Geschöpfen werden, denen eine unverdaute Bildung ohnehin schon den Kopf verrückt hatte, wenn sie, noch nicht den Kinderschuhen entwachsen, von Senatoren und Generalen wie übernatürliche Wesen behandelt wurden! Wer will es dem schwachen Weib verdenken, wenn es alle Schranken überschreitet, sobald eine falsche, übermäßige Galanterie es zur Gebieterin, um nicht zu sagen, zur Abgöttin der Gesellschaft gemacht hat?

So sündigt nie ein Geschlecht allein und nie ist einer ausschließlich schuld am Verderben des Ganzen. Die Frauen haben keinen Grund, den Männern alle Schuld zuzuschreiben, die Männer tun unrecht, die Frauen als Ursache alles Übels anzuklagen. Weder die Männer noch die Frauen vermöchten für sich allein eine Gesellschaft zu untergraben. Vereint sind sie bald am Ziel. Die größte Schuld trägt der Mann, aber sein bestes Werkzeug ist das Weib. Das Weib macht die Sitten, und durch sie stützt oder stürzt es die Gesellschaft.

Will man eine Zeit zum Untergang führen, so muß man durch verkehrte Bildung das weibliche Geschlecht um Halt und Stellung bringen. Erst begegnet man dem Weib, das sich noch als Weib gebärdet, mit stolzer Verachtung. Dann berückt man ihm, sobald es sich in eine falsche Stellung hat drängen lassen, durch übertriebene Huldigung vollends Herz und Sinn. Bald schämt es sich dann zu sein, was es ist, und zu erfüllen, was ihm gebührt. Das übrige gibt sich von selber.

---

[1] Sueton., Octav. Aug. 53. In den Provinzen ließ er sich übrigens göttliche Verehrung schon gefallen; vgl. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes II[3] S. 26 f 32, N. 51.

[2] Sueton., Domitian. 13.

In der Hauptstadt der Welt hat man das vortrefflich verstanden. Das Weib, einmal verdorben, verdarb Rom, und Rom verdarb die Welt. So ist die alte Welt untergegangen.

Gebe Gott, daß nicht auch die neue Welt auf demselben Weg in ihr Grab eile! Die Vorbedingung dazu, das Verderbnis des weiblichen Geschlechtes durch eine ganz verkehrte Erziehung, ist leider im vollsten Maß vorhanden[1].

---

[1] Vgl. Diel und Kreiten, Klemens Brentano I 123 f.

Vierzehnter Vortrag.

Die Bildung des Willens.

1. Seit den Tagen Homers gehört die Klage über die Schwäche des Menschen zu den ergiebigsten Quellen, aus denen die Dichter schöpfen. Wenn sich der Ruhm als Trug und die Schönheit als Rauch erwiesen hat, wenn die sinnliche Liebe, deren Seufzer in ewig gleichförmigen Tönen durch die Saiten ihrer Leier ziehen, wenn selbst diese zum Ekel geworden ist, dann gibt noch immer das Meer des Lebens voll Sturm und bittern Salzes zu denken und zu dichten. Wie die Blätter im Herbst, so klagen Tausende von Liedern, wie der Staub im Sommer, wie die See vor der Windsbraut, wie die Meisterwerke der Künstlerhand vor der Wucht des Erdbebens, so wogt und schwankt und fällt der Mensch, eben da seine Macht und Herrlichkeit auf dem Gipfel zu stehen schien.

Ja, die Dichter haben recht, der Mensch ist schwach. Aber warum singen sie immer nur von der Vergänglichkeit seiner Werke und Schöpfungen? Ach, wenn es sich um nichts anderes handelte, das hätte nicht soviel zu sagen. Daß er jedoch innerlich noch viel schwächer ist als in seinen äußerlichen Taten, das ist sein eigentliches Elend.

Da aber ist er so schwach, daß es ihn schon unangenehm berührt, wenn er davon auch nur sprechen hört, so schwach, daß es schwer hält, ihn von seiner Schwäche zu überzeugen und erst gar ihm zu zeigen, woher diese stammt und wie sie zu heilen ist. Wir suchen immer den Grund unserer Schwach-

heit in andern. Nicht wir wollen schwach sein, nicht wir wollen es sein, die den Keim des Verderbens in die Werke unserer Hände gelegt haben: es sind immer andere, die die Ursache unserer Fehler sind, es sind immer die Umstände, über die wir nicht Herr sind, schuld daran, daß alles so kläglich ausfällt.

In Wahrheit aber ist die Hinfälligkeit unserer Taten unsere eigene sittliche Schwäche, und diese ist nichts anderes als die Schwäche unseres Willens.

2. Diese Erwägungen drängen sich uns stets auf, wenn wir die Weltgeschichte durchgehen. Immer und überall Mißerfolge, großartiger Anfang, schwacher Ausgang, hohe Reden, kleine Taten, nirgends aber Lust oder auch nur Fähigkeit, den wahren Grund davon einzusehen. Allenthalben Beweise der Gebrechlichkeit und nirgends Erkenntnis, geschweige erst Zugeständnis des Unleugbaren.

Wenn wir aber die Welt verstehen, und vor allem, wenn wir etwas in ihr bessern wollen, so müssen wir begreifen und gestehen lernen, daß das Elend von jeher aus der eigenen Schuld des Menschen gekommen ist, und daß es immer daher kommt und kommen wird. Alles Große ist bald wieder untergegangen, alles Schöne verdorben, die meiste Saat des Menschen verfault schon im Keim durch seine eigene Schuld. Nicht die Bosheit der Feinde, nicht die Mißgunst des Schicksals, über welche Völker und Menschen klagen, sondern die eigene Nachlässigkeit derer, welche seufzen, der Mangel an Selbstbeherrschung, die Scheu vor Selbsterkenntnis und Selbstverleugnung, kurz, unsere Trägheit, unsere Willensschwäche ist der Schlüssel zum Verständnis alles Unheils im Leben und in der Geschichte.

Darum und nur darum, weil es an der sittlichen Tatkraft fehlte, d. h. an der Selbstüberwindung, am Willen, die eigenen Fehler einzugestehen und anzugreifen, an der Rücksichts-

losigkeit gegen den Stolz, gegen die Halbheit, gegen die Weichlichkeit, darum ist Rom gefallen, darum Athen, darum Babylon, Persepolis, Konstantinopel.

Nicht die äußeren Feinde haben diese Reiche zusamt ihren Kulturen gestürzt. Sie selber haben sich entwurzelt.

Einer der verhängnisvollsten Irrtümer für die Völker und die Staaten liegt darin, daß man diese Fundamentalwahrheit der Weltgeschichte nie recht erkennen will.

Deshalb geht immer wieder ein Volk um das andere und eine Kultur nach der andern, deshalb gehen soziale, gelehrte, religiöse Genossenschaften unter, weil man beharrlich den Grund für die Stärke und für die Schwäche aller menschlichen Einrichtungen in Außendingen sucht und nicht im Innern selbst.

Es ist aber zweifellos das Grundgesetz für alle Politik, für die Volkswirtschaft, für jeden Zweig der Literatur und der Kultur, daß die sittliche Kraft eines Geschlechtes die Bedingung für alle seine Blüte bildet, und daß mit dem Sinken von Religiosität und Sittlichkeit und nur durch diese Ursache der Verfall des staatlichen, des sozialen Lebens und der Zivilisation eintritt. Solang die Welt diesen Satz nicht zugesteht, kann ihr kein Mensch, der auf Wahrheit hält, den Bestand ihrer Macht und Bildung verbürgen. Mit Kanonen und mit Millionen hält man keinen Staat, viel weniger eine Kultur im Leben. Wo man nicht den Hauptgrund für jede Erschütterung und jede Gefahr inwendig sucht, wo man den als Feind behandelt, der auf die eigenen inneren Fehler hinweist, dort nimmt das Übel immer mehr zu, bis es plötzlich zum Ausbruch kommt und keine Heilung mehr zuläßt. Dann brauchen die Feinde nur zu kommen und mit dem Finger an das morsche Gebäude zu rühren, und es stürzt in Trümmer. Ja es bedarf dazu nicht einmal eines Anstoßes von außen: auf einmal bricht alles von selbst zusammen, wenn das Maß des Unheils voll geworden ist.

Möchte sich jedes Volk und jedes Reich das zu Herzen nehmen! Damit schützt und stärkt man sich nicht, und damit ehrt man sich auch nicht, daß man einem fremden Volk, das eben in einem Krieg von einigen Monaten aus der anscheinend höchsten Höhe herab zu Boden gestreckt worden ist, daß man ihm wie zum Hohn das Wort hinwirft, ein Unglück sei kein Wunder, wo sittliches Verderben herrschend geworden sei. Sagen wir das lieber im Ernst uns, als im Ton des Vorwurfs andern. Wir werden ohne Zweifel uns mehr nützen, wenn wir aus fremdem Beispiel uns selber diese so unermeßlich wichtige Wahrheit klar machen.

3. Aber hier liegt es eben. Wir tadeln die Alten, wir machen Fremden Vorwürfe und begehen selber die gleichen Fehler. Natürlich! Zurechtweisung Fehlender tut uns nicht wehe. Daß wir jedoch uns selber das nämliche sagen, was wir jenen nicht ersparen, dazu haben wir uns zu lieb, dazu sind wir zu bequem und zu träg. Wir glauben schon etwas Großes für die Tugend getan zu haben, wenn wir ihre Verletzung durch den Nächsten mit bitterem Vorhalt rügen. Haben wir aber gar uns selber durch ein paar schöne Ideen oder Worte für sie begeistert, so halten wir uns für vollkommen.

Damit haben wir einen zweiten wunden Fleck der Weltbildung berührt, der nicht weniger schlimme Folgen nach sich zieht als der im vorausgehenden behandelte.

Es ist, wie schon früher gesagt, ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, man könne den Geist durch bloßen Unterricht des Verstandes bilden. Ebenso nachteilig wirkt aber auch die Täuschung, man könne durch ein bißchen oder auch durch viel Reden über Moral und durch einige Begeisterung für die Tugend besser werden und die Menschheit besser machen. Wenn dem so wäre, dann hätte es wohl nicht viele Zeiten gegeben, die so vollkommen sein müßten als die unsrige. Denn seit den Tagen des Rationalismus und der Revolution ist das

Moralisieren Mode, ja Krankheit geworden, und noch immer nimmt, wie die Literatur zeigt, die Vorliebe dafür zu. Könnte man nur auch dasselbe von der Ausübung des Guten sagen! So aber stehen die Dinge derart, daß man ungescheut die Behauptung wagen darf: Reden und Schreiben über Moral und Verwirklichung ihrer Forderungen stehen regelmäßig im umgekehrten Verhältnis.

Die Geschichte zeigt uns einen Zeitabschnitt, in dem sich das schon einmal recht klar erwiesen hat, eine Periode, die mit der unsrigen überhaupt vieles gemein hat, das goldene Zeitalter des Augustus. Auch damals hatte der Verfall des sittlichen Lebens eine wahrhaft ansteckende Sittenrednerei hervorgerufen. Wir wissen aus Horaz, welche Landplage, welche Gefahr für den harmlosen Spaziergänger diese moralisierenden Stechmücken sogar am hellen Tage geworden waren. Man glaubt sich ganz in die Aufklärungszeit und in unsere Tage versetzt, wenn man ihr Gebaren beobachtet und ihre Grundsätze verfolgt. Diese Sekte von Aposteln einer rein menschlichen Biedermannsmoral war so zahlreich, daß man einen eigenen Namen dafür erfunden hatte. Was man im 18. Jahrhundert, solange die Marquisinnen und deren philosophische und theologische Lakaien den Ton angaben, Philosophen für die Welt nannte, was man heute Lehrer der freien, Vorkämpfer der bürgerlichen Moral, Sprecher des allgemein menschlichen Vereins für die Religion der Moral und für ethische Kultur nennt, das nannte man damals Aretalogi. Sie waren die rechten Missionäre und Seelsorger für eine Gesellschaft, aus der ein Nero und eine Agrippina herauswuchsen.

Ob und wie weit sie es selber mit ihren Lehren ernst nahmen, das brauchen wir nicht zu untersuchen. Es handelt sich hier für uns nur um den einen Punkt, welchen Einfluß ihre schönen Worte auf die Welt gehabt haben und wie sich ihre Tugendreden zur Tugendübung verhalten haben mögen.

Nach allen Geschichtschreibern jener Tage aber sah das römische Publikum in ihnen nur eine verfeinerte Art von Possenreißern, Schwänkemachern [1] und Aufschneidern [2], im günstigsten Fall von Schauspielern, Deklamatoren und Zeitvertreibern. Vornehme oder vornehm tuende Leute hielten sich einen Aretalogus im Hause, wie z. B. der Schwelger Trimalchio seinen Eumolpus, damit er bei den ewigen Gelagen durch sein läppisches Geschwätz und sein charakterloses Schmarotzen den blasierten Gästen als Zielscheibe schlechter Witze diene. Reiche Damen hatten einen sog. Vorleser, damit er ihnen als Gesellschafter die Zeit vertreibe und das Schoßhündchen beaufsichtige [3], nebenbei auch, damit er ihnen als Salonbeichtvater das Gewissen beschwichtige, wenn sie, wie das manchmal sogar bei Weltleuten von Bildung geschehen kann, mit dessen Unterdrückung selber nicht fertig werden konnten [4]. Andere, die sich die Kosten für einen ständigen geistlichen Hofnarren nicht auferlegen mochten, ließen wenigstens bei festlichen Gelegenheiten einen Aretalogus kommen, insbesondere während einer großen Mahlzeit. Bei solchen Veranlassungen waren die Philosophen für die Welt stets am leichtesten zu haben. Auf jeder Straße findet sich um die Essenszeit ein Dutzend dieser philosophischen Eckensteher, sehnsüchtig den Blick nach den Hallen der Paläste richtend. Ein Wink für den nächststehenden, und er steht im Speisesaal, und wenn die Fechter und die Gaukler und die Tänzerinnen und die Musiker auf der Tribüne müde geworden sind, dann löst er sie auf einige Zeit ab und gibt die Kunst

---

[1] Manetho, Apotelesmatica (Koechly) 4, 445—449.

[2] Iuvenal. 15, 16: aretalogus mendax.

[3] Siehe oben 13, 14.

[4] Seneca, Tranquill. an. 14. Plutarch., Anton. 80; Praecepta reipubl. ger. 18, 3; Reg. et imper. apophth. (August. 7); Cato min. 10, 2; 16, 1. Strabo 14, 10, 14. Aelian., Var. hist. 12, 25. Lucian., De mercede conductis (17).

zum besten, wie man sich vor der Welt den Ruhm eines Ehrenmannes erwerben könne, ohne daß man sich die Arbeit allzu sauer werden lassen müsse[1]. Und die Gäste klatschen und lachen von Herzen, werfen ihm einige Leckereien zu und beginnen dann die eigentlichen Orgien. Selbst der ernste Augustus würzt auf diese, wie er glaubt, echt kaiserliche Art seine Festgelage[2].

4. Je mehr also Reden von Rechtschaffenheit, um so weniger wirkliche Tugend. Sie ist zum bloßen Spaß, im besten Fall zum Gegenstand schöngeistiger Unterhaltung geworden. Sich deshalb um sie zu bemühen, fällt keinem Menschen ein. Die Welt begriff das damals schon mit Unwillen oder mit Ekel, sie spottete darüber, aber — denn sie ist immer die gleiche — sie änderte nichts und wußte es auch nicht besser zu machen.

Da kommt eines Tages — es mag um das Jahr 51 unserer Zeichtrechnung sein — ein Mann durch das Tor von Athen, also gerade der Stadt, wo die Aretalogi für die ganze Welt gebildet werden, ein Mann, sagen wir, so seltsam und neu, daß er sogar hier, wo der ewige Wechsel von Merkwürdigkeiten die Geister stumpf zu machen pflegt, Aufsehen erregt. Klein von Gestalt, mit Staub bedeckt, Schwielen an den Händen, das Zeichen ernstlicher Handarbeit, mit dem unverkennbaren Merkmal jüdischer Herkunft in den Zügen, würde er von diesen eiteln Tugendpredigern, deren die Stadt voll ist, keines Blickes gewürdigt, blitzte nicht aus seinen Augen ein Geist, zeugte nicht sein Auftreten von einer Kraft, wie man hier noch nie Ähnliches traf. Offenbar ist dieser sonderbare Fremdling ein geistreicher Mann und hat die Welt gesehen. Doch an solchen Leuten haben sie hier Überfluß zum

---

[1] Lucian. 17, 35.

[2] Sueton., Augustus 74.

Verschenken. Das würde also noch nicht viel Interesse für ihn erwecken.

Aber eines zieht unwillkürlich die Augen auf ihn. Man erkennt es an seinen Zügen, man fühlt es aus seinem Benehmen heraus: er weiß nicht bloß etwas und kann nicht bloß reden von dem, was er weiß, er ist auch etwas, und er ist genau das, was er weiß und was er spricht. Und das ist neu, ja unerhört in diesen Kreisen. Ist das möglich? flüstern sich jene Tugendschwätzer voll Verwunderung zu. Wir reden von Tugend, und da soll auf einmal einer sein, der sie besitzt?

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde durch die Philosophenschulen der Stadt. Den Adlern gleich stürzen sie herbei, um ihre ewig beweglichen Zungen an diesem tugendhaften Ungeheuer zu versuchen, und keinem bleibt der merkwürdige, schlagfertige Mann die Antwort schuldig. Pah, rufen einige Epikureer, auch so ein Aretalogus, ein Wortaussäer[1], wie wir sie zu Tausenden sehen! Nicht doch, erwidern andere, Worte haben auch wir, der hat mehr. Der hat zu den Worten die Tat. Worte säen auch wir aus. Der aber bringt sie an sich selber zur Reife. Das ist ein neuer Mensch. Wir wissen auch etwas, vielleicht mehr als er. Aber was der weiß, das will er auch, und wenn er etwas will, man sieht es ihm an, dann geschieht es gewiß. Der ist ein ganzer Mensch. Bei uns bleiben es Worte, bei ihm werden sie zur Tat. Das ist ein gelebter Mensch. Wir haben immer geglaubt, wunder was wir leisteten, wenn wir vom Menschen sprachen, und da steht auf einmal ein wirklicher Mensch vor uns. Das ist der erste Mensch, der uns begegnet. Der muß eine neue Religion zu verkündigen haben, die die Kunst lehrt, Mensch zu werden. Denn was die Philosophie betrifft, so haben wir sie lange genug betrieben, um zu begreifen, daß man so

[1] Apg 17, 18.

etwas bei ihr nicht lernt. Können wir vielleicht von dir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die du zu verkündigen hast?[1]

Und sie nahmen ihn und führten ihn, nicht in eine ihrer Philosophenschulen, denn das begriffen sie auf den ersten Blick, daß er dorthin nicht passe, sondern vor das Tribunal, vor dem sie die entscheidenden Fragen des allgemeinen Wohls zur Verhandlung brachten[2]. Sie fühlten, daß aus diesem Fremd-

[1] Apg 17, 19.

[2] Auch dagegen hat die Kritik ihre Bedenken. Auf jeden Fall, meinte man, handle es sich hier nicht um den Areopag als Gerichtshof, sondern nur um den Platz; die Philosophen hätten Paulus deshalb auf den Hügel der Akropolis geführt, weil es dort ruhiger gewesen sei als auf dem Forum, wo er bisher sprach (17, 17). Als ob ein Platz unter Tags vor den Athenern Ruhe gehabt hätte mit Ausnahme ihrer eigenen Häuser! Bei dieser Erklärung fragt man sich aber, warum die Bekehrung des Areopagiten Dionysius im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ereignis erzählt werde. Entscheidend ist jedoch dies, daß die Predigt des Paulus gerade vor den Areopag gehörte. Der Areopag war nämlich nicht bloß Gerichtshof, sondern auch die oberste Polizeibehörde. Vor ihn gehörte die Straßenpolizei (Heraclides Pontic., Fragm. 1, 10; Müller, Histor. Graec. II 209), vor ihn die Sittenpolizei (Isocrates, Areopagit. 37. Plato, Axiochus 367 a. Plutarch., Solon 22, 3. Valer. Max. 2, 6, 4) bis herab zur Tierquälerei (Quintil. 5, 9, 13), vor ihn insbesondere die Religionspolizei (Diogen. Laert. 2, 10, 1. Cicero, Divin. 1, 25. Plutarch., Placit. philos. 1, 7, 2. Himer., Eclog. 7, 1; Orat. 10, 3). Ihm war die Aufsicht über die Aufrechthaltung der geltenden Gesetze übertragen (Andocides, Myster. 84. Plutarch., Solon 19, 2), er urteilte über Verletzung der vaterländischen Gebräuche (Dinarch., Contra Demosth. 62; Müller, Orat. Att. II 165) und über Einführung neuer, fremder Riten und Übungen (Lysias, Fragm. 114 175; Müller, Orat. Att. II 274 284), überhaupt in allen schwierigen und dunkeln Fragen (Dinarch., Contra Demosth. 8 9; Müller a. a. O. II 156). Da Paulus „neue" Dinge verkündigte (Apg 17, 19 20), so mußte also die Sache vor den Areopag gezogen werden. Dessen Gewalt

ling etwas sprach, wovon ihr Leben, wovon das Heil der Gesamtheit abhing. Und also trat Paulus, der Apostel — denn dieser war es —, vor den Areopag und säte sein Wort, nicht ein Wort der Wissenschaft, nicht ein Wort der Schönrednerei, sondern das Wort des Lebens.

Kaum aber hatte er begonnen, diesen Alleswissern das einzige, was sie bisher noch nie gehört hatten, auseinanderzusetzen, daß es nicht genüge, zu sprechen, daß es nunmehr gelte, zu leben, kaum hatte er ein paar Worte davon fallen lassen, daß Mensch werden und leben nicht so ohne weiteres gehe, sondern nur durch Buße, durch Überwindung, durch Arbeit an sich selber, durch Willens- und Tatkraft möglich sei, da hatten sie genug gehört. Über das, sprachen sie, wollen wir dich ein anderes Mal hören [1].

Sie wären gerne Menschen geworden, aber sie hätten es als echte Griechen, als echte Heiden werden mögen ohne Arbeit.

5. Damit war am ersten Tag bereits, da sich Heidentum und Christentum, Humanismus und Humanität miteinander maßen, der sittliche Gegensatz, der beide Richtungen voneinander trennt, aufs klarste ausgesprochen. Wir können ihn nicht schärfer fassen, als so wie ihn Tertullian mit den Worten ausdrückt: Hier Tat und Ernst, dort Wort und Schein [2].

Schöne Worte und äußerer Schein sind dem Humanismus stets das erste, um nicht zu sagen, das einzige gewesen, wonach er sein Urteil feststellte [3]. Wenn ein fremder Gelehrter seinen Besuch gemacht, ein Diplomat seine Beglaubigungsschreiben vorgelegt, ein neuernannter Bischof seine Aufwartung

war seit Perikles ziemlich eingeschränkt worden, in der Römerzeit aber stieg sie wieder bedeutend (Cicero, Nat. deor. 2, 29. Valer. Max. 8, 1, amb. 2. Aul. Gell. 12, 7, 5).

[1] Apg 17, 32. [2] Tertull., Apologet. 46.

[3] 1 Kor 1, 17; 2, 13. Plato, Leg. 1, p. 641 e.

gemacht hat, und man kann in Frankreich von ihm sagen: Er spricht gut, in Deutschland aber: Er weiß sich zu benehmen, so hat er seine Sache gewonnen; wo nicht, so helfen ihm alle seine sonstigen Verdienste und Eigenschaften nicht, er ist ein verlorener Mann. Die zierlichste Rede gibt den Ausschlag, wo es sich handelt um Krieg oder Frieden, um Freisprechung oder Verurteilung, um den Sieg des Rechts und die Freiheit des Gewissens. Die bedenklichste sittliche Verkehrtheit, selbst wenn es bei ihr offenbar auf Verführung und Sittenverderbnis abgesehen ist, wird entschuldigt, sei es in der bildenden Kunst, sei es in der Poesie, ja sogar im gewöhnlichen Leben, wenn nur geistreiche Eleganz in Wort und Darstellung oder schöne, bestechende Form sie verblümt [1]. Und bliebe es nur bei der Entschuldigung! Aber wie oft wird sie mit Entzücken genossen, mit Frechheit empfohlen, mit bewußter Lüge verteidigt, ja heilig gesprochen!

Was also in die Wagschale geworfen wird, das ist nicht das Wesen, nicht die Tat, nicht der Ernst, sondern das Wort und der äußere Schein. Eine seelenmörderische Tat in schöne Farben und Verse kleiden hat nichts Verfängliches. Aber sich einmal versprechen, sich verschreiben, einen faux pas machen, das rechte Band, die passende Farbe verfehlen, das ist ein Kapitalvergehen, eine Sünde, für die es keine Verzeihung gibt, nicht einmal über den Tod hinaus.

Das Christentum hingegen verachtet zwar die äußeren Formen auch nicht, aber Wohlredenheit und schönklingende Verse und bestechende Formen und äußeren Anstand so sehr zur Hauptsache zu machen, daß man danach allein den Wert eines Menschen oder eines Kunstwerkes bemäße und darüber das innere, sittliche oder unsittliche Wesen vergäße, das ist ihm nun einmal nicht möglich. Sein Stolz ist nicht, eine Philo-

[1] August., Confess. 1, 18, 28.

sophie der schönen Worte, sondern eine Religion der guten Taten zu sein. Das hat sogar Walther von der Vogelweide mit den treffenden Worten ausgesprochen:

Wer Christ sich nennt, und ist doch voll
Von Worten bloß, an Werken hohl,
Ist wahrlich halb ein Heide[1].

Nicht einmal das Mittelalter also, das doch gewiß auf die äußeren Formen viel, vielleicht übertrieben viel Gewicht legte, hat daran gedacht, den Wert eines Menschen nach diesen zu beurteilen. Man war zwar damals sehr strenge gegen jede Verletzung des Anstands und der Formfragen. Aber einen deshalb zu verdammen, das fiel doch niemand ein. Nur wegen sittlicher Gebrechen zog sich einer öffentliche Schmach zu.

Es ist sehr bezeichnend und bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Geist der Neuzeit, daß es gerade Fehler gegen die sittliche Tatkraft sind, auf welche damals nach der allgemeinen Meinung die größte Schande fiel. Sich verliegen[2], sich versitzen[3] und erst gar sich verschlafen[4], d. h. Zeit und Kraft ohne Tat vergeuden, das war im Mittelalter schimpflich, nicht aber sich versprechen. Es schien auch jenen Zeiten zu einem ganzen Menschen das Wort am rechten Ort nötig. Aber einen wegen seiner schönen Worte schon heilig zu sprechen, wie wir es mit unserem Goethe und so vielen andern

---

[1] Walther von der Vogelweide, Leich 135 ff (Pfeiffer 80). Vgl. Iustin., Apolog. I 16. Primasius, In Gal. 3, 10.

[2] Hartmann von Aue, Erek 2791. Walther 2, 29 (Pfeiffer). Wolfram, Parzival 434, 9 (Bartsch 9, 39). Freidank 53 (Bezzenberger 115). Marner (Hagen, Minnesinger II 249). Nithart 58, 5 (ebd. III 230).

[3] Parzival 2, 15 (Bartsch 1, 45).

[4] Gerbelin 3, 1 (Hagen, Minnesinger III 37). Hohenburg (ebd. I 34). Sant Cecilie in der Zeitschrift für deutsches Altertum XVI 165

Heroen des Humanismus tun, das kam ihnen nicht in den Sinn; denn ihnen galt der Satz:

Gar wenig hilft uns schönes Wort,
Wenn wir das Werk dazu nicht tun [1].

Sage niemand, das sei ein bloß zufälliger und nebensächlicher Unterschied. Nein es ist hierin das Wesen beider Lebensrichtungen ausgesprochen. Sogar von Perikles, der gewiß ein Mann der Tat war, rühmt Thukydides, sein Bewunderer, zuerst die Schönrednerei und hinterher erst das Handeln [2]. Stellt uns aber das Christentum den vor Augen, nach dem wir uns zu bilden haben, so heißt es auffallend genug: Er begann zuerst zu handeln und dann zu lehren [3], er war mächtig im Werk und im Wort vor Gott und vor allem Volk [4].

6. Daraus sehen wir, wie sehr sich die Reformation vom Geist des Christentums entfernt hat, indem sie einen Glauben ohne Werke, eine Religion ohne Übung, ein unsichtbares und rein innerliches Christentum des Geistes und des Herzens predigte. Mag sie sich hundertmal auf das Evangelium berufen, durch diese Verirrung allein hat sie bewiesen, daß ihr dessen Geist vollständig fremd ist. Redet sie sich darauf aus, sie wolle nur verhüten, daß der Mensch durch Pochen auf eigene Gerechtigkeit Gott die Ehre entziehe, so trifft auch dies nicht zu. Gott will keine Ehre von uns um den Preis unserer Ehre. Wir geben aber unsere Ehre preis, sobald wir auf das sittliche Leben verzichten. Mit Recht sagt darum einer der edelsten mittelalterlichen Dichter, Thomasin von Zerkläre, auf

[1] Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II 106, Nr 196. Hagen, Minnesinger III 468[b], Nr 28.

[2] Thucydid. 1, 139, 4. Vgl. Diodor. 12, 46, 1. Livius 8, 22. Oben 1, 6, S. 81 ff.

[3] Apg 1, 3. [4] Lk 24, 19.

diese Ausflucht, die man schon dreihundert Jahre vor der Reformation manchmal vorbrachte:

Dem will ich aber Antwort geben:
Geselle, du willst dir sanfte leben!
Das weiß ich wohl seit manchem Tag,
Daß ohne Gott man tun nicht mag
Das Gute, doch ist der nur gut,
Der ihm erzeiget willigen Mut[1].

Gewiß, es handelt sich bei diesem Streit gegen die guten Werke nicht um Gottes Ehre, sondern um das Streben, die Trägheit und die sittliche Schwäche des Menschen zu entschuldigen, nicht um den Sieg des Evangeliums, sondern vielmehr um den des Humanismus.

Der Humanismus war es, der mit der Reformation unter dem Namen Evangelium ins Christentum seinen Einzug hielt, jener nämliche Humanismus, der schon im Altertum die Tugend als bloßes Wissen und den Menschen als eine geschliffene Zunge betrachtete, mit der man zugleich Gott zur Not loben und den Menschen zu Gefallen reden könne, derselbe Humanismus, mit dem das Christentum immer zu kämpfen hatte und immer zu kämpfen haben wird, solang die Selbstsucht, die Ursache der Feigheit, in den Herzen nicht erstickt ist.

Man wundert sich, daß im Mittelalter die Pflicht der guten Werke so nachdrücklich betont wurde, gerade als hätte es auf Christi Verdienst und den Glauben an die Gnade nichts gehalten. Schon im Heliand wird auf das tätige Leben merkwürdig großes Gewicht gelegt[2]. Allein das gereicht dem Geist jener Zeit zur Ehre. Der heldenmütige Rittersinn jenes tatkräftigen Geschlechts hielt nichts auf leere Worte ohne Ernst und auf toten Glauben an Christus ohne Tat. Aber die

[1] Thomasin von Zerklære, Der welsche Gast 11507 ff.
[2] Heliand 497 f 957 ff 1014 ff 1139 ff 1171 f 1235 ff 1934 ff.

Menschheit bleibt immer die gleiche. Darum wollte sich selbst damals der Hang zur Weichlichkeit stets wieder geltend machen. Noch immer war der alte heidnische Sauerteig nicht völlig ausgefegt. Noch immer gab es deren, welche im Kopf zwar Christen, im Herzen aber noch halb Heiden, die eigene sittliche Arbeit an sich zu beschwerlich fanden[1]. Gegen diese mußte auch damals das Christentum mit allem Nachdruck streiten. Daher diese Betonung des Tuns.

Dagegen ist es eine Ehre für das Mittelalter, daß es sich von der Kirche die Verpflichtung zu guten Werken so ernstlich vorhalten ließ. Solang die Welt auf diese Mahnung hörte, konnte der Humanismus mit seinem Gefolge von sittlicher Erschlaffung nicht zur Herrschaft gelangen.

Als nun aber eine große Anzahl von Lehrern, nicht von Lehrern aus der Schule dessen, der sich den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt[2], sondern von Lehrern jener Art, die ihr Herz im Munde haben[3], als sich die christlichen Aretalogi mit dem Humanismus verbündeten und dessen Grundsätzen durch die Berufung auf das Evangelium, von dem sie keinen Auftrag hatten, den Sieg verschafften, da kam der alte heidnische Geist, der bisher ein kümmerliches Dasein fortgefristet hatte, von neuem zu gewaltiger Macht. Jetzt waren die beiden Gegensätze zwischen Wort und Tat, zwischen Schein und Ernst, die von Paulus an mit dem Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum zusammenfielen[4], dank dem heillosen Mißbrauch mit den heiligsten Worten unter die Bekenner des Namens Christi selber hineingetragen zur Schmach für das Christentum, zur Verwirrung der Gewissen, zum Jubel für die Feinde des Glaubens.

---

[1] Concil. Paris. 829 (2, 10).

[2] Jo 14, 6. [3] Sir 21, 29.

[4] Vgl. 1 Kor 1, 18; 2 Petr 1, 16. Athenagoras, Legatio 33. Vitae Patrum 7, 41, 2.

Aber es ist und bleibt unmöglich, daß man in diesem Stück die Welt auf die Dauer über den wahren Sinn der Lehre Jesu Christi täusche.

Mit einer Ausrede auf das Evangelium dessen, der längst, ehe er ein Wort gesprochen, zahllose Taten des Heils für uns getan hat, kann keiner seine Tatenlosigkeit bemänteln. Gerade das Evangelinm ist es, das uns sagt, daß jedes Wort des Herrn nicht ein Wort bloß zum Hören, nicht ein Wort zum Zeitvertreib, nicht ein Wort zum Vergnügen, sondern ein Wort des Lebens ist, ein Gebot des Lebens, ein Wort, dessen Wahrheit, dessen Inhalt, dessen Kraft wir nur verstehen, wenn wir es tun [1]. Das Evangelium stellt uns in unserem Meister noch weit mehr das Vorbild als den Lehrer vor Augen. Und es sollte nicht die tiefste Herabwürdigung für ihn sein, wenn man ihn auf eine Stufe mit jenen schönrednerischen Philosophen setzen wollte, die schon zufrieden sind, einen gefunden zu haben, der ihre Worte anhört und ihnen recht gibt, die aber nicht den Mut haben, von ihren Schülern mehr als ein paar leere Äußerungen des Beifalls zu verlangen? Ist er aber nicht von dieser Art, ist er vielmehr Lehrer des Lebens und Muster der Tat, ist er wirklich unser Herr und Gott, der kein Bedenken getragen hat, sich ganz für uns hinzugeben, wie werden wir vor ihm bestehen, wenn wir ihm den Willen und die Tat und das Leben entziehen und ihm mit Gefühlen und halben Taten abfinden wollen?

Rede niemand von jüdischem, von alttestamentlichem Standpunkt! Das ist eben das rechte Wort. Wenn schon das alte, unvollkommene Gesetz den ganzen Menschen mit Geist und Herz und Tat begehrte, wieviel mehr das neue, vollkommene!

Nein, nicht darin ist der Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Gesetz zu suchen, daß jenes einen ganzen

[1] Jo 6, 64 67; 7, 17; 12, 50.

Menschen als Opfer für Gott begehrt habe, dieses aber mit einem halben ohne Mark und Kraft, ohne Hand und Fuß vorlieb nehme, sondern dadurch müssen wir Christen unsere Überlegenheit über das alte Bundesvolk zeigen, daß wir mehr leisten als jenes, und daß wir vollkommener und freudiger vollbringen, was unsere Pflicht uns gleich ihm auferlegt.

Was schon in früher Vorzeit,
So manch hochweiser Mann die Menschen ernstlich mahnte,
Da man den Alten Bund in banger Zucht befolgte,
Das gilt jetzt viel gestrenger als göttliches Gebot,
Daß jeder seine Dienstpflicht dem Gott der Liebe leiste,
Der schon durch das Gesetz Gehorsam ganz geheischt[1].

7. Bliebe die Welt, was ihr Verhalten gegen ihre wahren Wohltäter betrifft, nicht immer sich gleich, so müßten wir uns höchlich verwundern, wie sie an dieser Lehre des Christentums Anstoß nehmen konnte.

Man sollte meinen, wenn es jemand ernstlich darum zu tun ist, sich in den christlichen Geist einzuleben, so sollte er Gott auf den Knien für diese Einrichtung des Weges zum Heile danken. Was schlägt denn strebsame Geister, denen man das Vorurteil beigebracht hat, als ob man mit Geist und Forschen allein in die Geheimnisse Gottes eindringen könne, was schlägt sie mehr nieder als die Erfahrung, daß es so schwer ist, die Breite und die Länge, die Höhe und die Tiefe jener Wahrheiten zu erfassen, die alles Erkennen übersteigen?[2] Ach, seufzt manch edle Seele, die gern ihr Heil in Sicherheit brächte, ach wie soll ich mit meinen schwachen Kräften dieses Ziel erreichen? Die größten Geister sind erlegen, und bessere Herzen als das meinige haben sich verirrt. Und mir fehlt es an gar allem, an Geistesgaben wie an Zeit zum Forschen über Dinge, von welchen das Heil abhängt!

[1] Heliand 1414 ff. [2] Eph 3, 18 19.

Da sehen wir, wie grausam dieser Irrtum gerade die Besten trifft. Wo steht denn im Evangelium geschrieben, daß man sich christlichen Geist und christliches Leben durch endloses Studium aus allen möglichen Büchern aneignen müsse? Niemals hat sich der Herr zu einem Philosophen herabgewürdigt, nie daran gedacht, ein Lehrbuch seiner Weisheit zu verfassen. Wer seine Religion wie eine Aufgabe für unsern Verstand gleich einem Rechnungsbeispiel oder einem Schachproblem betrachtet, der hat wohl die verkehrteste Ansicht von ihr, welche möglich ist. Nicht einmal menschlicher Wissenschaft wird einer bloß durch Kopfübung ohne Überwindung des Willens Meister. Wie erst des christlichen Lebens, das neue Menschen, Kinder Gottes aus uns machen will! Niemand faßt die Weisheit Gottes mit dem dürren Verstand, obschon auch dieser mehr in Arbeit genommen werden muß, als viele vermeinen. Aber weit mehr bedarf es dazu des ernstlichen Wollens und der redlichen Tat. Nur wer sich im Werk übt, der dringt ein in die Erkenntnis ihrer Tiefe[1]. Dafür ist sie aber auch allen zugänglich, welche ernstlich wollen, mögen ihre Geistesgaben noch so gering sein.

Auf dieser Grundlage ruht die christliche Erziehungskunst. Das Christentum schult fürs Leben. Seine Bildung drängt vom Wissen zum Tun, denn Leben ist Tätigkeit. Sie hat den ganzen Menschen im Auge; darum nimmt sie Wollen und Tun geradeso in Anspruch wie das Denken, ja noch mehr als dieses.

In dieser Absicht treibt sie ihre Zöglinge frühzeitig, da ihr Geist noch zu schwach ist, als daß er selbständig forschen könnte, zum Tun an und kräftigt so ihren Willen und arbeitet dem erwachenden Verstande vor. Und wenn dann dieser lebendig wird, so übt sie ihn derart, daß er zuletzt wieder auf die Übung des Willens und der Tat hinarbeiten muß.

---

[1] Jo 7, 17.

Die heutigen Erziehungskünsteleien, die man dem Geist des Christentums zum Trotz ausgesonnen hat, kommen ewig darüber nicht ins reine, wann man den Kindern das Nötige von Gott und von göttlichen Dingen beibringen solle, wenn sie überhaupt noch daran denken. Bald folgen sie dem Grundsatz, die Religionslehren müßten den letzten Platz einnehmen und nur noch zum Schluß den Kindern sagen, was sie durch Denken inzwischen schon selber gefunden hätten. Bald haben sie wieder die Sorge, es sei zu frühe, die Kinder zu einem christlichen Leben anzuhalten, solange sie nicht gründlich unterrichtet seien, fast möchte man sagen, ehe sie Religions- und Moralphilosophie von Grund aus studiert hätten und dadurch in den Stand gesetzt seien, sich ihr eigenes Verhalten selbst zu bestimmen. Und schließlich geht vor lauter Erwägen das christliche und menschliche Leben so leer aus wie das Glauben und die Frömmigkeit.

Für uns bestehen diese Sorgen nicht. Wir gehen vom Leben aus und gehen wieder auf das Leben aus. Es kann *nie zu früh* sein, den Geist durch den *Glauben* an Gottes Güte und Größe zu bilden. Es kann aber ebensowenig je zu früh sein, das *Leben* des Geistes zu wecken. Vielleicht fassen die Kinder den Sinn der christlichen Gebete und Gebote noch nicht so recht mit dem Kopf; mit dem Willen und mit dem Herzen fassen sie ihn schon. Und haben sie sich durch die *Tat* an Überwindung und an sittliche Kraft gewöhnt, so lernen sie allmählich auch mit dem *Geist* verstehen. Was einer geübt hat, das faßt er bald. Das größte Hindernis für die Erkenntnis geistiger Dinge — man kann das nicht oft genug sagen — ist ja nur das Verderbnis des Herzens und die Trägheit des Willens. Ist dieser früh zur Selbstüberwindung gestählt, so erwacht auch früh die Schärfe des Geistes.

Nur darf man diesen Grundsatz nicht auf die ersten Anfänge der Erziehung einschränken. Man muß vielmehr die

Wahrheit festhalten, die so wichtig ist für das ganze Leben, nicht nur für die Erziehung anderer, sondern auch für die eigene Fortentwicklung, die Wahrheit, daß stets dem Willen größere Kraftleistungen auferlegt werden müssen als dem Geist. Erwacht der Geist durch Erhebung zu Gott im Glauben, im Beten und in der religiösen Richtung des ganzen Lebens, so wächst ein gesunder Mensch nur unter der Bedingung weiter, daß in eben dem Maß, in dem die Geisteskraft zunimmt, die Übung des christlichen Geistes Fortschritte mache.

Es ist lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß dieses so selbstverständliche und so überaus einflußreiche Erziehungsgesetz gewöhnlich vernachlässigt wird, wenn nur zu häufig ein guter Beginn so bedauerlich endigt. Das Wissen wächst, aber die Übung hält nicht gleichen Schritt. Man lernt, aber man lernt nicht für das Leben, denn man vergißt, das Gelernte ins Leben zu übersetzen. Indes der Geist erstarkt, wird der Wille täglich schwächer. Der Kopf nimmt zu an Schärfe, das Herz nimmt ab an Wärme; der Mensch, der erst zu so schönen Hoffnungen berechtigte, wird mehr und mehr einseitig, verkrüppelt, lahm, bis er endlich abstirbt.

Darum liegt alles daran, daß die alten Grundsätze der Erziehung und der Selbstbildung wieder lebendig werden, jene Grundsätze, die man wegen ihrer angeblichen Härte geächtet hat, die aber allein ein gesundes, starkes Geschlecht erzeugen können, die Sätze: Nicht geschont, bald gewohnt; Früh gewöhnt, bald verstanden; Jung gewohnt, alt getan; Aus dem Werk der Geist, aus dem Geist das Werk; Mehr Erkenntnis, mehr Verpflichtung; Keine Bildung ohne Leben; Ohne Tat kein Leben; Je mehr Wissen, je mehr Tat; Nur das Leben schützt das Wissen; Immer Maß, immer ganz; Ein lebendiger Christ, ein ganzer Mensch.

Man versuche es nur, sich den Inhalt dieser wenigen Sätze klar zu machen, und man wird uns vielleicht beistimmen, wenn

wir sagen, daß sie den Hauptinhalt der ganzen Kunst des Erziehens und überhaupt die Kunst des Lebens bilden.

8. Wir sagen: Kunst des Lebens.

Die Erziehung soll für das Leben vorbereiten, das Leben soll fortsetzen und vollenden, was die Erziehung begonnen hat. Man kann es mit der Erziehung nicht ernst genug nehmen, man muß aber das Leben noch viel ernster nehmen. Die Erziehung ist ein Einlernen, ein Einüben, ein Anfangsversuch, das Leben soll Ausübung, Kunst, Meisterschaft werden.

Es ist also ein großer Irrtum, zu glauben, die Bildung, zumal die Bildung des Willens und des Herzens, könne in diesem Leben einmal ein Ende erreichen. Es ist wahr, man erklärt zu einer gewissen Zeit unsere Erziehung für abgeschlossen. Aber will man damit sagen, daß wir nun schon fertige Menschen seien? Mit nichten. Der Mensch wird nie mit sich fertig, sowenig es ein Künstler wird. Man will uns nur bedeuten, daß man uns für weit genug gefördert halte, um durch eigene Bemühung fortsetzen zu können, was bisher andere an uns zu besorgen hatten. Diese Erklärung so aufzufassen, als ob wir bereits vollkommen ausgebildet seien, dazu gibt uns nichts ein Recht. Durch das Anhören einiger Vorlesungen auf der Universität wird einer noch kein Gelehrter und durch einigen Unterricht in der Musik noch lange kein Virtuos. Und doch ist es weit leichter, Gelehrter und Virtuos zu werden als ein ganzer Mensch und ein vollkommener Christ. Dieses Ziel kann nur durch beharrliche Arbeit des Menschen an sich selber nach und nach errungen werden. Es gibt nichts, und wäre es noch so gering, was ein Mensch erreichen könnte ohne Arbeit. Um wieviel weniger die Kunst, die wir als Christen zu erlernen haben!

Man redet zwar von angeborner Befähigung zum Künstler. Aber einer, der wahrlich nicht zu den unbedeutendsten Künstlern gehört, Guido Reni, pflegte auf dieses Wort jedesmal zu sagen:

Ach was, Talent! Lassen Sie mich mit dieser Rede! Wenn so etwas von selber käme, dann müßte ich auch etwas davon erfahren haben. Wissen Sie, was Genie ist? Ernst, Fleiß, Arbeit! Wer am meisten arbeitet, der leistet am meisten. Ich habe mir mein Können mit saurer Mühe erwerben müssen; acht Jahre habe ich die Antike studiert, davon habe ich, was ich habe. Fast wörtlich gleich hat einmal Sebastian Bach von sich gesprochen. Auch Bossuet, welcher gewiß zum Redner geboren war, erklärte auf die Frage, welche von seinen Reden er für die beste halte: Die, an welcher ich am meisten gearbeitet habe. Wer einen Blick in die Vorarbeiten von Raffael, in die Handschriften von Beethoven, von Schiller, von Goethe geworfen hat, der wird wissen, wieviel Arbeit diese Meister auf Leistungen verwendet haben, welche uns wie ein Ausfluß unwillkürlicher Begeisterung anmuten[1].

Also selbst wenn wir das Leben von der schönsten Seite, von der künstlerischen, nehmen, erspart es uns keineswegs die Verpflichtung zu ernstlicher Anstrengung. Kunst bedarf entschlossenen Mutes, beharrlicher Übung, beständiger Überwindung. Wer ein Künstler werden will, der muß wissen, was er anstrebt, der darf sich durch kein Mißlingen abschrecken lassen, der hat nichts mehr vonnöten als Selbstverleugnung. Andere mögen von seinen Werken Genuß haben, er hat wenig mehr davon als die Mühe. Darum gibt es so wenige Künstler und kommen so wenige Kunstwerke zu stande, weil es so wenige gibt, welche Willensstärke, Tatkraft und Ausdauer genug besitzen, um das, was sie tun, vollkommen zu treiben.

Darum findet sich auch so selten ein ganzer Mensch und ein vollkommener Christ, weil kaum einer oder der andere bedenkt, daß er die Aufgabe hat, sein Leben zum Kunst-

[1] Vgl. Smiles, Der Charakter (Reclam) 169 f.

werk zu gestalten, und weil selbst die, welche sich diese ihre Verpflichtung klar gemacht haben, nicht genug erwägen, wie viel zu einer wahrhaft künstlerischen Leistung gehört.

Wenn wir alle das Leben von diesem Gesichtspunkt aus betrachteten und es nach diesen Grundsätzen zu führen suchten, welch ganz anderes Aussehen würde die Welt bald bieten! Das Leben würde eine Kunstschule, der Mensch ein Kunstwerk, die Erde eine Kunstsammlung.

9. Die Hauptursache aller Übel, unter denen wir leiden, ist der Mangel an Selbstverleugnung und Selbstüberwindung, mit andern Worten, die Willensschwäche. Wie leicht und wie bald wäre darum unser Geschlecht geheilt, würde es lernen, sich mehr Gewalt anzutun! Auch wenn einer sich schon weggeworfen hat und am Rande des schrecklichsten Abgrundes, vor Wahnsinn, vor Verzweiflung und Selbstmord steht, selbst der ist noch zu retten, sobald es nur gelingt, seinen Willen zu fassen, ihn zu ernster Arbeit und zur Selbstüberwindung zurückzuführen.

Jeder Psycholog wird mehr als ein Beispiel dafür zu erzählen wissen, daß einen nur selten eine schleichende Krankheit aufreibt, solang er der Überzeugung lebt, er habe noch eine große Aufgabe zu erfüllen übrig, die es verlohnt, zu leben. Bei jeder Epidemie kann man es sehen, daß die am ersten erkranken, die mutlos fliehen, indes die Willensstärke, die sich in der treuen Erfüllung der herkömmlichen Pflichten und in der Hinopferung seiner selbst kundgibt, den sichersten Schutz gegen die Ansteckung bietet.

Es müßte ein wenig erfahrener Arzt sein, der nicht die Tatsache zu bestätigen wüßte, daß es häufig bare Unmöglichkeit ist, einen Kranken zu retten, ehe er vor dem Priester Ordnung in die Angelegenheiten seines Gewissens gebracht und dadurch Ruhe des Herzens und Festigkeit des Willens, kurz, sich selber wiedergefunden hat.

Wer will sich vermessen, die krankhafte Melancholie und die ganze Flut der Leiden, welche damit zusammenhängen, Hypochondrie, Hysterie,

Ohnmachten, Nervenkrämpfe, Tränen,
Des Weibes ganzen Apparat[1],

den mit solcher Vorliebe gepflegten Weltschmerz, die Philosophie der satten Lebemänner, der arbeitsscheuen Gerngroße zu heilen, wenn er nicht vor allem darauf ausgeht, die Willenskraft und die Lust zur Arbeit im Leidenden zu stählen?[2]

Wenn es irgend einen Punkt gibt, wo offenbar mit dem bloßen Wissen nichts geholfen ist, so haben wir hier einen. Es ist bald gesagt:

Im Gram verharren zeugt von niederem Sinn[3];

es ist ein leichter Rat und ein kurzes Rezept, wenn man lehrt, diese Übel seien in dem Augenblick geheilt, wo dem Kranken die Überzeugung beigebracht sei, daß er mehr an Charakterschwäche denn an wirklichem Übelbefinden leide.

Wir leugnen gewiß nicht, daß etwas Wahres an dieser Behauptung ist. Ehe der Geplagte zur Einsicht gebracht ist, daß, mögen auch seine tatsächlichen Schmerzen unleugbar groß sein, dennoch seine Nachgiebigkeit gegen die Laune, die Feigheit des Willens, der Mangel an Standhaftigkeit, an Aufrichtigkeit, an Selbstverleugnung, kurz, seine eigene Schuld noch größer ist, ehevor kann von Heilung keine Rede sein[4].

Aber wenn es nur auch schon getan wäre mit der Erkenntnis, daß Selbstüberwindung das beste, vielleicht das

---

[1] Puschkin, Eugen Onegin 5, 31.

[2] Vgl. Justus Möser, Patriotische Phantasien III 131.

[3] Dschelaleddin Rumi, Diwan (Rosenzweig) 65.

[4] Teresa, Leben Kap. 13. Vgl. Kant, Macht des Gemütes. Feuchtersleben, Diätetik der Seele.

einzige Heilmittel der Melancholie ist! Der Leidende weiß, was ihm fehlt und was ihn retten kann; er sieht es besser als jedermann, woran es eigentlich liegt, wir selber fühlen uns müde und krank, so oft und so eindringlich haben wir ihm schon gepredigt, und doch wird es eher schlimmer als besser. Und wir mögen ihm noch zehn Jahre zureden, wenn es uns nicht gelingt, seinen Willen zu fassen, so ist alles vergeblich. Dieses Heer von *Modekrankheiten*, das sich epidemisch auf unsere Gesellschaft legt, Krankheiten, die man sich als vornehm und interessant mit Absicht künstlich anzüchtet und mit raffinierter Berechnung pflegt, Krankheiten, mit denen wir uns und die Umgebung in eigentümlicher Schadenfreude zu quälen lieben, Krankheiten, die uns schließlich mit Ekel vor uns und vor der Welt erfüllen, Krankheiten, mit denen wir sogar unsere Freunde anzustecken uns gefallen, sie haben alle ihren letzten *Sitz fast einzig im Willen*. Jeder, der daran leidet, weiß das am besten von sich selber.

Wir wundern uns, daß täglich neue, früher unbekannte Leiden auftreten und überhandnehmen. Daran ist aber wenig zu verwundern. Es ist im Grund immer nur die eine Modekrankheit. *Das Leiden unserer Zeit ist die sittliche Schwäche*, der Mangel an Bildung des Willens. Diese Gemütsleiden: Einbildungen, Brüten und Grübeln, Traurigkeit, Unaufgelegtheit und das häßlichste und kindischste von allen, die Launenhaftigkeit; diese Willenskrankheiten: Niedergeschlagenheit, Gleichgültigkeit, stumpfe Teilnamlosigkeit, Furchtsamkeit, Unentschlossenheit, Wankelmut, die sich mitunter bis zur gänzlichen Lähmung der Seele steigern; diese Krankheiten des Kopfes: zügelloses Phantasieren, Grillenfangen, Flatterhaftigkeit, Zerstreutheit, — sie alle samt und sonders sind nichts als ein betrübender Beweis dafür, daß es uns und unserer Zeit an Herrschaft über den Willen, an Bildung des Willens, an kräftiger Selbstbeherrschung fehlt.

Wir geben zu, daß manches daran, vielleicht vieles, in unserer geschwächten Natur oder in den traurigen Zeitverhältnissen begründet sein mag. Nichtsdestoweniger sind sie alle der Hauptsache nach Fehler unseres Willens. Sie sind zum größten Teil ein Ausfluß aus der fruchtbarsten, fast unerschöpflichen Quelle unserer Sünden, aus der Scheu vor Selbstüberwindung, oder um es derb und unverblümt zu sagen, aus der Feigheit und Trägheit, und dazu aus unserer Eitelkeit und Selbstliebe.

Ja, es hat schon seine Richtigkeit, daß Herzfehler und Herzleiden die Hauptkrankheiten unserer Zeit sind. Die Herzen sind krank, und darum liegen so viele Krankheiten auf der Welt. Diese Art von Krankheit aber heilt in Ewigkeit kein Verstand und kein Arzt und kein Bad und keine Zerstreuung. Nur der kann sie aus der Welt schaffen, der sie geschaffen hat, der Wille. Ist nur erst Wille und Herz wieder in Ordnung, dann ist alles andere Übel beseitigt. Ein gesundes Herz macht einen Halbtoten wieder lebendig [1].

10. Insoweit besteht wohl kein Zweifel darüber, daß der Wille der Übeltäter ist, wo immer etwas übel steht, in unserem Innern oder in der Öffentlichkeit. Der Wille ist der Anstifter all der Schmerzen, um derentwillen wir uns und unsere Pflicht und zuletzt die Welt vernachlässigen oder verderben.

Der Wille muß also gebessert und gekräftigt werden, soll es mit uns und mit der Welt zum Besseren kommen.

Aber die große Frage ist: Wer übernimmt diese doppelte Arbeit, den Willen zu bessern und dann zu stärken?

Daß diese Kunst, ein krankes Herz und einen feigen Willen gesund zu machen, nicht in Menschenmacht steht, das wird noch jeder erfahren haben, der einmal den Versuch gewagt hat. Zureden, bitten, belehren hilft wenig, Ernst und Strenge zu rechter Zeit manchmal, aber selten auf die Dauer.

---

[1] Vgl. Spr 14, 30.

Dazu bedarf es, man mag die Achsel zucken und das Haupt schütteln, soviel man will, einer Macht, die man bei Menschen nicht findet, die aber unzweifelhaft beim Christentum, und zwar bei ihm allein, zu finden ist.

Wir sagen das mit großer Zuversicht und mit Berufung auf alle, die hier eine Stimme haben, d. h. die aus Erfahrung zu reden wissen. In Fragen, in denen das Leben von Tausenden auf dem Spiel steht, haben auch andere kein Recht, mitzusprechen. Von Praktikern aber, selbst von solchen, die für ihre Person aufs Beten und ähnliche Dinge nicht eben viel geben, die aber das Leben kennen, wurde es hundertmal beobachtet und ausgesprochen, daß es nur eine Macht gibt, die im stande ist, die Melancholie dauernd zu heilen. Diese Macht ist das Christentum, nicht ein halbes, sentimentales Scheinchristentum, sondern ein lebendiges, tätiges Christentum, das den Menschen mit Ernst erfaßt und durch die Zucht schult.

Das ist leicht begreiflich. Das Christentum hat in Wahrheit ein Mittel, das im stande ist, dem Willen zur Besserung zu verhelfen, und zwar das einzige Mittel, das hierzu ausreicht. Dazu bedarf es nicht des Wanderns in fremde Länder, noch kostspieliger Badekuren, noch der Zerstreuung in Konzerten und Leihbibliotheken. Das alles ist tausendmal versucht worden ohne Erfolg. Aber ein Mittel bleibt noch immer, zwar nicht so anziehend lautend, weder ästhetischer noch philosophischer Art, aber um so mehr psychologisch und pädagogisch und selbst medizinisch erprobt. Das ist die Beicht.

Jawohl, die Beicht.

Wenn wir davon sprechen wollen, daß man den Willen nicht bilden kann, es sei denn, man entferne den wahren, den einzigen Grund seiner Schwäche, die Selbstsucht, und wir empföhlen die Beicht nicht, so hätte jeder ein Recht, zu sagen, wir machten leere Worte. Den Willen zu sich bringen, d. h. von dem verkehrten Hang zu seiner Trägheit und Weichlichkeit los-

machen, das ist eine Tat, die Gott allein vorbehalten ist[1]. Nur der Religion, die von ihm ausgeht, hat er etwas von dieser Kraft mitgeteilt. Das Gewebe von Selbstbetrug und Unaufrichtigkeit, das eine hysterische, eine hypochondrische, eine melancholische Anlage fast immer um sich herumspinnt, durchschneidet nur der lebendige Glaube an den, der Herz und Nieren durchforscht[2], das offene Bekenntnis vor einem Menschen, dem der Allwissende seine Macht übertragen hat, und die ernste, gerechte Zurechtweisung von jenem, der als Gottes Stellvertreter über die menschlichen, oft so grausamen Rücksichten erhaben ist. Die Weichlichkeit, die Selbstliebe und die Eitelkeit, die der Grund für unsere Schwäche und für die Ausartung unseres Willens sind, heilt nur der Gehorsam gegen einen Führer, der so barmherzig ist, uns mit Strenge ins Gewissen zu greifen,

> Denn solche Krankheit spottet jedes Arztes,
> Hier tut der Priester mehr not als der Arzt[3].

Dagegen ist es verkehrte, erbarmungslose Schonung, wenn man sich besinnt, vielleicht nur aus armseliger Menschenfurcht, einem derartigen Leidenden mit scharfem Schnitt ins Herz zu schneiden, eine grausame Liebe, die den Gequälten täglich noch schwächer macht, indem sie seiner Eitelkeit und Laune schmeichelt und ihn in seiner Selbsttäuschung erhält, statt ihn mit Gewalt zu jenem Arzt zu treiben, der allein ins Herz, den Sitz dieser Krankheit, hineinsieht und allein ins Herz hineinzugreifen vermag, d. h. zu Gott und zu dem, der auf Erden als Richter über die Seelen seine Stelle und seine Macht inne hat. Wie

---

[1] Thomas, C. Gent. 3, 88—90; Summa theol. 1, q. 105, a. 4; q. 106, a. 2; q. 111, a. 2; 1, 2, q. 9, a. 6; q. 75, a. 3 etc.

[2] Jr 11, 20; 17, 10; 20, 12.

[3] Shakespeare, Macbeth 5, 1.

manchen, der bereits mit dem Tode rang, hat jene scheinbare Rücksichtslosigkeit des Priesters und die gründliche Umkehrung des ganzen Innern, die schon sein bloßes Erscheinen mit sich brachte, dem Leben wiedergegeben! Wie viele gehen verloren, selbst für das irdische Leben — vom ewigen sprechen wir nicht —, nur weil falsche Liebe und eitle Furcht die einzige Möglichkeit der Rettung von ihnen fern hält, die in der Aufrüttelung des schlaff gewordenen Willens besteht! Wie viele, die durch ein tat- und ehrloses Leben einem vorzeitigen Tod entgegensiechen, könnten mit Würde noch lange ihre Stelle auf Erden einnehmen, vermöchten sie sich nur zu aufrichtiger Selbstanklage, zu ehrlicher Umkehr und dadurch zu neuer, frischer Tat und Überwindung aufzuraffen!

Denn allerdings, mit einer bloßen kurzen, vielleicht nur zum Schein gemachten Beicht ist es noch keineswegs getan.

Auch die ernsteste Beicht ist eben nur ein *Anfang*. Nun handelt es sich aber um den *Fortgang*, um die Kräftigung des eben erst zur Not genesenen Willens. Auch für diesen Zweck bietet uns das Christentum ein ganz vortreffliches Mittel dar. Nicht umsonst hat es die Weisheit Gottes so geordnet, daß jedem, der zur Beicht geht, eine *Bußleistung* auferlegt werden muß. Diese ist freilich nach der jetzigen Übung der Kirche, die der Schwäche unseres Glaubens und unseres Seeleneifers Rechnung tragen muß, eine Kleinigkeit und steht zu der Größe unserer Fehler und Bedürfnisse in keinem Verhältnis. Aber sie soll uns wenigstens ins Bewußtsein rufen, was uns so überaus not tut, damit es mit uns wieder besser werde.

Ja, es ist ganz gewiß nichts zu unserem Heil so notwendig, als daß wir *durch Buße, durch Abtötung* und *Selbstverleugnung* unsern verweichlichten, von der Eigenliebe berückten *Willen kräftigen*. Davon, daß diese so unbeliebte Wahrheit wieder Anerkennung und Befolgung finde, hängt das Heil der Menschheit für die Zukunft ab.

Es ist leider wahr: wir können nichts mehr ertragen. Wir sind so schwach, so empfindlich, so weichlich geworden, wir klagen so viel und tun so wenig, daß wir uns selber zum Überdruß werden. Warum? Man hat uns von klein auf viel zu wenig gewöhnt, zu schweigen und zu dulden. Man hat uns nie gestraft, nie angehalten, unsere Fehler gutzumachen. Man glaubte wunder welche Weisheit zu erfinden, indem man uns alles spielend beibringen und jede Belästigung von uns fernhalten wollte[1]. Ist es doch der höchste Triumph moderner Pädagogik, wenn man von einem Lehrer oder Erzieher sagen kann:

Er sparte klug ihm jede Qual,
Belehrt' ihn spielend über alles
Und plagt' ihn niemals mit Moral.
Sein Tadel war von milder Art
Und mit Vergnügen stets gepaart[2].

Statt uns frühzeitig zur Abhärtung anzuhalten, damit wir fähig würden, schwere Schläge zu ertragen, hat man uns alles Unangenehme erspart, hat uns verzärtelt und verweichlicht, bis dann auf einmal das unerbittliche Leben mit seiner ganzen Wucht auf uns fiel. So ist ein Geschlecht herangewachsen, dem der Dichter die harten Worte ins Gesicht schleudern darf:

Ihr wollt nur lachen, buhlen, spielen,
Ein wenig glauben, etwas fühlen.
Ihr legt, was euch nur irgend drückt,
Auf den, der alles auf sich nahm,
Als Gott ihn einst herabgeschickt.
Doch weil er einmal zu euch kam
Und litt für euch im Dornenkranz,
So denkt ihr nur an Spiel und Tanz.
Ja, tanzt nur! Doch wohin das führt,
Das laß ich diesmal unberührt[3].

---

[1] Justus Möser, Patriotische Phantasien III 133 f.
[2] Puschkin, Eugen Onegin 1, 3. [3] Ibsen, Brand 1, 2.

Leider läßt unsere Generation dies unberührt wie überhaupt alles, was ernst ist und Ernst kostet. Denn da wir diesen nicht gelernt haben, so sehen wir überall Unmöglichkeiten und unterliegen jeder Schwierigkeit. An die größte aller Schwierigkeiten aber, an Besserung und Genugtuung, wagen wir schon gar nicht mehr zu denken. Lieber geben wir uns den Tod.

Dagegen gibt es nur ein Heilmittel. Und das ist eben jenes, wovor der Menschheit am meisten graut. Es ist Abtötung, Selbstverleugnung, Übung der Buße. Je mehr also diese Worte unerträglich klingen, um so sicherer ist es, daß es in diesem Stück nie wieder besser wird, ehe sich die Welt abermals zu einem wahrhaft christlichen, einem büßenden, abtötungsvollen und tätigen Leben nach der Lehre der Kirche und nach dem Vorbild der Heiligen wendet.

11. Darum liegt alles daran, daß wir das Leben und unsere Aufgabe wieder vom christlichen Gesichtspunkt aus, von dem des Ernstes, fassen.

Die heute üblich gewordenen philosophischen und humanitären Floskeln von der Würde des Charakters, von dem Erhabenen der Aufopferung für ein edles Ideal mögen einen Augenblick ausreichen, um unsere Feigheit zu beschämen und uns Tatkraft wünschenswert erscheinen zu lassen. Aber für die Tat haben sie sich fast immer kalt und schwach erwiesen, und vor großen Opfern verschwinden sie wie Rauch im Wind.

Sie sind eben von der Erde und darum ohne Dauer. Es wäre freilich schön, den Menschen zu zeigen, was der Mensch vermag. Aber wo es solche Opfer gilt, wer wird mich da nicht entschuldigen! Und wer wird überhaupt das Opfer, wenn ich es bringe, würdigen? Und gesetzt auch, es findet sich der eine oder der andere, was hilft mir das? Das Leben ist kurz. Immer sich überwinden, immer Opfer bringen, während es sich alle leicht und bequem machen, wer hält das aus?

Du hast recht mit deiner Klage. Niemand überwindet das, der nicht dies Leben als die Vorhalle zum ewigen Leben bei Gott auffaßt. Es ist wahr, und wir versuchen das auch nicht abzustreiten: wer nur dies Leben auf Erden im Auge hat, für den ist das Wort von Selbstverleugnung im besten Fall eine schöne, aber zugleich törichte Rede. Diese unsere Rücksicht auf die Menschen und auf das Erdenleben ist ganz geeignet dazu, um uns schwach und weichlich zu machen, nie und nimmer jedoch dazu, uns über uns selber zu erheben.

Wie ganz anders aber, wenn wir einen Blick über die engen Schranken dieser irdischen Zeitlichkeit hinaus werfen! Was ist es auch um ein kurzes Traumleben voll von Opfern, wenn wir beim Erwachen zu einem Leben auferstehen, wo wir, ich sage nicht, für jedes Opfer tausendfachen Entgelt, sondern was mehr ist, uns selber geläutert und vollendet wiederfinden! Was fragen wir danach, ob diese Zweifelwelt auf unsere Mühen aufmerksam wird, sobald wir wissen, daß auch die kleinste Überwindung, die wir unsern Leidenschaften angetan haben, nicht verfehlen wird, uns die Anerkennung unseres wahren Wertes in einer Welt zu sichern, wo keine Irrung, keine Beeinträchtigung, kein Ende stattfindet! Was kümmert uns das Urteil der Menschen, die der Täuschung kaum je entgehen, wenn nur jener Spruch für uns günstig ausfällt, nach dem es keine Berufung auf uns selbst und keine Änderung mehr gibt!

Dieses letzte Richterwort aber wird uns wägen und unsern Wert für ewig unabänderlich bestimmen einzig nach unsern Werken und nach dem Geist, aus welchem die Werke hervorgegangen sind[1]. Nicht um das wird es sich alsdann handeln, wie schön einer gesprochen, sondern darum, wieviel, und noch mehr darum, in welcher Gesinnung einer gehandelt

[1] Mt 16, 27; 25, 35 ff. Röm 2, 6. 2 Kor 5, 10.

hat [1]. Denn nicht die Menge und nicht die Größe und nicht der Schein der Werke entscheidet dort, sondern einzig ihr Gehalt. Jedes Leben und jedes Werk wird da gewogen und gezählt und gemessen auf gerechter Wage und geprüft im Feuer, bis es sich zeigt, was in Wahrheit daran gewesen ist [2]. Die großen Männer und die Welteroberer, die Völker, die durch Kunst und Macht geglänzt haben, Kulturepochen und Gelehrtenschulen, sie alle werden zu dieser Prüfung wandeln so gut wie der Arme und der Kleine, und alle werden einem Gericht unterliegen, aber nicht alle einen Urteilsspruch erlangen. Von großen Dingen wird gar oft nichts übrig bleiben als ein Häuflein leichter Asche oder giftigen Moders, indes ein unscheinbares Werk und Opfer unversehrt die Probe übersteht, die sich nur auf Wahrheit, auf Geist und Tat richtet.

Manche meinen uns etwas Beschämendes vorzuwerfen, wenn sie sagen, daß der Gedanke an dieses genaue Gericht den Christen eher erniedrigen als erheben, viel leichter schwach machen als stärken müsse, da er ihn nie der Furcht vor Gott ledig werden lasse. Aber darin täuschen sie sich.

Freilich, wir wissen, daß unsere Tat und unsern Willen einer prüfen wird, dessen Auge keiner täuscht. Und daß dieser Gedanke wohl geeignet ist, uns mit Furcht zu erfüllen, das werden wir am letzten leugnen. Aber mit Furcht vor wem? Vor uns, nicht aber vor Gott. Wenn wir uns fürchten, dann brauchen wir Gott nicht zu fürchten.

Diese Furcht vor uns ist das Geheimnis unserer wahren Stärke. Was könnte mehr zur Wachsamkeit, zum Eifer, zur Fruchtbarkeit an guten Werken spornen, was ist besser geeignet, die Unaufrichtigkeit des Herzens zu vertreiben, was muß sicherer den Willen und die Tat läutern [3] als diese erste Furcht, die

---

[1] Nachfolge Christi 1, 3, 5. [2] 1 Kor 3, 13 ff. Dn 12, 10.
[3] Jos 24, 14. 1 Kg 12, 24. 2 Chr 19, 7 9. Sir 2, 18 ff.

mit Recht der Anfang[1] und die Krone[2] der Weisheit und die Quelle des Lebens[3] heißt?

Wir leugnen nicht, daß wir auch *Furcht vor Gott* haben. Aber das ist eine Furcht, die mit irdischem Fürchten nur den Namen gemein hat. Diese heilige Furcht lähmt nicht, sondern ist nur ein neuer Grund unserer *Stärke*.

In der Tat, nichts bietet uns kräftigeren Schutz gegen unsere bedauerliche Menschenfurcht, die eigentliche Ursache unserer Charakterschwäche, als die Furcht Gottes. Woher stammt diese Feigheit, deren wir uns oft selber schämen, ohne sie doch überwinden zu können? Wir täuschen uns, wenn wir uns immer einreden, die Verhältnisse seien stärker als wir, wir seien eben auch Menschen wie alle und könnten uns über das, was alle tun und denken, nicht erheben. Nein, das sind nicht die Verhältnisse und nicht die Menschen, die uns so schwach machen, das sind wir selber ganz allein. Nicht umsonst sagt ein altes Wort: Es kommt mehr Furcht von innen heraus als von außen hinein[4]. Wenn die Furchtsamkeit nicht schon innen ist, dann bringen sie alle Tyrannen und alle Spötter nicht hinein.

Will man Charaktere finden, welche über die bedauerliche Schwachheit vor der sog. öffentlichen Meinung und vor dem Urteil der Welt erhaben sind, so suche man nach solchen, die niemand fürchten als Gott[5], denen es gleichgültig ist, ob sie

---

[1] Ps 110, 10. Spr 1, 7; 9, 10. Sir 1, 16.

[2] Sir 1, 22. [3] Spr 14, 27.

[4] *Körte*, Die Sprichwörter der Deutschen[2] 2100.

[5] Dieser Satz, der durch ein bekanntes modernes geflügeltes Wort in etwas renommistischer Weise verzerrt worden ist, bildet einen Grundbestandteil der christlichen Spruchweisheit. Vgl. Ps 26, 1; 55, 5 11; Sir 34, 16; Is 8, 12 13; Mt 10, 28; Lk 12, 4; 1 Petr 3, 14 15. *Lactant.* 6, 17. (*Ambros.*,) De sacram. l. 3, c. 2, 9. *August.*, Sermo 348, 1; In Psalm. 32, en. 3, 12. *Cassiodor.*, Psalm. 18, 10:

den Menschen gefallen, wenn sie nur dem gefallen, dem gegenüber Menschengunst unwert und Menschenmacht ohnmächtig ist. Wer in seinem Innern Ordnung hat, wer weiß und fühlt, daß er von Gott und von seinem Gewissen nichts zu fürchten hat, der ist schwer in Furcht zu jagen. Glaubt mir, sagt der fromme Tevrizent, der durch die Buße, durch die Übung der christlichen Tugendwerke und die Betrachtung der Gerichte Gottes in der Einöde von der früheren Zaghaftigkeit des Weltmenschen befreit worden ist, glaubt mir, sagt er zum Ritter, der ihn plötzlich in voller Eisenrüstung überrascht,

glaubt mir, Herr,
Der Hirsch erschreckt mich und der Bär
Wahrhaftig öfter als ein Mann.
In Wahrheit ich Euch sagen kann:
Ich fürchte nicht, was menschlich ist,
Ich weiß auch, was am Menschen ist;
Ich möchte mich nicht rühmen gern,
Doch Furcht und Zittern liegt mir fern[1].

Jener heidnische Geist, der nie die Gottesfurcht und damit die wahre Stärke kennen gelernt hatte, er meinte Felicitas höhnen zu sollen, als sie sich im Kerker, gewärtig einer doppelten

Deum timere non trepida confusio, sed imperturbata constantia est. Ders., Psalm. 24, 13: Humanus timor diffidentiam tribuit, divinus autem spei firmamenta concedit. (Chrysost.,) Opus imperf. in Matth. hom. 52: Qui Deum timet, homines non erubescit (Migne, P. Gr. LVI 929). Gregor. Mag., Mor. 5, 33. Ioann. Climac., Scala 21, schol. 6 (Isaac). Ioann. Damasc., Parall. 1, 4 (Didymus in Isai.). Imit. Christi 3, 36, 3. Le Blanc, In Psalm. 48, n. 100; 54, n. 9. Stella, In Evang. Luc. 12, 6. Lorin, In Psalm. 118, 162. Sailer, Die Weisheit auf der Gasse (Ges. W. XX 1, Grätz 1819, 102). Aus diesen Quellen schöpfte Racine, da er den Hohenpriester Joad sagen läßt: Ich fürchte Gott und weiß von keiner andern Furcht (Athalie 1, 1). S. auch Fried, Lexikon deutscher Zitate 243, Nr 2269. Hertslet, Treppenwitz der Weltgeschichte[4] 312.

[1] Parzival 457, 25 ff (Bartsch 9, 745 ff).

Geburtsstunde, der ihres Kindes zum Leben des Todes und ihrer eigenen zum wahren Leben durch den Martertod, in den Wehen wand. Wenn du jetzt schon so bitter wehklagest, sagte er, was wirst du erst machen, wenn du den wilden Tieren vorgeworfen wirst! Aber die christliche Heldin beschämte ihn mit dem großen Worte: Jetzt muß ich selber leiden, was mir widerfährt, dort aber wird es ein anderer in mir sein, der für mich leiden wird, weil ich für ihn leiden werde[1]. Und wirklich, als die Stunde des öffentlichen Leidens für Gott gekommen war, da stritt und siegte sie so heldenmütig, daß die Heiden, die in hellen Haufen zum blutigen Schauspiel geströmt waren, mit Verwunderung erkannten, es sei ein neues Volk auf Erden erstanden, eine neue Zeit durch eine neue Religion herbeigeführt worden, ein Volk der Stärke in der Schwäche, eine Zeit heiliger Furcht und Freiheit, eine Religion der Willensstärke und der Tatkraft.

12. Schwach also ist der Mensch freilich und wird es immer bleiben. Aber etwas stärker und um vieles stärker könnten wir gleichwohl werden, verstünden und wagten wir es nur, unsern Willen besser zu bilden.

Es ist ein ganz unerträgliches Wort, das wir schon öfter gerügt haben, diese Ausrede auf die kräftigeren Geschlechter früherer Zeiten. Hätte man uns von klein auf ernstlich zur Selbstverleugnung und zum Opfer angehalten, würden wir die heranwachsende Jugend ebenso eifrig nötigen, ihren Willen zu bezwingen, ihre Pflicht zu erfüllen und zu arbeiten trotz aller Abneigung, wie wir sie zum Turnen und zum Schwimmen abrichten, es würde sich bald zeigen, daß wir heute noch ebensoviel aushalten können als unsere Urahnen.

Wir Christen vollends sollten uns schämen, eine solche Entschuldigung in den Mund zu nehmen. Warum machen wir

[1] Ruinart, Acta Martyrum (Felicit. et Perpet. n. 15).

von der Kraft, die uns die Gnade anbietet, nicht besseren Gebrauch? Warum beachten wir nicht, was uns hundertmal gesagt worden ist, daß uns nicht Wissen und Sprechen, sondern Leben und Tun unsere Auszeichnung verleiht? Daß die Menschen, die nur nach den Grundsätzen der Welt leben, das nicht bedenken, das ist wahrlich keine Entschuldigung für uns, sondern eher eine Aufforderung dazu, uns unseres christlichen Berufes um so mehr wert zu zeigen. Gerade in der Schwäche feierte die Gnade und die übernatürliche Tugend stets ihre größten Siege[1]. Die von allen gehaßt, verfolgt und ausgestoßen wurden, die haben der Welt zu allen Zeiten, wo das christliche Leben blühte, bewiesen, daß sie mehr waren und mehr vermochten als die Welt mit allem Pochen auf ihre eigene Kraft. Je ärmer sie waren, desto reicher haben sie sich erwiesen, so reich, daß sie nicht bloß der tatenarmen Welt von ihrem Überfluß ablassen, sondern sogar Gott überreichliche Zinsen von dem zurückgeben konnten, was sie von ihm empfangen hatten.

Das ist das Werk jener unsichtbaren Macht, deren Wirksamkeit der ganzen neuen Ordnung der Dinge ihr Siegel aufgedrückt hat, der Gnade. Die sich selbst am meisten vermessen, sind stets und überall durch ihre Schwäche die wahre Schande der Menschheit. In denen, die, ihrer eigenen Schwäche bewußt und geständig, der Gnade am wenigsten Hindernis entgegensetzen, in diesen feiert Gottes Macht und im Verein mit ihr menschliche Ehre und Tatkraft ihre schönsten Triumphe.

Darum ist der Sieg über menschliche Hinfälligkeit und die wahre Kraft des Willens nur dort zu finden, wo ein Leben treu nach den Lehren des christlichen Glaubens geführt wird. Gottes Gnade und unsere Mitwirkung mit der Gnade sind das ganze Geheimnis unserer Stärke. Wir geben

[1] 2 Kor 12, 9.

unsere Schwäche daran und Gott setzt seine Allmacht dazu, und aus der Einigung von beidem, von Göttlichem und Menschlichem, wird ein vollkommenes Werk, ein Christ, ein ganzer Mensch.

Im Glauben nehmen wir Gottes Kraft in uns auf. In den Werken erstatten wir dem Geber alles Guten zurück, was unsere Armut mit seinen geliehenen Pfunden gewonnen hat. Im Glauben legt Gott das Fundament, auf das sich jede Tugend gründet[1]. Mit den Werken bauen wir unter seiner Hilfe aus, was er in uns grundgelegt hat. Nicht große Taten werden dazu von uns verlangt, aber ganze Kraft; nicht glänzende Erfolge, aber unerschütterlicher Ernst.

Das sind Worte, die in ihrer schlichten Einfachheit weit hinter den großtönenden Reden der Philosophen zurückstehen. Aber in ebendemselben Maße stehen die Taten, die durch das Christentum gezeugt werden, den Wirkungen jener weltlichen Versprechungen voran. Wo hochbegabte Geister aus der Erinnerung an die Lehren der Philosophie kaum genügend Kraft schöpfen, um in Stunden des Leidens das Leben mit Würde zu tragen, da flößt der Glaube den ärmsten und schwächsten der Christen solch siegreiche Kraft ein, daß sie, weder Schmach noch Furcht achtend, nach Leiden geizen, daß sie um den Gewinn der ganzen Welt nicht einen Augenblick der Arbeit und des Opfers ablehnen würden, und daß sie nicht eher ruhen, als bis sie das Höchste erreicht haben. Es sind nicht Einzelne, sondern Tausende, von denen das rühmliche Wort gesagt ist:

Die einen das Himmelreich stehlen,
Die die Tugend in Demut verhehlen.
Andre nehmen es mit Gewalt,
Die Martern hier leiden mannigfalt.
Die dritten werden hineingetrieben,
Die siech und arm hier sind geblieben,

[1] Dante, Parad. 24, 89 f.

Und die dafür Gott noch danken,
Wenn sie in Leidenslast schon wanken.
Die vierten erwerben es mit Kauf,
Die bereit stehen, zu geben darauf
Irdisch Gut und Freunde und Ehren,
Um nachzufolgen Christi Lehren[1].

In diesem Glauben richten wir
Die Fahrt voll Freude für und für.
Zwar ist die Welt ein wogend Meer,
Doch Gott ist Steuer uns und Fähr.
Das Kreuz des Herren Jesu Christ
Ein starker Mast im Sturme ist,
Der Glaube ein Segel, ein festes,
Die guten Werke der Ruder bestes,
Der Heilige Geist, der ist der Wind,
Der führt die rechte Fährt geschwind.
Zur Himmelsheimat geht die Reis',
Dort sollen wir landen, Gott sei Preis![2]

---

[1] Hugo von Trimberg, Der Renner 20878 ff. Vgl. Freidank 66, 13 ff. Offenbar nach Bernard., De div. sermo 99.

[2] Frei nach dem Gedichte: Die vier Evangelien (bei Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts aus Vorau 329, 11 ff; auch bei Müllenhoff und Scherer, Denkmäler 67, Nr 31, 27; Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II 31, Nr 27, 27).

Fünfzehnter Vortrag.

Die Bildung des Charakters.

1. Soviel auch die Welt über die unnützen Federhelden und die unpraktischen Stubengelehrten schmäht, das hat sie ihnen noch nie genommen, daß sie doch im Grunde die Ereignisse, ja wir können sagen, die Zeiten machen. Wüßten die, welche die Fäden der Geschichte in ihren Händen halten, wie sehr sie selber von den Leitern der öffentlichen Meinung am Faden gehalten werden, sie kämen sich oft wie Marionettenfiguren vor.

Wir nehmen deshalb keinen Anstand, zu sagen, daß trotz mancher Einseitigkeiten, die dabei nicht zu vermeiden sind, das besonnene Studium der Literaturwerke einer der besten Wege ist, wohl ebenso sicher als Reisen und als Teilnahme am öffentlichen Leben, um Welt und Leben kennen zu lernen.

Arbeite ich an den riesigen Werken der Scholastiker, in denen sich Artikel an Artikel, Punkt an Punkt schließt, bis der stahlharte, undurchdringliche Schuppenpanzer geschmiedet ist, so weiß ich, daß es eine eiserne, ritterliche Zeit war, die solche Waffen des Denkens lieferte. Und nippe ich an unsern geschniegelten und gebügelten Duodezbändchen, deren ich immer drei und vier auf einmal nehmen muß, damit es sich nur lohnt, einen Griff getan zu haben, dann weiß ich auch, in welcher Zeit ich lebe.

Man kann es als Regel aufstellen, daß jede Epoche der Kulturentwicklung durch gewisse *charakteristische Erschei-*

nungen in der Literatur ausgezeichnet ist, in denen sich ihr ganzes Wesen wie in einem kurzen Abriß ausgedrückt hat.

Daß die Summa theologica und die Göttliche Komödie solche Inbegriffe für das Geistesleben ihrer Zeit sind, wird niemand in Abrede stellen. Niemand aber auch, daß spätere Zeiten schweren Stand haben, wenn sie diesen Säkularwerken eine Summe ihrer Geisteskultur gegenüberstellen sollen.

Auch die neuere Zeit hat Literaturwerke von ähnlicher Tragweite, nur leider nicht von gleichem Wert aufzuweisen. Das Jahr 1648 zum Beispiel mit seinem Frieden, durch dessen Folgen unser ganzes öffentliches Leben klein gebröckelt wurde, hat ein Büchlein hervorgerufen, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung nicht gering ist. Wir meinen den berühmten Nürnberger Trichter von Harsdörffer, durch den jedermänniglich in sechs Stunden die „teutsche Dicht- und Reimkunst" sollte eingegossen werden. Mag man es seltsam, mag man es Ironie des Schicksals nennen, aber es ist wahr, dieses Buch ist in der Kulturgeschichte zu einem Eckstein geworden, zu einem der Marksteine und zum Aushängeschild moderner Bildung. Im Mittelalter wäre dieses Buch unmöglich gewesen. Sein bloßes Erscheinen sagt uns, daß die neue Zeit mit der manchmal allerdings weitgehenden Solidität und Gründlichkeit im Denken und in der Arbeit alter Tage aufgeräumt habe. Statt langer Lehrzeit sollen uns jetzt ein paar gemeinverständliche Vorträge das zum Sprechen und Erwerben nötige Wissen mitteilen. Das Angenehme wird nicht mehr mit dem Nützlichen verbunden, sondern soll es ersetzen. Wer sich heute einen Namen machen will, der muß nicht gelehrte Werke schreiben, sondern eine oberflächliche Anweisung, die über die Schwierigkeiten hinwegeilt wie der Schlittschuhläufer über das knisternde Eis, die aber den Schein um sich verbreitet, als könne man sich mit ihr gelehrt und reich und gesund und tugendhaft schlafen.

Für eine solche Zeit war der Nürnberger Trichter gerade das rechte Buch. Seitdem haben wir für jedes denkbare Wissen und Können eine zahllose Menge von Lehrbüchlein, die den ersten Nürnberger Trichter an Kürze und Seichtigkeit noch überbieten. Seitdem lehrt man uns jede Sprache der Welt in vierzehn Tagen sprechen und schreiben. Seitdem schneit es uns zu allen Fenstern jene populärwissenschaftlichen Werke herein, die uns ohne alle weitere Vorkenntnis befähigen, binnen drei Tagen in jedem nächstbeliebigen Zweig der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens das so lange vergeblich gesuchte entscheidende Wort zu sprechen. Kurz, es ist dieses Buch so recht der Ausgangspunkt des Kleingeistes, der auf allen Gebieten des Lebens den Sieg des Humanismus über den christlichen Geist in den letzten Jahrhunderten begleitete.

2. Dieser eigentümliche Zug hat sogar die schwierigste aller Wissenschaften, die Philosophie der Geschichte, ergriffen. Man sucht jetzt die gesamte Geistes- und Kulturentwicklung der Menschheit so leicht genießbar zuzubereiten, daß selbst Leute, die nicht bis fünf zählen gelernt haben, sie sich mit einem Schluck aneignen können.

So hat beispielsweise Moriz Carriere, glücklicher als alle Scholastiker, die ganze Weltgeschichte in drei Worte, die sich an den Fingern einer Hand herabsagen lassen, zusammenzufassen verstanden. Das Altertum, lehrt er mit einer wahrhaft taschenspielermäßigen Geschwindigkeit, ist das Leben der Natur, das Christentum die Religion des Gemütes, die Gegenwart das Zeitalter des Geistes — wenigstens, fügt er bescheiden hinzu, im Aufgang. Damit ist die ganze Geschichte begriffen, und was die Hauptsache ist, das lästige Christentum überwunden, daß es kürzer kaum mehr möglich ist.

Wir anerkennen nun zwar mit Freuden dieses Streben, den Gesamtinhalt des Wissens wieder in feste Formeln und Begriffe zu binden, nachdem man so lange die alten Zeiten

gerade wegen dieses vermeintlich müßigen Formelwesens verachtet hat. Aber was zu viel ist, das ist zu viel. Das geistige Leben von Jahrhunderten in ein Wort, noch dazu so einseitiger Art wie hier, zusammenzufassen, das ist ein Versuch, der mißlingen muß, eine echte Nürnbergertrichterweisheit, ganz entsprechend den Schlagwörterkunststückchen, mit denen man im öffentlichen Leben die Massen des Denkens entlastet.

Und wenn man vollends vermeinte, das Christentum dadurch herabzusetzen, daß man ihm als der Religion des Gemütes die neuere Kultur als die des Geistes gegenüberstellte, dann war das Unternehmen erst völlig unnütz. Nach der Ehre, ein Zeitalter bloß des Geistes zu begründen, hat das Christentum niemals gegeizt, so wenig als es je eine Religion einzig des Willens oder des Gemütes sein wollte und war. Es ist eine Religion des Geistes und wird sie immer bleiben, wie sie es immer war, gewiß! Aber es ist ebenso auch eine Religion der Tatkraft wie des Charakters und des Gemütes und noch mehr. Es ist alles zusammen in unlösbarer Einheit. Einseitigkeiten widersprechen seinem Wesen von Grund aus.

Wenn ihm ein Titel vor allen andern lieb sein muß, so ist es allerdings der einer Religion des Charakters, aber auch dieser nur darum, weil Charakter, wie wir alsbald sehen werden, nichts anderes ist als der durch den christlichen Geist von innen heraus geschaffene ganze Mensch.

Die christliche Religion hat eben das Eigene, daß sie das eine nur sein will, weil sie das andere auch ist, und daß sie eines nur sein kann, solang sie alles ist. In Bezug auf den Menschen bleibt ewig zu ihrem Ruhm ihr Wahlspruch: Entweder alles oder nichts. Daß sie nicht alles auf einmal vom Menschen verlangt, das ist richtig. Darin zeigt sie eben nur, wie gut sie unsere Natur versteht und wie schonend sie mit unserer Schwachheit rechnet. Wir haben uns davon schon

öfter überzeugt. Wir wollen hier einen neuen Beweis erfahren, indem wir erwägen, wie sie Charakterbildung auffaßt und durchführt.

3. Wir haben es oft ausgesprochen und finden uns diesmal mehr als je dazu veranlaßt, es zu beteuern, daß es uns eine schlechte Empfehlung unseres Glaubens schiene, könnten wir ihn nur durch ungerechte Herabsetzung anderer erheben, oder müßten wir ihn so in helleres Licht stellen, indem wir auf das Leben der Welt möglichst dunkle Schatten werfen.

Darum entsagen wir gerne der Gelegenheit, die sich uns hier böte, eine Charakterzeichnung der Menschen zu unternehmen, so wie sie sich dem prüfenden Auge des Psychologen darstellen. Wer nur eine Ader zum Zürnen, zum Schwarzsehen oder zum Spotten in sich hat, der kann hierbei kaum der Gefahr der Übertreibung entgehen, da er zu viel des Stoffes vorfindet. Wollten wir alle die verschiedenen Fehler des Charakters schildern, Charakterlosigkeit, Charakterschwäche, Grundsatzlosigkeit, Wankelmut, widerspruchsvolle und halbe, unbeständige und oberflächliche, leichtsinnige und einseitige und dann wieder verbissene, verknöcherte, unbeugsame, rücksichtslose, gefühllose, eiserne, eisige Charaktere, wohin kämen wir und was hätten wir damit gewonnen, als daß wir viele erbittert und uns verbittert, niemand gebessert und uns selber verbösert hätten?

Besser, wir gehen der Frage auf den Grund und untersuchen die Wurzel des Verderbens. Das ist vielleicht weniger unterhaltend, dafür um so mehr belehrend.

Alle Mängel des Charakters lassen sich aber auf zwei Grundübel zurückführen.

Der Hauptfehler des Charakters bei der Mehrzahl ist die Charakterschwäche. Diese Krankheit, an der wir fast alle leiden, rührt aber davon her, daß wir nicht in uns selber unsern Halt haben, sondern daß wir uns allzusehr von der

Außenwelt abhängig machen. Statt unsere eigene Überzeugung, statt feststehende Grundsätze, statt unser Gewissen zur Richtschnur unseres Lebens und Denkens zu machen, sehen wir immer nur darauf, was andere sagen und tun. Wir hängen so sehr von fremdem Urteil ab, wir wechseln so oft mit unsern Anschauungen, wir sind so unbeständig in unserer Handlungsweise, daß wir stets in Gefahr sind, uns selber zu verlieren, wenn wir uns anders einmal recht gefunden haben. Daher dieser Mangel an Mut und Kraft, dessen wir uns oft vor uns selber schämen. Wir seufzen und zürnen bei uns über die Handvoll von tonangebenden Stimmführern, die jenen Tyrannen, die öffentliche Meinung und Mode, leiten, und helfen diesen selber schaffen oder doch stärken, indem wir ihm Überzeugung und Gewissen opfern und durch das Beispiel unserer Unterwerfung ihm neue Sklaven zuführen. Wir lachen über die Schwachheit des gemeinen Mannes, der da glaubt, eine Sache müsse wahr sein, weil es so gedruckt zu lesen ist, und beachten kaum, daß wir dabei unsere eigene Schwäche verlacht haben. Denn, um es abermals zu sagen, wir sind so schwach, daß wir unsere Schwäche oft nicht einmal kennen, geschweige denn zu sagen wüßten, woher sie stammt.

Wir sagen übrigens offen: wenn denn doch einmal gefehlt sein soll, so ziehen wir diese Charakterschwäche ihrem Gegenteil, der Starrheit des Charakters, weit vor. Es ist sicher noch schlimmer, wenn manche mit so stolzer Verachtung und Bitterkeit auf diese Wankelmütigkeit und Grundsatzlosigkeit der Welt herabsehen und dann, wie ja der arme Mensch stets glaubt, ein Extrem durch das andere heilen zu sollen, die Schwäche durch Unnachgiebigkeit, die Haltlosigkeit durch Eigensinn, die Verflüchtigung durch Abschließung in sich selber gut machen wollen.

Das ist der zweite, zwar seltenere, dafür aber um so verhängnisvollere Fehler des Charakters. Wo bisher eine Un-

selbständigkeit bis zum Zerfließen, da soll nun Trotz, Unbeugsamkeit, Schmollen mit aller Welt, da soll Pochen auf Sonderbarkeiten, da soll Vorliebe fürs Paradoxe und Seltsame, mag es noch so kleinlich und lächerlich sein, als Charaktergröße gelten.

Was das gefährlichste bei dieser Verirrung ist, das liegt in der lauten Bewunderung, die ihr fast immer gezollt wird. Je schwächer die Menschen für sich selber sind, um so leichter begegnet es ihnen, daß sie sich wie gebannt fühlen, wenn sie an andern jenen stoischen Grundsatz beobachten, sich vor nichts zu beugen, sich um nichts zu kümmern, sich durch nichts in Bewegung bringen zu lassen[1].

Daher erklärt es sich, daß, wenn von Charakter die Rede ist, die Mehrzahl nichts anderes meint als jene Einseitigkeit, jene Genickstarre des Kopfes und des Willens, die man zwar selber nur dann und wann einem Schwächeren gegenüber hervorzukehren wagt, die man sich aber doch als ein hohes Ideal glaubt vor Augen stellen zu sollen. Wenn ein Saul, wenn ein Manlius Torquatus um eines übereilten Gelübdes oder Verbotes willen den eigenen schuldlosen Sohn dem Tode weiht, wenn ein Herodes einem törichten Versprechen zuliebe den von ihm hochgeachteten Gerechten opfert, wenn ein Cato in eiserner Beschränktheit mit dem Kopf gegen die Ausmündungen der Kloaken stürmt, deren Schleusen er selber öffnen hilft, dann reden wir bewundernd von Charakter und bedauern fast, daß wir uns außer stand fühlen, solch vermeintliche Charakterstärke nachzuahmen.

4. Es geht uns eben hier wie meist bei den Worten, die wir am liebsten im Munde führen.

Wir sprechen von Charakter und wissen nicht, was darunter denken. Man lese nur bei unsern Philosophen nach, was sie

---

[1] Cicero, Off. 1, 20, 66; Academ. 1, 10; 2, 44. Diog. Laert. 7, 116 ff. Horat., Ep. 1, 6, 1.

unter Charakter verstehen und wie sie sich in dessen Erklärung widersprechen, und man wird die Behauptung nicht übertrieben finden, daß sie sich völlig unfähig zeigen, einen klaren und bestimmten Begriff mit diesen Worten zu verbinden. Begreift dieser unter Charakter die bis zur Starrheit ausgebildete Unbeugsamkeit des Willens, so der zweite den seiner Zwecke bewußten Geist[1], der dritte nichts weiter als die angeborne Naturanlage oder das Temperament. Verlangt man sonst mit Recht von einem gebildeten Menschen vor allem Bildung des Charakters, so werden die älteren englischen Philosophen[2] und insbesondere die neueren Pädagogen nach Kant[3] und Schopenhauer[4] nicht müde, zu versichern, daß Charakter nichts weiter sei als eine Art von tierischem Instinkt oder von blindem Trieb, den zu veredeln oder bilden zu wollen ein törichtes, aussichtsloses Beginnen sei.

Niemand wird sich übrigens darüber wundern, wenn er anders die Welt kennt. Wo finden wir denn Charaktere? Wie viele bedeutende Charaktere hat eigentlich die Geschichte der alten oder der neuen Zeit aufzuweisen?

Den Alten freilich war es nicht zu verdenken, daß sie kaum wußten, was Charakter sei[5]. Unter den Verhältnissen, in denen sie lebten, mußte jeder Charakter verdorben werden. Die zwei großen Grundübel des Heidentums, einerseits die Lähmung, ja Vernichtung der persönlichen Freiheit und damit

[1] J. H. Fichte, Ethik II 1, 118 ff.

[2] Vgl. über Hume: Vorländer, Gesch. der philos. Moral der Engländer und Franzosen 473; über Priestley: Stäudlin, Gesch. der Moralphil. 904—909; über Owen: J. H. Fichte, Die philos. Lehre von Recht, Staat und Sitte seit dem 18. Jahrh. (Ethik I) 717.

[3] Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie 458 853.

[4] Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung I[3] 337 ff. Erdmann, Geschichte der neueren Philos. III 2, 408 f.

[5] Cicero, De fato 18 20. Plutarch., Plac. philos. 1, 27, 3; 29, 5; Stoic. repugn. 23. Aulus Gellius 6, 2.

alles selbständigen inneren, sittlichen Lebens, kurz dessen, was wir in unserer nicht eben sehr klaren philosophischen Sprache die freie Individualität nennen, anderseits die völlige Unselbständigkeit der Persönlichkeit gegenüber dem Allgemeinen, dem Staat oder der Gemeinde, diese Übelstände entschuldigen sie vor jedem billig Urteilenden. Denn obwohl auch wir heute ein schönes Maß von geistiger Knechtschaft in unserem öffentlichen Leben zu ertragen gelernt haben, so können wir uns doch kaum eine Vorstellung von der Abhängigkeit machen und von der Unmöglichkeit jedweder freien Selbstbewegung gegenüber dem Gesetz, gegenüber dem politischen Gemeinwesen und dem öffentlichen Urteil, welche damals auf jedem Einzelnen lastete. Von einem Recht, der Stimme seiner Vernunft in Dingen, die das eigene Leben betreffen, Rechnung zu tragen, war keine Rede. Man hatte nie etwas davon gehört, man empfand kaum ein Bedürfnis danach. Das Heiligtum des persönlichen Gewissens war eine nahezu unbekannte Welt. Wozu auch ein Gewissen, wenn das Gesetz und die Stimme der öffentlichen Meinung es ersetzten, ja verboten? Daß nun aber unter solchen Verhältnissen das innere, das religiöse und sittliche Leben, wenn dieser Ausdruck anders dort am Platz ist, im Altertum den Ausdruck der tiefsten Charakterschwäche tragen mußte, begreift sich von selber.

Und weil sich denn doch ein gewisser Rest menschlicher Selbständigkeit nie ganz aus der Brust tilgen läßt, so war es abermals naturnotwendig, daß sich dieser, wenn er sich einmal zur Reaktion gegen solchen Geistesdruck erhob, in jenem starren, oft lächerlichen Trotz gegen alle Rechte, alle Sitten und Formen Luft machte, den die Geschichte der alten Philosophen, der Stoiker und Zyniker, so häufig aufweist.

Was sollen wir aber denken, wenn uns selbst heute noch, ja heute, mit Schmerz sagen wir es, fast mehr als je dieselben Irrungen bezüglich des Charakters aufstoßen wie damals?

Neben Millionen, die wie Rauch im Treiben der Gesamtheit verschwinden und gleich widerstandslosem Nebel vor jedem Lüftchen den Platz wechseln, wiederum, wie man sich auszudrücken liebt, eine Subjektivität, welche auf die Gefahr hin, den Menschen lebendig zur Mumie oder zum Menschenfresser zu machen, lieber vereinsamt Mücken fangen und schmollen als in der Unterordnung unter das Ganze Wunder tun, lieber jammern als an der Rettung des Rettungsfähigen mitarbeiten, lieber den glimmenden Docht zertreten und mit dem grimmigsten Gegner zusammen am Untergang der eigenen Sache tätig sein will als an einem Joch mit einem Gesinnungsgenossen ziehen, der sich nicht wie Wachs nach den Ansichten des Nachbars kneten läßt. Heute schmeicheln sie ihrem erkorenen Liebling, morgen verwünschen sie ihn bis zur Hölle hinab. Vor einer Stunde glaubte man, die Welt sei zu klein für ihren Feuereifer. Jetzt wollen sie es den Kartäusern gleichtun und in beschaulicher Ruhe der Welt spotten, die sie nicht verstehe. Morgens ein Plänemachen, ein Opponieren, ein Donnern, als ob die Welt heute noch aus den Fugen gehen müßte, und abends dann, wenn der Tag ein Bändchen ins Knopfloch oder eine Einladung zum Tee gebracht hat, ein Schmeicheln bis zum Ekelhaften, ein Ersterben vor Ergebung. Ja, Dante kennt die Welt:

> Ein Chor der Rache, gegen Schwache eitel
> Hyän' und Löwe, doch ein Lamm, wenn einer
> Die Zähne weiset oder auch — den Beutel![1]

5. Man kann uns freilich entgegnen, das liege mehr an den öffentlichen Zuständen als an den Einzelnen. Jene setzten eben der Entwicklung des Charakters dieselben Hindernisse entgegen, wie wir sie im Altertum wahrgenommen haben.

---

[1] Dante, Parad. 16, 115 ff.

Wir wissen das und bedauern es herzlich, daß die Frucht des Kampfes, den das Christentum zu Gunsten der Menschheit geführt hat, daß die Sicherung der freien Persönlichkeit gegen die Übermacht der Allgemeinheit, der öffentlichen Meinung und des Staates, wieder zu Grunde gegangen ist.

Jedoch wir können den Einzelnen heute nicht mehr in dem Grad entschuldigen, als wir es bei den Alten konnten. Diese traurigen Zustände, die auch heute wieder wie im Heidentum das Herkommen an die Stelle der Moral, die Macht über das Recht, das Gesetz zum Ersatz, ja zum Gebieter für das Gewissen setzen wollen, Zustände, die dann als einzige Rettung den Widerstand der Untätigkeit oder der offenen Widersetzlichkeit übrig lassen, sie wären eben nicht möglich, hielte jeder Einzelne jenes unschätzbare Gut fest, das die Alten noch nicht kannten, das aber uns das Christentum geschenkt hat: das Recht der inneren Freiheit, des Gewissens, der persönlichen Selbständigkeit.

Was ahnte der Mensch vor Christus davon, daß er, auch wenn er arbeitsunfähig, auch wenn er ohne Geld und Gut, ohne Schönheit, der Welt eher zur Last als zum Nutzen ist, daß er dennoch für sich selbst Wert, unermeßlichen Wert hat? Wer sagte es jenen Heiden, die sich entweder in Lust und Genuß verflüchtigten oder im Staat aufgingen, wer sagte ihnen, daß jeder sich selber näher steht als die ganze Welt, daß ihm aller Gewinn Ungewinn ist, wenn er nicht sich selber besitzt? Sicher hätte es Aufruhr in allen Herzen hervorgerufen, hätte man sie damals gelehrt, daß unsere Verpflichtung an die Allgemeinheit erst dann beginnt und nur dann Segen für uns und für das Ganze bringt, wenn wir zuvor uns selber besorgt, wenn wir unser eigenes Innere in Ordnung gebracht haben. Was wußte die Welt ohne Christentum davon, daß alle Arbeit fruchtlos und bloß Ausleerung unser selber ist, wenn wir nicht ehevor gelernt haben, uns selber in Zucht zu

halten und zu beherrschen und erst so ein geregeltes Herz zum Ausgangspunkt unserer Tätigkeit für andere zu machen?

Wir aber wissen das. Denn eben zu dem Zweck ist Gott auf Erden erschienen, um uns das durch Vorbild und durch Lehre einzuschärfen. Darum trifft den Menschen heute, im Licht des Christentums, eine große Verantwortung, wenn er es nicht versteht, sich der Außenwelt gegenüber in seinem Gewissen selbständig zu stellen.

Damit er das nie außer acht lasse, kann nicht oft genug der Satz gepredigt werden, daß der Mensch vor allem sich selbst gehört und zuerst sich selber gefunden haben muß, ehe er für andere sorgt, und daß sein Geist und sein Herz inmitten aller Anforderungen von außen ein Heiligtum bleiben müssen, in dem niemand außer Gott die Herrschaft führen darf.

Dieser oberste Satz der Lebensweisheit, eine Wahrheit von unermeßlicher Tragweite, ist nun aber auch zugleich die erste Grundlage für die Bildung des Charakters. Darum darf es niemand wundernehmen, wenn es dort, wo dieser Grundsatz nicht gebührend geachtet wird, so schlimm mit den Charakteren bestellt ist.

Aber der Christ steht so wenig für sich allein als der Mensch. Jeder ist vielmehr das Glied eines größeren Ganzen. Ohne Teilnahme am Leben und am Geschick der Gesamtheit verdient einer nicht den Namen Mensch. Ebenso ist der Christ Mitglied der sichtbaren Kirche und muß sich als lebendiges Glied des Reiches Gottes erweisen, jenes Reiches, das nicht bloß die Geister umfaßt, sondern bestimmt ist, sämtliche Menschen mit ihren zeitlichen und ewigen Anliegen in sich aufzunehmen.

Nun ist es eine altbekannte Tatsache, daß schon im physischen Leben Charakter und Umgebung stets zueinander in einem gewissen Verhältnis stehen. Die Lehre vom Milieu, mit der Taine so großtat, ist nicht seine Erfindung. Längst

vor ihm sagte man oft, daß die Atmosphäre, die Gegend, die Beschäftigung, die Mitwelt jedem ihren Charakter einpräge, gerade wie die örtlichen Umstände gewöhnlich einem Gebäude seinen eigentümlichen Typus aufdrücken.

Das ist im ganzen wohl richtig gedacht, aber nicht sehr genau gesprochen. Es liegt aber hier mehr am richtigen Ausdruck, als es auf den ersten Blick scheinen sollte. Nicht das Baumaterial, nicht die äußerlichen Verhältnisse sind es, die einem Bauwerk, nicht der Gegenstand, nicht der Inhalt, nicht die Umstände, die einem Schriftstück seinen Stil geben: der Baumeister, der Schriftsteller ist es, der den Stil macht.

Ebenso ist es die freie Persönlichkeit, die sich im Leben ihren Stil schafft, d. h. den Charakter.

Aber nie ist ein Mensch, ob er nur an einem gewöhnlichen Werk der bildenden oder darstellenden Kunst oder an dem größten aller Kunstwerke, an sich selber, arbeitet, nie ist einer so gestellt, daß er völlig unabhängig verfahren könnte. Wohl oder übel, er muß Stil und Charakter den gegebenen Verhältnissen, in denen er steht, anbequemen. Will er das nicht, so ist von vornherein die Gewißheit gegeben, daß das Ergebnis schlimm ausfallen werde.

Es liegt also viel daran, in welchem Zusammenhang einer lebt und in welchem Verhältnis er zu diesem steht. Sagt sich einer von aller Rücksicht auf die Umgebung los und leugnet er seine Verpflichtung gegen sie, dann verkümmert er in sich selber, und es wird kein Charakter aus ihm. Umschlingt dagegen die Allgemeinheit die einzelnen Personen in dem Grad wie im antiken Staatsleben, so daß die natürliche Freiheit und das Gewissen des Individuums dadurch beeinträchtigt werden, oder läßt sich einer von der Arbeit und Sorge für das, was um ihn ist, derart in Beschlag nehmen, daß er sich selber darob zerstreut und verliert, so ist eine gedeihliche Charakterbildung abermals nicht möglich.

Es muß also einer seiner Pflicht gegen die umgebende Welt der Familie, der Gemeinde, des Staates, der Kirche geständig, dabei aber so gestellt sein, daß er dem großen Ganzen als selbständiges Glied gegenübersteht und seine persönlichen Rechte als unantastbar aufrecht hält, kurz so, daß er auf seinem, ob auch bescheidenen Platz als selbsttätiges, frei denkendes und frei wollendes Wesen zum Zweck der Gesamtheit mitwirkt.

Alsdann ist die zweite Hauptbedingung gegeben, unter der sich ein Charakter glücklich entwickeln kann.

Die Selbständigkeit allein ist also nicht ausreichend, um einen Charakter zu bilden. Im Gegenteil, wenn diese nicht ein Gegengewicht findet, so führt sie zu arger Mißbildung. Darum muß das Bewußtsein der Verpflichtung an die Nebenwelt dem Selbstgefühl als Schranke zur Seite treten. Niemand kann diese Pflicht von sich ableugnen, auch nicht der Reiche und der Mächtige. Es kann sein, daß keine äußere Macht ihn nötigt, sich andern nutzbar zu machen. Dafür hat er um so mehr um seiner selbst willen, wegen seiner eigenen Charakterbildung vonnöten anzuerkennen, daß ihn eine Schranke umgibt, und daß eine höhere Pflicht seinem eigenen Kraftgefühl Maß und Ziel setzt.

So wird die Kraft des Einzelnen durch das Zusammenwirken gefördert und die persönliche Freiheit vor Maßlosigkeit dadurch geschützt, daß ihrem Übergreifen gewehrt wird.

6. Auf diesen beiden Grundlagen also, der persönlichen Freiheit und der sittlichen Verantwortung einerseits, anderseits der sittlichen Rücksicht auf die Pflichten nach außen, ruht das Christentum bei seiner Tätigkeit der Charakterbildung. Ein Beispiel dafür stellt es uns vor Augen in jener Kunst, die am meisten Charakter verlangt und am klarsten dem Charakter Ausdruck verleiht, wir meinen die Baukunst.

So herrlich das große Ganze der antiken Bauwerke wirkt, so wenig ist es ihnen meist gelungen, die einzelnen Teile zu

besonderer Geltung zu bringen. Es ist, zumal in der orientalischen, der ägyptischen und der italischen Kunst, eine unterschiedslose Masse, die von dem Rahmen des Ganzen zusammengeschlossen wird. Und wenn auch einmal einzelne Glieder frei hervortreten, wie in dem griechischen Bau, da bricht plötzlich und unnatürlich ihr kurzes Aufstreben ab, denn quer über ihr Mark legt sich mit wuchtiger Macht eine gewaltige Last, deren alleiniger Zweck zu sein scheint, sie dadurch zu einem Ganzen zu einigen, das sie alle gleichmäßig schwer zu Boden drückt.

Im christlichen, wenigstens im gotischen Bau tritt dagegen auch das unbedeutendste Glied mit einer fast unbegreiflichen Selbständigkeit, ja Kühnheit heraus, gerade als wäre es nur um seiner selbst willen da. Mit einer Festigkeit stehen die einzelnen kleinsten Teile vor uns, wie sie nur jenes Selbstgefühl einflößt, das aus dem Bewußtsein des eigenen Wertes und aus der Zuversicht eines starken Rückhaltes hinter sich entspringt. Mit einer Freudigkeit, mit einer Behendigkeit, die zeigt, daß sie ihrer Freiheit bewußt, im vollen Gefühl ihrer Kraft und durch nichts gehindert sind, mit allen ihresgleichen innerhalb der Schranken des Gesetzes um den Sieg zu wetteifern, streben sie in kühnster, raschester Bewegung empor, scheinbar jedes ganz allein für sich, und doch alle in einem Dienst zusammengefügt, das eine berechnet auf das andere, und jedes getragen von dem Ganzen, dem es sich bei aller Freiheit gern unterordnet. Alles ein Guß, alles ein Plan, an dem auch nicht ein Glied fehlen dürfte, und doch alles in freier Selbstbewegung und voller Selbständigkeit.

Da haben wir die Verkörperung dort des heidnischen, hier des christlichen Charakters.

7. In der eben angedeuteten Auffassung vom Charakter dürfte auch die Tatsache ihre Erklärung finden, warum es für unsere Geschichtschreiber so schwer halten will, ein billiges Ur-

teil über das Mittelalter und über jede Zeit und Individualität abzugeben, in der sich das Christentum ausspricht.

Ausschließlich in der Schule des Altertums gebildet und gewohnt, alles nach der engen und einförmigen Schablone zu bemessen, die sie von dorther mitgebracht haben, stoßen sie sich schon gleich beim ersten Anblick an der unglaublichen Verschiedenheit, welche Menschen und Taten in den christlichen Zeiten aufweisen. Es geht ihnen wie dem Knaben, der, aufgewachsen auf dem Land, nur den Dialekt seines Dorfes kennt und nun plötzlich in eine große Gesellschaft versetzt wird, wo ein Dutzend fremder Sprachen auf einmal an sein Ohr tönt. Von solcher Mannigfaltigkeit erhalten wir freilich beim Studium des Altertums keine Vorstellung. Da reden alle auf eine Weise, denken alle nach einer Art und handeln, wenn sie je handeln, als hätte einer vom andern gelernt. Haben wir dort innerhalb eines Landes oder einer Epoche einmal einen hervorragenden Mann gekennzeichnet, so haben wir seine ganze Zeit, ja wohl alle seine Stammesgenossen und Kampf- und Leidensgefährten kennen gelernt.

Im Mittelalter aber stehen auf der Bühne nebeneinander im selben Aufzuge Männer und arbeiten zu gleicher Zeit am selben Werke Charaktere, wie sie verschiedener nicht gedacht werden könnten. Niemals früher oder später begegnet uns eine so unerschöpfliche Fülle der mannigfaltigsten, immer selbständigen, immer wieder neuen und originellen Erscheinungen in Bauten, in Stilgattungen, in Orden, in Buß- und Liebeswerken, in Festen und Heldentaten, in Wissenschaft und Poesie, in Kleidung und Hauseinrichtung, in bürgerlichen und staatlichen Ordnungen.

Niemand kann verkennen, daß dieser merkwürdige Hang zum Eigentümlichen, der das Mittelalter auszeichnet, schon damals oft etwas von jener Donquixoterie und jener Maßlosigkeit an sich trägt, die dieser Geist der Selbständigkeit um jeden Preis

in der ersten Zeit des Humanismus und in Spanien noch später hervorrief. Aber ist es nicht befangene Voreingenommenheit für den einförmigen Geist des antiken Lebens oder bare Abneigung gegen alles Mittelalterliche und Christliche, wenn man diesen ganzen Zug ohne weiteres mit dem in unsern Gelehrtenschulen wie auf Kommando eingelernten Vorwurf der Zerrissenheit und Zerfahrenheit zu verdammen wagt? Warum so grämlich und sauer in eine Zeit des üppigsten Frühlingslebens blicken? Warum nicht mit offenem Herzen den Ahnen einen Ruhm zuerkennen, wenn es uns gleich wehtut, daß wir es ihnen nicht nachtun können?

Wir sprechen das Mittelalter gewiß nicht heilig. Es war noch lange nicht am Ziel der Aufgabe, die das Christentum der Welt gesetzt hat. Aber das sagen wir, daß der eben gehörte Vorwurf, wenigstens in dem Sinn, wie er erhoben wird, auf die zurückfällt, die ihn machen. Wenn die Lobredner des Altertums die Menschheit in der Uniform oder in der Zwangsjacke schöner finden als in freier und dabei gesetzlicher Bewegung, so ist das Geschmackssache. Und wenn sie heute abermals im Guten oder Bösen der Welt den uniformen, kasernenmäßigen Charakter der alten Zeit aufprägen wollen, so müssen wir es eben geschehen lassen, denn sie haben die Macht in Händen, es ist ihre Stunde. Das jedoch lassen wir uns nicht nehmen, zu denken, wie es unsere Überzeugung mit sich bringt, und zu reden, was wir denken. Gedanken sind den Leuten frei und Wünsche auch[1], den Satz haben wir vom Mittelalter gelernt, und den geben wir nicht preis.

Uns ist aber gerade das ein Grund, warum wir unsere Vorliebe für das Mittelalter trotz aller Fehler jener Epoche

---

[1] Die Winsbekin 15, 1 f. Dietmar von Aist 5, 1 (Hagen, Minnesinger I 99). Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter 46.

nie ganz verbergen können, weil es auf uns eben um dieser Eigentümlichkeiten willen den Eindruck einer Zeit der Originale, der Charaktere macht. Gewiß, das Mittelalter hatte auch seine Schattenseiten. Aber ein Lob spricht ihm keine wahre Kritik ab, und selbst seine Feinde müssen gestehen: es war eine Epoche der größten Selbständigkeit. Nie waren Menschen mehr sich ihrer selbst bewußt, nie weniger fähig, sich zu Sklaven anderer Menschen herabzuwürdigen, nie trugen sie ihr Denken und ihr Wollen ungeschminkter zur Schau, nie verstanden sie es besser, im Äußeren schon auszuprägen, was sie im Inneren lebend hatten, und in aller Arbeit nach außen sich selber innerlich zu besitzen, nie, mit einem Wort, finden wir so viele eigenartige und hervorragende Charaktere als im Mittelalter. Wäre nicht zugleich das Gefühl für Autorität und die Bereitwilligkeit, sich der Gemeinsamkeit unterzuordnen, ja zu opfern, so tief gewurzelt gewesen, die öffentlichen Ordnungen hätten damals bei einem solchen Geist der Eigenart alle in Trümmer sinken müssen, wie sie in der Tat alsbald in Stücke fielen, sowie mit dem Hereinbrechen des Humanismus der alte christliche Geist der Zucht und Unterordnung irgendwo gebrochen ward.

Es ist nicht einmal nötig, daß jemand lange, mühevolle Studien mache, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Wem ist nicht bei einem flüchtigen Blick auf das eine oder das andere unserer altdeutschen Gemälde wenigstens eine Ahnung von dieser Tatsache aufgestiegen? Man kann sich fürwahr nicht satt sehen an den Männern, wie sie uns in der flandrischen und in der Kölner Schule und selbst noch in der schwäbischen und der fränkischen Schule vor Augen gestellt werden. Die Gestalten mögen oft recht unbeholfen ausgefallen sein, aber doch zieht uns immer wieder eines vor jene Bilder, der merkwürdige Ausdruck in den tiefen, charaktervollen Gesichtszügen. Und fast noch auffälliger tritt uns dieser Eindruck

aus den weiblichen Bildnissen älterer Zeit entgegen, und zwar am meisten aus wirklich gelungenen, von Meistern gefertigten Bildern oder Ahnenporträts. Züge, mit andern Worten, Charakterausdruck betrachtet man heute fast als Störung weiblicher Schönheit. Weichheit, Glätte, Feinheit, das ist alles, wonach man diese zu bemessen gewohnt ist. Kein Wunder, daß uns an den Bildnissen berühmter weiblicher Schönheiten aus früherer Zeit jene so bestimmten, männlichen Züge fast abstoßen. Wir können aber kein Lob für unsern heutigen Geist daraus schöpfen, daß die meisten vom Besuche jener alten Porträts mit dem unverhohlenen Ausdruck der Enttäuschung zurückkommen. So viel sollten diese scharf ausgeprägten, klaren, festen und dabei so tiefen, und was die Hauptsache ist, so ruhigen Züge jedem sagen, daß jene Zeit wenigstens einen Vorzug auf der Stirne geschrieben trägt, den des Charakters.

8. Um eine Kunst zu erlernen, geht man aber am liebsten bei denen in die Schule, die sie am besten auszuüben verstehen. Liegt es uns also am Herzen, und es darf uns schon am Herzen liegen, zu lernen, was Charakter ist, so werden wir am besten tun, beim Mittelalter anzufragen, wie wir uns zu Charakteren bilden können.

Wir wollen aber diesmal ganz Umgang nehmen von den gelehrten Schulpfaffen und den hohen Meistern zu Paris und zu Köln, damit niemand denke, wir wollten einen Mönch oder einen unbrauchbaren Gelehrten oder gar einen Scholastiker aus ihm machen. Wenden wir uns dafür an einen von jenen ritterlichen Sängern und Lehrern des Lebens, deren wir in den Überresten der weltlichen Dichtung eine so große Zahl vor uns haben, und bitten wir ihn, er möge uns die rechte höfische Kunst seiner charaktervollen Zeit lehren, er möge uns dazu verhelfen, ein echter Charakter nach gutem alten Schnitt zu werden oder das, was sie damals in ihren Liedern zu preisen pflegten als Spiegel der Zucht, als biderben Mann, unwandel-

bar und wohlgetan, an Ehren fest und Tugend stark. Also Mut, weg mit allen Vorurteilen und hin zu unserem Ritter!

Das erste wird sein, machen wir uns nur gleich darauf gefaßt, daß er uns mit seiner Eisenfaust an den Kopf greift, wie der Arzt vor allem den Puls fühlt, und spricht: Freund! Erst muß es da in Ordnung sein. Wenn der Kopf nicht klar und fest beschlagen ist, dann kann ich in Ewigkeit keinen Charakter aus dir machen. Du mußt vor allem wissen, was du willst und sollst, und mußt wissen, von wem du's lernen kannst. Das Politisieren, um nicht zu sagen, Fuchsschwänzeln, den Relativismus, den Skeptizismus, kurz alles, was ihr an die Stelle unwandelbarer Überzeugung und aufrichtigen Glaubens gesetzt habt, mußt du schon gleich lassen. Grundsätze brauche ich, helle, feste, unerschütterliche Grundsätze, sonst kann ich aus dir nie einen Charakter machen. Kannst du das nicht lassen, an jeder Gewißheit zu mäkeln und zu deuteln, hast du nicht so viel Geradheit, daß du das, was du einmal als glaubhaft und als gut erkannt hast, festhältst, und wenn du allein stehen müßtest auf der ganzen Welt, lässest du dir gar von deiner Zeit den armseligen Grundsatz einreden, daß zweifeln und immer wieder zweifeln vornehmer sei als glauben auf ehrliche Gründe und eine zuverlässige Autorität hin, dann ist es nicht der Mühe wert, daß wir unsere Zucht beginnen. Darum habt ihr keine Charaktere mehr, weil ihr keinen Glauben, keine unveränderliche Überzeugung mehr habt. Dieses euer Zweifeln ist der Grund aller eurer Charakterschwäche[1], der Anfang aller Sünde[2], der Niedergang des Volksgeistes[3]. Vor ihm sollet ihr fliehen wie vor dem

---

[1] Parzival 1, 1 f; 350, 30 (Bartsch 7, 390). Hartmann von Aue, 1. Büchlein, 1799 ff.

[2] Meister Kelin 3, 9 (Hagen, Minnesinger III 24).

[3] Kaiserchronik 429 f.

leibhaftigen Bösen[1]. Auf Zweifel baut man nie ein Haus, am wenigsten das eines Charakters. Auf Ungewißheit steht kein Pfosten fest. Unter einem wankenden Dach legt sich kein vernünftiger Mensch schlafen. Der Zweifler würde nie fertig, und wenn Gott selber an ihm baute[2]. Soll ich einen festen und dazu hübschen[3] Charakter aus dir bilden, so laß das Zweifeln. Mit einem kranken Kopf, in dem sich alles dreht, wie wenn der Mensch im Fieber läge oder betrunken wäre, bringen wir nie einen Charakter fertig. Ohne Grundsätze, ohne feste Überzeugung, kurz, ohne Glauben können wir folglich mit der Bildung des Charakters auch nicht einmal beginnen.

Bei einem so energischen Entweder-Oder, wie diese mittelalterlichen Eisenmänner es führen, ist schwer zu entrinnen. Es bleibt uns also nichts übrig als zu sagen: Wohlan denn, wir wollen glauben, wir wollen unsere Grundsätze nach der unveränderlichen Richtschnur des Gewissens und des Glaubens einrichten. Was müssen wir nun aber weiter tun, um schließlich zum Charakter zu kommen?

Was dann noch? fragt unser Ritter verwundert. Was anderes als Wort halten? Was anderes als Ernst machen mit dem Willen und tun, was ihr glaubt? Was anderes als mit dem ganzen Menschen treu bleiben eurer Überzeugung? Ihr wißt, was ihr versprochen habt. Ihr habt zugesagt, ihr wollet die Wahrheit Herr sein lassen über euch, mehr noch, in euch. Damit ist alles gewonnen. Von einem

---

[1] Parzival 119, 25 ff (Bartsch 3, 112 ff). Walther von der Vogelweide 78, 47 f (Pfeiffer). Der arme Hartmann, Vom Glauben 1137 ff.

[2] „Zweifel Baumeister" von Reinmar von Zweter 2, 173 (Hagen, Minnesinger II 208). Lindemann, Blumenstrauß von geistl. Gedichten des Mittelalters 76. Vgl. Hagen, Minnesinger III 423, 4.

[3] Der Rubin 8, 1 (Hagen, Minnesinger I 314).

Mann, von jedem, der nach Charakter strebt, setze ich voraus, daß er der erkannten und gelobten Wahrheit, daß er seinem Wort, daß er sich selber treu bleibe. Ich sage: sich selber. Denn wenn er von seiner einmal gewonnenen Überzeugung abläßt, wenn er gegen den Glauben, dem er zugeschworen hat, denkt und spricht, wenn er gegen Gott und Gewissen handelt, wem anders wird er untreu als zuvörderst sich selber?[1] Untreue aber ist jeder Tugend[2] und jeder Charaktervollendung Tod. Treue, Überzeugungstreue vor allem, ist die Grundbedingung der Mannesehre[3], die Mutter jeder Tugend[4], ein Siegel, ein Schloß und starker Riegel für alles Gute, das sich in einem Menschen findet[5]. Treue und Wahrheit gehören unzertrennlich zueinander[6]. Wenn wir von Charakter sprechen, so versteht sich Treue, d. h. Unterwerfung unter die erkannte Wahrheit und unerschütterliche Hingebung an die unwandelbaren, ewig feststehenden Grundsätze des Glaubens so sehr von selber, daß jedes Wort überflüssig erscheint. Wenn es zu euern Zeiten not geworden sein sollte, euch Treue, zumal Treue gegen die Wahrheit, erst besonders zu empfehlen, so bedaure ich euch von Herzen. Da rühme ich mir unsere Tage. Damals pflegte man im Sprichwort zu sagen, daß es sich kaum denken lasse, es könnte einer, der nur einmal mit prüfenden Lippen gekostet hat, was Treue ist, je wieder von ihr lassen[7].

---

[1] Ulrich von Singenberg 28, 1 (Hagen, Minnesinger I 298).

[2] Joh. von Rinkenberk 2 (Hagen, Minnesinger I 339).

[3] Hermann Damen 3, 7 (Hagen, Minnesinger III 164).

[4] Walther von Breisach 1, 6 (Hagen, Minnesinger II 141).

[5] Hugo von Langenstein, Martina 25, 28 ff (Keller 62). Vgl. Joh. von Rinkenberk 1.

[6] Friedr. von Sonnenberk 1, 22 (Hagen III 72).

[7] Kuonrât, Rolandslied 1975 f. Heinrich von Meißen (Frauenlob), Spr. 205, 1 f (Ettmüller 126). Boppe 9 (Hagen, Minnesinger II 386).

Gegen diese zweite Forderung ist nun freilich noch weniger ein Einspruch möglich als gegen die erste Zumutung. Diese alten Ritter machen mit der Zunge fast noch weniger Umstände als mit der Lanze. Fast kleinlaut und im Herzen uns schämend, daß wir doch ein so ganz anderes Geschlecht geworden sind, fragen wir unsern Lehrmeister im eisernen Panzer zum drittenmal: Aber Herr Ritter! Wir haben Euch gebeten, Ihr sollet uns lehren, wie man ein Charakter werden kann. Ihr habt nun erst von Grundsätzen und dann von Tat- und Überzeugungstreue gesprochen. Allein damit haben wir noch immer keinen Charakter. Wann kommen wir also zum Charakter selber?

Diese Frage hätten wir nicht tun sollen. Ach, spricht der Degen, und eine Wolke deckt sich über seine charaktervollen Züge, nun sehe ich erst, wie ferne ihr dem seid, was ich euch lehren soll. Habe ich euch nicht bereits alles gesagt? Oder muß ich euch das noch eigens sagen, daß ihr eben bei dem, was ihr begonnen habt, bleiben müßt, bleiben nicht bloß in Gesinnung, sondern in der Tat, bleiben unter allen Schwierigkeiten, bleiben, solang es eine Pflicht zu erfüllen gibt, bleiben bis zur Vollendung, bleiben, um alles mit einem einzigen Wort zu sagen, das uns Alten so teuer war wie das Leben selber, in Stete?

Was hilft aller gute Anfang, wenn einer von ihm wieder absteht?[1] Ist nicht bei den meisten der Grund, warum sie ihr Ziel verfehlen, weit weniger Bosheit als vielmehr Unstetigkeit im Guten?[2] Wie wenig bedarf einer, wie sehr ist es zuletzt gleichgültig, welche Gaben er habe, welchen Beruf er erfülle, wenn er nur in Stete bleibt! Es mag groß sein oder klein,

---

[1] Bernard., Ep. 129, 2. Titurel (Hahn) 529, 1 ff.

[2] Thomasin von Zerkläre, Der welsche Gast 1816 ff 2530 ff 4345 ff. Marner 15, 25 (Hagen, Minnesinger II 253).

was einem gegeben ist und was er tut, es wird doch zuletzt etwas Ganzes daraus, ist er nur stetig im Guten und in Ehren [1]. Zu unsern Zeiten schärfte die Mutter schon dem Kinde, dem Mädchen sogar, als höchste Tugend die Stetigkeit ein [2]. So hoch wir die Frauen auch ehrten, wir schätzten sie doch nur dann, wenn sie mit der ersten Tugend ihres Geschlechtes, der Sittsamkeit, die höchste des ganzen Menschengeschlechtes [3], die Stete, vereinten [4]. Das größte Lob aber, das man einem unserer weltlichen Ritter geben konnte, wenn man ihm schmeicheln wollte, lautete: Du hast einen stetigen Mut [5]. Um so mehr setzte man damals bei einem christlichen Helden, den ja alle Tugenden zieren mußten [6], die Stetigkeit voraus [7], da ohne sie keine Tugend als vollendet gelten kann [8].

Galt uns also Wahrheit und Gewißheit als Grundlage, und Überzeugungstreue als das sichere Schloß und der Schutz alles Guten im Menschen, so erblickten wir die Vollendung, den Charakter, erst in jener unwandelbaren Festigkeit [9] der Gesinnung, dem Nachbild der Unwandelbarkeit Gottes [10], die nur durch beharrliche Treue gegen die einmal erkannte Wahr-

[1] Heinr. von Meißen (Frauenlob), Spr. 381 (Ettmüller 215 f).

[2] Die Winsbekin 13, 3; 18, 3 ff; 39, 2 (Haupt). Heinr. von Meißen, Spr. 44, 4 (Ettmüller 53).

[3] Willehalm von Heinzenburk 4, 1 (Hagen, Minnesinger I 304). Hugo von Langenstein, Martina 22, 111 (Keller 56). Thomasin 1457.

[4] Thomasin 990 1013 1069 1417 u. a. m.

[5] König Rother (Rückert 1255).

[6] Kaiserchronik 15 102 (Maßmann II 394).

[7] Kaiserchronik 15 096 (Maßmann II 394). Kuonrât, Rolandslied 214 4522 f.

[8] Hugo von Langenstein, Martina 23, 40 ff (Keller 57). Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter 150 f.

[9] Bernard., De div. sermo 41, 10. Hugo von Langenstein, Martina 23, 23 ff (Keller 57).

[10] Bernard., De div. sermo 111, 7; De consider. 5, 14, 31.

heit und durch Ausdauer und Übung des Willens in jeder gesinnungstreuen guten Tat mit der Zeit erworben werden kann [1].

Nun wisset ihr, wie wir im Mittelalter Charakter verstanden. Geht hin und tut es uns nach in den genannten drei Dingen. Aber denket nicht, daß man einen Charakter in ein paar Tagen bilden könne, sondern wisset, daß Bildung des Charakters eine Arbeit fürs Leben, fürs ganze Leben, und daß Charakter alles ist, was zum inneren Leben gehört, mit andern Worten: der ganze innere Mensch.

9. Fürs ganze Leben und der ganze innere Mensch! Das ist eigentlich die größte Schwierigkeit für uns und das, worin wir von unsern Ahnen am meisten zu lernen haben.

Immer und überall, wo wir die Sonde ansetzen, entdecken wir darin das größte Unheil der modernen Bildung, daß sie fast grundsätzlich nur eine einzige Seite des Menschen ausschließlich erfaßt. Bald ist es die Einbildungskraft, die sie einseitig anregt, bald der Verstand, bald das Gefühl — am seltensten der Wille —, aber nie alles zumal, nie der ganze Mensch. So wächst ein Geschlecht heran von gefühllosen Verstandesmenschen und rationalistischen Kritisierern, die sich vor lauter Räsonnieren und Zersetzen selbst um das Einzige bringen, worauf sie glaubten Anspruch erheben zu dürfen, um die gesunde Vernunft, oder ein Geschlecht von willensunfähigen Gefühlswesen, von Phantasten ohne Kopf und Kraft, ohne Maß und Selbstbeherrschung, ohne Ernst, ohne Tiefe, manchmal auch ein Geschlecht, das unbändigen Starrsinn und vernichtenden Trotz für Willensstärke ausgibt, nur nie ein Charakter, weil nie ein ganzer Mensch.

Das aber ist das größte Unheil hier im Leben. Aller andere Schaden läßt sich später zur Not wieder ausgleichen. Ist aber an einem in der Erziehung durch diese Einseitig-

[1] Thomasin 4345 ff.

keit gesündigt worden, so hängt sie einem zeitlebens an und macht alle Bemühungen um Charakterbildung fast immer vergeblich.

Daß diese Anklage wider unsere Zeitbildung auf Wahrheit beruht, das ist aber leider unleugbar. Ist es doch so weit gekommen, daß man Einseitigkeit als die erste Bedingung für einen Charakter verlangt![1] Wie oft wird das Wort des Halbirren wie eine selbstverständliche Wahrheit nachgebetet, jenes unheilvolle Wort, das es als Unmöglichkeit hinstellt, Gewissen und kräftiges Handeln, besonnenes Überlegen und Wärme des Herzens zu einem Ganzen in Tat und Leben zu vereinbaren! Wir meinen die bekannten Verse, die wir nie ohne Entrüstung hören, wenn sie im Ernst gesprochen werden:

> Wir alle werden feige vor Gewissen,
> Der natürlich frischen Farbe des Entschlusses
> Wird des Gedankens Bläße angekränkelt,
> Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
> Durch solche Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verdienen kaum den Namen mehr von Taten[2].

Und dann klagt man Gott im Himmel an, daß er in alten Zeiten habe Eisen wachsen lassen und Felsen zu Gebirgen getürmt habe, uns aber keine Männer, keine Charaktere mehr schicke! Bei Gott, das ist Ungerechtigkeit! Ist Gott schuld daran, daß wir sein Richtscheit wegwerfen und darum nicht mehr zimmern und bauen können? Können wir uns nicht an der Hand seines Gesetzes heute noch ebensogut zu Charakteren bilden, wie es ehedem möglich war?

Wenden wir doch nur unsere Blicke aufmerksam und mit der Absicht zu lernen auf jene, die sich vor uns zu so maßvollen Charakteren dadurch gemacht haben, daß sie ihren Geist nach Gottes Lehre gebildet und ihren Willen nach seinem Gesetz

---

[1] Vgl. I[4], 21, 6, S. 837. [2] Shakespeare, Hamlet 3, 1.

geordnet haben! Wenn es ihnen gelang, warum soll es uns nicht gelingen, ein Leben aus *einem* Guß zu schaffen, den inneren wie den äußeren Menschen nach *einem* Gesetz zu bilden, Glauben und Leben, einen regsam forschenden Verstand und einen vor nichts zurückschreckenden Willen, Unbeugsamkeit des Gewissens mit Gelehrigkeit des Geistes, die Erfüllung der irdischen Pflichten mit der Hingabe unseres ganzen Wesens an Gott, Sorge für unser Seelenheil und für Gottes Ehre vor allem mit Hinopferung an den Dienst aller, die unserer Hilfe bedürfen, Verzicht auf Ruhm und Anerkennung der Welt, Gleichgültigkeit gegen Urteile und Drohungen wie gegen Versprechungen und Spott der Menschen mit zuversichtlichem Hoffen auf ewigen himmlischen Lohn und demütigem Geständnis unseres Unwertes, Geradheit, Wahrheit, Schlichtheit und Einfachheit mit Hochherzigkeit, Besonnenheit, Maß und Klugheit und mit Treue gegen die einmal erkannte Pflicht, gegen die einmal gefaßten Vorsätze, gegen die einmal begonnenen Unternehmungen, warum, sagen wir, sollte es uns nicht gelingen, dies miteinander in Einklang zu bringen und so zu Charakteren zu werden?

Denn alles das muß sich in ungezwungener *Übereinstimmung* finden, sonst fehlt es uns an Charakter.

10. Daß nun aber dieses alles nicht so leichten Kaufes zu erwerben ist, das müssen wir bereitwillig zugeben. Charakter wird weder dem natürlichen Menschen angeboren noch auch dem zum übernatürlichen Leben bestimmten Christen schon als fertige Gabe Gottes wie zum Taufangebinde in die Wiege gelegt. Charakter ist die *Frucht langer Arbeit*, ja der Arbeit durch ein *ganzes Leben*.

Von einem *fertigen* Charakter an einem lebenden Menschen zu sprechen ist im Grunde so wenig möglich als von vollendeter Tugend. Würde es uns gestattet, einen Blick in die Brust eines Mannes zu werfen, den wir als Muster eines

durchgearbeiteten Charakters verehren, es würde uns sein, wie wenn wir in die Werkstätte eines großen Meisters getreten wären. Wo unser ungeübtes Auge glaubt, die höchste Feile bewundern zu sollen, da findet der Künstler ganze Stücke abzuschneiden und anzufügen. Darum kommt er an kein Ende mit Glätten der Unebenheiten und mit Ausgleichen von Unvollkommenheiten.

Daher jenes ewige Seufzen und Ringen der vollkommensten unter unsern Heiligen. Der hämische Geist weltlicher Kritik glaubt ihre eigenen Geständnisse über ihre Unvollkommenheit und Halbheit als Zeugnisse gegen sie und gegen den Glauben aufgreifen zu können. Er ahnt nicht, welch hohes Lob er damit dem christlichen Glauben spricht, der seinen Bekennern ein so unermeßliches Feld von erhabenen Pflichten eröffnet hat, daß selbst die vollkommensten Charaktere sich in seinem Licht wie ungebildet und halbvollendet vorkommen.

11. Aber wenn es so wichtig ist, seinen Charakter zu bilden, so hängt alles von der Antwort auf die Frage ab, *wie* das zu geschehen hat. Woran müssen wir anknüpfen, wovon ausgehen, was entwickeln und ausbilden?

Ohne Zweifel muß die *Natur* des Menschen den *Ausgangspunkt* bilden. Was wir stets festgehalten haben, wo es sich um die Bildung des Menschen und des Christen handelt, das gilt auch vom Charakter. Der oberste Grundsatz aller Bildung lautet, daß sich jede gesunde Entwicklung auf die natürlichen Anlagen und auf die angebornen Neigungen stützen muß.

Indes, das ist sehr einfach zum Aussprechen, aber sehr schwierig in der Ausführung. Wer sagt einem, ohne sich zu irren und ohne einen zu betrügen, was Natur, was Unnatur, was berechtigter Vorzug, was natürliche Anlage, was gemachte Eigenheit, was gefährlicher Auswuchs einer vernachlässigten Neigung ist? Wer in diesen Dingen sich selber beraten will,

der folgt einem Blinden; denn ein Richter in eigener Sache ist immer mit Blindheit geschlagen. Wie oft pflegen wir mit Vorliebe eine gefährliche Neigung unserer Seele, die wir uns als völlig harmlos, ja als berechtigt ausmalen! Aber auch wie mancher Lehrmeister, wie manches Buch hat in unserem Herzen Regungen wachgerufen und als unverfänglich hingestellt, Regungen, über die wir selber Angst und Bedenken hatten, an denen wir aber schließlich nichts Bedenkliches mehr fanden, nachdem man sie uns also gepriesen hatte, und welche Stürme hat uns das später gebracht! Wie bitter sahen wir uns enttäuscht!

Da bedarf es also eines *Ratgebers*, aber eines zuverlässigen Ratgebers, der weder selber irren noch auch uns irre führen kann.

Nur ein Licht, das heller leuchtet als das der menschlichen Vernunft, nur eine übernatürliche Erleuchtung, die uns unser eingebornes Verderben ebenso klar macht wie das Ziel unserer höchsten Vollendung, kann in die Abgründe des Herzens und der Natur hineinleuchten und den Weg zu unserer Vollkommenheit so weisen, daß wir nicht fehl gehen.

Nur ein Führer, der, durch Menschenrücksichten nicht bestechlich, den Zumutungen der Natur *unparteiisch* gegenübersteht, kann uns lehren, was echte Natur ist und was wider sie verstößt, was wir ausbilden und was wir ausscheiden sollen.

Jedoch auch mit bloßem Rat und mit der besten Lehre allein erzieht man noch keinen Charakter. Ein Erzieher, der nur Worte und nicht auch *Kraft* hat, um seine Lehre durchzusetzen, ist das Verderben dessen, den er bilden soll. Darum finden wir so wenige Charaktere, weil so wenige das Glück haben, einen Meister zu finden, der das Herz von Grund aus kennte, der aber auch die Kraft besäße, unerbittlich alle Verderbnisse der Natur, auf die er im Wort hingewiesen hat, bis

in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen und von dort auszutreiben. Wie soll ein gerader Charakter aus der Verschrobenheit herauswachsen, die unserem Herzen fast wie natürlich wird, sobald es sich gehen läßt, wenn uns nicht eine feste Hand die Wohltat erweist, uns gerade zu biegen? Wie ein fester Charakter ohne eine Zucht, die ihre Zwecke kennt und die uns mit fester Hand auf unser Ziel hinlenkt, trotz aller unserer Versuche, zu entkommen?

Indes, wir brauchen nach dieser unentbehrlichen Wohltat nicht lange zu fragen. Jeder kennt diesen untrüglichen Lehr- und Zuchtmeister. Die fürwahr sind die letzten, die sich darauf ausreden können, sie hätten nichts von ihm gewußt, die, sagen wir, die ihn eben darum so ängstlich fliehen, weil ihnen seine Hand zu strenge dünkt.

Es ist der christliche Glaube mit all den Mitteln, die er und nur er besitzt, um ins Herz hineinzugreifen, der Glaube mit jener Übermacht über unsere Halbheiten und Schwächen, die der beste Beweis für seinen übermenschlichen Ursprung ist. Vor ihm ist selbst die unergründliche Schlauheit der Eigenliebe und Eitelkeit, diese eigentliche Wurzel aller Charakterfehler, ohnmächtig. Er besitzt ein Mittel zur Charakterbildung, wie kein anderer Meister eines besitzt, ein Mittel, das ihm eine Kenntnis des Herzens verschafft, wie sie nie ein Psychologe besaß, ein Mittel, das auch dorthin noch Zutritt hat, wohin keine menschliche Macht mehr dringt, in die geheimsten Gedanken, die verborgensten Wünsche und Regungen des Herzens, ein Mittel, das der geschworene Feind aller Schmeichelei und Heuchelei gegen uns selber, ein Mittel, das der Tod der Ehr- und Ruhmsucht, der Selbstliebe und der Selbsttäuschung ist. Dieses unschätzbare, dieses unvergleichliche Mittel der Charakterbildung ist — man staune nicht, daß wir wiederum dieses kühne Wort sprechen — kein anderes als abermals das Institut der Beicht.

Hätte die Beicht gar keine andere Bedeutung — sie hat deren freilich noch unendlich höhere — als diese, daß es das mächtigste, oft das einzige Mittel zur Läuterung des Charakters ist, schon dann allein vermöchten wir Gott nicht genug für sie zu danken. Sogar solche, die für ihre Person dieses Mittel fürchten wie der Krebsleidende das Messer des Arztes, selbst sie wissen es unter diesem Gesichtspunkt zu würdigen, wenn sie ein Kind in den Händen haben, an dem alle Versuche der Erziehung zu scheitern drohen. Es ist freilich ungerecht, vom Priester zu verlangen, er solle an einem Kind, das man ihm zur Beicht wie zur äußersten Strafe zuführt, in fünf Minuten gutmachen, was durch eine verkehrte Erziehung und durch planmäßige Zerrüttung der ganzen Charakteranlage jahrelang an ihm gefehlt worden ist. Indes, es liegt darin wenigstens das Geständnis, daß der Beicht eine Macht der Charakterbildung innewohnt, die selbst dann noch Hoffnung auf Erfolg bietet, wenn alle übrigen Zuchtmittel nicht mehr verfangen.

Freilich, damit die Beicht diesen Zweck erfüllen könne, muß eine dreifache Bedingung vorausgesetzt werden. Diese Wirksamkeit kann sie nur dann üben, wenn sie erstens nicht bloß als eine dem freien Belieben anheimgestellte Übung, sondern als *Gebot* aufgefaßt wird. Wo sie nicht als Verpflichtung anerkannt wird, und zwar als heilige, göttliche Verpflichtung wider den, der Herz und Nieren durchforscht, und zweitens als Verpflichtung, *alles*, das erste und das letzte, was sich in unserem Innern regt, die Tat wie die Gesinnung, das Offenkundige wie das Geheimste, und dieses gerade vor allem, ungeschminkt aufzudecken, da muß sie verderblicher wirken, als wenn sie gar nicht benutzt würde. So freilich mißbraucht — und was versteht nicht der Mensch zu mißbrauchen! — kann sie nur vollends den Charakter verderben, indem sie statt Geradheit erst recht Verstellung und Selbstbetrug fördert. Das dritte endlich, was vorausgesetzt werden muß, soll sich die

Beicht als die Wohltat erweisen, die sie wirklich werden kann, ist gerade das, was der kurzsichtige Stolz des Herzens an ihr als das Demütigendste empfindet. Es ist die Forderung, daß sie unter den Gewahrsam einer überlegenen Autorität gestellt werde. Eine Anklage vor einem, dem ich nur als teilnehmendem Freund mein Herz eröffne, kann zwar die Last etwas erleichtern, die mir auf die Seele drückt, aber bessern und heilen, das kann eine solche Beicht kaum. Nur wo sie vor einer Gewalt geschieht, die uns im Namen der unbestechlichen Gerechtigkeit die Wahrheit über uns sagt, die rügt, was zu rügen, die straft, was zu strafen ist, die uns im Auftrag Gottes Mittel zur Läuterung und zur Besserung vorschreibt, da kann sie die Hoffnungen, die man auf sie setzt, erfüllen.

12. Übrigens würde uns trotz allem wenig damit gedient sein, daß wir an dem Glauben den sichersten Unterricht und an der Kirche den besten Zuchtmeister zur Charakterbildung haben, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, den Charakter, zu dem wir uns bilden sollen, lebendig vor uns zu sehen.

Glücklicherweise ist das Christentum so reich an vollendeten Charakteren, daß jeder die Auswahl von mustergültigen Vorbildern hat, die es ihm leicht machen, an sich selbst nachzuahmen, was sie ihm vorgezeigt haben. Sie selber aber sind alle wieder Nachbilder des unvergleichlichen Charakterideales, von dem sie sich aller Mühe ungeachtet nur einen kleinen Teil der Vollkommenheit aneignen konnten.

Darum ist für alle ohne Ausnahme das einfachste Mittel zur Charakterbildung die tätige Nachahmung des Herrn. Ohne Christus nie ein ganzer Mensch. Nur in Christus, nur nach Christus ein vollkommener Charakter. Auch die Welt bildet ihre Charaktere, wir geben es neidlos zu, ehrenwerte, in vielen Dingen nachahmungswerte Charaktere, aber fast immer, ja wir dürfen sagen, unvermeidlich einseitige Charaktere. Sie macht es eben, wie sie es versteht und wie sie von Menschen mensch-

lich erdachte Grundsätze verwirklicht sieht. Der Christ aber hat an seinem Erlöser das Urbild der höchsten Vollkommenheit, des schönsten Ebenmaßes, der gleichmäßigen Entfaltung aller Tugenden vor sich, und darum ist es für ihn, wenn er stets auf dieses hinblickt, viel leichter, sich selbst harmonisch zu entwickeln, als für jeden, der so unglücklich ist, den Herrn nicht zu kennen oder ihn verloren zu haben.

Man lobe uns also immerhin die Griechen als das Volk der Plastik. Sie mögen dieses Lobes genießen. Aus kostbarem Stein einen starren, geistlos blickenden Schein des Lebens zu meißeln, ja, das haben sie wunderbar verstanden.

Aber damit haben sie dem Christen, der seine Aufgabe kennt, nichts weggenommen, denn er hat einen viel edleren Beruf als den des Bildhauers. Seine Kunst muß sich darin zeigen, daß er aus Lehm der Erde und aus einer Seele voll von Leidenschaften und von Unvollkommenheiten einen vollendeten Charakter, einen ganzen Menschen bilde. Das haben weder die Griechen noch überhaupt die Alten zu stande gebracht. Niemand wird sich darüber wundern. Wer nie ein Vorbild makelloser Vollendung geschaut hat, wie soll man von dem ein mangelloses Nachbild erwarten? Der Christ aber ist so glücklich, ein solches Urbild der Vollkommenheit vor sich zu haben. Indes sich die alten Weisen vergebens nach einem Ideal umsahen, an dem sie ganz und lebendig schauen konnten, was sie nur halb und im Dunkel ahnten, hatte der Christ von frühester Jugend auf, da noch sein weiches Herz für jeden Eindruck bildsam war, ohne Unterlaß vor sich das unvergleichliche Bild einer Größe, einer Stärke, einer Anmut, einer Fülle und Tiefe des Charakters, die, wenn auch nur einmal flüchtig erblickt, in Ewigkeit nie wieder aus der Erinnerung verschwindet und auf ewig zur Nachahmung auffordert, ja begeistert.

Möge kein Christ so unselig sein, je zu vergessen, zu was ihn dieses Musterbild verpflichtet! Möge es jeder als die Auf-

gabe seines Lebens erkennen, durch unaufhörliche Arbeit an der Veredelung seines Charakters dem göttlich-menschlichen Vorbild, nach welchem er sich nennt, Ehre zu bereiten!

Die Menschheit hat es genugsam versucht, wohin sie mit sich selber kommt; es kann uns nicht schwer fallen, uns zu überzeugen, daß der Mensch, wenn er sein eigenes Original sein will, zuletzt zur Karikatur wird.

Lernen wir durch das Mißgeschick der Welt, lernen wir von dem Beispiel der wenigen wahrhaft Gelungenen! So viel sich der Mensch von Christus zu eigen gemacht hat, so viel hat er Charakter, so viel ist er reiner Mensch. Nachdem wir also das Bild des irdischen Menschen getragen haben, richten wir alle Mühe darauf, uns nach dem Bild des himmlischen umzugestalten! [1]

---

[1] 1 Kor 15, 49.

Sechzehnter Vortrag.

Die Bildung des Gemütes.

1. In einer Gesellschaft, die sich zufällig einmal — man zählte bereits das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts — in dem Gefängnis eines Bahnwagens zusammengefunden hatte, kam das Gespräch auf die Frage, woran unsere Zeit am meisten Mangel habe, und was am schwersten unter allen ihren Schäden wieder gut zu machen sei.

Ohne alles Bedenken, sagte eine Dame, ein Kind der großen Nation, nenne ich da die Männer. Ich habe selber jene furchtbare Kriegserklärung gehört, die der größte unserer neueren geistlichen Redner am 10. Februar 1853 von der Kanzel zu Saint-Roch herab der Demoralisation des zweiten Kaiserreichs entgegenschleuderte[1]. Seitdem zweifle ich keinen Augenblick, daß es in der Welt nie besser wird, solange wir nicht wieder Männer haben. Aber das ist eben die große Frage, wer wird uns Männer geben?

Wer anders, antwortete mit der seiner Nation eigenen Mischung von Feinheit und Bestimmtheit ihr Gegenüber, ein ausgedienter englischer Offizier, wer anders als die Frauen? Glauben Sie nicht, Verehrteste, daß wir nur deswegen keine Männer haben, weil uns die Frauen fehlen, die zu Hause den Männern das ersetzen, was ihnen der Zwang des öffentlichen Lebens raubt? Hätten wir nur Frauen, dann würden wir

[1] Année Dominicaine n. 189 (1876, 90 ff).

bald auch wieder Männer besitzen. Haben Sie nicht selber schon öfter beobachtet, wie die Frau, sobald sie sich in der jetzt üblichen Weise an die Öffentlichkeit drängt, gründlicher entartet und mehr verdirbt als der Mann?

Und sie verwickelten sich mit aller Artigkeit und Liebenswürdigkeit in eines jener ausgangslosen Gespräche, das jedesmal die Folge ist, so oft Mann und Weib auf die Schuld von Adam und Eva oder von einem ihrer Kinderpaare zu sprechen kommen, heiße es nun Paris und Helena oder Tristan und Isolde oder Romeo und Julie.

Endlich nahm ein Mönch — Name und Orden tun nichts zur Sache — das Wort und stillte das Gefecht, indem er sprach: Es fällt mir zwar nicht ein, die Berechtigung der beiden soeben vorgetragenen Ansichten anzustreiten. Indes, so scheint mir wenigstens, entbehrt unsere Zeit eines noch weit wichtigeren, weit unentbehrlicheren, weit schwerer zu ersetzenden Gutes, als woran Sie bisher dachten. Was uns am meisten fehlt und was wir am schmerzlichsten vermissen, das sind nach meiner Ansicht Kinder, das heißt Kindheit und Kindessinn. Daß die Jugend schon die Lebensfreudigkeit eingebüßt hat, noch ehe sie beginnen konnte, das Leben zu genießen, das ist eine traurige Tatsache und eine schwerwiegende Anklage gegen die heute bestehenden Lehr- und Erziehungsmethoden [1].

Sind Sie noch nie des Weges gegangen, wo die Mädchen eben aus der Schule kamen? Ist Ihnen da der Unterschied von ehedem und jetzt nicht augenblicklich aufgefallen? Wo ist jene zwang- und harmlose Gedankenlosigkeit der pausbackigen Mädchen von ehemals, das Gegenstück zu den glücklichen Flegeljahren der Knaben? — Sie lachen über dieses Wort! Einstmals glaubte man, wenn man die Mädchen sah, sie wollten mit ihren strahlenden Augen, mit ihren glühenden Gesichtern

[1] Masaryk, Der Selbstmord 176.

aller Welt entgegenfliegen, um nicht zu sagen, um den Hals fallen. Niemand von uns fand daran etwas zu tadeln. Wir konnten vielmehr herzlich lachen über diesen täppischen Ungestüm. Und mit Recht. Denn er war ein Zeichen der Unbefangenheit und der inneren Zufriedenheit. Nun beobachten sie aber das jetzt heranwachsende Geschlecht! Welches Kind, das einen Rest von Natürlichkeit in sich trägt, wird nicht froh sein, wenn die Stunde schlägt, welche das Lernen abbricht? Welcher Kenner der menschlichen Natur wird es einem jungen Wesen verdenken, ja ich sage noch mehr, wird es nicht von ihm erwarten, daß sich in dem Augenblick, da es nach stundenlanger Einschränkung Luft und Freiheit wiederfindet, das Überwallen der unverdorbenen Lebenslust und des kindlichen Mutwillens geradeso äußert wie im Frühling bei den jungen Tieren, die nach langer Haft im Stall zum erstenmal das Freie begrüßen? Und unsere Mädchen, die aus der Stunde kommen, gebärden sich, als ob sie noch mit Herz und Sinn auf den Schulbänken zurückgeblieben wären. Ich weiß nicht, ist das Verstellung, um sich vor den Vorübergehenden groß zu machen, oder ist es ein Zeichen, daß sie in der Schule lebensmüde geworden sind. Aber ich bitte Sie, nur selber einmal Beobachtungen darüber zu machen, ob es noch natürlich ist, wie sie mit gewichtiger Miene und gravitätischem Schritt nicht heimeilen, sondern gleich Professoren mit den Fußspitzen tastend nach Hause philosophieren. Ist es nicht gerade, als wollten sie mit ewig gespreiztem Fuß, mit dem geknickten Nacken und den spitz hinaufgezogenen Schultern und dem steifen gnädigen Knicks jedem Vorübergehenden das Bein stellen und durch das weit vernehmliche, berechnete Schleifen der Sohlen vor sich herrufen: Achtung! nun komme ich! Fragt man sich nicht unwillkürlich: Ach, wer wird die Sonne aufgehen und uns Kohl wachsen lassen, wenn ihr einmal nicht mehr seid? Es ist etwas Greisenhaftes an unsern Mädchen, von kindlicher Natürlichkeit wenig

Spur mehr. Und wir selber sind allem Ungekünstelten derart fremd geworden, daß wir uns fast verletzt fühlen, wenn sich je einmal kindische Laune und ungezwungene Einfalt durch diesen Eisenpanzer von steifer Förmlichkeit hindurchdrängt, und daß wir es ihnen sofort als Ungezogenheit verweisen. Statt uns zu freuen, wenn sich so ein Kind einmal recht naiv vergißt, erschrecken wir darüber wie über die größte Unanständigkeit und legen ihm noch Strafe dafür auf. Wahrhaftig, ich bedauere diese armen Mädchen.

Ich nehme die Knaben von meinem Bedauern nicht aus. Sie zwar haben an ihrer glücklichen naturwüchsigen Roheit einen unverwüstlichen Schützer für ihre Kindheit. Aber doch, kann man diese altklugen Meister, diese frühreifen Alleswisser noch eigentlich Kinder nennen? Zu was sollen sich diese Armen auswachsen, wenn nicht zu jenen eingebrochenen oder vom Alkohol abgestumpften Jünglingen, die auf den Straßen unserer Städte geistern, Jünglingen, die im Frühling des Lebens am Lernen, ja am Leben satt und nach dem Siechtum lüstern geworden sind, Jünglingen nach Art des bedauernswerten Leopardi, Jünglingen gleich Greisen, nicht jenen Greisen von ehemals, an denen wir uns als Kinder verjüngt haben, sondern Greisen, sich selber unerträglich und der Welt eine Last, da sie sich ausgelebt, ja überlebt haben.

In den sog. guten alten Zeiten sagte man:

> Singen, springen soll die Jugend,
> Das Alter walten alter Tugend[1].

Jetzt sind oft die Alten noch jünger als die Jungen.

Ich sage nicht, daß das heute zum erstenmal so geworden ist. Aber das entschuldigt uns nicht; es sollte uns vielmehr witzigen. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts klagt Hugo

[1] Freidank 52, 4 f (Bezzenberger 114).

von Trimberg, daß die Jugend jetzt so frühreif und altklug werde. Lernen wolle sie nichts mehr, und zu wissen glaube sie alles. Und habe einer einen Satz gelernt oder zwei, von denen drei noch nicht ein Ei wert sind, so glaube er schon des Meisters Meister zu sein[1]. Als er jung gewesen, sagt er, da habe er wenig gemerkt, womit die Alten umgingen. Wenn seine Gesellen mit ihm sprangen und sangen, da sei er glücklich gewesen und habe nichts weiter gebraucht. Jetzt sei so manches Kind an den Augen ein Luchs, im Herzen ein kundiger Fuchs. Was wird aus denen im Alter werden, die jetzt schon in der Jugend so alt sind! Mir graut, schließt er,

Mir grauet, wenn so kleine Kind'
So weise sprechen und ernsthaft sind[2].

Sagen Sie selber: was würde der biderbe Bamberger Schulmeister heute sagen, wenn er unsere Jugend sähe! Sie haben es gewiß selber oft erfahren: unwillkürlich werden wir im Herzen zum Mitleid bewegt durch den Anblick eines Mannes, dem wir den Kampf in den Zügen lesen, einer Frau, welche den Gram im Gesicht geschrieben trägt; es treibt uns, ihnen in ihre Wohnung nachzugehen und zu sehen, ob wir ihnen nicht helfen können. Wenn aber so ein Jüngling an uns vorübergeht mit den gleichgültigen, schlaffen Falten um den Mund und den blauen Ringen um die gedankenlosen Augen, ein Mädchen, das mit seiner Brille, mit seinem stechenden Blick, mit seinen zusammengekniffenen Lippen, mit seinem müden Kinn uns anmutet, als wenn eine Stätte blühenden Lebens durch eine Katastrophe versunken wäre, eilen wir nicht, ohne uns Rechenschaft zu geben, warum, damit wir schleunig an ihnen vorüber kommen? Wenn Sie ein Unglück wissen,

---

[1] Hugo von Trimberg, Der Renner 16560 ff.
[2] Ebd. 14897—14913; vgl. 6277 ff und 16364 ff.

das Sie tiefer im Herzen trifft, einen Schaden, der schwerer wieder gut zu machen ist, dann sprechen Sie, ich bitte! Mir wäre es fast ein Trost in meinem Schmerz über das Unglück unserer Jugend, könnte ich denken, daß es noch andere Dinge gebe, die mehr unser Mitleid herausfordern.

So der Mönch. Und die Reisegefährten meinten, er sei zwar strenge, aber er habe im ganzen recht.

2. Er dürfte kaum übertrieben haben. Es fehlt uns an vielem. Es fehlen Männer, es fehlt bei den Frauen, es fehlt die Familie, es fehlt in der Erziehung, es fehlt an geraden, aufrichtigen Charakteren, es fehlt an Selbstverleugnung, an Genügsamkeit.

Wir halten inne, um uns nicht zu verlieren. Wir wollten auch alles verschmerzen, hätten wir nur wenigstens Kinder. Was fast einem jeden von uns abgeht, das ist das Kind. Die Kinder schon haben keine Jugend mehr, Jünglinge und Jungfrauen haben Humor und Frische eingebüßt. Beim Eintritt ins Leben kann beinahe keines mehr das Leben recht ertragen.

Allen fehlt das Kind. Damit fehlt viel. Wie glücklich, wie beneidenswert ist so ein Kind! Die Mutter setzt das Kind auf den Rasen hin und zupft ihm ein paar Feldblumen ab und geht ihrer Arbeit nach, und das Kind, es weiß sich zu beschäftigen. Es hat mit sich vollauf zu sprechen und unterhält sich köstlich mit den Schmetterlingen und den Käfern im Grase. Es ist reicher als jeder König, denn es ist unumschränkt Herr über eine Welt in sich. Es ergötzt sich herzlich an der bunten Welt um sich herum, denn es ist mit sich selbst im reinen. Und kommt das Hündchen oder das Kitzlein in seine Nähe, so teilt es ihm fröhlich von seinem Brot mit, solang es einen Bissen hat, und freut sich mehr darüber, daß es dem Tier schmeckt, als wenn es selber an der feinsten Tafel säße.

Dieses Kind müssen wir studieren, damit wir allgemach wieder begreifen lernen, was wir entbehren. Wir sind in uns selbst nicht zu Hause. Wir sind uns selber fremd geworden. Wir wissen der Welt in uns nichts abzugewinnen. Wir haben kein Leben in uns. Darum fliehen wir zu der Welt außer uns, nicht um ihr von dem zu geben, woran wir Überfluß haben, sondern um bei ihr zu suchen, was uns gebricht. Sie soll uns das Heim geben, das wir in uns nicht finden.

In dieser Stellung, die wir zur Welt einnehmen, liegt aber eine doppelte Verkehrtheit. Statt sie zu beherrschen, treten wir ihr als Bettler gegenüber; nachdem wir uns selber unerträglich geworden sind, muten wir ihr zu, sie möge uns helfen, daß wir uns ertragen lernen. Wenn uns das Gefühl unserer eigenen Leere lästig geworden ist, suchen wir Heilung, indem wir uns an der Welt zu zerstreuen, indem wir also den letzten Rest unseres eigenen Ich an sie auszuleeren suchen. Statt uns selber zusammenzuraffen und unser durch Sammlung in uns mächtig zu werden, setzen wir uns der Gefahr aus, uns noch ganz nach außen zu verlieren.

Natürlich kann uns die Natur, die so tief unter uns steht, nichts bieten, was unser würdig wäre, wenn wir nicht selber etwas in sie zu legen verstehen. Und so kann es nicht wundernehmen, wenn die, welche sich am meisten an die Welt ausgießen, nicht müde werden, eines Mundes über die schale Welt zu klagen und ihr eigenes Los zu bedauern. Mit all diesem Komplimentieren und Toastieren, dieser Verstellung, Schmeichelei und Trügerei, diesem minniglichen Seufzen und Herzbrechen, das uns Tausende von Gedichten bis zum Ekel vorerzählen, das aber Hunderttausende doch wieder glauben versuchen zu müssen, kommt der Geist zu kurz und geht das Herz leer aus. Nichts bleibt davon als der bittere Hefensatz und der widerwärtige Nachgeschmack und die düstere Öde eines ausgeplünderten Herzens und eines verwüsteten Kopfes, oder um

es mit einem Wort zu sagen, eines ausgeschütteten, eines verlorenen Lebens.

Was sollen wir von diesem Treiben sagen? Ist es nicht das Gebaren eines heruntergekommenen Verschwenders, der überall belästigt, wo er anklopft, der aber auch mit allem Abfall zufrieden sein muß? Ich weiß nur einen Ausdruck dafür: Das Leben ist nicht mehr gemütlich. Wir haben selber nichts in uns, wir können niemand etwas bieten, wir finden nirgends etwas Befriedigendes — überall fehlt Gemütlichkeit und Gemüt.

3. Gemüt, was ist das für ein Ding?

Seltsame Frage das! wird mancher bei sich denken. Diese müßigen Gelehrten verstehen doch die Kunst, um Dinge zu fragen, die sich für jedes Kind von selbst verstehen!

Nun gut, wenn ihr es wisset, dann saget es uns, wir sind euch herzlich dankbar.

Gemüt? Nun, was wird Gemüt sein? Gemüt ist halt jene Eigenschaft, die einer haben muß, wenn man ihn gemütlich nennen soll!

Einverstanden. Aber wer ist denn eigentlich gemütlich? Wir sind mit diesem Wort nicht gar wähleriſch. Und das ist immer schon ein bedenkliches Zeichen dafür, daß eine Sache der Welt ziemlich fremd geworden ist, wenn das Wort dafür so leicht und ohne besondere Bedeutung gebraucht wird.

So einen harmlosen Spaßvogel, der kein Kind an sich vorübergehen lassen kann, ohne es, wie man sich ausdrückt, in den April zu schicken, so einen Plauderhals, in dessen Gesellschaft wir nur Ohren und ein gesundes Zwerchfell, aber keine Zunge mitzubringen brauchen, nennt man auch gemütlich. Und wenn es irgendwo in einer Gesellschaft oder auf einer Post oder auch in einer Stadtverwaltung derart hergeht, daß kein Mensch weiß, wer Herr ist und wo man zu seinem Recht kommen soll, weil alle das Wort haben und jeder tut, was

ihm beliebt, so heißt es ebenfalls, da sei es urgemütlich. Aber wer wird doch, wenn wir hier von Gemüt sprechen und im Namen der christlichen Religion Bildung des Gemüts empfehlen, glauben, daß wir an so etwas denken?

Daß wir Gemüt in uns haben und nach außen zeigen müssen, so viel ist klar. Aber worin liegt dieses Innerliche?

Unsere jungen Leutchen — wir haben hier wieder besonders die Mädchen im Sinn —, die leider so wenig arbeiten, daß sie so viel Zeit zum Lesen, und so viel lesen, daß sie so wenig Zeit zum Denken haben, lesen da einmal in einem Roman eine geistreiche Bemerkung über die Schwermut des Gemüts, die den großen Geistern von jeher wie ein kennzeichnendes Merkmal eigen gewesen sei [1]. Welch ein Trost für sie, welche Entdeckung! Nun ist ihnen plötzlich ein ganz neues Licht über sich selber aufgegangen! Bisher wurden sie stets getadelt und gestraft und waren mit sich selber unzufrieden, wenn sie teilnahmlos vor ihrer Arbeit saßen, wenn sie in müßigen Gedanken dahinbrüteten, die sie selber nicht verstanden, wenn sie sich nicht zu dem bequemen wollten, was alle Besseren ihresgleichen auch tun. Jedermann hielt sie für träge, für unerträglich und vermutete, daß sich hinter diesem Treiben eine Neigung verberge, welche das Licht scheuen müsse. Sie selber waren nahe daran, sich diese ewigen Vorwürfe zu Herzen zu nehmen und ihr Treiben abzuschütteln. Nun haben sie glücklicherweise noch zu rechter Zeit den Schlüssel zu sich selber gefunden! Was die kurzsichtigen Eltern für Leerheit und Unbrauchbarkeit gehalten, das steht jetzt vor ihnen wie ein unausgefüllter Abgrund, ein unermeßliches Sehnen, eine ganz neue Welt! Ja, sie haben es schon längst von sich geahnt, daß mehr hinter ihnen sei, als die blinde Welt glaubte. Aber sie wußten es noch nicht so recht klar. Es fehlte ihnen das

[1] (Aristot.,) Problem. 30, 1.

bezeichnende Wort dafür. Jetzt haben sie es gefunden! Es ist Gemütstiefe! Sie waren schon lange auf dem besten Weg, große Geister, herrliche Frauen zu werden, und kannten sich so lange nicht! Nun aber soll es eingeholt werden! Den ganzen lieben Tag grübeln sie fortan an sich herum. Jede Kaprice wird zergliedert und zerfädelt, jede neue Marotte erfüllt sie mit neuer Bewunderung vor sich selbst. Je bedenklicher Eltern und Lehrerinnen den Kopf darüber schütteln, desto sicherer wird es ihnen, daß eine der profanen Welt unzugängliche blaue Grotte in dem Capri ihres Herzens entdeckt sei. Ein Glück ist es noch, wenn sie darob zum Versemachen schreiten! Dann ist doch wieder ein Ableiter für die äußerste Gefahr gewonnen und wenigstens dem Unheil vorgebeugt, daß sie noch gar in diesem Zustand ein Tagebuch anlegen und sich heillos in den Selbstbetrug hineinschreiben, als sei das wirklich tiefes Gemütsleben.

Gemütsleben! Unbegreiflich, wie man so wenig in der Welt von Gemüt versteht! Wie soll dieser vollendete Egoismus, diese Trägheit des Geistes — denn auch geschäftiger Müßiggang und unnütze Arbeit zum Schaden der Pflicht ist Trägheit —, wie soll dieses bewußte, absichtliche Versetzen in einen Zustand, wo man sich unbrauchbar und zur Last für andere macht, wie soll das Gemüt sein? Kann man sich Wesen denken, die weiter von Gemütstiefe entfernt sind als solch arme betörte Herzen, die nicht einmal so viel begreifen, daß die erste Grundbedingung dafür Selbstlosigkeit und Opfer ist?

Zum drittenmal also: Gemüt, was ist das für ein unbekanntes Gebiet? Kann ein Mensch hoffen, je dahin zu gelangen und es zu erobern?

Ja, es ist möglich, aber nicht so leicht und nicht so bald. Wir reden zwar von einem kindlichen Gemüt, wenn wir ein Wesen finden, das in den Augen die Seele, auf der Zunge das Herz hat, ein Wesen, das keine Falschheit kennt und sich so leicht

erschließt und mitteilt wie die Knospe an der Sonne. Aber wir fühlen, daß dies bloß Anlagen sind, aus denen erst durch die Tat ein fertiges Gemüt werden muß, leider aber nicht allzu häufig wird. Wie viele Männer finden wir, die alles haben, was uns mit Verehrung vor ihnen erfüllen muß; jedoch eines fehlt ihnen, die Selbstlosigkeit, die Gabe, sich herabzulassen, aus ihren Gedankenkreisen herauszutreten, sich mit dem abzugeben, was andern das Herz bewegt, kurz, wie wir sagen, das Gemüt! Wie manche Frau trägt die Spuren herrlicher Gemütsanlagen in ihrem ganzen Wesen zur Schau! Und doch müssen wir bedauern, und gerade um ihrer sonstigen Vorzüge willen recht schmerzlich bedauern, daß sie so ganz ohne Gemüt ist! Es fehlt ihr bloß Selbstvergessen und Hingebung. Sie ist viel zu viel mit sich beschäftigt. Sie fühlt sich nur als Mittelpunkt ihrer Umgebung. Sie bedürfte weiter nichts, als daß sie etwas weniger empfindsam, oder wie sie sagt, gefühlvoll wäre, daß sie nicht alles auf sich allein bezöge, daß sie den nachahmte, der gekommen ist, nicht um sich bedienen zu lassen, sondern um selbst zu dienen, und sie hätte alles, was zum Gemüt gehört.

4. Nun ist es wohl nicht mehr schwer zu finden, was Gemüt ist. Wollt ihr Gemüt kennen lernen, so sucht es bei jenen verehrungswürdigen Seelen, die unter blütenweißem Haar und unter Runzeln den glänzenden Augenstern des Kindes, die Klarheit der jugendlichen Stirn, die Teilnahme für alles, was um sie vorgeht, bewahrt haben. An einem Priestergreis, dessen Erholung stets seine Kinder und Kranken waren, an einer Nonne, die ihr Leben lang die Leiden der Armen gelindert, an einer Mutter, die erfahren hat, was der Himmel der Ehe ist, das verklärende Bewußtsein überstandener Prüfungen, Opfer und Sorgen, kurz, an Menschen, welche fähig sind, der eigenen Not über fremdem Leid zu vergessen, dort werdet ihr es finden.

Die Selbstsucht ist der Tod des Gemütes. Allem, was wir ungemütlich nennen, liegt Egoismus zu Grunde. Das lästige Räsonnieren und Kritisieren, der Zug, alles besser verstehen zu wollen, der Hang, immer allein das Wort zu führen, überall etwas auszusetzen, alles zu korrigieren, das alles ist Selbstsucht und darum so ungemütlich. Es ist ungemütlich, mit einem zu verkehren, bei dem wir immer von seinen Dingen reden müssen, den wir nie dazu bringen, daß er auch Teilnahme mit unsern Anliegen kundgebe. Es ist ungemütlich, mit einem zu leben, der es nicht vergessen kann, daß wir einmal seinen Geburtstag übersehen oder ihn nicht zuvor gegrüßt haben, der immer genau weiß, wer ihm einen Brief oder einen Besuch schuldig ist, der immer nur von seinen Leiden, seinen Hoffnungen, seinen Erfolgen redet. Es ist ungemütlich, wenn einer bloß mit Menschen freundlich ist, die sich durch Geist und Adel und Geld und Schönheit auszeichnen, ungemütlich, wenn einer die Freundlichkeit selber ist, solang wir ihm dienen, aber keine Zeit hat, sobald wir seiner Dienste bedürfen.

Es ist aber gemütlich, mit einem zu verkehren, der auf unsere Anschauungen einzugehen, der sich in unsere Lage hineinzuversetzen, der mit uns mitzufühlen, Mitleid zu tragen, Geduld zu haben, fröhlich zu sein versteht. Es ist gemütlich, ein Herz zu finden, das offen ist für alles, was andern wohl und wehe tut, ein Herz, das stets bereit ist, andere zu behandeln, wie es selber behandelt sein will, ein Herz, das für fremde Anliegen so warm schlägt als für die eigenen, mit einem Wort: Gemüt.

5. Die schönen Eigenschaften, die wir soeben unter dem Wort Gemüt zusammengefaßt haben, sind aber nicht bloß ein Schmuck des Menschen, dessen er ohne Schaden auch entbehren kann, sie sind vielmehr eine Beschaffenheit der Seele, die dieser selbst die letzte Vollendung geben. Ohne Gemüt fehlt dem vollkommensten Geist die letzte Feile; erst das Gemüt gibt ihm die wahre künstlerische Vollendung.

Es ist gewiß etwas Schönes um einen festen Charakter. Aber ein verhängnisvoller Irrtum war es, ein Grundirrtum des Stoizismus wie der Zyniker, und ein schwerer Irrtum ist es und bleibt es stets, im Charakter schon den ganzen Menschen zu suchen und den Wert eines Mannes und seines Lebens nach seinem Charakter ausschließlich zu beurteilen.

Jeder ist sich selbst der nächste und der erste, das ist richtig. Daraus folgt, daß jeder *zuerst sich selber* vervollkommnen muß. Aber keiner lebt für sich allein[1]. Was jeder hat, das hat er von dem empfangen, auf den sich jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk zurückleitet[2]. Dieser aber teilt jedem seine Fähigkeiten mit zur Auferbauung der *Gesamtheit*, zu welcher die Einzelnen als Bruchteile gehören[3]. Indem einer seinen Anteil von Fähigkeiten aus der Hand Gottes in Empfang nimmt, unterzieht er sich auch der Verpflichtung, damit Wucher zu treiben zu seinem Gewinn sowohl als zum Besten des Ganzen. Jeder gehört zuerst sich an, dann der Welt; zuvor kommen die eigenen Rechte und Pflichten, hierauf die der Gesamtheit. Will einer mit den Talenten, die er erhalten hat, nur für sich selber arbeiten, oder verbirgt er sie in seinem Tuch, ohne sie fruchtbringend anzulegen, so hat er nicht bloß sich selber und die Welt um eine schöne Entfaltung dessen gebracht, was in ihm angelegt ist, sondern, was noch mehr ist, er hat auch die Versäumnis einer Pflicht verschuldet, die er selber gerade an seinem Charakter am meisten zu büßen haben wird.

Darum muß die Ausbildung des Charakters, mit der nicht die des Gemütes gleichen Schritt hält, auf Irrwege geraten. *Charakter ohne Gemüt* ist eine *Beschränktheit*, die schlimmste aller Beschränkungen, die *auf sich selber*. Ihre unvermeidliche Folge ist Starrheit und dann Rückgang. Einen Mann, der bloß Charakter ohne Gemüt zur Schau trägt,

---

[1] Röm 14, 7. [2] Jak 1, 17. [3] Vgl. Eph 4, 16.

können wir ohne Egoismus nicht denken. Begreiflich auch. Ist es ja eben die Selbstsucht, die ihn verleitet, seine Gaben oder vielmehr Gottes Gaben für sich allein gebrauchen zu wollen. Das muß sich dadurch rächen, daß der Charakter selber zurückbleibt und in Erstarrung und Engherzigkeit ausartet. Wie jeder Mensch ohne Zusammengehörigkeit mit der Welt und ohne Aufopferung in sich verkümmert, so schrumpft der edelste Charakter ohne Gemütsleben zusammen.

Der Charakter muß also zwar dem Gemüt als Grundlage und Führer dienen, das Gemüt aber ist hinwiederum notwendig, damit sich der Charakter erweitere, veredle und mildere.

6. Somit ist es ein großer Irrtum, wenn man so häufig behauptet, Charakter sei jene Eigenschaft, die dem Mann, und Gemüt die Eigentümlichkeit, die dem Weibe zustehe.

Als ob beide, Mann und Weib, naturnotwendig halbe Menschen, als ob nicht beide ganze Menschen sein sollten! Als ob nicht jedermann wüßte, daß gerade darin die Gefahr für beide Geschlechter liegt, daß sie sich auf das beschränken, wozu sie ihr Wesen drängt. Der Mann ist stets mehr geneigt, sich auf sich selbst zurückzuziehen und sich in sich zu verschließen. Dem Weib liegt es näher, sich nach außen zu wenden; es bedarf eines Haltes außer sich; es ist ihm fast natürlich, für andere zu leben. Beides sind aber Einseitigkeiten der Naturanlage, die einer Ausgleichung bedürfen.

Man sagt freilich: Ebendeswegen sind Mann und Weib aufeinander angewiesen, um sich gegenseitig zu ergänzen. Aber wir fragen: Wo hat man gesehen, daß ein ganzer Mensch daraus geworden ist, wenn zwei halbe nebeneinander lebten? Nein! Um ein ganzes Leben miteinander-leben zu können, müssen beide ganze Menschen sein.

Ganz muß also jeder in sich selber werden. Nichts Fremdes kann uns ganz machen. Dem Mann ist es leichter

gemacht, sich zum Charakter zu bilden. Dafür muß er, soll etwas Ganzes aus ihm werden, dem, was ihm schwerer fällt und ferner liegt, der Ausbildung des Gemütes, um so größere Sorge zuwenden. Das Weib hat weniger Mühe, ein Leben des Gemütes zu führen. Dagegen hat es um so mehr not, sich jenes Lob zu verdienen, mit dem die Schrift das Ideal des weiblichen Geschlechtes feiert, das Lob eines starken, d. h. eines charakterfesten Wesens. Ohne Gemüt wird der Mann hart und unerträglich, ohne Charakter das Weib haltlos.

Soll etwas Ganzes aus uns werden, so müssen wir alle unsere doppelte Aufgabe vor uns haben, einerseits das auszubilden, wozu unsere Anlage besonders hinneigt, anderseits die Lücken auszufüllen, die wir in unserer Natur vorfinden.

7. Nun verstehen wir erst völlig, wie irrig, oder besser gesagt, wie böswillig jene Richtung ist[1], die das Christentum ausschließlich die Religion des Gemütes nennt. Der Zweck davon ist der gleiche, den Comte mit dem Grundgedanken seiner positivistischen Philosophie verfolgt. Ohne ein Wort gegen die Religion zu sprechen, im Gegenteil mit vollster Anerkennung der Verdienste, die sie von ihrem beschränkten, längst überholten Standpunkt aus der Menschheit geleistet habe, versteht er es, Glauben wie logisches Denken für überwundene Standpunkte zu erklären, indem er die Weltgeschichte in drei Zeitabschnitte einteilt, die Kinderzeit der Theologie, die Lehrlingszeit der Metaphysik und die Meisterzeit des Positivismus, in die wir jetzt eingetreten seien. Dasselbe soll erreicht werden, wenn man mit Salbung und Rührung dem Christentum das Gemüt und die Weiber und die Kinder als sein eigentliches Gebiet zuspricht. Diesen Ruhm hat man ihm mit Berechnung deshalb zugesprochen, um seine andern Lichtseiten verdunkeln

[1] Oben Vortrag 15, 2.

zu können und ihm eine neue, höhere Kultur, die angebliche Zeit des Geistes, als Gegensatz gegenüberzustellen.

Darauf brauchen wir nicht mehr zu antworten, da wir bereits davon gesprochen haben. Ja, das Christentum hat das Gemüt zu bearbeiten übernommen. Aber gerade damit hat es sein Meisterstück geliefert und bewiesen, daß es mit einem halben Menschen nicht zufrieden ist, sondern nicht eher ruht, als bis es seinem Zögling die letzte Vollendung gegeben hat.

Darüber sind wir hoffentlich alle einig, daß vor Christus von Gemüt wenig auf Erden bekannt war. Jene herkömmlichen Lobreden auf die Humanität, die Bildung und die Gesittung der Hellenen lassen sich bequem aussprechen und leicht anhören. Aber wie schwer würde es jedem von uns fallen, nachdem wir seitdem Besseres kennen gelernt haben, wenn wir das bei aller äußerlichen Feinheit innerlich so rohe Leben der Griechen ohne Herz und Gemüt nur kurze Zeit mitleben müßten! Es ist ein abschreckendes Bild, mit dem ein großer Geist voll scharfer Beobachtungsgabe, obwohl sonst den Heiden mit wahrhaft leidenschaftlicher Vorliebe zugetan, jene Menschen schildert: Voll von Bosheit, sagt er, sind sie, voll von Schalkheit, Neid, Mord, Zank, Arglist, Böswilligkeit, Ohrenbläser sind sie, schmähsüchtig, Klatscher, lieblos, treulos, ohne Erbarmen[1]. Aber es ist ein Bild aus dem Leben gegriffen, und die Geschichte gibt ihm recht[2].

Und wie hätte es auch anders sein sollen!

Fehlte doch jener unglücklichen Zeit die erste Grundlage, auf der das Gemüt seinen Glanz entfalten kann. Wem fiel es unter den alten Philosophen ein — vom gemeinen Mann reden wir nicht —, sich als einen Teil der ganzen, in allen ihren Gliedern ihm gleichen Menschheit zu betrachten? In den

[1] Röm 1, 29—31. [2] Seneca, Ep. 47 95.

letzten Zeiten des absterbenden Heidentums allerdings nahmen sie manchmal aus dem neuen Gedankenkreis, den die Offenbarung in der Welt bereits zu verbreiten begonnen hatte, auch diesen Satz herüber — ein klarer Beweis dafür, daß sie selber schon ihre Sache preisgaben und nach etwas Besserem suchten[1].

Aber auch so noch war es ihnen unmöglich, zu verstehen, was dem Gemütsleben eigen ist. Denn dazu gehört zweitens die Überzeugung, daß das, was wir von dem Unsrigen für die Gesamtheit abgeben und opfern, nicht die großmütige Tat unseres persönlichen freien Beliebens, sondern die Erfüllung einer eigentlichen Verpflichtung ist. Wer den Satz nicht anerkennt: Ich bin allen Schuldner[2], wie soll der ein Leben des Gemütes leben? Diesen Satz wird aber niemand zugestehen, der nicht zugibt, daß er um Gottes willen allen zu Dienst verbunden ist, weil ihm dieser all das Seine unter der Bedingung verliehen hat, daß er davon das allgemeine Beste fördere. Und gesetzt, er anerkenne selbst dies, was hilft ihm das, wenn ihm die äußeren Verhältnisse keinen Boden gestatten, auf dem er diese Pflicht erfüllen soll? Wo aber war im Heidentum auch nur der Platz für jenes Gemütsleben, ohne das jetzt uns Christen das Leben eine Wüste scheint, und zwar selbst denen, welche nur die Vorteile unserer Offenbarung ohne ihre Verbindlichkeiten hinnehmen wollen? Wenn es kein Familienleben gab, wenn die Freundschaft meist nur auf Sinnlichkeit oder auf Eigennutz beruhte, wenn die tätige, mitleidige Liebe unbekannt war, wenn also die drei Hauptgebiete, auf denen sich das Gemütsleben kundgibt, fehlten, wie hätte sich dieses damals entwickeln können?

Wir leugnen nicht, daß das heidnische Altertum einzelne schöne Züge von Gemütsleben kundgibt. Das ist ein tröstlicher Beweis dafür, daß die menschliche Natur nie ganz ausgerottet

[1] Oben Vortrag 2, 12, S. 168 ff. [2] Röm 1, 14.

werden kann, und weckt nur den Wunsch, derlei Beispiele möchten zahlreicher in der alten Geschichte sein[1].

Wir leugnen noch weniger, daß das Alte Testament wunderbare Züge von Gemüt verrät. Jene liebliche Häuslichkeit und aufopfernde Liebe, wovon wir in den Büchern Ruth und Tobias lesen, die Schilderung der edeln Freundschaft zwischen David und Jonathas muß jedes Herz rühren. Aber hier haben wir eben auch das Volk der Offenbarung vor uns, und gerade der Unterschied, der in diesem Stück zwischen den Juden und ihren heidnischen Nachbarn besteht, zeigt uns am besten, daß die zarte Blüte des Gemütslebens unverkümmert erst auf einem Boden gedeiht, den die übernatürliche Gnade geebnet und fruchtbar gemacht hat.

8. Indes auch die schönsten Erscheinungen des Alten Bundes waren nur eine den Tag verheißende Morgenröte. In seinem vollen Glanz ging der Welt das Geheimnis des Gemütes erst auf, seitdem Gottes Gnade leibhaftig und sichtbar auf Erden erschienen ist.

Jeder Zug an unserem Herrn und Meister ist ein Ausfluß unvergleichlicher Gemütstiefe. Daher erklärt es sich leicht, wie sich Zeiten und Menschen ohne Gemüt so fern von ihm fühlen, daß sie fast glauben, er sei nicht für sie, und sie seien nicht für ihn. Welch einfaches und doch wunderbares Leben ist der Wandel des Sohnes Gottes auf Erden, so opfervoll und so verklärt vom Frieden, so still und so bewegt, so fern unserem Treiben und dennoch so liebenswürdig! Dreißig Jahre von den dreiunddreißig, die ihm zugemessen waren, lebt er, zu einer Zeit, da die Welt nichts mehr von Familie kennt, im Schoß der Familie die Arbeit, die Not, die Sorgen eines armen, bedrängten Hauses mit. Mitten in einem bewegten öffentlichen Leben, für das sich nur das eine Wort finden läßt:

[1] Vgl. I[4] 9, 24, S. 407.

Er zog herum, Wohltaten ausströmend[1], gibt ihm die Liebe Muße, die teure Familie zu Bethanien mit den Beweisen der rührendsten Freundschaft zu überhäufen. Noch am Abend vor seinem Leiden, da ihm doch das Herz vor eigenem Weh erzittert und überfließt von Wehmut und Bewegung, bleibt dem Liebesjünger der gewohnte Platz zur Ruhe an seiner Brust aufbewahrt. Solang er unter den Menschen weilte, hat nie ein zuckendes Herz zu ihm geseufzt, nie ein gramerfülltes Auge seine stumme Klage ihm zugesendet, ohne daß ein milder Blick, ein Trosteswort, ein Machtspruch von ihm Hilfe geboten hätte. Wie eine Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln verteidigt und wärmt, so gibt er sich hin für die Seinen, die ihn nicht erkennen. Die offenen Tränen am Grab des Freundes, die lauten Wehklagen und die heißen Zähren, die er der gottvergessenen Stadt weiht, zeigen uns, daß er dem Elend seiner Feinde fast noch größere Teilnahme schenkt als der Not seiner geliebtesten Freunde. Und da er sich schließlich im Todesschmerz gleich einem Wurm windet, da Hohn ihm die Seele, und Galle den Gaumen verbittert, da hat er so vieler anderer zu gedenken, der Kreuziger und der Lästerer rings umher, des Leidensgenossen neben ihm, der Mutter und des Freundes zu seinen blutenden Füßen, der ganzen weiten Welt voll armer, gepreßter Sünder, daß er kaum noch Zeit findet, der eigenen unermeßlichen Not inne zu werden.

Darin dürfen wir sicherlich einen der Hauptgründe erkennen, warum ihm das Menschengeschlecht so schnell und leicht zugefallen ist. Wir sagen: das Menschengeschlecht. Die Unglücklichen, die nie gelernt haben, sich als gnadebedürftig zu erkennen, die Armen, welche glauben, für sich selber reich genug zu sein, um seiner entbehren zu können, sie freilich gehen an ihm vorüber. Aber sie sind auch fern davon, als die wahren

[1] Apg 10, 38.

Vertreter der Menschheit gelten zu können. Die wenigen reinen, unentweihten Seelen und die übergroße Zahl der Leidenden, sie machen die echte Menschheit aus. Diese aber hat nie Schwierigkeiten gefunden, ihn anzuerkennen als ihren Meister und Retter. Im Gegenteil, sie hat sich zu ihm hingezogen gefühlt, sie ist ihm nachgezogen übers Meer und bis in die Wüste hinaus. Wo immer er sich blicken ließ, da drängten sich die Leidenden an ihn, daß er kaum mehr seinen Weg verfolgen konnte. Sie sind sein Ehrengeleite gewesen und sind es geblieben bis heute, sie sein Ruhm, sie sein Zeugnis für ihn, das keine Leugnung umstößt. Und waren diese des Abends fortgezogen, Gott preisend, daß sie endlich einmal ein teilnehmendes Gemüt gefunden, da traten jene zu ihm, die sicherer als der einseitige, grübelnde Verstand aller Philosophen in ihrem reinen Herzen und Gemüt herausfühlen, wo Wahrheit und Hilfe und Trost ist, die Kinder. Zu ihm drängte sie ihr Herz mit unwiderstehlicher Gewalt. Wenn sie an seiner Brust ruhen konnten, da däuchte es ihnen, als ob sie einem ihnen verwandten Herzen nahe gekommen wären.

Und so war es. Die Kinder ahnen die Wahrheit, der jede unverdorbene Seele blutsverwandt ist. Mitten in einer abgelebten Welt stand er vor ihnen in ewiger Jugend. So alt seiner Gottheit nach, daß selbst er in seiner Weisheit nicht zu sagen vermochte, wie alt er sei, wie lange er noch leben werde[1], war er dennoch jung geworden wie jedes aus ihnen und

[1] Konrad von Fußesbrunn, Kindheit Jesu (Hahn, Gedichte des 12. und 13. Jahrh. 102, 39 f). Ähnlich redet Heinzelin von Konstanz Gott an: Du alter, greiser Jüngling (Hagen, Minnesinger III 413, 70. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied II 191, Nr 319, 70). Konrad von Würzburg sagt: Jungherr weiß und Altherr jung (Leich 1, 3 bei Hagen II 310 f; 34, 2 ebd. II 330. Wackernagel II 135 f, Nr 235, 3; Nr 232). Reinmar von Zweter (Hagen II 216). Des Knaben Wunderhorn I² 80.

hatte auch im Mannesalter jenen jugendfrischen Zug bewahrt, der stets das sichere Merkmal der unversehrt gebliebenen Tugend ist. Dieser Mann, das fühlte das Kindesherz, konnte nicht altern. Und hätte er tausend Jahre gelebt[1], er wäre geblieben, was er in der Krippe war, der Jungalte, junger Mensch[2] und alter Gott[3].

Zu ihm zog es darum das Kind hin wie zu seinesgleichen. Bei ihm erholte sich der von Alter und Leid Gebeugte. In ihm fand der, welcher die harten Kämpfe für die Reinheit und Heiligkeit kämpfte, neue Freude zu mutigerem Streit, in ihm der, welcher bereits erlegen war, abermals Mut und Kraft zur Wiederaufnahme des Kampfes ums Leben. Jedem, der mit ihm in Berührung kam, war, als wenn der Frühling in sein Herz gezogen wäre: der Tote stand zu neuem Leben auf, der Fromme begann, als hätte er noch nie gelebt, alle wurden wie verjüngt.

9. Und wie er immer zuvor tat und danach lehrte, so entsprach auch hier sein Wort seinem Beispiel.

Fürwahr, lautete seine Lehre, ich sage euch, wenn ihr euch nicht umwandelt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen[4].

---

[1] Das gilt nur von der Jugendfrische des Herzens und des Geistes. Dem Leibe nach hätte Christus auch ohne gewaltsamen Tod das herkömmliche Altern und natürliche Sterben auf sich genommen, nicht weil er mußte, sondern weil er uns in allem gleich sein wollte. August., Peccat. merit. et rem. 2, 29, 48. Thomas 3, q. 14, a. 2; 3, d. 16, q. 1, a. 2 3. Bonaventura 3, d. 16, a. 1, q. 3. Dionys. Carthus. 3, d. 16, q. 1. Thomas ab Argent. 3, d. 15, a. 3. Suarez, De Incarnat. 32, s. 3, 3. Anton. a Vicetia, In Breviloq. S. Bonav. 4, 8, n. 8. Salmantic., De Incarn. d. 24, n. 10. Ioann. a S. Thoma, Incarn. q. 14, a. 4.

[2] Heinr. von Meißen (Frauenlob), Unser frouwen Leich 7, 5.

[3] Walther von der Vogelweide 88, 9 (Pfeiffer).

[4] Mt 18, 3.

Vielleicht eines der schwersten unter allen Geboten, so schwer zu begreifen für den Verstand, so schwer zu üben für das Herz, daß kein anderer als ein göttlicher Lehrer es wagen durfte, und doch so genau unsern Bedürfnissen entsprechend, daß kein Geringerer als Gott selber auf den Gedanken kommen konnte, uns diese Vorschrift zu geben.

Aber was soll das heißen, zum Kinde werden?

Nicht dem Geiste nach dürfen wir Kinder sein[1], nicht sein wie die Kleinen, die sich an eiteln Dingen ergötzen[2], und nicht dem Willen nach sollen wir zum schwachen Kindlein werden, dem man nicht viel Überwindung zumuten darf: da ist es vielmehr Ehre und Pflicht, zum Mann[3], ja zum Greis zu werden, der nur an ernsten und reifen Dingen Freude hat, dem man auch Opfer und Anstrengung zumuten darf.

Aber eines muß sich unser Geist und unser Wille vom Kind bewahren, die Bildungsfähigkeit[4], die Überzeugung, daß wir noch lange nicht vollendet sind, den ewig jungen Trieb nach Vollkommenerem und Besserem[5]. Das ist ehrenvolle Kindlichkeit, das wahrer christlicher Kindessinn.

Was aber insbesondere nie altern darf, was ewig jung und kindlich bleiben muß, das ist das Herz des Menschen.

Eine dreifache Pflicht ist es, die dem Herzen auferlegt wird, wenn das Evangelium Kindessinn befiehlt, die dreifache Aufgabe, die wir unter dem Wort Gemüt zusammenfassen.

Das ist vorerst der offene Blick für alles, was schön und edel ist, und sollte es auch uns selber und die Unsrigen in Schatten stellen, besser gesagt, die ungeheuchelte Anerkennung für alles, was irgend in der Geschichte, im Leben der Menschen und im Reich Gottes Anerkennung verdient.

---

[1] 1 Kor 14, 20. [2] Thomas, In Psalm. 36, 25.
[3] 1 Kor 13, 11. [4] Isidor. Pelus., Ep. 1, 440.
[5] Phil 3, 13.

Das ist fürs zweite jene Einfalt[1], jene Unbefangenheit, jene Zwanglosigkeit im Benehmen und Umgang, wie sie nur das Kind übt, das noch nichts von Verstellung weiß. Um diese Eigenschaften nachzubilden, braucht es aber mehr Kraft und Kunst, als die Weltklugheit meint[2]. Diese verachtet sie gern als Einfältigkeit und erkennt sog. Lebensart und feine Bildung nur in Verstellung seiner selbst und in schlauen Winkelzügen. Der christliche Geist trägt aber kein Bedenken, auch dem Erwachsenen und Gebildeten Schlichtheit, Geradheit und Aufrichtigkeit des Kindes zu empfehlen, denn er weiß, daß es hierzu der Mäßigung eines männlichen Willens und der Klugheit eines gereiften Geistes bedarf[3].

Das dritte endlich, was zum Gemüt gehört, ist das Mitgefühl, die Mitteilsamkeit, die Opferwilligkeit des Kindes, das immer zuletzt an sich selber denkt, Vorzüge, die der Erwachsene nur durch ernsten Kampf gegen die Eigenliebe erwirbt.

Niemand wird somit leugnen, daß es keine Kleinigkeit ist, sich Kindessinn oder Gemüt anzueignen, niemand also auch sich an der Forderung des christlichen Gesetzes stoßen, daß wir alle zu Kindern werden müssen. Es liegt nicht im entferntesten eine Erniedrigung darin, sondern nur eine Mahnung, uns vor der letzten Einseitigkeit zu hüten, in die wir auf dem Weg zu unserem Ziel möglicherweise noch verfallen könnten.

Unser Glaube will gewiß keinen Menschen, geschweige die ganze Menschheit in der Unmündigkeit zurückhalten[4]. Im Gegenteil. Will man Leute finden, die stets die Kinderschuhe tragen, d. h. nicht so viel Mut haben, daß sie dem eigenen

---

[1] Victor. Antiochen., In Marc. 9, 36. Isidor. Pelus., Ep. 1, 207. Bruno, In Psalm. 112, 1.

[2] August., Conf. 1, 19, 30. Leo Mag., Epiph. sermo 7, 3. Paschas. Radb., In Matth. 9 (Bibl. Lugd. XIV 584 d).

[3] Greg. Mag., Mor. 1, 2; 8, 85 86; 10, 48; Evang. h. 2, 30, 5.

[4] Clem. Alex., Paed. 1, 5 6. Tertull., Valent. 2.

Gewissen folgen, und wenn sich auch die Tagesmeinung und die Gunst der Mächtigen und der Menge von ihnen abwendet, Menschen, die nicht so viel Selbständigkeit besitzen, um selber zu wissen, was recht ist und was sie zu tun haben[1], ohne Rücksicht darauf, was der große Haufe denkt und lobt, dann muß man sich zur Welt wenden. Darum sagt der Apostel, der Christ müsse das Weltkind ausgezogen haben[2].

Was wir brauchen, das sind Männer an Willen und Greise an Weisheit, aber dazu Kinder am Herzen[3]: das gibt ganze Menschen und gute Christen.

Greise, sagen wir, insofern jeder sein eigenes, selbständiges Urteil haben muß, das er sich nur am Gesetz Gottes bildet, in dem er sich von dem Urteil der Welt nicht beeinflussen läßt[4], und Männer, die ihre Pflicht tun und ihrer Überzeugung treu bleiben. Das müssen alle sein, die auf den Namen Christen Anspruch machen, Männer wie Frauen und Mädchen, denn alle müssen es zum Mannesalter in Christus gebracht haben[5], alle, wie wir heute sagen, Charaktere sein.

Das ist aber nicht im mindesten ein Hindernis, daß alle auch in Christo Kinder seien, mit andern Worten, Gemüt haben. Möge es jeder, der zu uns zählen will, unserem Paulus gleichtun an Charakter, an glühender Begeisterung, an unverzagtem Mut, in der Unwiderstehlichkeit des Angriffes, in dem unermüdlichen Ringen nach den höchsten Zielen! Möge er aber auch von ihm lernen, daß es dem Mann keine Schande ist, Kindessinn zu haben, von ihm, der den Unwissenden die Brust reichte gleich der Amme[6], der mit den Schwachen mitfühlte,

---

[1] Lk 12, 57. [2] Gal 4, 1 ff.

[3] Sit senectus vestra puerilis et pueritia senilis. August., In Psalm. 112, en. 2.

[4] 1 Kor 2, 15; 10, 15; 11, 13.

[5] Eph 4, 13. 2 Tim 3, 17. Kol 1, 28.

[6] 1 Thess 2, 7.

wie die Mutter mit dem Kind fühlt, das sie unter dem Herzen trägt[1], der sich freute mit dem Freudigen und weinte mit dem Weinenden[2], der allen Diener, ja in Wahrheit alles wurde, um alle für Christus zu gewinnen[3].

Kein Stückwerk, sondern alles, und alles aus einem Guß! Das ist die Devise des Christentums. Der Ernst des Greises, der Mut des Mannes, die Hingabe der Mutter, die Begeisterung des Jünglings, der Zartsinn der Jungfrau, die Offenheit des Kindes, das alles zusammen in ungekünstelter Einheit, das macht den Menschen nach dem Herzen Gottes, nicht Kind, nicht Greis, nicht Mann, nicht Weib, sondern einen ganzen Menschen und einen echten Christen!

10. Bis also einer im vollen Sinn den Namen Christ verdient, hat er wahrlich keine kleine Aufgabe zu erfüllen. Man muß das oft und nach seinem ganzen Ernst ins Auge fassen, um die Stellung und die Wirksamkeit des Christentums in der Welt zu verstehen.

Der verhängnisvolle Irrtum so vieler ist der, daß sie das christliche Leben nach Art einer philosophischen Schule auffassen. Sie wollen schon Christen sein, ja sie schmeicheln sich, sagen zu können, daß sie gute Christen seien. Aber bei aller Hochachtung vor dem Geist der Religion glauben sie immer noch zwischen ihrer Lehre und den Vorschriften, die sie für das Leben aufstellt, unterscheiden zu dürfen. Sie meinen, man könne ganz wohl den Glauben achten und hochhalten, auch wenn man nicht gerade alles tue, was er begehrt.

Aber da irren sie weit. Das Christentum ist so unteilbar als irgend ein lebendes Wesen. Es ist Tat und Leben, nicht aber eine philosophische Darstellung, die nur eine einzelne Seite einer Wahrheit hervorhebt oder nur eine besondere

---

[1] Phm 12 20. 2 Kor 6, 12; 11, 29.
[2] Röm 12, 15. [3] 1 Kor 9, 19 22.

Kraft des Menschen in Anspruch nimmt. Als Philosoph kann sich einer einen Namen machen, auch wenn er nie daran denkt, selber zu tun, was er lehrt, auch wenn er im Willen verleugnet, was er im Verstand denkt. Wer dagegen glaubt, er könne sich durch bloßes Spekulieren über den Glauben und durch fromme Reden über Gott, Religion und Liebe der Pflicht entziehen, ein Leben aus dem Glauben zu führen, der hat noch weit, bis er den Geist des Christentums erfaßt.

Ein Christ muß alles besitzen, was zum Menschen gehört, Geist, Willen und Tat, Charakter und Gemüt, und noch mehr als das, Gnade, Glauben und Liebe. Und das muß alles in ihm harmonisch vereinigt sein. Um ein echter Grieche oder ein Vollblut-Römer zu heißen, mochte es genügen, daß einer der Welt durch Rednergabe, durch künstlerische Tüchtigkeit, durch philosophische Verstandesschärfe und militärische Begabung oder durch die Starrheit und Unnahbarkeit eines zynischen oder stoischen Charakters imponierte. Am Christen würde das übermäßige und auffällige Hervortreten solch einzelner Eigenschaften nur abstoßend wirken.

Das aber ist ein großes Zeugnis für unsern Glauben. Ein bloßer Verstandesmensch, ein Mensch, in dem nichts zu leben scheint als ein unbeugsamer Wille, oder wie man fälschlich sagt, ein eiserner Charakter, ein solcher ist nach christlichen Begriffen nur ein halber Mensch, auch wenn ihn die, welche ihr Denken nach antiken oder humanistischen Vorstellungen einrichten, als das Ideal eines großen und bedeutenden Mannes feiern. Seitdem nicht mehr einseitiges menschliches Philosophieren, sondern eine göttlich geoffenbarte Religion die Grundlage unserer Anschauungen geworden ist, seitdem verlangen wir vom Menschen etwas Ganzes. Dieses Ganze aber schließt erst das ab, was wir Gemüt nennen.

Wir erwarten zwar, daß den eigentlichen Kern des Christen der innere Mensch bilde, der Geist, die

Willenskraft und vornehmlich der Charakter, d. h. die Einigung aller inneren Kräfte des Geistes und des Willens zu einem geschlossenen, geläuterten Ganzen. Aber das, was diesem Ganzen den Glanz und die Weihe geben muß, das ist das Gemüt, sozusagen die Probe über unsern inneren Gehalt.

Deshalb sagt unser Meister, daß er einst beim Gericht sein Urteil über unsern Wert danach bemessen werde, ob wir ein Herz gehabt haben für fremde Anliegen und ob wir, wo es uns gegönnt war, das auch durch die Tat bewiesen haben. Nicht als ob sich das ganze Gericht nur auf diese Frage beschränken würde. Er wird uns auch fragen, und zwar zuerst fragen, nach dem Glauben, fragen nach dem Gehorsam gegen seine Gebote, fragen nach der Anhänglichkeit an seine Kirche und um das von ihr geleitete Leben. Aber die letzte Frage, die alles entscheidet, wird die sein, ob diese inneren Überzeugungen auch unser äußeres Leben durchdrungen, und ob wir das, was wir getan, so vollbracht haben, daß es sich als der natürliche Ausfluß unseres Innern darstellte und wie eine tatsächliche Rechtfertigung unseres Glaubens vor allen, die auf uns sahen.

11. Gerade darum aber können wir mit Zuversicht sagen, daß das Christentum nicht eine Lockspeise für Liebhaber von Absonderlichkeiten oder ein privilegierter Tummelplatz für einzelne begabtere Geister ist, sondern eine Religion für alle.

Es sind alle verpflichtet, sich ihm zu unterwerfen, es finden alle in ihm geistige Nahrung und Beschäftigung, es können alle, wenn sie redlich wollen, sich überzeugen, daß hier die Wahrheit ist, mögen ihre Neigungen und natürlichen Anlagen noch so verschieden sein. Der Mann des Denkens und der Spekulation wird keine Philosophie treffen, die ihn so hoch über sich hinauf, der Psycholog keine Lebensweisheit, die ihn so tief in sich hinein führt. Wer auf Willenskraft und Charakter hält, möge die ganze Welt abfragen, ob er eine Lebensrichtung finde, die mehr Mut, größere Unbeugsamkeit und

Festigkeit erheischte. Und wenn einer das Kennzeichen der wahren, brauchbaren Religion nur im tätigen Leben, im äußerlichen, nutzbringenden Wirken sucht, der ist erst recht verpflichtet, beim christlichen Glauben Halt zu machen. Die Berufung auf das praktische Leben brauchen wir wahrhaftig nicht zu scheuen, vielmehr weisen wir gerade auf dieses mit vollstem Ernst hin. Ohne gute Werke, ohne tätige Nächstenliebe, ohne lebendige, fruchtbringende soziale Wirksamkeit kennt uns Christus nach seinem eigenen Wort nicht, und kann darum auch der Christ keinen Christen denken[1].

Man verstehe aber wohl, wie wir das meinen. Wir berufen uns hier nicht so fast auf die Tatsache, daß das Christentum und jeder, der echten christlichen Geist in sich hat, von Anfang an bis heute der Welt durch lebendige Werke der Liebe bewiesen hat, wie sehr die Religion Jesu Christi Wahrheit und Leben ist. Es ist auch das ein Zeugnis für unsern Glauben, und vielleicht das einzige, das keiner in Abrede stellt, von Julian angefangen bis auf unsere Tage. Aber wir müssen hier der Sache eine andere Wendung geben.

Daß das Christentum auf diesem Gebiet allen übrigen Lebensrichtungen tatsächlich den Vorrang abgelaufen hat, das könnte immer noch Zufall sein. Es handelt sich aber darum, ob unsere Religion *ihrem innersten Wesen gemäß* den *Trieb* und die *Kraft* hierzu besitzt. Denn es ist klar, daß sie, wenn sie die erste, die allein wahre Religion sein will, verpflichtet ist, auch in diesem Stück das Höchste zu leisten, und daß sie an dem Tag aufhören würde, zu sein, was sie sein soll und will, an dem Tag, sagen wir, da sie dieser Verpflichtung nicht mehr nachkommen würde.

Warum wir diese Pflicht, das *Gebot des Gemütslebens*, so sehr betonen, mehr noch als die ehrenvolle Tat-

[1] Jo 13, 35. 1 Jo 3, 23; 4, 8 20.

sache, daß uns hier noch nie jemand den Rang streitig gemacht hat, das hat seinen guten Grund. Erst unsern Tagen war es vorbehalten, wie an allem, was unleugbar ist, so auch an dieser Frage zu mäkeln. Nicht als ob man gewagt hätte, zu leugnen, daß die Christen und die christlichen Zeiten auf diesem Gebiet alle ihre Nebenbuhler in Schatten gestellt haben. Man behauptete nur, das sei ein rein äußerliches Zusammentreffen, daß eben die Christen und gerade die Zeiten des wärmsten christlichen Sinnes sich am meisten durch Milde auszeichneten. Mit dem christlichen Glauben habe das nicht das geringste zu schaffen. Dieser christlichen Wohltätigkeit lägen meistenteils ganz andere Ursachen als religiöse zu Grunde[1].

Da müssen wir nun aber doch fragen, was solch strenge Kritiker unter Christentum denken und wo sie christliche Lehre und christliches Leben kennen gelernt haben. Wer würde uns noch eine Stunde als Christen anerkennen wollen, wenn wir einmal anfingen, unser Gemüt den Armen zu verschließen[2] und die Bettler durch die Polizei von dem Ehrenplatz wegräumen zu lassen, den sie seit Urzeiten einnehmen, von der Kirchtür?[3] Es mag ein Klösterlein, es mag die Wohnung eines Priesters noch so abgelegen sein, die Armen, die zum erstenmal in die Gegend kommen, und auch die Reichen, die das Almosen des Trostes und des Gebetes bedürfen, entdecken das Versteck, auch wenn sie bisher nie etwas davon gewußt haben. Ist das kein Zeugnis für unsere Religion? Was bedürfte es mehr, um die Armen und Bedrängten fern zu halten, als die kurze Nachricht: Dieses Klösterlein, dieser Priester hat eine Änderung mit seinem Glauben vorgenommen? Meint die

[1] Lecky, Sittengeschichte Europas (Jolowicz) II 57.

[2] 1 Jo 3, 17. Jak 2, 15—17.

[3] Apg 3, 2. Chrysost, In 1 Thess. hom. 11, 4; De verbis Apost. habentes 3, 11. (Chrysost.,) De negat. Petri 3. Gregor. Mag., In Evang. hom. 15, 5; Dialog. 4, 14.

Welt wirklich, die Wohltätigkeit würde zunehmen, wenn jene Religion abnähme, deren Lehre lautet: Das ist die wahre Religiosität — den Armen in ihrer Trübsal beistehen?[1] Man hat ja die Versuche gemacht: man hat die Klöster aufgehoben, die frommen Stiftungen eingezogen. Was ist dann aus den Armen geworden, seitdem der Büttel die Stelle des Priesters versieht? Ach, die Armen schreiben keine Tagebücher und keine Memoiren. Aber das wissen alle auch ohne besonderes Studium, daß die Armen zu leben haben, solang es lebendiges Christentum in der Welt gibt, daß aber böse Zeiten über die Notleidenden kommen, sobald man die Freiheit und die Schöpfungen jener Kirche angreift, welche den Grundsatz hat, daß die Kranken und die Bedrängten der Altar für die Gaben sind, die man Gott zum Opfer bringen will[2].

Unleugbar ist es also, daß die Religion mit der rechten Art, Wohltätigkeit zu üben, viel zu tun hat. So viel, daß nur sie die große Kunst lehrt, wahrhaft Mildtätigkeit zu üben.

Wir nehmen niemand seine Ehre. Unbestritten übte auch die alte Welt und übt auch der Islam Wohltätigkeit, mitunter große Wohltätigkeit. Gewiß ist, daß auch außerhalb der christlichen Kreise viel Gutes geschieht, daß namentlich die neuere Zeit viel für gemeinsame und planmäßige Einrichtung der Armenpflege geleistet hat. Kurz, wenn das Äußerliche den Entscheid geben soll, so ist klar, daß wir Christen gegen die Summen, die manchmal anderswo ausgegeben werden, nicht aufkommen können.

Anders aber gestaltet sich die Sache, sobald wir die Art erwägen, in der diese Spenden gegeben werden, und den Geist, aus dem sie hervorgehen.

Betrachten wir die Form, in der das Altertum die Almosenverteilung übte, so ergibt sich, daß sie immer und überall jene

---

[1] Jak 1, 27. [2] Chrysost., In 2 Cor. hom. 20, 3.

war, die den Armen am tiefsten erniedrigt und entsittlicht, die, welche den Besitzenden am meisten durch Zwang und Erpressung belästigt, die, welche am sichersten die Liebe tötet und das Gefühl der Wohltat aufhebt, d. h. die rein polizeiliche Armenpflege an konskribierte Arme. Von freiwilliger, von persönlich geübter Wohltätigkeit, von Liebeserweisen, die vom Gemüt ausgehen und wiederum auf das Gemüt veredelnd wirken, wußte die Welt damals nicht viel; man müßte nur das freiwillig nennen, wenn einer ein Weniges gibt, um sich größere Unbequemlichkeiten und ernstliche Gefahren vom Hals zu halten.

Und so ist es allenthalben. Wo das Christentum nicht an der Herrschaft ist, da ist die Sorge für die Armen Sache der Politik und der leidigen Notwendigkeit.

Das Christentum hat allein die Unterstützung zu einem Förderungsmittel für die Humanität gemacht, indem es sie zur Sache der Religion und durch die Religion zu der des Gemütes erhoben hat: erst so wurde die Armenpflege zur Wohltat. Es mag sein, daß wir nicht die Hälfte der Spenden zu geben haben, die ein Gracchus, ein Cäsar, ein Augustus an den müßigen Pöbel von Rom verteilten, damit er die Wagenrennen und die blutigen Fechterspiele in bequemer Ruhe mitfeiern konnte. Dennoch empfängt der Arme aus christlichen Händen mehr. Was der Armenbüttel gibt, das ist ein totes, Liebe und Dankbarkeit tötendes Geldstück. Ein christliches Gemüt gibt mehr, denn es hat immer zu geben, auch dann noch, wenn die Taschen geleert sind, und jedenfalls Besseres als Gold und Silber. Ein mildes Wort, ein warmes Herz tut dem Armen wohler als alle klingende Gabe. Eine kleine persönliche Dienstleistung ist dem Kranken, wenn man ihm auch in seinen Schmerzen nicht helfen kann, von unendlichem Wert. Die kleinste, freundlich, um Gottes willen, also aus religiösen Gründen gegebene Unterstützung bietet dem Armen zur toten Gabe ein teilnehmendes Herz und damit das, was ihn wahrhaft tröstet und erhebt.

Was an der unfreiwilligen Armut das eigentlich Drückende ist, das liegt in der Mißachtung, um nicht zu sagen Verachtung, die sie begleitet. Arm sein ist hart. Aber sich von einem Mitmenschen wie ehrlos behandelt sehen, bloß weil jener ein paar Taler mehr besitzt, das drückt vollends zu Boden. Wird nun aber gar die Unterstützung in einer Weise gereicht, die den Armen beschämt, so ist das geradezu empörend für jeden, der einen Rest von Ehrgefühl besitzt, und das hat auch der Arme noch. Die Kunst aber, mit der Unterstützung dem Unglücklichen Trost, Ehre, Mut und Kraft zu neuer Tätigkeit zurückzugeben, das Geheimnis, dem Niedergebeugten in dem kleinen Geldstück eine übernatürliche Kraft einzuflößen, die ihn über sich selber erhebt hinauf bis zu Gott, diese besitzt nur die christliche Wohltätigkeit, nicht jede Wohltat jedes Christen und auch nicht ohne weiteres schon jedes christlichen Vereins, sondern nur jene, die *von einem christlichen, echt religiösen Gemüt ausgeht.*

Indem also das Christentum die Almosenspende zur Pflicht macht, hat es ein Doppeltes getan. Einmal hat es das Almosen von der Stufe einer gewöhnlichen Handlung zu einer Tat des Gemütes erhoben und es damit zur *Tugend* und zum Mittel sittlicher Läuterung für den Geber sowohl als für den Empfänger umgestaltet. Dann aber hat es ihm einen *religiösen*, noch mehr, einen *übernatürlichen Charakter* aufgeprägt und so abermals die Tugendhandlung, die sonst nur dem Gebiet des gewöhnlichen irdischen Lebens angehört, zu einer Übung der Gottesverehrung und zu einer Äußerung und Förderung des übernatürlichen Tugendlebens erhoben.

Von der freiwillig und unentgeltlich geübten persönlichen Hinopferung sprechen wir nicht. Eine einzige Barmherzige Schwester bedeutet vielleicht ebensoviel wie manche sozialpolitische Maßregel, jedenfalls mehr als viele Reden und Flugschriften über die soziale Frage.

Möchte darum die Welt zu ihrem eigenen Heil ihre Vorurteile beiseite legen und gerade von jener Religion, der sie immer eine leere Äußerlichkeit zum Vorwurf macht, das lernen, wie alles, was äußerlich den Schein des Guten und des Wohltätigen an sich trägt, sittlich gut und nützlich und wahre Pflichterfüllung nur durch den Geist der Liebe und der Religiosität wird, den keine andere Philosophie und Religion zum Gesetze zu machen gewagt hat als einzig das Christentum!

12. Vielleicht würde es dann für sie nicht mehr so schwer halten, in einer andern Frage, die ebenfalls enge mit dem christlichen Gemütsleben zusammenhängt, ein weiteres Vorurteil abzustreifen und, sehr zu ihrem eigenen Nutzen, eine Wahrheit einsehen zu lernen, die ihr bisher, so scheint es wenigstens, noch ganz verborgen ist.

Daß das Leben des Christen grämlich und verdrießlich sein müsse, darüber ist die Welt von jeher mit sich im reinen. Schon die ersten Christen erfuhren diesen Vorhalt von solchen, die ihr Tun und Treiben nur vom Hörensagen kannten[1].

Daß nun aber dies durchaus unrichtig ist, das bedarf keines Wortes. Wer immer aus eigener Erfahrung überzeugte Christen kennen gelernt hat, der weiß, daß nirgends so offenes Entgegenkommen, so unbefangene Gemütlichkeit, so harmlose Heiterkeit zu finden ist als bei ihnen, sobald sie mit wahrhaft christlichen Geistern ohne Zwang verkehren können. Selbst die erklärtesten Gegner gestehen diese Tatsache zu. Ist sie doch so augenfällig, daß jene steife, erkünstelte Frömmigkeit, welche das echte Merkmal einer gefälschten Religiosität ist[2], gerade hierüber nicht genug zu seufzen weiß. In den Kreisen des Protestantismus ist es fast Mode geworden, über den vorgeblichen Leichtsinn der katholischen Völker zu grollen[3] oder über die angebliche Zerrissenheit

[1] Minuc. Fel., Octav. 12. [2] Ambros., Off. 3, 9, 58.
[3] Herzog, Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche VI[1] 542.

des Mittelalters zu seufzen, wo man im heiligen Krieg, im Angesichte der Heiden des Morgens betet und fastet und mittags bei Sagen und Singen und Saitenspiel sich aller Welt Wonne verschafft [1].

Wenn eine derartige Deutung dieser Erscheinungen nicht aus Mangel an christlicher Liebe stammt, so können wir sie nur so erklären, daß diese Tadler das Christentum noch niemals von seiner rechten Seite, d. h. ernstlich im Werke geübt, kennen gelernt haben. Denn sonst verstünden sie wohl besser, woher jenes fröhliche Leben, jene kindliche Freude an der Natur, mit einem Wort, jenes offene, heitere Gemüt, das alle echt christlichen Kreise und alle Abschnitte der Geschichte auszeichnet, in welchen der Glaube Macht hatte.

Andere, die das Mittelalter von seiner besseren Seite kennen und es darum nicht gerade um jeden Preis verdammen wollen, schreiben seine Heiterkeit dem Einfluß zu, den der germanische Geist auf die christliche Charakterentwicklung gewonnen habe.

Es ist wahr, daß uns diese gemütliche Stimmung nicht leicht irgendwo so ansprechend anmutet als im Mittelalter. Wer aber das zumeist auf Rechnung sei es der deutschen Art, sei es irgend eines besondern Volksgeistes setzen wollte, der würde weit irre gehen.

Solange die Völker von einem und demselben christlichen Sinn durchdrungen lebten, waren sie einander auch an Tiefe und Innigkeit wie an Fröhlichkeit des Gemütes ähnlich.

Welch herzlicher und erquickender Sonnenschein auf dem größeren Teil unserer mittelalterlichen deutschen Literatur liegt, das brauchen wir nicht weiter auszuführen. Wenn wir beispielshalber bei Wolfram die Geschichte des Knaben Parzival und der kleinen Obilot, wenn wir die Kindheit Jesu des Konrad

[1] Kuonrât, Rolandslied 634 ff 650 ff 664 ff.

von Fußesbrunn oder das Leben des seligen Heinrich Seuse und das der lieben hl. Elsbet lesen, so fühlen wir uns wieder ganz in den Tagen unserer romantischen Jugend, wo alle Vögel mit uns sprachen und es eine Lust war zu leben, und nur eines ist es, was es hindert, daß unser Vergnügen vollkommen werde, das Bedauern darüber, daß wir uns heute dieser friedvollen Seelentiefe und Herzlichkeit, dieser Naivität und kindlichen Fröhlichkeit so fern finden.

Aber der nämliche Zug von Gemütlichkeit durchweht im Mittelalter auch die christliche Literatur außerhalb der deutschen Marken. Wer sollte nicht beim Lesen der italienischen Fioretti über den hl. Franziskus oder der Anekdoten über die ersten Brüder des hl. Dominikus von dem Franzosen Gérard de Frachet, wer nicht aus Joinville, aus den Predigten und aszetischen Werken seiner Landsleute Humbertus a Romanis und Peraldus, wer nicht aus jenen unnachahmlichen Heiligenleben, deren wir aus dem Mittelalter eine so große Menge besitzen, ja wer wird nicht schließlich aus jeder mittelalterlichen Chronik den gleichen gemütlichen Eindruck davontragen?

Damals waren die Nebel des englischen Klimas, auf die man heute alle Schattenseiten im Charakter des Inselvolkes schieben möchte, kein Hindernis für jene sprichwörtlich gewordene Heiterkeit, von welcher dem Lande noch immer der Name des lustigen geblieben ist, nachdem Reformation und Puritanismus es längst zur Heimat des Spleen gemacht haben[1]. Es ist was Feines um eine Erzählung im geselligen Kreise, es ist eine Lust, in der Kirche des Gesanges zu pflegen, das ist der Inbegriff dessen, was der Engländer des Mittelalters als das Erfreulichste denkt[2].

Die einzige Frage nach dem Grunde dieses Unterschiedes von damals und jetzt gäbe Stoff genug zum Überlegen.

[1] Hohoff, Revolution 259 ff.
[2] Weismann, Alexanderlied II 478.

Damals und noch lange herab bis zu unsern Zeiten herrschte, wie sich ein gründlicher und gewiß nicht eben voreingenommener Sachverständiger ausspricht, damals herrschte nach dem Urteil aller alten Reisebeschreibungen, nach dem Zeugnis der spanischen Schriftsteller vom ersten bis zum letzten, trotz aller angeblichen Schrecken vor der Inquisition ein solch heiterer, ungebundener Lebensgenuß in Spanien, daß man kaum begreift, woher die düstern Farben genommen sein mögen, mit denen man uns dieses Land so oft als die Herberge des finstersten Ernstes ausgemalt hat[1].

Und wie die Spanier, so die Provençalen, so die Italiener, denen man nachrühmt, daß sie neben den Österreichern das festesfreudigste Volk des Mittelalters gewesen seien[2].

Ja selbst der so hart zu bearbeitende Charakter des Ägypters erfuhr, wie wir aus dem Leben der Einsiedler in der Wüste ersehen, durch die Aufnahme des christlichen Geistes die heilsamste Veränderung, so daß eine ihm bisher unbekannte Selbstbeherrschung und Mäßigung, zugleich aber auch eine fröhlichere und wahrhaft einnehmende Stimmung an die Stelle der diesem Volk angeborenen schwermütigen Melancholie und ihrer herkömmlichen Kehrseite, der sinnlosen Zügellosigkeit, trat.

Kurz, wir finden überall die Wahrnehmung bestätigt, daß der wahre, gemessene Ernst im Dienst Gottes den Menschen stets mit einem heitern Gemüt und mit der Gabe lohnt, das Leben fröhlich zu gestalten. So beobachtete es Chrysostomus an den von Natur so sehr zur Düsterkeit geneigten Phöniziern und Syrern[3], so berichten die Jesuiten über die grausamen

[1] Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien II[1] 37.

[2] Raumer, Geschichte der Hohenstaufen VI[3] 548. Vgl. Hurter, Innozenz der Dritte IV 559 ff.

[3] Chrysost., Ad popul. Antiochen. 18, 2.

Indianer von Paraguay[1]. Und noch heute bezeugen es nach der Versicherung eines sehr feinen Menschenkenners alle Reisenden aller Konfessionen, daß bei den zum Christentum übergetretenen Chinesen selbst der Ausdruck des Gesichtes ein anderer geworden ist. Während der gewöhnliche Chinese Skeptizismus, Ironie und mürrische Gleichgültigkeit in der unangenehmsten Weise zur Schau trägt, bewegt jedem, der eine katholische Kirche in China besucht, der ungewohnte Zug von Zutrauen, Verehrung und Heiterkeit, den er hier findet, mit erfreulicher Überraschung das Herz[2].

So viel über die Tatsache. Die Erklärung davon kann für den, dem das innere Seelenleben nicht ganz fremd ist, keine Schwierigkeiten bieten.

Niemand hat noch Zufriedenheit und Fröhlichkeit außer sich gefunden, sie muß in uns gesucht werden[3]. Wie darum der Grund der Unzufriedenheit in dem eigenen ungeordneten Herzen liegt[4], so muß auch fröhlicher Sinn überall einkehren, wo ein geordnetes Innere hergestellt ist[5].

Wenn dem also ist, so können wir in dieser milden, besonnenen Heiterkeit, die ein wahrhaft christliches Gemüt nie auf die Dauer, selbst nicht in trüben Tagen verleugnet, nur einen neuen Beweis dafür erblicken, daß dort, wo der christliche Geist zur vollen Herrschaft gelangt ist, auch die volle, gesunde, gefriedete Menschlichkeit gesucht werden muß.

Daß daneben insbesondere die Übung tätiger Nächstenliebe, die von einem lebendigen Christentum unzertrennlich ist, stets ein fröhliches und heiteres Gemüt als unmittelbaren Lohn mit

---

[1] Charlevoix, Paraguay 1, 51.

[2] Hübner, Spaziergang um die Welt II 242.

[3] August., In Psalm. 4, en. 8. Chrysost., In Psalm. 4, n. 10; In Rom. hom. 1, 18; Ad popul. Antiochen. 18, 1.

[4] August., Confess. 1, 12, 19.

[5] August., In Psalm. 42, en. 3.

sich bringt, das ist eine zu selbstverständliche Sache, als daß wir lange davon sprechen sollten. Wir können über diese ganze Frage nichts Besseres sagen, als was einer der besten mittelalterlichen Lehrdichter zur Empfehlung eines echt christlichen und gemütlichen Lebens zu seinem Sohne sagt:

Sohn, soll dein Haus in Ordnung stehn,
So muß man dort drei Dinge sehn:
Gut, Milde, Zucht, dann wird's wohl gehn.
Ist einer dabei ein fröhlich Mann,
Der's freundlich den Leuten bieten kann,
Nimmt jeder gern von ihm was an,
Und lachen einander beide an[1].

13. Gilt das Gesagte aber vom christlichen Leben überhaupt, so dürfen wir voraussetzen, daß es sich im Leben der christlichen Heiligen, an denen wir ja stets die Probe machen müssen, in ganz vorzüglichem Maße finden werde[2].

Dieses Wort, wir machen uns dessen kein Hehl, ist freilich dazu angetan, Verwunderung zu erregen, und das nicht bloß bei jenen, die sich in dem bereits abgetanen Vorurteil gefallen, als ob ein christliches und ein trübseliges Leben ein und dasselbe sei, oder als ob Heiligkeit und Menschlichkeit zueinander stünden wie Wasser und Feuer, sondern selbst bei solchen, denen ein wenig Erfahrung etwas geläuterte Vorstellungen verschafft hat. Kann man doch schon einen Mönch von der echten alten Zucht kaum anders denken als mit geknicktem Haupt, finstern Blickes, hart, schroff, abstoßend, jede Freude verdammend, jedes Gefühls für das Schöne unfähig, jeder weicheren Regung unzugänglich. Wie erst soll man sich einen Heiligen vorstellen, wenn nicht entfremdet allem Irdischen, erstorben allem, was gewöhnlichen Menschenkindern Wohl und

[1] Der Winsbeke 49, 1 ff.

[2] Digby, Mores catholici or Ages of Faith 4, 2; I 428 ff.

Wehe macht, längst entwöhnt allen den Empfindungen, die andern das Herz mit Hoffnung schwellen, mit Versuchungen bewegen und mit Jubel erfüllen?

Arme Menschen! Da sieht man wohl, daß sie noch keine Heiligen gesehen haben! In der Tat bildet sich die Welt ihre Vorstellungen über Heiligkeit regelmäßig nach den eckigen puritanischen und jansenistischen Heiligen, nach den gotttrunkenen quäkerischen und methodistischen Erleuchteten und Wiedergeborenen, nach den zerknitterten Erweckten der Brüdergemeinde und des Pietismus. Kein Wunder, wenn sie an keinen Heiligen glaubt, der nicht durch seine süßsaure Miene und seine abstoßenden Manieren auf meilenweit in die Augen fällt, wenn sie von jedem Heiligen erwartet, daß er in grausamem Rigorismus und in gewaltsamen Angriffen auf fremdes Denken und Tun Schadloshaltung für seine Selbstquälerei suche, und daß ein Blick auf ihn genüge, um uns zu zeigen, wie er in einer Zwangsjacke stecke, in der er sich nur gekünstelt und gewaltsam bewegen könne.

Wir maßen uns mit diesen Worten kein Urteil über die an, die draußen stehen, Gott mag über sie richten[1]. Aber wir sind es der Wahrheit schuldig, eine Zusammenstellung dieser Heiligen mit unsern Heiligen abzulehnen.

Darum bezeugen wir es vor aller Welt, und Gott weiß es, daß wir wahr sprechen: Unsere Heiligen sind anderer Art.

Das Merkmal aller, die es zur vollkommenen Liebe Gottes gebracht haben, sagt der hl. Thomas, ist eine ausnehmende und unerschütterliche Fröhlichkeit[2], eine so überraschende, dauerhafte, eine so zwanglose, kindliche Heiterkeit, daß sich Kinder dieser Welt, die voll von ihren Vorurteilen in einen Kreis solcher Seelen geraten, darob selbst zum Ärgernis versucht fühlen.

---

[1] 1 Kor 5, 12 13. [2] Thomas 2, 2, q. 28.

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

Maßlos in der Lustigkeit, die nicht durch das Gegengewicht innerer Tiefe gemildert ist, maßlos in der Niedergeschlagenheit, die beim ersten Druck des Leidens von außen die Seele niederwirft, wenn sie nicht ihr Gleichgewicht in sich und im wahren Mittelpunkt ihres Lebens, in Gott, gefunden hat, maß- und fassungslos hängen jene Weltmenschen vom augenblicklichen Eindruck der Äußerlichkeit ab und lassen sich von jedem Luftzug nach rechts und links beugen wie Ähren, die keinen festen Halt haben. Daß man fröhlich im Ernst und heiter im Schmerze sein kann, das haben sie noch kaum einmal ahnen gelernt.

Jene aber, die in Gott und damit auch in sich selber Wurzel gefaßt haben, fühlen sogar inmitten der Verfolgungen und der Leiden Fröhlichkeit und Heiterkeit[1]; beständige Freude, heißt es, schwebt auf ihrem Antlitz[2]. Wer immer sie erblickt, der erkennt selbst an ihrem Äußern, daß ihr Verhalten nicht von der Welt um sie abhängt, sondern aus der Tiefe ihres Gemütes quillt, eines Gemütes, auf dessen Boden nicht leicht ein Sturm mehr wirkt, seitdem sie ihr Leben auf einen den Elementen so unzugänglichen Grund, auf Gott, gegründet haben[3]. Von Gott haben sie nichts zu fürchten, mit sich selber sind sie im reinen: warum sollten sie dann nicht fröhlich sein?[4] Seit langem nur das eine fürchtend, Gott zu mißfallen, und nur auf das eine bedacht, Gott zu gefallen, verstehen sie ohne langes Besinnen, was Gott mit jeder Prüfung und jedem Opfer von uns begehrt: einen fröhlichen Geber[5] und einen freudigen Dienst[6]. Wenn in einem, so ist in ihnen das Reich Gottes mit seiner ganzen Fülle zu

---

[1] 2 Kor 7, 4. Apg 5, 41. [2] Is 35, 10.

[3] Antiochus, Pandectes scriptur. hom. 118.

[4] Chrysost., In Matth. hom. 53 (54), 4. Bernard., In Cant. 37, 3. Peraldus, Summa virtut. 1, 1, 7—10 (Venet. 1571, I 26 ff). Ludov. Granat., Dux peccat. II, c. 16—20.

[5] 2 Kor 9, 7. Sir 35, 11. [6] Ps 99, 2.

harmonischen Wahrheit geworden, mit jener Fülle von Gaben, welche dem engen Gesichtskreis der Welt stets als unvereinbare Widersprüche erscheinen[1]; das Reich Gottes aber ist nicht bloß Buße[2], sondern, gerade weil es Buße und Ernst fordert — wer es fassen kann, der fasse es —, Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist[3].

Es mag sein, daß die Welt solches unbegreiflich und unvereinbar findet; das hindert aber nicht, daß es in Wahrheit so ist, wie wir sagen.

Das allgemeinste Kennzeichen der Heiligen ist ihre Fröhlichkeit[4]. Bei einzelnen tritt das allerdings in ganz besonderer Weise hervor. Es hat eben jeder aus ihnen seine besondern Gaben und seine besondere Art, und es hat, wie jede edle Eigenschaft, so auch das Gemütsleben unter den Heiligen seine Heroen gehabt.

Ein solch unvergleichlicher Mann des Gemütes war unser Heinrich Seuse, der selbst unter den Heiligen in Bezug auf die Überfülle der Herzenszartheit fast nur noch den Seraph von Assisi als Gegenbild neben sich zuläßt. Wem geht nicht das Herz auf, wenn dieser deutsche Heilige, Kind und Ritter zugleich unter der Kutte, in seiner minniglichen Rechnung Gott vorhält, daß ihm ein mildes Herz von seiner Mutter Leib an folgte alle seine Tage, daß er nie einen Menschen sah in Leid und Betrübnis ohne herzliches Mitleid mit ihm, nie gerne reden hörte, was jemand beschweren konnte, nie jemands Sache böserte, jedem zu seiner Ehre half, wo und wie er es vermochte! Der Armen getreuer Vater hieß ich, schreibt er von sich selber, aller Gottesfreunde besonderer Freund war ich; alle Menschen, die traurig oder beschwert zu mir kamen, fanden

---

[1] Danzas, Études sur l'ordre de St Dominique I 250 ff.
[2] Mt 3, 2; 4, 17. [3] Röm 14, 17.
[4] Lombez, De la joie de l'âme chrétienne chap. 5.

immer etwas Rates, so daß sie fröhlich und wohlgetröstet von mir schieden. Mir tat nie ein Mensch so großes Herzeleid an, wenn er mich nur gütlich danach anlachte, so war es alles dahin in Gottes Namen, als ob es nie geschehen wäre. Herr, ich will geschweigen der Menschheit: aber noch mehr, selbst aller Tierlein und Vögelein und Gottes Kreatürlein Mangeln und Trauern, so ich das sah oder hörte, ging mir an mein Herz, und wenn ich ihnen nicht helfen konnte, so ersenfzte ich und bat den obersten, milden Herrn, daß er ihnen helfe. Alles, was auf Erdreich lebet, fand Gnade und Mildigkeit an mir[1].

Aber wenn auch diese Eigenschaften an einzelnen Heiligen in ganz hervorragendem Grade zu Tage treten, so dürfte es doch nicht viele geben, denen nicht wenigstens etwas davon zu eigen war. Ja sie erschienen oft im auffallendsten Maß gerade an solchen, bei denen die Welt sie am wenigsten vermuten durfte. Wenn ein heiliger Jüngling wie Johannes Berchmans von einer so ausnehmenden Fröhlichkeit war, daß er nur der heilige Immerfroh hieß, so kann man immerhin sagen, das sei eine ganz natürliche Erscheinung an einem jungen Menschen, der allen Sorgen der Welt entrückt sei, der von Gewissensbissen in der Unschuld seines Herzens nichts wisse und die Zukunft im rosigen Licht jugendlicher Hoffnungen vor sich sehe. Aber diese Erklärung hält gewiß nicht Stich bei dem großen Antonius, dem Vater der Mönche, der zuerst den erhabenen Gedanken faßte, den Dämonen und den wilden Tieren die Wüste durch eine Kolonie von Gottesstreitern abzuringen. Nun heißt es aber gerade von ihm, daß, wenn er mitten in der Schar seiner Brüder stand und Fremde kamen, denen er von Angesicht unbekannt war, ihn diese alsbald unter allen herausfanden, denn die leuchtende Heiterkeit seines An-

[1] Heinrich Seuse, Exemplar 31 (Denifle I 121 f).

gesichtes verriet ihn, so daß sie nicht zu verkennen wußten[1]. Der Abt Apollo[2] mochte es durchaus nicht leiden, wenn einer seiner Jünger Trübsinn an den Tag legte. Mögen die Heiden, sprach er, und die Diener der Welt traurig sein, sie haben Grund dazu. Die Gerechten aber, die Gott kennen und wissen, was sie zu erwarten haben, sollen der Mahnung des Apostels[3] treu bleiben und allzeit fröhlich sein. Ebenso pflegte die hl. Teresa zu sagen[4], wie sie denn auch stets selber sehr heiter war[5]. Dem großen hl. Martinus, in dem die Glaubens- und die Wunderkraft des Elisäus wieder auferstanden schien, war die beständige Gebetsvereinigung mit Gott nicht das mindeste Hindernis, den unbedeutendsten äußeren Anlaß zu irgend einem erheiternden und zugleich erbaulichen feinen Scherz zu benutzen[6]. Der hl. Dominikus zeichnete sich inmitten seiner apostolischen Mühsale durch solch unverwüstliche Heiterkeit aus, daß jeder über seiner Stirne einen himmlischen Lichtglanz wahrzunehmen vermeinte. Den Tag hatte er der Fröhlichkeit gewidmet, die Tränen und die Geißelungen, durch welche er Gott zum Erbarmen mit dem Elend der Welt bewog, versparte er für die Nacht[7]. Und der hl. Romualdus, der Stifter des so strengen Ordens von Camaldoli, dessen 120 Lebensjahre einen genügenden Beweis dafür ablegen, wie förderlich ein mäßiges, abgetötetes Leben und eine von Leidenschaften

---

[1] Athanasius, Vita Antonii Magni 16, 89 (Boll. Ian. I 499).

[2] Palladius, Histor. Lausiac. 52. Sozom., Hist. eccl. 6, 29. Bei Rufin (Vitae Patrum 2, 7) heißt er Apollonius.

[3] 1 Thess 5, 16. Phil 4, 4.

[4] Ribera, Vita S. Ter. 4, 12, 221 225 (Boll. Oct. VII 700 ff).

[5] Ebd. 4, 1, 6 7 (Boll. Oct. VII 652).

[6] Severus Sulpic., Dialog. 2, 10.

[7] (Iordan. Saxon.,) Vita S. Dominici 4, 75 ff. (Bolland. August. I 556). Humbert. a Romanis, Vita S. Domin. n. 52. Mamachi, Annal. ord. Praed. I 669 978, append. 294 ff. Lacordaire, Vie de St Dominique[6] chap. 17, Paris 1860, 413 ff.

gesundete Seele selbst der Gesundheit des Leibes ist, er trug als Greis noch eine so kindliche und reine Fröhlichkeit zur Schau, daß keiner, und wenn er auch das Herz voll Bitterkeit hatte, ihn erblickte, ohne selber zur Freudigkeit gestimmt zu werden [1]. Das nämliche wird vom hl. Thomas von Aquin, dem tiefen Denker, dem großen Gelehrten, berichtet [2], und vom hl. Ignatius [3], dessen Ernst der Welt eine solche Tatsache kaum glaublich erscheinen lassen möchte. Der hl. Pachomius bewahrte noch in den letzten Stunden seines an Abtötungen überreichen Lebens das strahlende Antlitz und die frische, fröhliche Miene, die ihn sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet hatte [4]. Ja von einem Einsiedler der skythischen Wüste lesen wir, daß er, als ihn seine Brüder bereits verschieden glaubten, nochmals den Mund öffnete und dreimal herzlich auflachte vor Freude darüber, so gelebt zu haben und so zu sterben, wie es ihm von Gott war gegeben worden [5]. Geradeso fanden wir irgend einmal von einer unbekannten Nonne geschrieben, daß sie im Augenblick ihres Hinscheidens zu den um ihr Sterbebett stehenden Mitschwestern sagte: Nun, Schwestern, lachet, was ihr lachen könnt! Warum, sprachen diese, sollen wir jetzt lachen? Uns ist wahrhaftig nicht zum Lachen. Aber mir ist es zum Lachen, sagte die Sterbende, und ihr müsset mir lachen helfen, wenn ihr mich lieb habt, weil es mir allein nicht möglich ist, dem ganzen Jubel meines Herzens Luft zu machen [6].

14. So ist es also wirklich wahr und aus dem Leben gegriffen, was wir geschrieben lesen: Die Jungen siechen und kränkeln dahin, und im Jünglingsalter fallen sie verwelkt ab.

---

[1] Petr. Damian., Vita S. Romualdi 53 67.

[2] Guil. de Thoco, Vita S. Thomae 6, 37.

[3] Bartoli, S. Ignazio 4, 26 (Firenze 1831,.II 280).

[4] Vita S. Pachomii: Vitae Patrum 1, c. 53.

[5] Vitae Patrum 3, 159; 5, 11, 52.

[6] Viele Beispiele bei Thom. Cantimprat., Ap. 2, 50, 8 ff.

Sie ergrauen in der Kindheit,
Schier jede Freud' wird ihnen Leid[1].

Die aber auf den Herrn ihr Vertrauen setzen, erneuern ihre Lebenskraft und kleiden sich in neuen Gefiederschmuck dem Phönix gleich: sie eilen dahin, ohne zu ermüden, sie schreiten vorwärts und wissen nichts von Entkräftung[2].

Wahrlich, es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Dienst Gottes und einem Leben, das der Welt gewidmet und nach ihren Grundsätzen geregelt ist. Auf feuchtem, sumpfigem Grund schießt freilich die Pflanzenwelt früher und üppiger empor als aus der festen Ackerkrume, die noch unter dem schneidenden Karst und Pflug seufzt, indes im Moor daneben bereits bunter Blütenflor wie spottend über den trägen, zurückgebliebenen Fruchtboden das wallende Haupt wiegt. Aber wie bald hat sich die Lage geändert! Ein leichter Reif, ein heißer Sonnentag, und die ganze frühreife und haltlose Herrlichkeit der saftigen Sumpfpflanzen ist in sich zusammengebrochen. Und wenn der Landmann vom Felde die goldene Frucht so banger Sorgen und langer Mühe heimholt, erblickt sein Auge dort, wo er im Frühling vom Pflug aus so vielversprechenden Glanz schaute, nur frühen Tod und dürre Öde. So ist auch diese Bildung der Welt allzu häufig leider nur dazu fähig, vor der Zeit übereilte Blüte, aber auch rasches Verblühen zu erzielen. Die Kosten trägt zum Schaden jenes Unglücklichen, der ein Opfer dieser Erziehung wird, aber auch zum Verderben der Zeit und des Geschlechtes, mehr als alles andere — denn ohne Nachteil bleibt nichts am Menschen und an der Menschheit — eines, das Gemüt.

Frühreif, aber hohl wie alles Wachstum, das einseitig nur die eine und die andere Kraft oder Anlage weiter fördert,

---

[1] Die Warnung 1751 f (Zeitschr. f. deutsches Altertum I 486).
[2] Is 40, 30 f. Vgl. Ps 103, 5.

Ausgießung seiner selbst, Entkräftung, Verdorren der Säfte, vorzeitiges Einfallen und Hinsiechen an baldiger Auszehrung, das sind mit wenigen Worten die Abschnitte jedes Lebens, welches der inneren Kraft eines aus christlichem Grund heraus gebildeten Charakters und Gemütes ermangelt.

Daraus erklärt es sich, warum der Dienst und das Leben der Welt so entsetzlich schnell auszehrt. Noch hat ihr Opfer kaum begonnen, ihre Fesseln zu tragen — denn Ketten, ob auch aus Blumen oder Gold gewunden, sind sie doch —, und bereits muß es alle Kunst aufbieten, um seinen Verfall zu verdecken und sich wenigstens auf ein paar Jahre eine Jugend anzuheucheln, die eher verflogen ist als ein Traum[1]. Im Namen von Millionen, die es ebenso schmerzlich erfuhren, aber nicht so rührend auszudrücken vermochten, hat einer der größten Dichter die Klage in die Welt hinausgesandt:

O weh! wohin verschwanden alle meine Jahr!
Ist mir geträumt mein Leben, ist es wahr?
Wohl hab ich viel gewähnt, doch war es was?
Und hab noch mehr verschlafen und weiß nicht was.
Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
Was kund zuvor mir war wie meine Hand.
Das Land, die Leute, da ich bin erzogen,
Die sind mir fremd, als ob es sei gelogen ...
Und denk' ich rückwärts manchen Wonnetag,
Der ist entfallen wie ins Meer ein Schlag.
O weh und immer weh![2]
Welt, deinen Lohn hab ich ersehen:
Was du mir gibst, das nimmst du mir,
Wir scheiden alle bloß von dir.
Schäm dich, soll mir also geschehen!
Den Leib, die Seele selbst — das war zu viel —,

---

[1] Der Guotaere 1, 3 (Hagen, Minnesinger III 41).

[2] Walther von der Vogelweide 188, 1 ff (Pfeiffer). Vgl. Heinr. von Meißen (Frauenlob), Spruch 357 (Ettmüller 204).

Zu tausend Malen wagte ich's für dich:
Nun bin ich alt, und hast mit mir dein Spiel,
Und zürne ich, du lachest über mich[1].

15. Wann hat je einer, der in Wahrheit Christi Joch getragen hat, ähnliche Klagen verlauten lassen? Gott ist nicht der eigennützige Herr, der seine Sklaven möglichst schnell verbraucht und dann wegwirft. Er ist ein Erzieher, der mit Ernst und Liebe, mit Schonung und Geduld seine Kinder also fördern will, daß sie mit Maß zur Reife gedeihen und sich dabei in ihrer vollen Jugendkraft und ersten Frische bewahren.

Es ist eine ganz merkwürdige Tatsache, daß die überwiegende Mehrheit aus den Helden des Christentums ihre größte Tatkraft erst in einem Alter zu entfalten begann, wo die Männer, die in der Welt eine Rolle spielen, sich bereits in den Ruhestand zurückziehen.

Das allein beweist zur Genüge, daß der Dienst Gottes die Kräfte des Menschen nicht bloß nicht zu Grunde richtet, sondern vielmehr erhält. Ja, wer ungeduldig seiner bildenden Hand am ersten Tag entlief, da sie den krummen Baum gerade biegen wollte, der freilich weiß, wie jeder, der sich dem Erzieher entzieht, noch ehe er erzogen ist, nicht genug über die Härte zu klagen, die in dieser Schule herrsche, und über die Gefahr, von den übermäßigen Anforderungen des christlichen Lebens erdrückt zu werden. Wer sich aber seiner Sorge in Geduld würdig zeigte, der fühlte bald, wie neuer Saft in seine Adern stieg, ein Saft der ewigen Jugend und Triebkraft.

---

[1] Walther 76, 25 ff (Pfeiffer). Vgl. ähnlich Ulrich von Singenberg 28 (Hagen, Minnesinger I 298). Hardegger 8 (ebd. II 135 f). Johann von Rinkenberk 8 (ebd. I 340). Reinmar von Zweter 2, 243 (ebd. II 220). Petrarca, Sonett 311. Michelangelo, Sonett 65; Canzone 3 (Hasenclever 279 417). Camoens, Sonett 177 253 263.

In Gottes Dienst lebt sich keiner ab. Man wächst auf Gottes Grund langsamer zur Vollreife als in der Welt. Dafür aber kennt man dort auch nicht das Verdorren und Verwittern. Die Heiligen werden nicht alt[1]. Noch kein Heiliger hat sich überlebt. Die meisten Diener Gottes haben ihren schönsten Blütenfrühling erst im Herbst ihres Lebens gehabt.

Das ist das eigentümliche jeder Pflanzung Gottes, daß daselbst Herbst und Frühling in ewigem Verein miteinander herrschen. In dem Garten der Seele, den Gott mit eigenen Händen pflegt, reicht, wie einst im Paradies, die Aussaat an die Ernte, und die Lese beginnt schon in der Blütezeit[2]; da trifft man jeden Augenblick die jungen Sprossen zugleich mit den reifen Früchten an jedem Zweig. Nur zwei Dinge sind dort unbekannt, des Sommers Dürre und die Erstarrung des Winters.

Deshalb hat die Menschheit, nur daß sie es in ihren Vorurteilen oft nicht versteht, mit all ihrem Sehnen nichts anderes im Sinn als das Christentum. Die zwei Wünsche, die keiner verleugnen kann, solang er einen Tropfen gesunder Säfte in sich hat, etwas Fertiges und Reifes zu werden und nie zu altern, diese beiden Wünsche finden ihre Erfüllung nur im christlichen Leben.

Das weiß alle Welt: um den ungebildeten Geist zu wecken und zu stählen, um den ermatteten Geist und die sinkenden Kräfte zu erneuern, gibt es kein besseres Mittel als geistige Arbeit, Leiden, Opfer. Wie manche lägen schon längst unter der Erde, hätten sie nur Zeit zum Sterben! Sie waren schon am Erliegen, da haben sie ein neues Mittel gefunden, sich nützlich zu machen, und das hat ihnen neues Leben gegeben und sie wieder jung gemacht.

---

[1] Vgl. Weiß, Lebensweisheit[10] 302 f.

[2] Lv 26, 5.

O wer der Menschheit, die so ehrlos und kläglich dahinsiecht, einen Zweck aussetzen könnte, der ihre ganze Anstrengung verlangt, den sie nie völlig erschöpfen könnte, welche Wohltat würde ihr der erweisen!

Aber hat sie denn nicht durch Gottes Gnade eine solche Aufgabe wirklich erhalten? Was ist denn das Christentum anderes als dieses von Gott gegebene Mittel, um stark zu werden und jung zu bleiben? Wenn man unserer Religion alles abspricht, den Ruhm hat ihr noch keiner genommen, daß sie uns mehr Geistesarbeit, mehr Kampf, mehr Opfer auferlegt, als wir je zu Ende bringen können. Dafür kann sie sich auch rühmen, und es ist nicht der letzte Grund ihres Rühmens, daß noch keiner, der ihr Wesen recht erfaßt hat, an geistiger Altersschwäche und an Lebensüberdruß gestorben ist. Je mehr der Körper brach, um so kräftiger, um so frischer wurde der Geist. Die Heiligen, sagt einer der größten aus ihnen, Thomas von Aquin, sind immer jung[1]. Und wer immer nach demselben Gesetz sein Leben einrichtet, ein Leben, das vom ersten Augenblick bis zum letzten alle Kräfte in Spannung erhält, ein Leben, welches das, was einer nach außen an Kraft abnutzt, beständig von innen heraus ersetzt, nicht aus dem so bald erschöpften menschlichen, sondern aus dem übernatürlichen Lebensgrund heraus, der hat für alle Fälle vorgesorgt, mag ihm ein kurzes oder ein langes Leben beschieden sein.

Auf jeden Friedhof, unter dessen Erde wahre Christen den Tag der ewigen Erneuerung erwarten, könnte man als Überschrift die Worte setzen:

Früh gestorben, reif geworden,
Lang gelebt, jung geblieben.

[1] Guil. de Thoco, Vita S. Thomae 5, 29 (Boll. Mart I 669 b).

Siebzehnter Vortrag.

Die Zucht als Mittel der Erziehung für Mensch und Menschheit.

1. Für solche, die sich beständig mit der modernen Literatur abgeben, verlieren gewisse Gegenstände mit der Zeit ihren Schrecken und werden eher langweilig, da sie gar zu oft und zu eintönig wiederkehren. Leute, die in Büchern und mit der Wissenschaft nur besuchsweise wie in einem Gasthof verkehren, nehmen davon tiefere und bleibende Eindrücke mit.

Zu solcherlei Schaudermären gehört in erster Reihe die Geschichte der Inquisition. Wenn bei dieser Gelegenheit einem harmlos Glaubenden das Gruseln kommen sollte, wie das Volk sich ausdrückt, so wäre das gerade nicht zu verwundern. Denn es ist wirklich zum Entsetzen, was selbst gelehrte Werke über die angeblich schreckliche Blutarbeit[1] und die furchtbare Grausamkeit[2] dieses Instituts berichten. Es müßte einer ein Nero sein, wenn er kalten Blutes lesen könnte, daß ein einziger Mann, der Großinquisitor Torquemada, nicht weniger als 114401 Unglückliche dem Scheiterhaufen oder der Ehrlosigkeit überliefert[3], daß diese gräßliche Erfindung mindestens

---

[1] Herzog, Realenzyklopädie VI[1] 679.

[2] Ebd. VI[1] 679 680 683.

[3] Llorente, Hist. de l'Inquisition I[2], Paris 1818, 280. Vgl. I 360 406 f. Herzog VI[1] 687 u. ö.

341 021 Opfer verschlungen haben[1] soll, wie beständig nach den Berichten von Llorente behauptet wird.

Uns liegt nichts weniger im Sinn, als uns zum Lobredner der spanischen Inquisition aufzuwerfen. Wir beurteilen sie im Gegenteil sehr kühl, ja ablehnend.

Manche haben geglaubt, in ihr eine rein staatliche Einrichtung sehen zu müssen. Das ist wohl ebenso einseitig, als wenn man sie der Kirche ausschließlich zur Last legt. Sie war ohne Frage ihrem Ursprung nach eine kirchliche Anstalt. Wie wenig sie dies aber in ihrer späteren Form blieb, geht daraus allein hervor, daß die bloße Nachricht, Spanien wolle sie in Mailand einführen, die allgemeine Mißbilligung der auf dem Konzil von Trient versammelten Bischöfe hervorrief[2]. Sie hatte eben damals schon längst einen Charakter angenommen wie das spanische Kirchenwesen überhaupt, d. h. den Charakter eines aus geistlichen und weltlichen Bestandteilen gemischten Zwitterdings oder eines mit reichen geistlichen Kleidern behängten Hofdieners und Schleppträgers.

Wir erblicken darum in der spanischen Inquisition den treuen Ausdruck einer Einrichtung, an die wir nie ohne großes Bedauern und ohne tiefe Besorgnis denken können, d. h. ein Stück echten Staatskirchentums. Sie ist nach unserer Ansicht ein nicht unwesentlicher Teil in dem Gebäude eines staatskirchlichen Partikularismus, der zwar vielleicht auch nicht schlimmer ist als der Gallikanismus und der Josephinismus und seine Blutsverwandten, der sich aber gleich diesen Auswüchsen von dem allgemeinen Kirchenwesen bedeutend unterscheidet.

---

[1] Llorente, Hist. de l'Inquisition IV 271. Buckle, Geschichte der Zivilisation, deutsch von Ruge I[5] 1, 161. Nach Diercks (Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit II 243) sind im Laufe des Mittelalters mehrere Millionen als Opfer der Ketzerverfolgung gefallen. [2] Pallavicini, Hist. Conc. Trid. 22, 8, 2—4.

Die Staatsgewalt verstand sich in Spanien so gut auf ihren Nutzen wie irgendwo. Sie lieh, anfänglich gewiß aus gläubiger Überzeugung, den kirchlichen Einrichtungen ihren Arm. Aber wenn irgendwo, so lag in Spanien bei den eigentümlichen Verhältnissen, die der weltlichen Macht nur durch Unterstützung des Glaubens und der Kirche Gedeihen ermöglichten, die Gefahr nahe, daß die Kirche diesen Schutz teuer bezahlen mußte. Indem die Politik kirchliche Zwecke förderte, nutzte sie diese für ihre eigenen Absichten aus und genoß dabei den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sich die Mißgunst ob unliebsamer Maßregeln nicht gegen sie entlud, sondern auf ihre Dienerin, die Kirche, abgeleitet wurde.

Aus dieser Vermengung so verschiedenartiger Interessen erklärt es sich, daß die spanische Inquisition, die doch als Glaubensgericht eingesetzt war, im Verlauf der Zeit oft mit Dingen zu tun hatte, von denen man wohl nicht sagen kann, daß sie den Glauben unmittelbar betreffen. Sie zog auch Wucher, Betrügereien in heiligen Dingen [1], Verbreitung abergläubischer Gebräuche und unerleuchteter Andächteleien [2], Vergehen gegen die Ehe und Sittlichkeit, Fluchen und Lästerung, ja sogar Aufruhr, Mord und Schmuggel vor ihre Schranken [3].

Sie wurde also, obschon ursprünglich ein kirchliches Glaubensgericht, nicht selten eine Art von Sittenpolizei, zwar in geistlichem Gewand, aber in weltlichem Dienst.

So verstehen wir, daß die Zahl derer, die mit ihr in Berührung kamen, groß werden mußte, wenn nun auch die himmelschreienden Zahlen, die der als Charakter wie in poli-

[1] Llorente I 361 ff; III 44 ff; IV 123 ff.

[2] Ebd. I 491.

[3] Eymericus, Director. inquis. 2, q. 41 (ed. Pegna, Venet. 1607, 332 ff). Limborch, Hist. inquisit. 3, 15, p. 220 ff. Llorente I 99 ff. Hefele, Ximenes[2] 325 f.

tischer und kirchlicher Hinsicht gleich unzuverlässige Llorente[1] angibt, durchaus keine Gewähr der Sicherheit bieten[2].

Wollen wir zu einem einigermaßen der Wahrheit sich nähernden Urteil über Spanien gelangen — das gilt auch vom Mittelalter —, so müssen wir uns entschließen, zuerst Berge von Vorurteilen wegzuräumen.

Nach den Anschauungen, die wir schon von der Schule mitbringen, müßte damals auf Spanien eine Nacht, eine Furcht, eine Geistesknechtschaft gelastet haben, die dem unglücklichen Volk jede freie Bewegung und jede ungezwungene Lebensäußerung verleidet hätte. Wie erklärt es sich aber dann, daß die bedeutendsten Männer jener Zeit, die der Inquisition näher standen, Männer, deren Charakter und Geistesgröße niemand in Zweifel zieht, daß sich solche über diese Behörde so anerkennend aussprechen?[3] Wie erklärt es sich, daß selbst ein Beaumarchais, der nach Spanien kam, ausgerüstet mit dem ganzen Vorurteil eines Voltairianers und mit dem ganzen

---

[1] Hefele, Ximenes[2] 327 ff 339 ff. Gams, Kirchengeschichte Spaniens III 2, 73.

[2] Gams a. a. O. III 2, 68. Vgl. ebd. 60 ff. Den neueren Forschungen von Schäfer zufolge sind in Spanien wegen Hinneigung zum Protestantismus 2100 Personen vor Gericht gestellt worden; von diesen wurden verbrannt 220, ein Dutzend lebendig, die übrigen nach der Hinrichtung, in effigie 120. Vgl. hierzu Beilage zur Allgem. Zeitung 1905, Nr 61, 487; Tübinger Quartalschrift 1905, 228. Es ist schwer, im Augenblick ein zuversichtliches Urteil über den Charakter der spanischen Inquisition abzugeben, da das Werk von Lea Gesichtspunkte eröffnet, die wohl noch auf lange ernstliche Untersuchungen hervorrufen werden, ehe das letzte Wort gesprochen werden kann (vgl. Histor. Jahrbuch XXVII 669). Es soll ja gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß auch den geistlichen Richtern mitunter die Lust kam, ihre Macht auszunutzen und sich die Gerichtsbarkeit über Dinge weltlicher Art anzueignen.

[3] Zahlreiche Beispiele gibt P. Grisar nach Rodrigo in der Zeitschrift für kathol. Theologie III (1879) 569.

Haß des Franzosen gegen die Spanier, daß er ein so günstiges Urteil über die Inquisition fällt?[1] Wie begreift es sich, daß das Volk, das angeblich unter diesem Druck so schwer litt, gleichwohl so selten eine Klage darüber verlauten läßt?[2]

Wie reimt sich damit die Tatsache, daß Spanien gerade in der Zeit, als die Macht der Inquisition auf dem Gipfel stand, sozial und ökonomisch sehr günstig gestellt war[3] und sein goldenes Zeitalter in der Politik, in der Kriegsführung, in der Kunst, in der Literatur erlebte? Spanisch war damals die Sprache aller Gebildeten, die Verkehrssprache der Höfe, der Diplomaten. Für Tracht, für Etikette, für Literatur gab Spanien den Ton an. Eine Reise nach Spanien schien fast unerläßlich zur Vollendung der Erziehung eines jeden, der auf feine Bildung Anspruch machte.

In Spanien selber war die Begeisterung für die schöne Literatur in jener angeblich so finstern Zeit dermaßen groß, daß für die spanischen Universitäten eine Verordnung notwendig wurde, die den Studierenden gebot, nicht mehr als fünf Jahre auf Philosophie und Poesie zu verwenden und sich dann unverweigerlich einem Brotstudium zuzuwenden[4]. Wie viele Professoren an unsern heutigen Hochschulen würden vor Freude das Kreuz machen, könnten sie an ihrer Zuhörerschaft nur den fünften Teil dieses Enthusiasmus beobachten!

Und mit welcher Freiheit und Ungebundenheit bewegen sich die spanischen Schriftsteller jener Zeiten![5] Wenn heute, am hellen Tage der Geistes- und Preßfreiheit, ein Dichter bei uns den Versuch machte, dem Prior der Barmherzigen Brüder,

---

[1] J. Texte: Revue des Cours et des Conférences IV 614.

[2] Havemann, Darstellungen aus der Geschichte Spaniens 237.

[3] Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen 266—277.

[4] Alvar. Gomez, De rebus gest. Franc. Ximenes l. 5 (Hispan. illustr. I, Francof. 1603, 1066).

[5] Vgl. Gams a. a. O. III 2, 81.

Tirso de Molina, seine ungebundene Lust zur Kritik und Satire nachzumachen [1] — vorausgesetzt, daß überhaupt einem Neueren ein so unermeßlich kindischer Mutwille zu Gebot stünde —, was würde der für Erfahrungen machen müssen! Sogar Ticknor hat für ihn fast nur herben Tadel [2]. Auch Dohm findet ihn viel zu frei und anstößig [3]. Damals aber gab ihm die geistliche Obrigkeit unbedenklich die Genehmigung zum Druck von Stücken, die über König und Hof, über Geistliche und Klöster eine wahre Flut der tollsten und kühnsten Witze ausgossen. Und diese Stücke wurden in Gegenwart von König und Hof unverkürzt auf der Bühne aufgeführt. Die Freiheit, mit der Mira de Mescua im galanten Eremiten [4] die Geistlichen, Lope de Vega in drei Komödien die Ritterorden [5], ein im Jahre 1679 zu Madrid vor dem Hof gespieltes Auto den lächerlichen Ahnen- und Adelsstolz des allmächtigen Ordens von San Jago mitnahm [6], übersteigt alles, was wir bei uns als möglich denken können. Kein Mensch nahm daran Anstoß. Mehr als hundert Jahre ergötzte sich das spanische Volk bei zahllosen Aufführungen an dem von der feinsten Laune übersprudelnden Teufel als Missionär, von welchem wir bei einer

---

[1] Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien II[1] 564 570.

[2] Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien I 671 ff.

[3] Dohm, Spanische Nationalliteratur 353.

[4] Schack a. a. O. II 457 ff.

[5] Ebd. II 281 ff.

[6] Ebd. III 21 f. Christus bittet um Aufnahme in den hohen Ritterorden. Die Verlegenheit ist groß. Ihm abschlagen ist schwer. Ihn aufnehmen — ihn, den Sohn des Zimmermanns — unmöglich. Beinahe geht dem Herrn die Geduld aus, solange wird beraten, wie aus der Klemme zu kommen sei. Endlich finden die Ritter einen Ausweg, der ihre Ehre wahrt und den Heiland auch nicht allzusehr verletzen kann. Sie schlagen ihm die Stiftung eines eigenen Ordens vor — des portugiesischen Christusordens!

andern Gelegenheit gesprochen haben[1]. Keinem Bischof, keinem Inquisitor fiel es ein, seine Hand dagegen zu erheben. Erst als die Aufklärung und die Bilderstürmerei unter Ferdinand VII. ihren höchsten Sieg feierte, fand man das harmloseste aller Stücke hochbedenklich und verbot es als beleidigend für die Religion.

Wir fragen jeden, der die Heldentaten des sinnreichen Junkers Don Quixote de la Mancha gelesen hat, ob ihm nie der Gedanke aufgestiegen ist: Aber um Himmels willen, wo bleibt denn nur die löbliche Polizei, wo die heilige Hermandad? Solcher Unfug mitten auf offener Heerstraße, ja auf den Plätzen von Dörfern und Städten, und nicht ein einziger Wächter der öffentlichen Ordnung weit und breit! Waffen! wäre nur unsere Polizei einen Tag an Stelle der lahmen Inquisition, dem tollen Ritter sollte aber das Handwerk gelegt werden, und das gründlich!

Da haben wir den ganzen Unterschied von damals und jetzt. Wir Kinder des 20. Jahrhunderts, aufgewachsen in den Anschauungen des Polizeistaates, wir, die wir es nur recht und billig finden, daß ein Missionär oder Ordensmann, der nicht innerhalb des Landes geboren ist, augenblicklich über die Grenze geschafft werde, sobald er die murrenden Massen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zur Geduld in den Leiden der sozialen Zerrüttung auffordert, wir, die wir uns ohne Gendarmen und Polizisten und ohne Zuchthaus keine ehrliche Zivilisation vorstellen können, wir malen uns natürlich die Vergangenheit nicht anders aus als die Gegenwart und meinen darum, es müsse damals jedes atmende Wesen bei Tag und bei Nacht von den zahlreichen Häschern der Inquisition umschwärmt gewesen sein[2]. Aber das sind nur unsere modernen Ansichten, die wir in die Vorzeit hineinlegen. Denn dort fällt

[1] II³, 13, 2, S. 523. [2] Herzog, Realenzyklopädie VI¹ 687.

der verrückte Held ohne alle Sorge um Inquisition und Polizei über reisende Benediktiner und über Bittprozessionen her, und wenn sich diese seiner nicht selbst erwehren, dann hilft ihnen kein Inquisitor und kein Polizeidirektor. Ein paarmal, wenn der Unfug gar zu arg geworden ist, macht sich der Junker samt seinem Knappen aus dem Staube, um nicht den Häschern in die Hände zu fallen. Ein paarmal erlauben sich auch seine Freunde, um ihn von seinen Marotten zu heilen, einen Scherz, der ihm die Inquisition ins Gedächtnis ruft, aber nur darum, weil er eine ebenso komische als kecke öffentliche Nachahmung ihrer Einrichtungen ist[1]. Weiter finden wir auch nicht eine Spur von der Inquisition in dem ganzen Roman, in dem doch jeder Atemzug und jedes Räuspern aus dem wirklichen Leben genommen ist. So entsetzlich brustumschnürend müssen also die Bande selbst der spanischen Inquisition — denn nur von dieser reden wir hier — doch nicht gewesen sein!

2. Was wir aber hier von Spaniens besseren Tagen beobachtet haben, das gilt von der Vorzeit überhaupt.

Das Leben war im Mittelalter, und wo sich der mittelalterliche Geist erhielt, noch lange bis auf unsere Tage herab unglaublich frei, für unser polizeilich geschultes Gewissen fast unerträglich frei.

Wenn wir die Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters durchgehen, so begegnen wir einer Menge von Gestalten und Erzeugnissen, die eine ganz unbegreifliche Ungebundenheit, ja Zügellosigkeit verraten. Wir erinnern an den spanischen Erzpriester von Hita und den deutschen Erzdichter samt den Verfassern der Carmina burana, an Bertrand von Born, Ulrich von Lichtenstein und Nithart von Reuental, an Ruteboeuf, Froissart und Villon, an den „Advokat Patelin" und an „Peter den Pflüger" von William Langland, an „Salomon

[1] Don Quixote 1, 46 ff; 2, 34 ff 69.

und Markulf", an den „Pfaffen Amis" und dutzend ähnliche Schwankbücher.

Aber auch das öffentliche Treiben zeugt von gleicher Freiheit. Wir ringen nur so die Hände voll Verwunderung darüber, was da auf offener Straße alles möglich ist. Es schwindelt uns bei dem Gedanken an das Durcheinander, von dem die Wege im Mittelalter wimmeln, halb närrische Frauenknechte, abenteuernde und Raubritter, Minnesänger, Troubadours, Minstrels, Bacchanten, Vaganten, Goliarden, Jongleurs, Ménétriers, Truands, Spielleute, fahrende Schüler, fahrende Geistliche, kurz, das ganze Volk der Fahrenden und Gehrenden. Und das alles läßt man wuchern und wachsen, bis man vor Überwucherung nicht mehr vorwärts kann. Jeder hat volle Freiheit, zu tun, was ihm beliebt, bis andere sich durch deren Mißbrauch beeinträchtigt finden.

In diesem Stück ist der Gegensatz zwischen heute und damals fast größer als in irgend einer zweiten Frage. An eine Polizei im herkömmlichen Sinn des Wortes, d. h. an Präventivjustiz, an Maßregeln, die zum voraus die Freiheit des Einzelnen einschränken, damit er andern nicht lästig falle, dachte wohl, die Kirche in einzelnen Fällen abgerechnet, das ganze Mittelalter hindurch niemand[1]. Jeder ging seinen Weg,

[1] Allerdings zeigen einige Gesetzgebungen aus der Zeit der Merowinger und Karolinger Anklänge an die Präventions- und an die Besserungstheorie. Aber die Hauptrücksicht im weltlichen Recht bleibt doch die Abschreckung im Interesse der öffentlichen Ordnung (Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte III[4] 384 f). Bei den Kirchenstrafen sind dagegen die nächsten Zwecke neben der „Genugtuung", d. h. der Wiederherstellung der verletzten öffentlichen Ordnung (Innocent. III. c. Ex litteris 11, X. de constit. 1, 2), einmal die Abschreckung anderer oder vielmehr die Wiederbefestigung des erschütterten Rechtsgefühles in den Herzen der Mitmenschen (Gregor. Mag., Ep. 11, 71. Innocent. III. c. 2, Cum dilectus, X. de calum. 5, 2), dann das Vorbeugen gegen künftige Fehler (c. Non est innocentiae 37, c. 23, q. 5: Cohibere

wo er ihn fand, und dachte: Gemeinen Weg kann einem niemand verbieten[1]. Und hatte er einen Weg gefunden, der ihm behagte, so ging er auf diesem weiter, bis er eine Schranke fand, an welcher er entweder Halt machen oder den eigenen Kopf einstoßen mußte. Aber ehe er stehen blieb oder umkehrte, rüttelte er gewiß noch ernstlich daran, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich ein unübersteigliches Hindernis sei, und dabei ging sie nicht selten in Trümmer.

Selbstverständlich war bei einem solchen Gebarenlassen die Repressivjustiz, also die Strafe, um so strenger. Denn wo größere Freiheit herrscht, dort muß auch von ihrem Mißbrauch eindringlicher abgeschreckt werden. Darum handelte man damals nach dem Satz: Wer einen straft, straft hundert[2].

Dagegen läßt sich an und für sich wohl nicht viel einwenden. Denn wer sich unwert des Vertrauens zeigt, das man in seine Redlichkeit gesetzt hat, der verdient größere Strafe als einer, dem man es als Entschuldigung anrechnen muß, daß er so unwürdig bevormundet worden ist. Heute verspürt man fast immer ein gewisses Mitleid mit dem Übeltäter, weil man sich nicht verhehlen kann, daß sich einer nur zu leicht durch den empörenden Druck der Fesseln, die man ihm unnötigerweise angelegt hat, zu Überschreitungen verleiten läßt.

---

a peccato; August.), die Beseitigung des schlechten Beispieles und der Ansteckung (c. Sed illud 17, d. 45; c. Corripiatur 17, c. 24, q. 3, aus August., Corrept. et grat. 15, 46), und der zeitliche Ersatz für die verdiente ewige Strafe (c. Quid ergo 6, c. 23, q. 5, Hieron.); der letzte Zweck aber ist die Besserung des Fehlenden (Innocent. III. c. Super his 16, X. de accusat. 5, 1. Innocent. IV. c. Cum medicinalis 1, in VI. de sententia excommunic. 5, 11: Cum medicinalis sit excommunicatio, non mortalis, disciplinans, non eradicans).

[1] Körte, Sprichwörter der Deutschen[2] 8206. Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 509 (9, 165).

[2] Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 370 (7, 330).

Davon konnte früher keine Rede sein. Mit Recht waren darum die Strafen damals strenge. Oft waren sie freilich auch zu streng, jedoch meist wohl nicht aus Grausamkeit, sondern eher zum Schutz der Freiheit.

Natürlich mußte vordem auch, und das ist das dritte, was die alten Zustände kennzeichnet, der Selbsthilfe des Einzelnen ein größerer Spielraum gelassen werden. Heute besteht unsere höchste Weisheit darin, jeden so viel als möglich einzuschränken, damit keiner dem andern zu nahe komme. Damals ließ man jeden gehen, wie er wollte, und selbst dann noch, wenn einen jemand auf offener Straße anfiel, hieß es: Hilf dir selber! Man meinte, wenn der Engel Raphael dem Tobias diesen Rat habe geben dürfen[1], so könne er nicht Sünde sein.

Das steht freilich sehr im Widerspruch mit unserer Denk- und Handlungsweise. Ein solcher Rat würde jetzt dem Erzengel Verweise, Geldstrafen und im Fall der Uneinbringlichkeit selbst Gefängnis einbringen. Der arme Tobias aber wäre in der übelsten Lage. Würde er den Fisch packen und gar verzehren ohne Fischereikarte, ohne Marktbeschau, ohne Oktroi, wer weiß, wieviel von der schönen Mitgift seiner Sara daraufginge! Wollte er aber, wie das einem ruhigen, loyalen Bürger von heute gebührt, erst eine Anzeige von der drohenden Gefahr auf die Polizei schicken und dann gelassen zuwarten, bis ihm die gesetzliche Hilfe käme, so könnte ihm wohl das Vermögen der reichen Sara völlig entgehen. Was ehemals von der Freiheit des Mannes unzertrennlich schien, das Recht der Selbsthilfe, das ist jetzt unverträglich mit der öffentlichen Ordnung geworden. Damit aber der Einzelne unter der Unmöglichkeit, sich selber zu helfen, nicht zu Grunde gehe, müssen nun alle gleichmäßig in jenen Zustand der Hilflosigkeit versetzt werden, den die Ausdrücke Polizeistaat, Bevormundungsstaat, Kinds-

[1] Tob 6, 3 4.

mädchenstaat, Ammenstaat so vortrefflich wiedergeben. Jetzt herrscht wirklich der Grundsatz, den ein Rabbi Schammai nur auf dem Katheder als Wunsch und Ideal aussprechen konnte: Alles, was nicht ausdrücklich erlaubt wird, ist verboten. Der Zaun, von dem die Pharisäer träumten, ist zur Wahrheit geworden. Die berühmte Inschrift, die Riehl irgendwo entdeckte: Dieser Weg ist erlaubt — ein Hohn auf die menschliche Freiheit, der im Mittelalter ganz undenkbar wäre —, findet sich vielleicht in mehr als einem modernen Staat. Wo aber die Dinge einmal so stehen, da gibt es natürlich für Einschränkung der persönlichen Freiheit kein Maß mehr.

Je mehr aber Bevormundung, desto größer die Lasten und die Kosten, ohne daß ihnen doch die Vorteile entsprächen. Das ist der vierte Unterschied von früher und jetzt. Zweifelsohne war das alte System mancher Verbesserung fähig. Es mochte ein eigentümliches Gefühl sein, zu wissen, daß es gegen Wegelagerer und Räuber wenig Schutz bot, dafür aber derlei Strolche „zum Trost für die Hinterbliebenen des Ermordeten", wie das Recht sich ausdrückt, am Ort der Untat aufhenkte[1] — vorausgesetzt, daß man ihrer habhaft wurde. Aber es ist auch heute ein recht zweifelhafter Trost, sich für ein Heer von Polizisten und Gendarmen die Haut von den Knochen schinden zu müssen und dann die Erfahrung zu machen, daß diese teuern Vorsichtsmaßregeln die Untaten ebensowenig verhindern, als die auf sie folgenden Strafeinquartierungen mit Standrecht und Belagerungszustand die Täter entdecken, ein zweifelhafter Trost, daß unsere Präventivjustiz auf die Friedliebenden so hart drückt, indes die Strafjustiz mit einer falsch verstandenen Humanität selbst den Raubmörder nach einer bequemen Versorgung von ein paar Jahren wieder freiläßt.

[1] Digest. 48, tit. 19, 28, § 15.

Endlich ist es fünftens auch kein geringer Nachteil unserer Einrichtungen, daß der Einzelne durch sie in eine so große Unselbständigkeit versetzt wird. Es ist vielleicht übertrieben, was ein gefeierter Staatsrechtslehrer sagt, daß sich der ganze Volks- und Nationalcharakter hierdurch verschlechtert habe[1]. Indes bis zu einem gewissen Grad hat es damit seine Richtigkeit.

Niemand wird vernünftigerweise von uns denken, daß wir Feinde der hohen Polizei seien, unter deren Schatten wir so sicher ruhen. Aber das dürfen wir doch wohl sagen, daß ihre Hilfe auch zu weit gehen kann, so weit, daß wir vor lauter Schutz zuletzt uns selbst in den kleinsten Dingen nicht mehr zu helfen wissen. Da regnet es dem Bewohner eines Miethauses durch einen zerbrochenen Dachziegel ein wenig auf die Decke über dem Kopf. Kaum hat er die unangenehme Entdeckung gemacht, so ist das erste und letzte, was er zu tun weiß, daß er nach dem Hut greift und zur Polizei eilt. Tags darauf stört ihn ein Drehorgelmann in seinem Mittagsschläfchen. Voll Verdruß über diese ewigen Belästigungen eines steuerzahlenden, rechtschaffenen Mannes wälzt er sich auf seinem Sofa hin und her. Aber er findet in dem ganzen Bereich seines Denkens nur den einen Ausweg, daß er, ehe er aufs Bureau oder ins Comptoir geht, wieder einen Umweg zur Polizei macht und dort fragt, ob sich dagegen nichts machen lasse. Wie er zurückkehrt, lassen die Maurer dem Unvorsichtigen ein paar Ziegeltrümmer vom Dach auf die Schultern fallen. Das nächste ist, daß er nach der Polizei ruft. Erst wenn diese von seinem Unglück unterrichtet ist, denkt er daran, nach dem Arzt zu schicken. Einer Bettlerin, der eine Gabe zu gering war, ist die Zunge in gar zu unchristlicher Weise flüssig geworden; die Katzen der Frau Nachbarin sind in stiller Nacht

[1] Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat IV² 297.

zu ihren altheidnischen Gebräuchen zurückgekehrt und haben ihrer Verehrung für den Vollmond in sehr unverblümter Weise Ausdruck gegeben: in beiden Fällen hat der Gebildete nur ein Mittel der Abwehr, daß er sein christliches Gewissen so bald als möglich vor dem Bezirks- oder Viertelskommissar erleichtert. Gegen üble Ausdünstung, gegen Gespenster, gegen Mäuse und Maikäfer, gegen Verunreinigung der Straßen und Verschlechterung der Milch gibt es für uns nur noch ein Heilmittel: die löbliche Polizei. Wo bleibt aber da der Mensch, die Freiheit, die Tatkraft, der Charakter, wo Denken und Vernunft? Das witzige französische Couplet hat kaum unrecht, da es uns mit den Worten verspottet:

Da hat sich wer aufgehenkt! holt Polizei,
Dann werden wir sehn, ob schon alles vorbei.

Ziehen wir nun die Rechnung.

So, wie wir es jetzt halten, ist es freilich sehr loyal und modern, es ist auch recht bequem, aber es ist doch, mit Verlaub sei es gesagt, eine Entwürdigung der obrigkeitlichen Machtvollkommenheit und ein Verzicht auf eigene Ehre zugleich, es ist ebenso teuer als umständlich und erweist sich tausendmal als unnütz, wo ein persönliches Zugreifen ohne lange Umwege augenblicklich helfen würde. Es ist ferner unwürdig freier Menschen, es ist eine ganz unverzeihliche geistige Sklaverei trotz der ewigen Reden von Freiheit und Selbständigkeit. Und es ist drittens eine völlige Rechtsverkehrung. Während man ehemals zufrieden war, wenn im großen und ganzen Ordnung und Gehorsam herrschte, dagegen im einzelnen und im kleinen jeden nach seiner Façon selig werden ließ, haben wir das alles völlig umgekehrt. Man redet, man schreibt gegen Staat, gegen Obrigkeit und Gesetz — von Glauben und Kirche nicht zu sprechen — unbehindert das heillosesteste Zeug, man nennt alle Fürsten Tyrannen, alle Besitzer Räuber, und droht ihnen offen

mit Minen und Schlingen, und niemand hat etwas dagegen einzuwenden: die Freiheit bringt das mit sich. Hat aber einer einmal vergessen, Sand auf das Trottoir zu streuen, hat einer einen faulen Apfel auf die Straße fallen lassen, so hilft alles nichts: er muß vor Gericht und kann sehen, wie er wieder los wird. Gott zu lästern und zu leugnen, hat jeder das Recht. Wie viel Buch Papier aber verschrieben, wie viele Verweise erteilt, wie viele Strafboten ausgesandt, wie viele neue Gesetze erlassen werden, wenn ein aufrührerischer Pfarrer ohne vorher erholte ministerielle Genehmigung ein Pfennigkerzlein über den etatsmäßigen Bedarf hinaus aufgesteckt hat, das alles läßt sich gar nicht berechnen.

Wir wissen schon, daß diese unsere Äußerungen in den Ohren unseres Geschlechtes wie himmelschreiende Ketzereien klingen. Wir sind darauf gefaßt, daß man uns entgegenhält, die Grundsätze von Freiheit und Selbständigkeit der Person, die das Mittelalter eingehalten, seien staatsgefährlich und für unsere Zeit unausführbar, denn sie setzten lauter vollkommene Menschen voraus. Es sollte uns nicht wundern, wenn man von ihrer Durchführung den Umsturz der ganzen modernen Gesellschaft befürchtete.

In der Tat, das ist richtig. Solche Grundsätze setzen Menschen voraus, auf deren guten Willen man sich verlassen, denen man so viel Einsicht und Gewalt über sich zutrauen kann, daß sie im stande seien, von der Freiheit den rechten Gebrauch zu machen. Unser Geschlecht aber ist für die Anwendung solcher Anschauungen nicht reif, es bedarf einer strengeren Zucht. So weit sind wir einig.

Aber hoffentlich wird man es uns nicht verdenken, wenn wir gestehen, daß wir Menschen und Zeiten in Zuständen zu sehen wünschen, die es erlaubten, ein weniges von jenen mittelalterlichen Ansichten, welche sicher auch für damals meist zu ideal waren, wieder in die Wirklichkeit zu übersetzen, da sie

gewiß mehr Achtung vor der menschlichen Freiheit und mehr Vertrauen auf die Redlichkeit der Mehrzahl kundgeben als die Bemaßregelungen einer mehr als mißtrauischen Vorsicht von heute.

Wir geben gern zu, daß ein Bureaukratismus, ein Polizeistaat nach Art der Metternich-Haffenpflugschen Willkürherrschaft unter Umständen notwendig sein kann, und daß ein solches System nicht aus dem Kopf eines einzelnen tyrannisch angelegten Beamten, sondern aus den allgemeinen sittlichen Zuständen unserer Zeit hervorgegangen ist. Aber ein Ideal können wir wenigstens darin nicht erblicken.

Wir haben auch bereits zugestanden, daß man gegen jene mittelalterlichen und spanischen Einrichtungen ebenfalls sehr bedeutende und unseres Erachtens schwer zu widerlegende Einwände erheben kann. Wir sehnen uns auch nicht nach der Wiedereinführung jener alten Zustände, denen wahrlich ihre starken Unbequemlichkeiten nicht fehlten.

Jedoch das ist nun einmal schon das Schicksal aller menschlichen Dinge. Ihre unangenehmen Seiten haben gewiß auch die modernen Nachahmungen des spartanischen und atheniſchen Polizeiwesens[1] mit seinen Angebern und Sykophanten, das selbst das Haarschneiden[2] und das Abnehmen des Schnurrbartes[3] unter Staatsaufsicht stellte und jeden jungen Bürger alle zehn Tage vor den Ephor berief, damit er sich nach dem staatlichen Normalmaß danach untersuchen lasse, ob er nicht etwa Anlage zu ungesetzlichem Umfang oder zu merklichem Übergewicht des Leibes verrate, ein Verbrechen, das nicht bloß

---

[1] Fustel de Coulanges, La cité antique[2] 281 ff.

[2] Xenophon, Laced. resp. 11, 3. Plutarch., Lycurg. 22, 1.

[3] Plutarch., Sera numin. vindicta 4. Aristot., Fragm. 531. (Heitz,) Par. IV 2, 271.

mit öffentlicher Beschimpfung, sondern unter Umständen selbst mit Verbannung bestraft wurde [1].

Augenscheinlich kann man gegen beide Systeme, das alte wie das neue, vieles vorbringen und ebenso vieles zu ihren Gunsten. Jedoch mit solchen Erörterungen über äußerliche Vorteile und Nachteile ist nicht viel entschieden. Es ist also notwendig, daß wir uns entschließen, etwas tiefer in die Sache selber einzudringen.

3. Betrachtet man die Menschen und die menschlichen Gemeinschaften nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern so, wie sie in Wirklichkeit sind, so läßt sich die Ausübung der zeitlichen Machtvollkommenheit ohne Entfaltung äußerer Zucht- und Machtmittel nicht denken.

Dessenungeachtet kann man den antiken Staatseinrichtungen und den modernen Polizeiordnungen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie in diesem Stück kein Maß kennen. Mehr oder minder gehen sie alle von dem Grundsatz aus, den der dritte römische Kaiser zu seinem Wahlspruch machte: Die Menschen mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten! [2] Was fragen wir danach, lautet ihr letzter Satz, was die Leute im Inneren wollen und denken, wenn sie nur äußerlich Gehorsam leisten! Sie mögen zahlen, opfern, bluten, dann können sie murren und fluchen, soviel es ihnen beliebt. Sicherlich eine recht unvollkommene Regierungsform! Auf denkende und wollende, kurz, auf freie Menschen ist ein solches Staatswesen gewiß nicht berechnet. Ob das System mit den Ansichten der Mehrheit übereinstimmt, ob es überhaupt für fühlende Herzen paßt, wer fragt nach so etwas? Dafür ist eben die Gewalt da, daß sie Gewissen und Neigung ersetze, und darum sucht

---

[1] Aelian., Var. hist. 14, 7. Agatharchid., Fragm. 6 (Müller, Fragm. hist. graec. III 193).

[2] Sueton., Caligula 40.

man sie täglich zu stärken, damit sie im stande sei, durch die Übermacht die Tat zu erzwingen, auch wenn sie den Überzeugungen zuwiderläuft, auch wenn Herz und Wille widerstreben.

Obwohl ein so handgreifliches Übermaß von Bevormundung und Vergewaltigung am allermeisten dazu geeignet ist, die Menschen gegen die Ausübung einer starken Autorität einzunehmen, oder vielleicht besser gesagt, gerade deshalb darf uns das nicht hindern, einzugestehen, daß jede weltliche Machtvollkommenheit zunächst nur von außen her auf den Menschen einwirken kann. Über das, was im Inneren vorgeht, steht ihr weder Urteil noch Gewalt zu. Den Willen zu beugen, das geht über ihren Wirkungskreis hinaus. Zum Denken und Wollen, zu Gewissen und Herz hat sie keinen unmittelbaren Zutritt[1]. Sie hat Bürger zu regieren, nicht Menschen zu

---

[1] Wo sich die sog. „Rechtsregel": De internis non iudicat (oder non curat) praetor finde, ist schwer zu sagen. Das römische Recht sagt nur: Cogitationis poenam nemo patitur (l. 18, Digest. 48, 49). Ebenso das kanonische Recht (c. Cogitationis 14, poen. d. 1). Anderswo sagt dieses: Nobis datum est de manifestis tantummodo iudicare (c. Tua 34, X, 5, 2; vgl. ebd. c. Sicut 6). Im allgemeinen betrachtet, leuchtet der Satz ohne weiteres ein; selbst Cato mußte ihm Zeugnis geben (Aul. Gell. 7, 3, 38 39). Sobald man ihn aber näher ansieht, bietet er große Schwierigkeiten (Engel, Ius can. I 2, 14). So kurz und einfach läßt sich die Sache nicht abmachen, wie es gewöhnlich geschieht mit Berufung auf das Sprichwort „Gedanken sind zollfrei" (Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 292 [7, 65 ff]. Eisenhart, Grundsätze des deutschen Rechts in Sprichw.[3] 449 f) und auf viele verwandte Sprichwörter (Wander, Sprichw.-Lex. I 1395, Nr 44). Ein irgendwie kundgegebener Gedanke ist jedenfalls nicht straffrei. Dann muß man wohl unterscheiden zwischen rein innerlichen Vergehen und zwischen verborgenen (Lehmkuhl, Theol. mor. II, n. 864); verborgene können und müssen verfolgt werden. Ferner darf man nicht vergessen, daß wenigstens die Kirche eine Gerichtsbarkeit hat, das forum internum, das auch über innerliche Fehler urteilt (Brabandère, Ius eccl. I[3] 79). Die Frage, ob die welt-

bilden. Will sie ihre Pflicht erfüllen, d. h. nach außen Ordnung und Zucht aufrecht erhalten, und rechnet sie mit dem wirklichen Menschen und mit den tatsächlichen Zuständen, nicht mit bloß idealen Voraussetzungen, so kann sie tausendmal ihrer Aufgabe nicht anders gerecht werden als dadurch, daß sie den Staatsbürger mit Zwang anhält, das zu tun, wozu er dem öffentlichen Leben gegenüber verpflichtet ist.

4. Kein denkender Mensch wird es deshalb einer Autorität verargen, wenn sie mitunter zu ernsten Mitteln greift, um die äußerliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Wer die Menschen kennt, der wird begreifen, daß es das ganze öffentliche Leben in Frage stellen hieße, wollte man von der Strenge Umgang nehmen.

Eine andere Frage ist nun aber die, ob die Gewalt bloß solch äußerliche Gewaltmittel anwenden müsse, und ob sie innerlich auf den Menschen gar nicht einwirken könne.

In dieser Beziehung müssen wir zwei Sätze aufstellen, die sowohl für das öffentliche Leben als für die Erziehung maßgebend sind.

---

liche und die äußerliche kirchliche Gerichtsbarkeit, also ob das forum externum, über Fehler richten kann, die rein geistiger Art sind, ohne in die Öffentlichkeit getreten zu sein, wurde von älteren Kanonisten allerdings mitunter bejaht (zuletzt von Schmier I, tr. 1, c. 2, 102 ff; V, tr. 1, c. 3, 134 ff). Die Mehrzahl stellte das aber stets in Abrede (Pichler I 2, 8 ff. Schmalzgrueber I 1, 21; V 39, 61 ff. Engel V 39, 6). Aber indirekt muß sowohl das kirchliche als das weltliche Gericht die innere Absicht in Betracht ziehen, insoweit sie mit der äußerlichen Tat in Zusammenhang steht und zu ihrer richtigen Beurteilung und Zurechnung dient (1, 2, q. 100, a. 9). Die verschiedenen Stellen im Corpus iuris civilis gesammelt in den Anmerkungen des Gothofredus zu l. 18, Digest. 48, 19 und Nov. 134, c. 10. Weiske, Rechtslex. III 83 ff 466 ff; XV 510 ff. Baron, Pandekten[7] 130 ff. Sintenis, Zivilrecht II[2] 316 ff 331 f. Vgl. Liszt, Strafrecht[4] 129 159—189.

Einmal kann es nicht zweifelhaft sein, daß rein äußerlicher Zwang ebenso des Menschen unwürdig als in den meisten Fällen unfruchtbar ist. Deshalb muß jede Obrigkeit trachten, den Willen der Untergebenen für die Erfüllung ihrer Gebote zu gewinnen. Sonst hat sie nie eine Bürgschaft weder für die genaue Erfüllung ihrer Anordnungen noch für deren Dauerhaftigkeit.

Anderseits ist es ebenso klar, daß eine äußerliche Gewalt den Willen selbst nicht nötigen kann. Den Willen bewegt keine äußerliche Macht, nicht Strafe, nicht Zwang[1]. Man kann eine äußere Tat von ihm erzwingen, aber nie ihn selber zu etwas beugen ohne ihn[2]. Von ihm gilt stets der Satz: Gezwungen werden heißt nicht wollen[3]. Ohne Wollen gibt es aber keine Tat, die den Namen einer menschlichen verdient[4]. Was helfen alle Riemen, was hilft die engste Haft, wenn einen nicht der eigene stete Sinn behütet?[5] Was nützt es, daß ich den Leib zwinge, ist der Wille nicht, wie er sein soll? Kein Schloß verschließt den Mut. Ohne Herz aber ist der Leib ein schwaches Gut[6]. So die Grundsätze des Mittelalters.

Zwingen kann also den Willen nur der Wille selber[7]. Wer Menschen leiten will, der muß die Freiheit des Willens achten und das als Richtschnur für die Erziehung festhalten, daß er nur dann etwas erreicht, wenn er den Willen dazu bewegt, sich selber frei dem Guten anzuschließen.

Das aber kann er nur dann erwarten und wird er nur dann erreichen, wenn er sich selber jener Macht anschließt, die

---

[1] Thomas 1, q. 82, a. 1; q. 106, a. 2 u. o.; C. Gent. 3, 88.
[2] Thomas 1, 2, q. 6, a. 4; a. 5 ad 1. Vgl. August., In Ioann. tr. 26, 3.
[3] August., Op. imperf. 1, 101.
[4] Thomas 1, 2, q. 1, a. 1 u. o.
[5] Die Winsbekin 28, 10; 29, 1 ff (Haupt).
[6] Thomasin von Zerklære, Der welsche Gast 1206 ff.
[7] Bernard., Gratia et lib. arb. 12, 39; In Cant. 81, 8.

allein über den menschlichen Willen Gewalt hat, d. h. dem göttlichen Willen[1], und wenn er seine Gebote so einrichtet, daß der menschliche Wille in ihnen einen Ausfluß eines höheren, des göttlichen Gesetzes findet, des einzigen, dem er sich aus inneren, aus eigenen, also aus echt menschlichen Beweggründen um des Gewissens willen unterwirft[2].

5. Daraus ergibt sich, daß jede irdische Autorität, die ihre Macht menschlich ausüben will, Rücksicht nehmen muß auf den Willen und auf das Gewissen der ihr Anvertrauten.

Da sie es aber mit denkenden Menschen zu tun hat, so muß sie auf den Willen in menschlicher Weise einwirken, d. h. durch den Verstand. Nur der gehorcht menschenwürdig, mit andern Worten frei, dessen Wille nicht durch eine außer ihm liegende Macht gezwungen, sondern durch die eigene innere Überzeugung bewegt wird.

Die Welt legt diese Worte meist in dem Sinn aus, daß der Mensch nur dann frei handle und vernünftig gehorche, wenn er begreife, was von ihm verlangt werde, oder so, daß eine Obrigkeit vom Menschen nicht Gehorsam verlangen dürfe, außer sie teile ihm das Warum mit, damit er unabhängig von ihr, nicht um ihres Befehles, sondern um seiner eigenen Einsicht willen tue, was zu tun ist. So versteht Fichte den menschenwürdigen Gehorsam.

Allein etwas anderes ist die Autonomie Fichtes[3] und etwas anderes der erleuchtete Gehorsam des Christen. Der unreife Knabe und der überreife Übermensch Nietzsches hält nur dann die Willenstat für einen sehenden Glauben und für einen erleuchteten Gehorsam, wenn der Verstand die Sache selber erfaßt, die er annehmen, der er den Willen unterwerfen soll.

---

[1] Thomas 1, q. 105, a. 4; q. 106, a. 2.

[2] Thomas 1, 2, q. 93, a. 3; q. 95, a. 2; q. 96, a. 4.

[3] Vgl. I[4], 3, 4, S. 120.

Besonnene Männer und denkende Christen glauben und gehorchen, d. h. sie beugen ihren Willen vor der Wahrheit und der Autorität, auch wenn sie die Wahrheit nicht durchschauen noch die Gründe des Befehles würdigen, und auch dann, wenn sie das erfassen, nicht deshalb, weil sie selber im Verstand das alles begreifen, sondern deshalb, weil sie mit ihrem Willen die Überlegenheit der Wahrheit und der Autorität anerkennen.

Insofern bleibt der wahre Glaube und der wahre Gehorsam auch des erleuchtetsten Christen immer *blind*, weil sein Wille nie bloß der eigenen Einsicht gehorcht, sondern dem höheren Gewicht der gebieterischen Wahrheit und Macht. Das verträgt sich indes ganz wohl mit einem erleuchteten Glauben und einem sehenden Gehorsam. Erleuchtet ist der Glaube, nicht wenn der Verstand begreift, was der Glaube lehrt — das heißt wissen, nicht glauben —, sondern wenn ihm die Vernunft sagt, daß und wie der Wille glauben muß. Und *sehend* ist der Gehorsam nicht dadurch, daß einer faßt, warum er etwas tun soll, sondern dadurch, daß der Verstand dem Willen ein Licht anzündet, damit er sehe, wie er das Befohlene auf jene Weise ausführt, die den Absichten des Befehlenden und den Zwecken des Befohlenen am besten entspricht.

So die christliche Pädagogik und Aszetik, so die gesunde Philosophie im Einverständnis mit der Theologie.

Ein solch vollkommener Gehorsam ist ein Gehorsam der Freien, der Mündigen, der Könige. Solche Gehorchende sind nicht murrende Sklaven, nicht seufzende Lastträger, nicht blinde Jochtiere, sondern ritterliche Gehilfen des Befehlenden. Zu solchen zu erziehen, ist aber das schönste Ziel der Erziehung.

Darum muß jede Autorität den *Geist* der Untergebenen so zu fördern suchen, daß er geeignet werde, sehend, frei, ja freudig seine Aufgabe zu erfüllen. Ihre Ausübung muß also dahin zielen, daß der Geist geweckt und daß durch den Geist

der Wille frei gemacht werde[1], frei nicht vom Glauben, nicht vom Gesetz und Gehorsam, sondern frei zur vollkommensten Erfüllung des Gebotes zu glauben und zu gehorchen.

Die Kirche hat sich von allem Beginn an auch in diesem Stück als die beste Lenkerin und Erzieherin der Menschen bewährt, indem sie das ungestümste Drängen um Aufnahme in ihren Schoß nie ohne weiteres gelten ließ, sondern erst durch die Frage, was der Bittsteller im Sinn habe, dessen Willen auf die Probe stellte[2]. War dieser aber auch über allen Zweifel als frei und fest erprobt, dann folgte noch lange nicht die Zulassung, sondern erst die Belehrung, die zum Zweck hatte, diesen freien Willen durch einen möglichst hohen Beweggrund zu veredeln[3], und darauf eine Probezeit, häufig bis zu vollen zwei, ja drei Jahren[4], in denen sich Gelegenheit genug ergab, zu ersehen, ob der anfängliche Feuereifer des Willens auch echt und von Dauer war. Und so erst durfte einer Christ werden, wenn er es aus Überzeugung werden wollte.

6. Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß Zucht und Erziehung und vorab Erziehung zum sittlichen und religiösen Leben in weiter nichts bestehen dürfe als im Unterricht.

Nichts kann uns ferner liegen als ein solcher Irrtum, der sich mit Rousseaus Untergrabung aller Autorität, mit Basedows und Pestalozzis rationalistischem Philanthropismus verträgt,

---

[1] August., Ep. 185, 6, 21. Gregor. Mag., Ep. 1, 35 47.

[2] Constit. apostol. 8, 32. Dionys. Areop., Eccl. hierarch. 2, 2, 4 5. August., Cat. rud. 5, 9; 26, 50 u. o. Concil. Neocaesar. c. 6; Arausican. I. c. 6; Arelat. II. c. 38; Carthag. III. c. 34 u. o.

[3] August., Cat. rud. 4, 7 ff; 5, 9 ff; 16, 24.

[4] Concil. Illiberit. c. 4. Constit. apost. 8, 32. Origen., In Matth. tom. 15, 36. Palladius, Vita S. Ioann. Chrysost. (Opp. ed. Montfaucon XIII 16 ff).

aber weder mit der richtigen Auffassung von der Gewalt und von ihrer Aufgabe noch mit der Natur des Menschen.

Nicht mit der recht verstandenen Autorität. Das gäbe einen schönen Gehorsam, wenn jene nur das befehlen dürfte, was die Untergebenen selber begreifen.

Und nicht mit dem Menschen, denn er besteht doch nicht ausschließlich aus Verstand. Was nützt dem Lehrer der Verstand des Schülers, was dem Obern die Einsicht des Untertanen, wenn der eine nicht lernen, der andere sich nicht unterwerfen will? Niemand lernt, niemand versteht, niemand glaubt, wenn er nicht will[1]. Mit dem Herzen glaubt man[2], mit dem Willen begreift man. Das Herz faßt schneller als der Verstand. Was nicht durch das Herz in den Verstand eingeht, das geht ihm überhaupt nicht ein. Das Herz ist der eigentliche Sitz der Unordnung. Wäre das Herz, wie es sein soll, dann möchte es hingehen, wollte man alles von der Lehre erwarten. So aber wird der Mensch geboren nicht bloß noch nicht als das, was er werden soll, sondern vielfach als das gerade Gegenteil von dem, was die Erziehung aus ihm machen soll. Die Natur eines jeden ist von Geburt her, nicht bloß durch die eigene persönliche Schuld der späteren Jahre, verderbt, wenn auch keineswegs heillos verdorben. Sie ist besserungsfähig, darüber besteht kein Zweifel, aber sie ist es nur durch ernstliche, beharrliche Zucht.

An der Anerkennung dieser Wahrheit liegt, wie wir schon so oft bei den verschiedensten Anlässen hervorheben mußten, die ganze Hoffnung der Menschheit. Man schiebt, seitdem man das Dogma vom Erbverderben leugnet, alle Schuld an den bestehenden Übeln auf die mangelhafte Bildung und Erziehung, auf den Staat, auf die sozialen Zustände. Und sie haben sicher alle eine Schuld, die größte jedenfalls die Erziehung.

---

[1] Vgl. August., In Ioann. tr. 26, 2. [2] Röm 10, 10.

Aber warum ist die Erziehung so verkehrt? Weil sie nicht mehr auf dem Boden des christlichen Glaubens an die Erbsünde steht. Weil man nicht mehr durch sittliche Besserung, sondern nur noch durch den Unterricht erziehen zu sollen glaubt, weil man nicht anerkennen will, daß die Gesellschaft aus dem Herzen und dem verdorbenen Willen jedes Kindes, das in sie eintritt, eine neue Invasion von Barbarei und von Sittenverderbnis zu befürchten hat[1].

Das hat uns vor allem Rousseau angetan. Wieweit diese Verkehrtheit geht, das zeigt Goethes Rat: Man darf die Jugend nur gewähren lassen, nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen, das Leben reißt oder lockt sie bald wieder davon los[2].

Solche Worte sind hoffentlich hinreichend, um auch den Verblendetsten die Augen zu öffnen. Selbst die weichherzigste Mutter, die überhaupt noch ein Interesse an ihrem Kind hat, wird danach ihre Erziehung nicht einrichten wollen. Jeder Erzieher, auch der, welcher die Geistesbildung auf das höchste schätzt, wird zugeben, daß die Zucht das Notwendigste in der Erziehung ist, und gerade deshalb so notwendig, damit die Belehrung Boden finde und Frucht trage.

Mein Gott, sagt ein Vater, der in der Geschichte der Erziehung durch seine herrlichen Erfolge berühmt geworden ist, wie schwer ist es, einen Menschen fertig zu machen![3]

Ja gewiß, eine schwere und lange Arbeit!. Die Erziehung muß längst begonnen haben, ehe das Kind ein Wort versteht, sonst ist es bereits verwahrlost, bevor man daran geht, es zu belehren. Erst lernt es durch Gewöhnung und Tat, und dann findet der Unterricht ein fruchtbares Erdreich.

---

[1] Le Play, L'organisation de la famille 109; La réforme sociale I[5] 430 f 446 ff.

[2] Goethe, Aus meinem Leben, 6. Buch (WW. XXV [1830] 12).

[3] Ribbe, Le livre de famille 139 f 145.

Immer aber muß die Disziplin mit dem Unterricht gleichen Schritt halten. Mit tiefer Weisheit sagt das Sprichwort: Lehre ist eine gute Arznei, aber für unsere Natur ist sie zu schwach [1]. Deshalb muß die Strenge der Zucht der Lehre vorangehen, ihr zur Seite stehen und ergänzen, was jene nicht vermag, soll sie mit Erfolg den freien Willen für das Gute bearbeiten.

Darin liegt so wenig ein Widerspruch, daß wir vielmehr die, welche daran Anstoß nehmen, in Anklagestand versetzen müssen. Es ist gewiß eine bedauerliche Schwäche der Einsicht wie des Charakters und von den schlimmsten Folgen in der Erziehung, wenn jemand Strenge und Zorn nicht voneinander zu trennen weiß [2]. Dieselbe Verirrung ist es aber, die sich auch hier zum Worte drängt. Man kann hart sein und doch nicht ungerecht. Es ist recht wohl möglich, unerbittlich strenge Zucht zu üben, ohne den Rechten der Erkenntnis und der Selbständigkeit des freien Willens ein Haar zu krümmen. Freiheit des Unverstandes heißt niemand Freiheit, sondern Schmachten im finstern Kerker. Freiheit zum Bösen ist kein Recht, sondern eine leidige Schwäche des Menschen [3]. Zwang zum Guten, Nötigung, die Pflicht, mit der sich einer nicht

---

[1] Sailer, Weisheit auf der Gasse (G. W. XX 1 [1819], 134).

[2] Vgl. hierzu II [3], 19, 5, S. 808 f.

[3] Jo 8, 34. Röm 6, 20. 2 Petr 2, 19. Seneca, Benef. 6, 30. (Aristot.,) Magna moral. 1, 5, 3 4. Boetius, Consol. 4, pr. 2. Bernard., Gratia et lib. arb. 6, 18; 10, 35. Besonders August., Op. imperf. 1, 100 102; 5, 38; 6, 11. Thomas, Mal. q. 1, a. 3; Verit. q. 22, a. 6 u. o. Estius, Comm. in Sentent. 2, d. 24, § 5 ff, d. 40, § 1. Gonet, Clypeus, De beat. d. 5, 92 ff; De incarn. d. 21, a. 3, § 3. Sylvius 1, q. 19, a. 10. Müller, Ethica I [2] 317 ff. Deshalb sagt der hl. Augustin (Civ. Dei 12, 7; 14, 13), für die Sünde gebe es keine causa efficiens, sondern nur deficiens. Vgl. Thomas 1, q. 49, a. 1; C. Gent. 3, 10 und oben 7, 5.

aus eigenem Antrieb befreunden will, durch die aufgedrungene Übung kennen und schätzen zu lernen[1], das ist keine Beeinträchtigung einer berechtigten und vernünftigen Freiheit.

Nicht jeder Zwang ist also eine Verletzung der Freiheit. Es kommt nur darauf an, wie er geübt wird und wozu er nötigt[2]. Im Anfang, solang einer der Zucht am meisten bedarf, beklagt sich jeder über deren unerträgliche Härte. Er versteht eben, unerleuchtet und ungezogen wie er ist, noch nicht, daß, wer die Zucht haßt, seine eigene Seele haßt[3]. In dem Grad aber, in dem durch sie sein Erkennen heller und sein Wollen gerader und fester geworden ist, lernt er sie als die Ursache seiner Wohlfahrt preisen[4]. Wie viele wären ungebildet und unerzogen geblieben, hätte sie nicht eine barmherzige Hand mit Gewalt aus ihrem Treiben gerissen. Damals begriffen sie freilich nicht, daß es Liebe war, die sie so barsch aufschreckte[5]. Nun aber, da sie infolge des heilsamen Schreckens die Augen dem Licht geöffnet und die Wahrheit im Herzen liebgewonnen haben, wissen sie der Erbarmung, die sich ihrer so kräftig angenommen hat, nicht genug für das zu danken, was ihnen einst so wehe tat[6].

7. Gerade deshalb also, weil die Weisheit der Offenbarung so mütterlich für das unantastbare Recht der menschlichen Freiheit besorgt ist, deshalb wird sie nicht müde, zu mahnen: Spare die Rute dem nicht, der erst noch zu erziehen ist[7]. So sehr maßlose Heftigkeit von Unheil ist, weil sie statt Besserung

---

[1] Vgl. August., Sermo 112, 8; Ep. 185, 6, 21 ff.

[2] August., Ep. 93, 5, 16. [3] Spr 15, 32; vgl. 12, 1.

[4] Hebr 12, 11. Valerian. Cemel., Hom. 1. de bono discipl. Franco abbas, De gratia Dei l. 11.

[5] Sir 30, 1. Hebr 12, 6. Spr 13, 24. Weish 12, 22.

[6] August., Ep. 93; Ep. 173; Contra Gaudentium Donat. 1, 25, 28; C. litteras Petiliani 2, 94, 217.

[7] Spr 23, 13; 29, 15 ff. Sir 7, 25; 30, 1 8 ff.

des Fehlenden die eigene Rache sucht — denn Bitterkeit muß wieder Bitterkeit wecken[1] —, so unerläßlich ist eine gemäßigte und gerechte Strenge, soll aus dem verdorbenen Menschengewächs ein gesunder Baum erzogen werden.

Wir sprechen hier nicht von der Strenge, insofern sie durch begangene Fehler als Strafe und zur Verhütung ferneren Übels notwendig gemacht sein sollte.

Die Strenge in der Erziehung hat eine viel höhere, edlere Bedeutung. In uns allen wohnt ein Feind, über dessen Gefährlichkeit wir uns nur zu gerne täuschen. Es ist die Trägheit, die Feigheit. Stellt sich uns eine Gefahr nahe, so ist das erste, woran wir denken, die Flucht. Erhebt sich ein Sturm der Abneigung, des Zornes, der Ungeduld, so glauben wir schon etwas Großes getan zu haben, wenn wir dem Stein des Anstoßes wenigstens aus dem Wege gehen. Aber würden wir nur auch durch dieses ewige Fliehen und Ausweichen wirklich besser! Es mag sein, daß uns so das Böse für diesmal nicht überwindet. Dafür haben auch wir das Übel nicht überwunden, und das nächste Mal wird es uns mit verdoppelter Macht anfallen, je mehr wir ihm unsere Schwäche verraten haben.

Nicht durch Fahnenflucht also, sondern durch Stehenbleiben und durch ernsten Kampf gegen das Böse wird der Mensch besser[2]. Nur gegen sinnliche Versuchungen, die zu gefährlich

---

[1] Eph 6, 4. Kol 3, 31. Vegius, Liberor. educ. 1, 16 17.

[2] Cassian., Coll. 18, 8 13. Nilus, Ep. 1 22 147. Isidor. Pelus. 1, ep. 373; 5, ep. 39 226 270 313. Bruno Astens., Sentent. 2, 8. Philipp. Solitar., Dioptra 1, 5. David de Aug., Form. novit. 3, 5. Gerard. Zutphan., Reform. vir. anim. 8 9. Salmanticens., Theol. tr. 10, d. 5, d. 1. Mezger, Theol. Salisburg. tr. 6, d. 21, a. 6. Alphons. Lig., Moral. l. 2, 6 ff; l. 5, 23 ff. Schram, Theol. myst. § 143 ff. Scupoli, Certam. spirit. 13 38. Pinamonti, Dux spirit. 26.

sind, als daß man sich auf einen Kampf mit ihnen einlassen dürfte, gibt es kein anderes Mittel der Rettung als die äußerste Wachsamkeit und augenblickliche Flucht[1]. Bei allen andern Gefahren ist für den, der siegen und besser werden will, der sicherste Weg der entschiedene Kampf. Nur dadurch, daß einer im täglichen Ringen mit unerbittlichen Gegnern seine Schwächen kennen lernt, seine Unvollkommenheiten ablegt, seine fehlerhaften Neigungen läutert, seine Kräfte stählt, wird etwas Tüchtiges aus ihm. Wer ohne die Wohltat dieses Kampfes heranwachsen und leben muß, der wird eine gewisse geistige Schwäche und moralische Einseitigkeit nie ganz überwinden[2].

Aber wie viele haben den Mut, sich zur Anwendung dieses Heilsmittels von selber zu entschließen? Wenn uns nicht eine unerbittliche Hand in früher Jugend schon in dieses eisige Wasser gestoßen hätte, würde wohl einer aus uns die Abhärtung und das Schwimmen gelernt haben? Damals zitterten wir freilich und baten um Schonung. Heute unterschreiben wir fröhlich das Wort des edeln Freidank:

Alle Ehre gar zergat (zergeht),
Die nicht Zucht noch Meister hat.
Von Züchten nie kein Mann verdarb,
Schonung oft schon Schaden erwarb[3].
Wer ohne Furcht ist erzogen,
An dem ist manche Tugend betrogen[4].

Nach diesem Grundsatz erzog man in alten Tagen Menschen und Menschheit. Bis zum Aufgang der Bescheidenheit, sagte man damals — jetzt würden wir sagen: bis zum Eintritt

---

[1] (August.,) Append. Sermo 293, 2. Scupoli 13 19, append. 30 32. David. de Aug., Form. novit. 2, 7; 3, 7. Smaragdus, Diadema monach. 99. Cornel. a Lap., In Gen. 39, 10; 1 Cor. 6, 18.

[2] Dupanloup, Die Erziehung II 597 f.

[3] Freidank 53, 23 ff. [4] Ebd. 53, 19 f.

eigener Einsicht —, soll die Rute der Kinder Missetat zwingen. Und auch dann ist Ernst noch immer gut, denn ein Gesetz ohne Strafe ist eine Glocke ohne Klöppel[1]. Von der Furcht, es könnte einer unter ernster, vernünftiger Zucht Schaden leiden, waren die Alten frei. Lieber ließ ihnen das Kind unter der kräftigen Faust des Erziehers ein Stück der rohen, ungegerbten Haut, die es auf die Welt mitgebracht hatte, als daß sie es zuchtlos hätten aufwachsen lassen[2]. Was taugt ein junger Leib verlegen[3], der Ungemach nicht leiden kann?[4] Schläge machen weise[5]. Eine gute Rut macht die Kinder gut[6]. Je schärfer die Rute, je besser das Kind[7]. Kein Schlag verloren, als der daneben geht[8]. Die Rute bricht kein Bein entzwei[9]. Also sprachen, danach handelten unsere Väter.

Wir leugnen nicht, daß sie vielleicht etwas gar zu sehr über unsere heutige Empfindsamkeit und Sentimentalität erhaben waren. Uns dauert dieser junge Ritterknabe — später als Guibert von Nogent ein Mann großen Namens —, wenn er das ganze Jahr keinen Ferientag hat, wenn er an den höchsten Festtagen unbarmherzig zum Lernen getrieben wird, wenn ihn sein Lehrer Tag für Tag mit einem Hagel von Schlägen übersät und mit zürnenden Worten fast steinigt[10].

---

[1] Graf und Dietherr, Rechtssprichw. 165 (4, 152); 286 (7, 20).

[2] Schwabenspiegel § 185 247 (Laßberg 88 110). Sachsenspiegel 2, 65, 2 (Homeyer 293). Zingerle, Deutsche Sprichwörter des Mittelalters 81 f. Schultz, Das höfische Leben I 125 f. Pfeiffer, Germania I 134 ff.

[3] Über diesen Ausdruck siehe oben 14, 5, S. 740.

[4] Der Winsbeke 42, 5 f (Haupt).

[5] Wander, Sprichwörter-Lexikon IV 207, 48.

[6] Ebd. III 1779, 10 13. [7] Ebd. III 1779, 33.

[8] Körte, Sprichwörter der Deutschen[2] 6674.

[9] Wander III 1779, 11 15.

[10] Guibert de Novigento, De vita sua 1, 5 6.

Wir fühlen uns ordentlich das Herz weich werden, wenn wir in jenem naiven mittelalterlichen Gedicht von dem wunderschönen Muttergottesbild lesen, zu dem die Kinder auf dem Weg zur Schule in ihrer Not und Angst so inbrünstig beten:

Wie oft mit Weinen bat
Manch dummes Kindelein
Unsre Frau, sie möge sein
Des Tages in der Schule pflegen
Und es behüten vor den Schlägen[1].

Aber dafür müssen wir jener Zeit auch das zugestehen, daß sie mit ihrer strengen Zucht ein Geschlecht heranzog, das etwas ertragen und etwas leisten konnte, das uns heute noch durch seine Charakterfestigkeit Achtung einflößt. Heute strafen wir die Kinder milde, oft nicht einmal mehr zum Schein. Dagegen nimmt das Strafen an den Großen kein Ende und werden die Gefängnisse nie leer. Damals straften sie rasch und streng. Dafür mußten sie weniger strafen, erreichten also den Zweck der Strafe[2]. Der eben genannte Guibert denkt noch später mit aufrichtigem Dank seines harten, obschon wenig gelehrten Erziehers und bekennt, daß er unter dessen Leitung wenigstens in jeder Art von Tugend und in einem feinen, gesitteten Benehmen nicht geringe Fortschritte gemacht habe.

8. Die gleiche Anschauungsweise finden wir auch in der Erziehung zum religiösen und zum öffentlichen Leben früherer Tage allenthalben verwirklicht. Niemand fällt es ein, zu leugnen, daß die Anwendung jener Grundsätze auch nach dieser Seite hin unter den Händen eines kraftvolleren Geschlechts mitunter eine Gestalt annahm, die uns bei unserer heutigen Glaubens- und Nervenschwäche und bei unsern weich

[1] Das Jüdel (Hahn, Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts 129, 68 ff).

[2] Justus Möser, Patriotische Phantasien IV 141 f; II 313.

und weichlich gewordenen Gefühlen gründliche Scheu einzuflößen geeignet ist. Unbestreitbar ist gar oft selbst in bester Absicht des Guten viel zu viel geschehen, von Mißbrauch gar nicht zu reden. Unleugbar ist aber auch bei der Beurteilung jener Verfahrungsweise viel gefehlt worden und wird noch immer viel gefehlt, namentlich von denen, die alles, was in diesem Stück mit unserem Geschmack nicht recht übereinstimmen will, als willkommenen Anlaß benutzen, um über die Kirche und das Christentum den Stab zu brechen.

Das aber ist ungerecht. Die Berserkerwut zum Beispiel, mit der die soeben zur katholischen Kirche zurückgekehrten Westgotenkönige[1] in Spanien auch den Juden das Glück des Glaubens aufzuzwingen suchten[2], fällt doch gewiß nicht der Kirche zur Last; ist ja gerade sie ihr mit Entschiedenheit entgegengetreten[3]. Die furchtbare Strenge Karls des Großen gegen die Sachsen ist nicht von ihr ausgegangen. Sie hat nicht notwendig, die Verantwortung für all das zu übernehmen, was in diesem Stück getan wurde, und wenn es auch auf ihren Namen hin geschah.

Will einer in diesen Dingen ein gerechtes Urteil fällen, so tut er gut, genau zuzusehen und wohl zu unterscheiden. Anders verfuhr die spanische Inquisition, einen andern Charakter trägt die kirchliche Inquisition in Italien. Anders fiel die Strafe aus, wo nur die Religion, anders, wo auch die Sitte verletzt wurde. Anders handelte die Kirche, wo sie allein auftrat, anders war das Verfahren dort, wo Staat und Kirche sich so

---

[1] Leges Wisigothorum l. 12, tit. 2, 3 ff; tit. 3, 3 ff.

[2] Beispiele zu Gregor. Mag, Opp. II 542 ff (ed. Paris. 1705).

[3] Concil. Toletan. 4, c. 57 (56). Vgl. Gregor. Mag. 1, ep. 35 47 u. ö. Nicol. I., Respons. ad Bulgar. c. 41 102. Clement. III. c. 9, Sicut Iudaei, X. de Iudaeis 5, 6. Innocent. III. c. 3, Maiores, X. de baptismo 3, 42. Philipps, Kirchenrecht II 400 ff.

sehr geeinigt hatten, daß ein Verbrechen gegen die eine Macht auch als Verletzung der andern galt.

Im ganzen können wir drei verschiedene Klassen von Prozeduren unterscheiden.

Am mildesten behandelte man die Juden, solange sie sich nicht selber durch ihre unaustilgbare Geschicklichkeit, aus dem Fleische der Christen Riemen zu schneiden, um den Schutz brachten, den sie im Mittelalter so oft auf Kosten und zur größten Unzufriedenheit der christlichen Völker genossen [1].

Milde war auch die Art, wie man sich gegen die gewöhnlichen Häretiker wehrte. Solange fanatische Schwärmer und ketzerische Gelehrte bloß in den Köpfen Unheil anrichteten — und dieses Unheil war damals, wo jeder Gedanke zündete gleich griechischem Feuer, größer, als wir uns heute denken können —, da also begnügte man sich fast immer damit, die Geister durch den Bannspruch vor ihnen zu warnen, höchstens suchte man ihnen durch Haft die Weiterverbreitung der verderblichen Lehren unmöglich zu machen [2]. Wir erinnern an Gottschalk und Abälard, an Gilbert de la Porée, an Tanchelm und Eon de Stella, an David von Dinanto, Heinrich von Lausanne, Berengar, Molinos, an die Pelagianer, die Waldenser, die Brüder und die Schwestern des freien Geistes.

Strenge, mitunter sehr strenge, verfuhr man aber gegen die dritte Klasse von Gegnern, gegen Häretiker, welche die öffentliche Ordnung durch ihre Angriffe störten. Solche waren die Donatisten, die würdigen Vorfahren der Hussiten. Man mag sich wundern, den mildesten der Heiligen, Augustinus, unter denen zu finden, welche entschieden für Strenge und für Einschreiten der weltlichen Macht gegen diese Ketzer das Wort erheben. Aber man muß auch wissen, was das für Ketzer

[1] Fehr, Staat und Kirche im fränkischen Reich 507.

[2] Humbertus a Romanis, Erudit. praedicat. 2, 2, 61 ff.

waren. Mit Schleudern und Knütteln zogen sie herum, mit jenen furchtbaren Knütteln, denen sie selber als den Werkzeugen ihres wahnsinnigen Bekehrungseifers den Spottnamen Israel gaben[1]. Ihr Gruß bei einer Begegnung schon wurde mehr gefürchtet als das Knurren eines Löwen[2]. Wessen sie habhaft wurden, den schleuderten sie ins Feuer oder in den nächsten Abgrund[3], nachdem sie an ihm zuvor ihre Lieblingsheldentat ausgeführt, d. h. ihm Kalk und Essig in die ausgestochenen Augen geschüttet[4] hatten. War es ungerecht, sagt Augustin[5], gegen solche Feinde aller Sicherheit die Macht der Kaiser anzurufen? Oder hätte man sie gewähren, dagegen die bedrängten Katholiken ohne Schutz lassen und so zu zügellosen Ausbrüchen der Selbsthilfe und der Privatrache zwingen sollen? Wer sieht nicht, daß die weltliche Obrigkeit gegen derartige Leute mit Gewalt einschreiten muß, sollen ihnen die Untergebenen nicht schutzlos preisgegeben werden wie die Lämmer dem Wolfe?

Es war also nichts weniger als unbillig, wenn die Kirche, nachdem alle andern Mittel nicht verfangen hatten[6], auf dem dritten Konzil im Lateran die Gewalt der Waffen zu ihrem Schutz gegen die Albigenser aufrief, die über Kirchen und Klöster herfielen, kein Alter, nicht Kinder, nicht Frauen, nicht Greise schonten[7]. Sicher würde man heute gegen einen Arnold

---

[1] August., In Psalm. 10, en. 5.

[2] August., In Psalm. 132, en. 6.

[3] August., Unit. eccles. 19, 50; C. lit. Petil. 2, 88, 195; Ep. 88, 6.

[4] August., Brevic. collat. cum Donat. 11, 22; Ep. 111, 1.

[5] August., C. ep. Parmen. 1, 10, 16; C. lit. Petil. 2, 83, 184. Bernard., Ep. 363, 7. Ioann. Saresb., Polycr. 6, 13.

[6] Humbert., Erud. praed. 2, 2, 64.

[7] Concil. Lateran. III. c. 27. Vgl. hierzu Hefele, Ximenes[2] 245. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat[1] 561 ff.

von Brescia, gegen die Apostelbrüder, die Hussiten, die Stedinger so gut Ernst anwenden, als man es damals tat.

Daß man in jenen Zeiten oft hart verfuhr, ist freilich wahr. Aber man sehe wohl zu, wer so hart handelte. Das kanonische Recht kennt jedenfalls keine Todesstrafe. Ohne jede Rücksicht, ohne irgend Milderungsgründe oder Unterschiede zuzugeben, verfuhr ein persönlich ungläubiger Kaiser wie Friedrich II., dem es nur um Einheit und Ordnung in seinem Reich zu tun war. Milde und mit Schonung schritten jene weltlichen Herren ein, die den Geist der Kirche in sich aufgenommen hatten. Auch sie mochten sich im Augenblick erbitterten Kampfes um Leben und Tod zur Härte fortreißen lassen. Kamen sie aber wieder zu sich und gaben sie der Stimme des Glaubens und der Kirche wieder Gehör, so taten sie alsbald Buße und sühnten ihr Übermaß durch um so herrlichere Taten der Genugtuung und der Liebe [1].

9. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß sowohl in Bezug auf die Behandlung der Ketzer als auch auf andern Gebieten das Strafverfahren des Mittelalters in eben dem Grade menschlicher wurde, als sich die Geister mehr und mehr ins christliche Leben hineinfanden [2].

Das gilt überhaupt von der Einwirkung der Kirche auf die Milderung der Sitten. Wir, die wir heute die Früchte einer Zivilisationsarbeit von fast zwei Jahrtausenden genießen, wir, die wir selber noch fern davon sind, die Anforderungen des Christentums in unserem persönlichen und im öffentlichen Leben verwirklicht zu haben, wir, die wir nur gar zu gern unserer eigenen Kultur zuschreiben, was in der Wirklichkeit

---

[1] Wilhelm. Tyr. 8, 21. Guibert. Novigent., Gesta Dei per Francos 7, 4, 9.

[2] Vgl. dazu oben 4, 15.

nichts als das endliche Durchdringen der christlichen Ideen ist, wir urteilen in diesem Stück meist ebenso unbillig als unpsychologisch und ungeschichtlich. Weil der von unsern Vätern gepflanzte Baum uns heute seine Frucht trägt, darum machen wir ihnen und ihrem Glauben Vorwürfe darüber, daß sie nicht selber schon die christliche Bildung im vollständigsten Maße verwirklicht hätten. Aber das ist nicht Sache von ein paar Stunden oder Tagen. Das Christentum ist keine Zauberei, die im Handumdrehen den Menschen in ein anderes Wesen verwandelt. Vielmehr wirkt es langsam, auf menschliche Weise und durch Mittel, welche der Natur des Menschen anbequemt sind. Es wäre Gott ein leichtes, den Menschen mit einem Ruck aus seiner Unvollkommenheit herauszureißen und in den Zustand der Vollendung zu versetzen, welche er vom Christen verlangt, gerade wie er den Habakuk bei den Haaren vom Engel forttragen ließ. Er zieht es aber vor, diese Umwandlung der Zeit und der menschlichen Treue zu überlassen, selbst auf die Gefahr hin, daß kurzsichtige Geister ihn darüber tadeln. Wäre diese Treue etwas größer, so hätte er seine Absichten schon längst durchführen können. So gelang es ihm aber oft nur spät und auch da nur teilweise.

Ungerecht aber wäre es, zu verkennen, daß er trotz aller menschlichen Halbheit seine Pläne früher oder später dennoch verwirklicht. Wir können das durch eine Gegenüberstellung des französischen und des deutschen Rolandsliedes an einem recht augenfälligen Beispiel nachweisen [1].

Das erstgenannte ist das großartigste Epos der Franzosen, dessen sie sich mit Recht ebenso rühmen wie wir Deutsche unseres Nibelungenliedes. Diese Chanson de Roland entstand bald nach dem Jahre 1000. Das herrliche Gedicht stammt aus der Normandie, die sich eben erst zum Christentum

[1] Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft I (1880) 114 ff.

bekehrt hat. Natürlich denken und handeln die Helden des Epos geradeso wie die Ritter des Volkes, aus dessen Mitte es hervorgegangen ist. Die Gotteskämpfer treten demzufolge zwar als ehrliche, überzeugungsvolle Christen auf, aber es geht ihnen mit dem Christentum doch häufig noch wie dem David mit der Rüstung Sauls. Man weiß nicht, ist es ihnen noch nicht recht angewachsen, oder haben sie sich noch nicht recht in das neue Leben hineingewachsen. Sie glauben an Gott und wollen ihm ihren Dienst leisten[1], aber freilich auf ihre Weise, und diese ist oft noch recht bitter und herbe und erinnert sehr daran, daß sie kürzlich noch echt germanisch-heidnisch war. Das zeigt sich außer vielem andern insbesondere in der Heftigkeit, mit der sie gegen ihre heidnischen Gegner in Wort und Tat losbrechen. Sie haben zwar als Christen wenigstens den Kriegsbrauch ihrer heidnischen Väter abgelegt, nach der Eroberung alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, Stadt und Volk, Bewaffnete, Frauen, Greise, Säuglinge, ohne Schonung, ohne Unterschied[2]. Sie entleeren ihren Ingrimm nur noch an den Götzen und Tempeln der Besiegten[3]. Aber sie lassen den Heiden das Leben bloß unter der Bedingung, daß sie sich taufen lassen. Im andern Falle haben diese das Leben verwirkt[4]. Es ist ohne Zweifel auch das schon ein Fortschritt gegen frühere, heidnische Zeiten, freilich noch ein kleiner. Und wir müssen das schon diesen normannischen Neophyten zu gute halten. Denn sie hatten eben noch nicht lange Zeit, sich in den Glauben hineinzuleben, den sie kürzlich umfaßt hatten.

---

[1] Chanson de Roland 3666. En Dieu creit (= credit) Carles, faire vœlt sun servise.

[2] Vgl. Lamprecht, Alexanderlied 805 ff 1234 ff 2125 ff 3417 ff (Weismann). Ortnit 326, 1 ff; 330, 2 ff (Amelung).

[3] Chanson de Roland 3660 ff.

[4] Ebd. 101 f 3670.

Anders die Helden des deutschen Rolandsliedes. Dieses wurde um etwa hundert Jahre später durch den Pfaffen Konrad verfaßt. In Deutschland aber war das Christentum schon länger herrschend. Hier müssen wir also strengere Forderungen an die Durchbildung der Geister mit christlicher Gesinnung stellen. Und wir dürfen das auch ohne Sorge[1]. Was uns bei den Normannen noch verletzt, das ist hier verschwunden[2]. Keine Silbe von Plünderung der eroberten Städte, keine Nötigung zur Taufe, nicht einmal eine Zerstörung der heidnischen Altäre.

[1] Auch bei Schilderung der mittelalterlichen Kriegsgreuel finden manche Schriftsteller kein Maß. Alwin Schultz, der wie so viele an der Krankheit leidet, aus einzelnen Tatsachen allgemeine Sitten zu machen, muß sich selbst zuletzt fragen, woher doch jene Zeiten Menschen und Mittel genommen hätten, um solche Dinge auszuhalten, wie er sie schildert. Aber man sollte eben nicht bloß anführen, was die weltliche Literatur an Greueln enthält — und diese dann noch übertreiben —, sondern auch berücksichtigen, was die Kirche zu deren Milderung getan hat. Freilich, den Krieg zu einem Volksvergnügen oder zu einem Mittel der Sittenveredelung umzugestalten, das ist der Kirche nicht gelungen. Darüber darf ihr aber jedenfalls unsere Zeit keinen Vorwurf machen, wenn wir gleich damit prahlen, das Militär und den Krieg zu einem Tugendmittel umgestaltet zu haben. Immerhin hat die Kirche viel zur Milderung beigetragen durch ihre Gesetze über den Gottesfrieden (Zöpfl, Deutsche Rechtsgeschichte II[4] 305 320 ff. Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte 615 f), durch Verbot unmenschlicher Waffen, durch strenge Ahndung grausamer Kriegswut, wie denn z. B. Innozenz III. gewiß seine Pflicht gegen die Kreuzfahrer in Konstantinopel tat. Und daß diese Bemühungen nicht vergeblich waren, das zeigen nicht bloß einzelne Taten, wie das edle Benehmen des schwarzen Prinzen nach der Schlacht von Poitiers, sondern noch mehr die Grundsätze über ritterliche Kriegsführung, die sich im Parzival finden (171, 25 ff; 198, 1 ff; 200, 4 ff; 207, 19 ff [Bartsch 3, 1672 ff; 4, 559 ff 624 ff 849 ff]). Vgl. Kenelm Digby, Mores catholici or Ages of Faith, b. 7, ch. 5 (II 357 ff); vgl. II 399 ff; III 138 ff 159 ff.

[2] Vgl. Kuonrât, Rolandslied 351 ff 8631 ff (Bartsch).

Christen sind jene, Christen sind diese. Aber jene sind noch Anfänger, diese haben sich bereits zu schönen Fortschritten im christlichen Leben erschwungen. Wir dürfen es den furchtbaren normannischen Recken gerade um ihrer Schroffheit willen aufs Wort glauben, daß es ihnen blutiger Ernst ist, wenn sie, recht mit dem Eifer der Neubekehrten, versichern, es sei ihnen bei ihrem furchtbaren Metzeln um nichts anderes zu tun als darum, daß sie gleich Märtyrern [1] ihr Leben aufs Spiel setzten, nur um die Menschen zu Gott zu ziehen [2]. Aber sie sehen wirklich sehr wenig zu, wo sie die Ungläubigen mit ihrer noch immer halb heidnischen Eisenfaust packen, um sie zu Christus hinzuschleppen. Eine solche Art zu bekehren, mag gut gemeint sein, jedoch gut ist sie nicht. Wir freuen uns deshalb herzlich, sowohl im Namen der Menschlichkeit als des Christentums, daß in dem späteren deutschen Gedicht ein viel milderer Sinn zur Herrschaft gelangt ist. Und wir glauben, daß es diesen menschlicher, weil christlicher gewordenen Rittern besser gelungen ist, die Absicht, in der sie handeln wollen, zu verwirklichen, nämlich „für Christus zu wuchern und viel manche heilige Seelen zu gewinnen“ [3].

10. Wie aber in diesem Stück, so hat die christliche Zivilisation auf allen Gebieten zwar langsame, aber beharrliche Fortschritte gemacht.

Man tadelt freilich die Kirche, daß sie nicht auf jede Anwendung von Strenge, d. h. auf jede Disziplin, Verzicht geleistet hat. Aber das hat sie nie angestrebt und kann sie nie im Sinn haben. Zucht muß geübt werden, wo Menschen mit Ernst zum Guten erzogen werden sollen. Ohne Zucht keine Läuterung des Einzelnen, ohne Zucht keine Ordnung der

---

[1] Chanson de Roland 1134.

[2] Ebd. 2252 ff.

[3] Kuonrât, Rolandslied 364 ff 8638 f; vgl. 1532 f 2250 u. ö.

Gesamtheit. Gerade die Disziplin ist die unerläßliche Vorbedingung zur Zivilisation.

Wie aber die Zucht ausfällt, das hängt mehr von dem ab, welcher zu erziehen ist, als vom Erzieher. Den rauhesten Vater macht mit der Zeit die Folgsamkeit seines Kindes sanfter. Einem widerspenstigen Sohn aber weiß selbst das Mutterherz die Liebe nicht anders zu bezeugen als mit Tränen, Bitten und Strafen. Die Liebe ändert sich nie. Aber wenn der, den sie eifersüchtig behütet, aufhört liebenswürdig zu sein, dann wandelt sie sich in Strafe, um aus ihm wieder einen würdigen Gegenstand der Liebe zu machen. Liebe, die nicht auch zu strafen weiß, ist höchstens jene blinde Regung, der selbst das Tier zugänglich ist, aber nicht die starke Tugend, die man vom Menschen und vom Christen erwartet, die man vor allen am Vorgesetzten unerbittlich fordern muß.

Sich beklagen über die Zucht heißt deshalb entweder sich anklagen wegen eigener Zuchtlosigkeit oder das Geständnis ablegen, daß man selber Zucht bedarf. Niemand sollte darum so leicht die Anwendung der Zucht tadeln. Es liegt zwar mehr oder minder in jedem Menschen ein Zug, bei der Autorität Mißbrauch ihrer Gewalt vorauszusetzen und Partei für den zu ergreifen, der mit seiner Obrigkeit in Zwiespalt geraten ist [1]. Aber der ehrenhafte Charakter empfindet stets darüber Scham. Er fühlt darin etwas Entwürdigendes, und zweifelsohne mit. Recht. Denn auch das Tier fängt an, durch Heulen und Bellen seine Entrüstung zu zeigen, sobald im Nachbarhaus Exekution stattfindet. Es fühlt sich eben mitgetroffen, es glaubt sich melden zu müssen, da es auch nicht besser sei als das unglückliche Wesen, welches von der Strafe ereilt wird, es bezeugt, daß, wenn es überhaupt einmal zur Züchtigung komme, diese ihm selber am wenigsten erspart werden dürfe.

---

[1] Plutarch., Praecepta reipubl. gerendae 16.

Warum also die Kirche sich darob schämen soll, daß sie stets die Zucht gehandhabt hat, ist nicht einzusehen. Wenn es auf sie ankäme, würde sie sich diese unangenehme Aufgabe gewiß ersparen. Keine Mutter greift so ungern zur Rute als die Kirche zur Strenge. Sie hat es wahrhaftig nie an Bitten, an Tränen, an Belehrung fehlen lassen. Sie muß sich sogar oft von harten, ungeduldigen Herzen ihre ewige Schonung und Nachgiebigkeit zum Vorwurf machen lassen. Nicht wenige Sekten haben sich von ihr getrennt aus keiner andern Ursache als wegen Unzufriedenheit mit ihrer, wie sie sagten, allzu großen Milde, mit ihrem ewigen Zusehen.

Wenn sie also einmal Zucht übt, so kann man sicher sein, daß sie es nur tut, gezwungen von den Menschen und gezwungen von der Pflicht, aus Liebe zu den Ihrigen und aus Gehorsam gegen Gott. Von ihrer Hand wird das Blut eines jeden gefordert [1], dem sie nicht seine Verpflichtung einschärft. Ihr ist vom Herrn der Seelen der Befehl geworden: Nötiget sie, hereinzutreten, damit mein Haus voll werde [2]. Wehe ihr, wenn sie ihrem Auftrag nicht nachkommt! [3] Sie erzwingt nicht Glauben durch Schläge [4]. Sie nötigt niemand, zu glauben gegen seine Überzeugung [5]. Sie will nur jene den Glauben lehren, welche die Pflicht haben, ihn anzunehmen. Aber es ist nicht ihre Schuld, wenn sie ihrer Pflicht als Lehrerin nicht nachkommen kann, ohne damit die Tätigkeit ernster Zucht zu verbinden. Sie kann nichts dafür, daß der Mensch zu dem ihr von Gott auferlegten Zwang, zu lehren, zu bitten, zu beschwören [6], nun

[1] Ez 3, 17 ff; 33, 6 ff. [2] Lk 14, 23.

[3] 1 Kor 9, 16.

[4] Tertull., Ad Scapul. 2. Lactant., Instit. 5, 20. Gregor. Mag. 13, ep. 12; 9, ep. 6. Athanas., Histor. Arian. ad monach. 67. Cassiodor., Var. 2, 27. Bernard., Cant. s. 66, 12.

[5] August, C. liter. Petil. 2, 83, 184; 94, 217.

[6] 2 Kor 7, 20.

auch noch seinerseits den Zwang fügt, die Zucht gegen ihn zu gebrauchen.

Klage man, anstatt wider sie, lieber mit ihr über die feige Menschenfurcht, über die Vorurteile, die Trägheit, den Stumpfsinn, kurz, über all das Böse, das sie zu ihrem eigenen tiefsten Bedauern in die Notwendigkeit versetzt, mit so viel Zeitverlust, zu so großem Schaden für höhere Aufgaben die Rolle eines Lehrers und Führers selbständiger, empfänglicher Geister mit der eines Zuchtmeisters von störrischen Kindern zu vertauschen!

Niemand wünscht sehnlicher als sie, sie möge nie in die schmerzliche Lage versetzt werden, ihrer Pflicht mit Strenge walten zu müssen. Aber daß sie davon Umgang nehme, das steht nicht in ihrer Gewalt. Erst muß in allen Herzen Hochsinn und Verständnis für die wahre Freiheit des Geistes an die Stelle der Engherzigkeit und der unreifen Kindergesinnung treten, die leider fast überall die Herrschaft führen, dann kann sie getrost die Zuchtrute beiseite legen, dann ist es ihr ein leichtes, dem Zug ihres Herzens Lauf zu lassen.

Als Mutter der Erlösten übt sie zwar auch jetzt Strenge nie ohne Mitleid[1] und teilt Strafe als wahres Almosen der Liebe aus[2]. Sie würde sich aber glücklicher fühlen, könnte sie Erbarmen ohne Strenge und Liebe ohne Strafe üben, mit andern Worten, sich der Zucht ganz begeben. Jetzt freilich beschränkt sich zu ihrem eigenen Leidwesen ihre Tätigkeit fast ganz auf die Mühe, so viel trügerisches Wissen, das als geistiges Unkraut auf dem Acker der göttlichen Wahrheit wuchert, immer wieder auszurotten, und wo ein schädlicher Auswuchs der Pflanzung Gottes Gefahr droht, zu günstiger Zeit mit Karst und Messer Vorsorge zu treffen oder Abhilfe zu bringen.

---

[1] Gregor. Mag., Mor. 19, n. 30; 20, n. 14. August., Psalm. 33, 2, 20; Sermo 87, 15.

[2] August., Enchirid. 19, 72.

Würde ihr Herzenswunsch erfüllt, so könnte sie sich ungestört dem Dienst der himmlischen Weisheit, der Pflege aller Vollkommenheit zur Heiligung der ihr Anvertrauten, zum Segen des Menschengeschlechtes, zur Vollendung des Gottesreiches widmen.

Was uns betrifft, so wissen wir, daß wir Menschen sind. Deshalb wehren wir uns nicht der Zucht, der wir nun einmal bedürfen. Wir machen bloß, unserer Schwäche bewußt, den Spruch des Psalmisten zum unsrigen: Es möge mich der Gerechte mit Erbarmen züchtigen[1]. Doch wenn es einmal an dem ist, daß wir zu wählen haben zwischen dem Ernst der Wahrheit, die unser nicht schont, und der Schmeichelei, die uns arme, sündige Menschen erst noch völlig verderben würde, dann besinnen wir uns nicht lange, zu gestehen: Lieber schlägt uns einer Wunden, der es gut mit uns meint, als daß uns einer mit Küssen bedeckt, dessen Herz nicht aufrichtig gegen uns gesinnt ist[2].

---

[1] Ps 140, 5. [2] Spr 27, 6.

Achtzehnter Vortrag.

Christentum und Humanität.

1. Man braucht es nicht als Glaubenssatz anzunehmen, man kann es aber sehr wohl als glaubwürdig gelten lassen, weil es so ganz aus dem Leben gegriffen ist, was manche Erbauungsbücher über den Schmerzensgang unseres Herrn von dem Richthaus des Pilatus bis nach Golgatha erzählen. Solang er durch die Straßen wandelte, in denen der sog. bessere, gebildetere Teil der Bevölkerung wohnte, war die vornehme Gleichgültigkeit, die stolze Verachtung, der schlecht verhaltene Hohn, dem er überall begegnete, für ihn bitter genug. Als er aber in das ärmliche Viertel der niedern Klassen eintrat, da wartete seiner noch größerer Schmerz. Da wohnen die, denen er sich aus Übermaß der Liebe in Not und Dürftigkeit gleichförmig gemacht, die er vom Aussatz geheilt, denen er mit wunderbar vermehrtem Brot den Hunger gestillt hat. Vor etlichen Tagen haben sie ihn jubelnd als den Gesandten Gottes empfangen; heute, da sein Stern verblichen ist, sparen sie ihm weder Fluch noch Spott. So schwer jene der Wahrheit zugänglich sind, die sich etwas in der Welt dünken, so veränderlich, so leicht verführt ist das Volk, so maßlos, sobald es sich einmal vom rechten Weg entfernt hat. Nun ist es ihnen nicht genug, ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Sie schicken ihre Kinder auf die Straße und lassen ihm durch deren Hände Scherben und Abfälle vor die Füße schütten.

Das war wohl das größte Leid, das seinem Herzen widerfuhr. Bei keiner Schmach, bei keinem Schmerz hat der Herr bisher in seiner göttlichen Leidensmajestät geklagt oder auch nur geseufzt. Diesmal aber füllen Tränen seine blutunterronnenen Lider. Die Kinder, die er diesen Undankbaren geschenkt, die Kinder, die er mit besonderer Liebe gesegnet hat, von den eigenen Eltern ihm abwendig gemacht, ja wider ihn aufgewiegelt zu sehen, das hat ihm das fühlende Herz zu tiefst getroffen. Er wußte zwar, daß es Menschen gibt, denen man nur Gutes zu erweisen braucht, um sicher von ihnen Böses zu ernten, Menschen, für die eine Erinnerung an empfangene Wohltaten ein genügender Grund zu unauslöschlicher Feindseligkeit ist. Aber gerade jene Übung der Güte, mit der er hoffen durfte, auch die härtesten Herzen weich gemacht zu haben, nun als Waffe gegen sein eigenes Herz gekehrt und die Frucht seiner liebevollen Opfertätigkeit so grausam zerstört sehen zu müssen, das vermochte selbst er nicht ohne Bewegung zu ertragen.

2. Betrachtet man die Menschen, so möchte man fast glauben, sie hätten es sich zur Aufgabe gesetzt, das Leiden, das der Herr einstens für sie erduldet hat, soweit es an ihnen liegt, dauernd, ja ewig zu machen und keinen Zug aus seiner einmal erlittenen Marter unerneuert zu lassen. Erst liegt der große Kranke, das Menschengeschlecht, in seinen Wunden hilf- und rettungslos mitten unter den Tieren der Wüste. Schon ist ihm mit der Hoffnung die Besinnung geschwunden. Da naht sich ihm der Menschenfreund vom Himmel her mit Gefahr seines eigenen Lebens und flößt ihm den belebenden Trank über die widerstrebenden Lippen. Und kaum ist dem Unglücklichen das Bewußtsein zurückgekehrt, da trocknet er den von der Arznei noch feuchten Mund und sagt mit rauhem Stolz: Ich habe mir selber geholfen, und sagt das, indes er seinen Retter neben sich verbluten sieht.

Mehr noch! Leugnen, daß man eine Wohltat empfangen habe, ist großer Undank. Aber die erhaltene Wohltat gegen den Wohltäter selber kehren und aus ihr eine Waffe wider sein Herz schmieden, das ist mehr als Undank, das ist Unmenschlichkeit.

Mit diesem kurzen Satz haben wir die Geschichte des Wortes Humanität seit Jahrhunderten geschrieben.

Daß das Christentum der Welt die Humanität, die sie längst verloren hatte, wieder gegeben, daß es sich der zertretenen Menschheit angenommen hat in den Tagen eines Tiberius und Caligula, da der Erdkreis unter dem Joch der Unmenschlichkeit zitterte, daß es sie leichter und mit weniger Opfern von Blut und Leben aus der Höhle von Tigern denn aus den Händen eines Nero und Domitian gerettet hätte, das war im Augenblick vergessen, mit Absicht geleugnet, sobald die Menschheit wieder frei aufatmen konnte. Statt ihm das neu geschenkte Leben zu danken, erblickte die Welt in seiner bloßen Existenz einen Vorwurf für ihren Undank und setzte alles daran, es aus dem Weg zu schaffen und glauben zu machen, die christliche Religion sei der Erbfeind der Humanität, und diese sei so lange nicht sicher, als der Glaube ein Wort zu sprechen habe.

Gerade das Wort Humanität war das Schwert, mit dem man nach dem Herzen des Wohltäters zielte, des großmütigen Wohltäters, der mit so schweren Opfern die Menschheit und die Menschlichkeit gerettet hatte. Das Christentum, hieß es allenthalben, sei das unübersteigliche Hindernis und ein unversöhnlicher Feind für alle menschliche Bildung. Das Christentum, sagte Voltaire hundertmal und sagt die Welt seit ihm, das Christentum habe jahrhundertelang die Humanität in Barbarei und Abgeschmacktheit erstickt, erst unserer Zeit sei es vorbehalten gewesen, das echte Menschtum wieder zu entdecken[1].

---

[1] Elliſſen, Der Geiſt der Geſetze von Montesquieu I 79 f.

Humanität — so sagt man, man meint indes Humanismus —, Humanität, so lautet der oberste Grundsatz der modernen Welt, sei mit Christentum, und Christentum mit Humanität unvereinbar. Das Christentum sei der Tod der Humanität. Wer Christ werden wolle, müsse zuvörderst den Menschen ausziehen und Verzicht leisten auf alles, was echt und schön menschlich sei. Schon das allein lasse keine echte Menschlichkeit aufkommen, daß der christliche Glaube uns nötigen wolle, einem übermenschlichen Gott unterworfen zu leben. Ein rein geistiger Gott könne nicht Vorbild für Menschen sein. Da sei es was anderes gewesen im Heidentum! An ihren vollen, reizenden Göttergestalten, sagt Schiller, hätten die Griechen beständig das Vorbild freier Menschlichkeit vor Augen gehabt. Wie herrlich habe man doch damals gelebt! Höheren Adel habe die Natur gehabt, nichts sei heilig gewesen als das Schöne. Das sei nun alles vorbei. Alle Blüten seien abgefallen. Heimgekehrt seien jene schönen Götter und hätten alles Schöne, alles Hohe aus der entgötterten Natur mitgenommen. Keine Gottheit zeige sich mehr unserem Blick[1]. Was wir verehren, fährt Goethe fort, das sei ein Unsichtbarer im Himmel, allerdings auch ein Sichtbarer am Kreuz[2]. Aber was solle der Mensch — mit Schmerz sprechen wir solche Lästerungen nach —, was solle er an dieser von Hunger abgemagerten, von Schmerz durchdrungenen Jammergestalt eines mit ausgerenkten Gliedern am Kreuz hangenden Gottmenschen Veredelndes und Erhebendes lernen?[3] Und wie solle ein echter Mensch aus dem erwachsen, den man von Jugend gewöhnt habe, die Sinnlichkeit als Gefahr für die Seele zu fürchten, dem Schönheitsdrang einen Schleier über die Augen zu werfen, der Natur Gewalt an-

[1] Schiller, Die Götter Griechenlands (G. W. I [1835] 108 ff).

[2] Goethe, Die Braut von Korinth (G. W. I [1827] 244).

[3] Ebd. (Ausg. 1827—1832) XLIV 27; XXXIII 172; vgl. III 125. Renan, Études d'histoire religieuse[3] 412.

zutun? Könne finsterer Ernst und trauriges Entsagen uns jemals glücklich machen? Zweifellos sei es also besser, offen zu sagen: Eilen wir wieder den alten Göttern zu!

3. Das sind böse Sätze, und sie gleichen dem Ruf: Weg mit ihm! kreuzige ihn! dem Ruf, mit dem die Juden am Karfreitag die Wohltaten des Herrn vergolten haben.

Das Böse daran ist einmal dies, daß sie augenscheinlich darauf berechnet sind, das Christentum zu untergraben, und zwar viel entschiedener, als sie offen auszusprechen für gut finden. Das Böse ist zweitens, daß sie sich dazu des Wortes Humanität bedienen, eines Wortes, das jedem Menschen teuer und heilig ist, er müßte nur seine Natur ausgezogen haben. Das Böse ist aber ganz besonders drittens, daß sie dieses Wort in einer Weise mißbrauchen, wodurch die unbändigste aller Leidenschaften mit in den Kampf gegen das Christentum gezogen wird, jene, die eine Zucht am lästigsten findet, jene, die, einmal aus den Fesseln befreit, am wenigsten auf Vernunft und Warnung hört, nämlich die Sinnlichkeit, der Trieb des Fleisches.

Ob dieses Vorhaltes zeigen sich die Apostel der Humanität zwar meist höchlich entrüstet. Wir müßten aber die Welt schlecht kennen, sollten wir nicht gerade in diesen Ausbrüchen des Zornes eine Bestätigung für das finden, was wir gesagt haben. Übrigens, wenn jemand zweifelt, ob unser Vorwurf auf Wahrheit beruht oder nicht, dem ist leicht Rat zu schaffen. Er darf fast jeden nächstbeliebigen Schriftsteller der genannten Richtung aufschlagen, immer wird der Eindruck, den er davonträgt, der sein, daß ihre verblümten Worte von der freien, reinen Menschlichkeit wirklich nichts anderes bedeuten als den Kult der Sinnlichkeit. Man lese nur bei Goethe oder bei Schiller nach, warum sie den Untergang der alten, schönen Humanität so schmerzlich bedauern. Da jener schönen Wesen Wonnedienst noch glänzte, sagen sie unverhohlen, da man deine

Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia, als noch Aphroditens heitrer Tempel stand, damals war es anders, damals blühte echte Menschlichkeit. Unserer Priester summende Gesänge aber und ihr Segen haben kein Gewicht, ihr Salz und Wasser kühlt nicht, wo Jugend heiße Wünsche fühlt, stillt den Brand der Liebe nicht. Das ist deutlich genug gesprochen, und mehr als genug! Selbst Herder, der Evangelist dieser sog. Humanität, weiß ihr in trockener philosophischer Erörterung keine andere Bedeutung abzugewinnen. Die Indianer sind ihm deshalb allein schon die Urbilder der Inhumanität, wahre Unmenschen, weil sie, statt nach griechischer Sitte, um mit Schiller zu sprechen, stille Wünsche an Cytheren und Gelübde an die Charitinnen zu richten, vielmehr ihre Haut gegen Insektenstiche und scharfe Luft und Kohlenhitze unempfindlich gemacht, also ihre sinnliche Natur abgehärtet haben[1].

Wir wollen zugeben, daß nicht alle so schlimm denken, wenigstens sich das Schlimme dieser Gedanken nicht klar machen. Jedoch ob deutlich und entschieden, ob halb oder verschwommen, im letzten Grund bedeutet der angebliche Gegensatz zwischen Christentum und Humanität nichts anderes als den Gegensatz zwischen dem Geist, der dem Fleisch gebietet, und den sog. Rechten der gröberen oder der feineren Sinnlichkeit.

Wir begreifen, daß es der verschwommenen Ästhetik des Humanismus kalt über den Rücken läuft, wenn ihr Grundprinzip so rücksichtslos auf seinen wahren Gehalt zurückgeführt wird. Aber besser, es läuft ihr kalt über den Rücken als heiß durch das Blut. Es ist besser, besser vom Standpunkt der Sittlichkeit und besser vom Standpunkt des klaren Denkens, die Wahrheit unverhüllt ans Licht zu stellen, als ihr jenen durchsichtigen Schleier umzuhängen, der nur darauf berechnet

[1] Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit 8, 1 (S. W. zur Philosophie und Geschichte V [1827] 106 ff).

ist, die Sinnlichkeit aufzuregen und die Natur zu verderben. Es ist besser, zu erklären, daß sich hier unsere Wege scheiden, als daß wir durch Schweigen und Augenzudrücken mitschuldig an einer Richtung werden, die das Christentum verhöhnt und das wahre Menschtum untergräbt.

4. Für den, der Augen hat zum Sehen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß *Humanität und Christentum ein und dasselbe Schicksal* haben. Dafür steht die Weltgeschichte, dafür die Kulturgeschichte ein. Dieselben Geister, die zuerst der Revolution zujubelten, weil sie in ihr, wie es wirklich war, ein Mittel erblickten, um die Ideen von Voltaire und Rousseau zu verwirklichen, dieselben machten alsbald mit Schrecken die Entdeckung, daß sie mit dem verhaßten Christentum auch die Humanität erstickt habe. Die nämlichen Ästhetiker, die der Kunst den Tod prophezeien, wenn sie sich nicht gründlich aus den Fesseln des Christentums losmache, zerbrechen sich den Kopf darüber, woher es kommen mag, daß die moderne Kunst, die sich gewiß genügend vom Christentum emanzipiert hat, mit solcher Unfruchtbarkeit belastet und solcher Unnatur verfallen sei.

Indem wir uns nun aber aus vollem Herzen jenen anschließen, die mit allen Kräften für die Anerkennung des Satzes kämpfen, daß Humanität und Christentum unzertrennlich sind, wollen wir, um jedwedes Mißverständnis zu vermeiden, nicht verfehlen, gleich zum voraus zu bemerken, daß damit durchaus nicht behauptet sein soll, sie seien beide *eines*.

Daraus, daß Humanität und Christentum nicht im Gegensatz stehen, folgt nicht, daß sie zusammenfallen. In diesem Sinn ist es ganz richtig, wenn man sagt: das Christentum ist nicht Humanität. Freilich, wenn wir so sagen, so hat auch dies einen andern Sinn als im Mund unserer Gegner. Sie behaupten, Natürliches und Übernatürliches stünden sich nicht bloß unendlich fern, sondern auch so feindlich gegenüber, daß das

eine der Tod des andern werden müsse. Wir sind der Überzeugung, daß beide Welten wesentlich voneinander *verschieden* sind, daß aber *kein Widerspruch* zwischen ihnen besteht, sondern daß sich vielmehr das Übernatürliche zur Natur herabläßt, um ihre Erhöhung und Vollendung zu werden.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man alle Lehren und Vorschriften der Offenbarung einzig vom Standpunkt irdischer Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit aus erklärte. Damals verteidigte man das Fastengebot nicht deshalb, weil es ein Mittel zur Abtötung und zur Kräftigung der Seele, sondern nur darum, weil es der leiblichen Gesundheit förderlich sei. Damals rechtfertigte man das Wallfahren, weil es für gewöhnliche Leute denselben Zweck der Erholung habe wie für Reiche eine Badereise. Von höheren, übernatürlichen Gesichtspunkten war keine Rede. Man schämte sich des Übernatürlichen. Man wußte kaum mehr etwas davon.

Diese dürren Zeiten sind vorüber. Heute rühmen wir uns dessen, was man ehemals mit Schweigen übergangen hat.

Und mit Grund. Wie die Himmel in unendlichem Umkreis unsern Planeten umgeben, so weit ragt das Übernatürliche über die Natur hinweg. Aber trotzdem sind wir überall vom Übernatürlichen umfangen. *Wie die Luft alles durchdringt und belebt*, was Leben hat, so erfüllt und beseelt das *Übernatürliche* alles, was echt natürlich und menschlich ist. Das ist keine Störung oder gar Zerstörung des Natürlichen, sondern vielmehr dazu angetan, das wahrhaft Menschliche zu läutern und zu vervollkommnen. Welcher Denkende hat je gefürchtet, es könnte die Pflanze oder unser Blut Schaden leiden, wenn man der Luft Zutritt dazu gewährt? So ist auch die übernatürliche Ordnung jenes Element, in dem die Menschlichkeit groß wird und gedeiht.

Aber daraus, daß das Natürliche des Übernatürlichen zu seiner Vollendung bedarf, folgt nicht, daß beide nicht wesentlich

voneinander unterschieden seien. Den Erdball sucht niemand anderswo als in der Welt. Aber keinem fällt es deshalb ein, zu glauben, daß die Welt nichts anderes und nichts mehr sei denn die Erde. So ist es auch kein Widerspruch, wenn wir sagen, daß, obwohl das Christentum unendlich mehr ist als bloße Humanität, dennoch Humanität erst in der Atmosphäre des Übernatürlichen gedeiht, und daß echte Humanität nirgends gefunden werden kann als eben mitten im Christentum.

Daraus folgen unmittelbar zwei Sätze, welche die Grundlage der christlichen Religion bilden.

Kein Christ, lautet der erste, darf sich schmeicheln, seine Pflichten als Christ erfüllt zu haben, solang er sich das Zeugnis geben muß, daß er sich noch nicht die volle Humanität angeeignet hat.

Kein Mensch, sagt der zweite, kein Mensch, welcher ernstlich danach strebt, echt menschlich zu leben, darf hoffen, diese Aufgabe zu lösen ohne Hilfe des Christentums.

5. Um aber alle Zweifel zu überwinden und jede Zweideutigkeit zu zerstreuen, ist es nötig, daß wir uns darüber verständigen, *was* unter *Humanität* zu denken ist.

In der Welt — wir sprechen von der Welt, die nur nach den herrschenden Alltagsmeinungen urteilt — wird wohl kaum einer zu finden sein, der im besten Fall unter Humanität etwas anderes verstünde als die veredelte *Äußerlichkeit*. Von der alten Welt sagt uns das ein Meister, der sie gewiß von Grund aus kannte, ausdrücklich[1], und wir haben uns selber oft genug davon überzeugt. Ob die neue Welt, die des Christentums überdrüssig geworden ist, in diesem Stück höhere Anschauungen besitzt, ist mindestens fraglich. Denn wenn sogar ein Herder nicht ansteht zu sagen, der ungeheuere Fortschritt vom Floß zum Kriegsschiff, die Einsicht, daß sich in Häusern und Städten

[1] *Lactant.*, Instit. 3, 9.

bequemer wohnt als in Höhlen, und daß man von den süßen Gaben der Ceres besser lebt als von Menschenfleisch und Eicheln, die Buchdruckerkunst und die Kunst, das Messer zu schärfen, diese und ähnliche Dinge seien der Inbegriff von Verstand und Kunst, welche im Verein mit Billigkeit die Humanität begründen[1], so kann man leicht ermessen, was wir vom dürren Holz zu erwarten haben.

In Wahrheit dürften Tausende von Lobrednern unserer Kulturfortschritte zu finden sein, die das Wort Humanität noch weit äußerlicher und materialistischer auffassen als selbst die Alten. Der Satz zum Beispiel, daß unsere modernen Großstädte die Mittelpunkte der Kultur, der Bildung und der Humanität seien, ist für das Durchschnittspublikum so unumstößlich gewiß, daß es fast gefährlich ist, öffentlich darüber auch nur die Achseln zu zucken. Fragen wir aber nach dem Warum, so wird man uns sagen: weil man dort alle Bildungsmittel beisammen habe, Theater, Konzerte, naturwissenschaftliche und Kunstsammlungen. Da haben wir den Beweis, dessen wir bedurften, handgreiflich erbracht. Soll es uns dann zum Vorwurf gemacht werden können, wenn wir uns auf eigene Füße stellen gegenüber den Ansichten von Menschen, die nicht einmal in Bezug auf die Frage, was echte Menschlichkeit ist, den oberflächlichen Schein und den inneren Kern voneinander zu unterscheiden wissen? Alle Erfahrungen alter und neuer Zeit bestätigen, daß das Leben und das Treiben der übergroß angewachsenen Städte, dieser Brutöfen der geistigen Zerrüttung[2], der Tod aller Humanität ist. An äußerlichen Bildungsmitteln und an oberflächlichem Schliff des Lebens ist freilich kein Mangel. Allein eben je größer diese sind, um

---

[1] Herder, Ideen 15, 3, 4; 4, 3 (S. W. zur Philos. und Gesch. VI [1827] 306 319 ff).

[2] So Masaryk, Der Selbstmord 111.

so unleugbarer liegt es auf der Hand, daß sie nicht Humanität geben. Der mächtigste Staatsmann unserer Tage hat einmal unsere Riesenstädte die allgemeinen Landeskloaken genannt. Er wußte vielleicht nicht, daß sich schon die Römer desselben Ausdruckes bedienten[1]. Die Erfahrungen, die ein tiefer blickender Geist darüber macht, sind eben stets gleich[2].

---

[1] Sallust., Catil. 37. Cicero, Attic. 1, 19; Catil. 2, 4: Sentina urbis; Catil. 1, 5: Sentina reipublicae. Tacit., Annales 15, 44: Quo cuncta undique atrocia et pudenda confluunt celebranturque. Lucan. 7, 405: Romam mundi faece repletam. Hieron., In Gal. 4, 3: Sentinam omnium superstitionum. Leo Mag., Sermo 82 (80), 2 3. Vgl. Aristot., Polit. 7, 4. Thom. Aq., Regim. princ. 2, 3. Oben 1, 3 6.

[2] Vgl. z. B. über Alexandria oben 1, 6, S. 84; über Korinth Strabo 8, 6, 20; Schol. Aristophan. in Plut. 149 179; in Lysistr. 91; Aelian., Var. 1, 19; über Komana Strabo 12, 3, 36; über Athen Demosthen., Philipp. 1, n. 10. Andocides, De myster. 149; Isocrates, De pace 44; Areopagit. 83; Plato, Gorg. 44, p. 489, c. *(συρφετός)*; Dicaearch. Athen., Fragm. 1, 4 5 (Müller, Geogr. Graec. I 99); über das alte Rom die eben angeführten Stellen und Champagny, Les Césars IV[5] 6 ff; Friedländer I 17 ff; über Antiochia Schenkel, Bibellexikon I 143; über Magnesia Democrit. Ephes., Fragm. (Müller, Fragm. hist. graec. IV 383); über Ephesus Democrit. Ephes. a. a. O.; Eualces, Fragm. (ebd. IV 406); über Milet Clearch. Sol. (ebd. II 306); über Babylon Herodot. 1, 196 199; Strabo 16, 1, 20; über Seleucia Pauly, Realenzyklopädie VI 946 ff; über Rhodus Plutarch., Divit. cupid. 5; über Tyrus Ez 27, 4 ff. Besonders merkwürdig ist, was Nicetas Choniates über Konstantinopel sagt: man dürfe sich nicht wundern, daß seine Bevölkerung so unruhig und charakterlos sei, da sie, aus allen Völkern zusammengeschwemmt *(ἐκ διαφόρων πολιτεύεται γενῶν)*, ein wahrer Abschaum der Welt sei *(σύγκλυδες ὄχλοι)*; das gelte aber von allen Großstädten (Alex. Man., Fil. 5; Migne, P. Gr. CXXXIX 585 a b). Daß es im abendländischen Mittelalter nicht viel besser war, zeigt Dante, Inf. 16, 67 ff. In diesem Sinne nannte Napoleon I. die Pariser die ersten Gassenbuben der ganzen Welt.

Diese übermäßig großen Mittelpunkte des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, die mit dem Mark des Landes auch all seine Krankheitsstoffe an sich ziehen[1], beherbergen drei ebenso hartnäckige als versteckte Übel, die keine äußerliche Macht und kein Scharfsinn der Polizei beseitigen wird, weil sie innerlicher Natur sind. Das ist einmal eine Roheit der niedern Schichten, wie sie auf offenem Land nirgends in gleichem Grade möglich ist, dann eine Genußsucht und eine Sinnlichkeit unter allen Ständen, hier raffinierter, dort niedriger, die Leib und Seele verdirbt und so furchtbar mit der Bevölkerung aufräumt, daß sie sich beständig in einem kaum berechenbaren Fluß und Wechsel befindet, endlich das Hauptübel, der Tod der wahren Bildung und folglich auch der Humanität, eine Herrschaft des Scheines und der Unwahrheit, eine Schönrednerei und Lügenhaftigkeit des Benehmens, die dieses äußere feine Wesen zur leeren Maske herabwürdigt und Geist und Herz bis zur bewußten und unverbesserlichen Heuchelei verdirbt[2].

Das ist nur ein Beispiel, es zeigt aber, wie oberflächlich gewöhnlich die Schlagworte Bildung und Humanität verstanden werden, und wie wenig Hoffnung vorhanden ist, daß Humanität wirklich herrschend werde, solang eine solche Richtung den Ton angibt. So ist es aber fast überall.

Was soll man von Volksbildnern urteilen, die sich nicht schämen, die Bühne als Schule der Bildung fürs Leben zu empfehlen? was von Schulbehörden, die zu diesem Zweck eigene Vorstellungen für die lieben Kleinen veranstalten? was von Religionsreformatoren, die mit Strauß die Musik als die

---

[1] Sallust., Catil. 37. Tacitus, Ann. 15, 44. Vgl. Roscher, Volkswirtschaft III[1] 41. Merkwürdig die Vision der A. K. Emmerich bei Schmöger, Emmerich II[2] 135 f.

[2] Vgl. Hellwald, Die Erde und ihre Völker II 226 f. Bodichon, De l'humanité I 206 f. Riehl, Land und Leute[2] 91 ff. Wichern, Die innere Mission[2] 118 f 151.

Religion der Zukunft predigen und die Welt glauben machen wollen, Humanität werde nicht eher zur Wahrheit werden, als bis man die Kirchen in Theater umgewandelt habe? was von Beamten, die Bosnien dadurch zu zivilisieren meinen, daß sie das Schlittschuhlaufen einführen?

Das und vieles Ähnliche zeigt, wie wenig die Menschen gewöhnlich eine Vorstellung davon haben, was Zivilisation und Humanität ist. Dem Römer waren es Gladiatorenspiele, dem Griechen jene Ringkämpfe, in denen die Jugend unheilbar verdorben wurde, dem Chinesen sind es die verstümmelten Füße der Frauen, der Gesellschaft für ethische Kultur sind es hohle Phrasen, die sittlich anrüchige Komödianten von der Bühne herab deklamieren oder im Wagnerwahnsinn trillern.

Ob das aber wirklich Humanität ist, das ist die Frage, oder vielmehr, das ist keine Frage. Wer weiß nicht, daß die Theater-, die Kunst- und Musikmanie nicht selten mit einer ausgesuchten Inhumanität, oft mit einer ganz bestialischen Roheit und Grausamkeit gepaart ist? Und wer wird sich darüber wundern, wenn er anders den Menschen kennt? Wie soll eine derartige Bildung, die in der Pflege einer einzigen Seite am Menschen, der Sinnlichkeit und der Phantasie, besteht, die noch überdies eine so tief greifende Störung des Nervenlebens fast zur unvermeidlichen Folge hat, wie soll sie sich anders kundgeben als in einer vollständigen Verwüstung des Geistes, des Willens und des Gemütslebens? Nero war von Haus aus nach allgemeinem Zeugnis sehr gut angelegt. Sein und der Welt Unglück aber war, daß das Theater seine Kirche und die Musik seine Religion wurde. Periander von Korinth war ein feingebildeter Mann, ein Mäcen aller Dichter[1], ein Freund der Philosophen[2]; viele rechnen ihn sogar unter

[1] Herodot. 1, 24, 1.

[2] Plutarch., Solon 4, 1. Diogenes Laert. 1, 64 73. Mullach, Fragm. philos. Graec. I 210.

die sieben Weisen Griechenlands. Das alles aber hinderte ihn nicht, Greuel, Grausamkeiten und Schandtaten zu begehen, die sich nicht nacherzählen lassen. König Alexander von Pherä, so recht geeignet zum Schutzpatron dieser neuen Theatermoral und Theaterreligion, war von Natur so weichherzig, daß er bei der Aufführung der Troerinnen von Euripides das Theater verließ, so lieb ihm auch dessen Vergnügen war, weil er vor Rührung die Tränen nicht bemeistern konnte[1]. Und der nämliche Tyrann ließ Menschen lebendig begraben, in Tierhäute nähen und von seinen Jagdhunden zerreißen, schoß nach Tisch, wenn er kein Wild im Park hatte, zum Vergnügen seine Untertanen nieder und rühmte sich, daß er nie mit einem Opfer Erbarmen gehabt habe[2].

Ähnliche Beispiele von sittlicher Verwilderung im Bund mit einer ausnehmend feinen, gelehrten oder künstlerischen Bildung liefert die Geschichte vieler Zeiten, man denke an die Kalifen Almansur und Al Motadid Billah, an Mahmud den Ghaznaviden, an die Mauren in Spanien[3], an die italienischen Höfe im Beginn der Renaissance[4]. Und es ist heute nicht anders und wird noch schlimmer werden, je mehr sich der Plan von einer rein ästhetischen Religion der Zukunft verwirklichen wird. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die eingefleischten Theaterbesucher und jene zarten Seelen, die bei jedem Rührstück ein paar Taschentücher unbrauchbar machen, zu Haus und im Geschäft gewöhnlich geradeso der

---

[1] Plutarch., Pelopid. 29, 4; Alexandri Magni fortuna 2, 1. Aelian., Var. 14, 40.

[2] Pausanias 6, 5, 2. Diodor. 15, 75, 1. Plutarch., Pelopid. 28, 2; 29, 3.

[3] Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien I 248 ff.

[4] Körting, Geschichte der italienischen Literatur I 307. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums I² 450 ff.

Schrecken ihrer Untergebenen sind wie die Nacheiferer der buddhistischen Liebe zu den Tieren.

Mit einem Wort: diese oberflächliche, äußerliche Bildung ist nicht Humanität. Daß auch sie wünschenswert, ja bis zu einem gewissen Grad notwendig ist, das leugnet kein Besonnener. Niemand wird doch glauben, daß Schmutz oder abstoßendes Betragen das Kennzeichen eines gebildeten Herzens sei. Wir können es nicht oft genug wiederholen, daß christliche Bildung und Humanität auch Feinheit im Benehmen und in den Umgangsformen, auch künstlerische Zierde und bescheidenen Schmuck erfordert. Aber wogegen wir im Namen der Humanität Verwahrung einlegen müssen, das ist das Vorurteil, als ob diese Äußerlichkeiten die Hauptsache an ihr oder gar ihr eigentliches Wesen seien.

6. Humanität muß also, darüber ist ein Zweifel nicht möglich, im *Innern* des Menschen gepflegt und in der Bildung, der wahren *Bildung des Geistes*, gesucht werden.

Wie wir aber diesen Satz verstehen, und wie ihn alle verstehen, denen es um wirkliche und nicht um Scheinbildung oder um Mißbildung des Geistes zu tun ist, darüber ist nach dem Gesagten wohl kein Wort mehr nötig.

Wir haben gefunden, daß es überall zu den schädlichsten Folgen führt, wenn man nicht mit dem uns angebornen Verderben rechnet. Alle Menschen ohne Ausnahme befinden sich in einem Zustande des *Falles*, der zwar nicht eine völlige Zerstörung, aber doch keine geringe Verdunklung ihrer geistigen Anlagen mit sich bringt, weshalb selbst die Geistesbildung nie ohne ernste Leitung gedeihen kann. In noch höherem Grad gilt das vom Willen, den das Verderben derart ergriffen hat, daß seine Bildung nur durch die strengste Beherrschung und durch beständige Läuterung gelingen wird. Dasselbe wiederholt sich, wenn wir die Bedingungen für die Bildung des Charakters oder des Gemütes ins Auge fassen. Es kann also

die Humanität, die ja das Endergebnis dieser vierfachen Bildung sein soll, nie und nimmer gedeihlich gefördert werden, wenn nicht der erste Satz des christlichen Glaubens zugegeben wird, der, daß der Mensch nicht ist, wie er sein soll, sondern daß er nur durch ernstlichen *Kampf* gegen sich selbst und durch strenge *Zucht* zur Reinheit und zur Vollendung gebracht werden kann. Es braucht nur jeder in sich selber zu blicken. Hat einer zwanzig Jahre mit allem Ernst das Dornenfeld seines Herzens gejätet, und glaubt er sich nun endlich zur Ruhe begeben zu dürfen, so genügt die Erschlaffung von ein paar Monaten, um Dingen in seinem Innern wieder Luft und Leben zu geben, Dingen, von denen er gehofft hatte, daß er auf ewige Zeiten davon nicht mehr sollte belästigt werden.

Wir haben also gar nichts gegen den Satz, daß Humanität *reine Menschlichkeit* ist. Nur müssen wir, damit er nicht falsch gebraucht werde, ihm einen zweiten zur Seite setzen, der also lautet: Die Menschlichkeit, so wie wir sie in uns finden, ist nicht rein; sie muß erst *rein gemacht* werden. Das aber kann nicht anders geschehen als durch einen Kampf wider uns selber; dieser Kampf ist aber nicht ein Unternehmen für einige Tage, sondern für unser ganzes Leben.

Humanität ist also nicht der Zustand, in dem sich der Mensch von Natur bereits *befindet*, sondern die Vollkommenheit, nach welcher er erst *streben* muß.

Humanität üben heißt demzufolge die Achtung vor der Würde der menschlichen Natur dadurch an den Tag legen, daß man ihr die Vollkommenheit zu verschaffen sucht, zu der sie von Gott, ihrem Schöpfer und Ziel, bestimmt ist[1].

Nun aber besteht unsere Natur aus zwei Teilen, aus Leib und Seele. Also hat auch die Übung der Humanität eine *zweifache* Aufgabe zu erfüllen, eine hauptsächliche und eine

[1] Vgl. Lactant. 3, 12.

untergeordnete. Ihre Hauptaufgabe ist Vervollkommnung der Seele. Humanität ist also vor allem das Streben nach Gerechtigkeit im weitesten Sinn des Wortes, nach Wahrheit, nach dem aufrichtigsten Dienst Gottes aus lauterem, ungeheucheltem Herzen[1]. Die Sorge für den Leib und für alle die zeitlichen Interessen, die dem sinnlichen Leben größere Feinheit und Behaglichkeit geben können, kommt erst in zweiter Reihe zur Sprache[2]. Denn was wir dem Körper schulden, das ist zunächst nur die Pflege der Gesundheit, damit er ein taugliches Werkzeug des Geistes werde[3]. Daß er aber das nicht bloß nicht wird, wenn wir ihn durch Nachgiebigkeit gegen seine sinnlichen Gelüste verhätscheln, sondern daß er so eher der Seele zum größten Hindernis wird, daß er also nur durch strenge Zucht zur wahren Humanität gebracht werden kann, das versteht sich von selber[4]. Was wir dagegen der Seele schulden, das ist mehr, das ist Reinheit, Freiheit, Gottähnlichkeit.

7. Daraus folgt, daß die Pflege der Humanität bei uns selber, und zwar bei unserem Geist und unserem Herzen, beginnen muß.

Wir denken auch hier wie in der ganzen Pflichtenlehre fast immer nur an unser Verhalten gegen andere. Aber jeder kann und muß Humanität üben, auch wenn er allein auf der Erde lebte. Wer die menschliche Würde an sich nicht achtet, der wird sie auch an andern nicht hochhalten. Das ist also auch hier unerläßliche Vorbedingung, daß einer zuerst nach der eigenen Vollkommenheit ringe. An uns selber müssen wir lernen, was wir andern schuldig sind. Das Streben nach eigener sittlicher und geistiger Vervollkommnung ist deshalb

---

[1] Lactant. 3, 9. Bernard., De div. sermo 16, 2.
[2] Lactant. 6, 11. [3] Bernard., De div. sermo 16, 2.
[4] Ebd. 16, 2 5.

der Grund und das Maß der Humanität. In dem Grad, in dem es einer ernst mit sich selber nimmt, wird er human in jeder Beziehung des Wortes. Ohne Demut, ohne Liebe, ohne Opfergeist keine Humanität. Der Selbstloseste ist immer auch der Humanste. Die, die am rücksichtslosesten gegen sich nach der Tugend streben, verstehen allein, was unserer Natur von Nutzen und was ihr zum Schaden ist, sie allein kennen die menschliche Schwäche, sie begreifen, welcher Fehler wir fähig sind, sie wissen, was dem Menschen wohl und wehe tut, wo seine größten Gefahren liegen und wo sein wahres Heil.

Darum sind unsere Heiligen die ersten Förderer der Humanität, nicht bloß jene, die kraft eines unbeschreiblichen Zaubers die Herzen aller im Sturm gewannen, Ambrosius, Bernhard, Dominikus, Franz von Assisi und Franz von Sales, sondern selbst jene Einsiedler in der Wüste und jene Mönche, an deren strenges und abgeschlossenes Leben niemand ohne Schauder denken kann, ein Simon Stylites, ein Bruno mit seiner ganzen Schar von toten Lebendigen.

Freilich gibt es stets deren, welche die Strenge jenes Lebens für Roheit, jene Enthaltsamkeit für Unnatur, die Abtötung der sinnlichen Gelüste für Unfreiheit und Erniedrigung halten, ja sogar deren, welche die Kämpfe um Keuschheit und Reinheit eine Torheit und das angeblich so einförmige und trübe Leben der Heiligen eine Herabwürdigung der Humanität nennen[1].

Gegen solche Verirrungen die Humanität und ihre Heroen verteidigen zu wollen, wäre eine Herabwürdigung für sie. Wir geben zu, daß manche unserer Heiligen in Wissenschaft nur wenig erfahren waren und von Kunst nicht viel verstanden, und daß sie in dem Treiben unserer sog. feinen Gesellschaft eine schlechte Rolle spielen würden. Dennoch gehen wir, um

[1] Renan, Études d'histoire religieuse[3] 310 ff.

Humanität zu lernen, lieber zu ihnen als zu den Löwen der gebildeten Kreise in unsern Großstädten, ja zu ihnen allein. Und gerade diese ängstliche Sorge unserer Heiligen, das Maß ihrer Bedürfnisse einzuschränken, die Schweigsamkeit, durch die sie ihre Zunge weise, ihre Zornmütigkeit milde, ihren Geist beschaulich machen, gerade die Striemen, das Fasten, das Blut, womit sie ihre Seele zur Freiheit und Sieghaftigkeit erziehen, sind uns Beweise dafür, daß wir bei ihnen echte, edle Humanität lernen können, mehr als in allen unsern Kulturmittelpunkten mit den Kunsttempeln und Schaustellungen, die mit ihren angeblichen Bildungsmitteln das Herz faul, wo nicht tot, und die Sitten inwendig roh machen.

Man rede von unsern Heiligen noch so geringschätzig, darum rechten wir jetzt nicht. Aber vier Dinge kann und muß jeder von ihnen lernen, dem es um echte Menschlichkeit zu tun ist, vier schwere Künste, von denen sich vielleicht mancher Herold der Humanität kaum träumen läßt, daß sie zu seinem Fach gehören, und diese sind: nicht alles sagen, was einem auf die Zunge, nicht alles schauen, was einem unter die Augen, nicht alles gehen lassen, was einem ins Blut, nicht alles tun, was einem in den Kopf kommt. Das bildet die Sinnlichkeit zur Bescheidenheit, den Geist zum Aufschwung zu Gott, das Herz zur Reinheit, den Willen zur Kraft, den ganzen Menschen zur sittlichen Freiheit. Und daß diese fünf Dinge ebenfalls zur echten Humanität erforderlich sind, dagegen lassen wir einen Widerspruch auch nicht einmal zu Wort kommen.

8. Jedoch der Mensch lebt nicht für sich allein. Was er zuerst sich selber schuldig ist, das schuldet er nach Maßgabe seiner Pflichten und Kräfte wieder andern. Deshalb lernt er an sich Humanität, um sie an seinesgleichen zu üben. Gleichwie wir uns nicht vollenden ohne fremde Beihilfe, so sind wir auch hinwieder der Menschheit verpflichtet, damit sie sich durch unsere Beihilfe vollende.

Die Alten haben es wunderlich genug als Naturrecht bezeichnet, und die neuesten, abermals heidnisch gewordenen Gelehrten nennen es ebenso barbarisch und widerspruchsvoll Naturzustand, wenn alle allen als Feinde auf Kriegsfuß gegenüberstehen. Daraus folgte von selber, daß es Pflichten nur gegen jene gäbe, und daß ein Recht von uns nur jene zu beanspruchen hätten, die mit uns zugleich demselben Staat angehörten. Nur in Bezug auf diese hätte die Staatsgewalt die Befugnis zur beliebigen Vergewaltigung aufgehoben. Allen andern gegenüber bestünde das Recht des Stärkeren fort nach wie vor[1]. Damit wäre jeder, der nicht unsere Sprache spräche und nicht dieselben Gesetze befolgte, als Barbar aus der Reihe jener gestrichen, denen wir irgend eine Rücksicht schuldig wären.

Das ist gewiß der schroffste Widerspruch gegen die Lehren des Christentums und der echten Humanität.

Hier sehen wir abermals, wie enge Christentum und Humanität zusammenhängen. Nur die christliche Lehre, die uns einschärft, daß wir von Natur alle aus einem Samen[2], daß wir noch enger durch die gemeinsame Erlösung im Blute des Sohnes Gottes und durch die Bestimmung zu einem gemeinsamen letzten Ziel verbunden sind, nur die katholische Religion, die den Geist und den Mut hat, alle Menschen als solidarisch verbundene Glieder eines Ganzen zum selben Leben zu verpflichten, auf eine internationale und übernatürliche Dogmatik und Moral zu vereidigen, nur diese allein ist international, übernational, also wahrhaft humanitär. Nach ihr aber haben wir alle dieselbe Seele, dieselben Empfindungen. Wozu einer verpflichtet ist, das bindet alle. Was einem wohl und wehe tut, das fühlt der andere ebenso. Was diesem

---

[1] Schmidt, Über den Unterschied zwischen römischem und germanischem Recht I 33 34 80. Mommsen, Römische Geschichte I⁶ 154.

[2] Apg 17, 26.

recht ist, das ist auch jenem billig[1]. Und Gott, ohne dessen Wohlgefallen keiner etwas ist, kennt keinen Unterschied des Ranges und der Farbe[2], sondern wer immer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm wohlgefällig, er mag diesem Stand oder jener Rasse angehören[3]. Keiner hat ihm etwas gegeben[4], es müßte nur einer die Unbilden rechnen wollen, die er ihm angetan hat, und den Undank, mit dem er seine Gaben lohnt. Keiner bringt eigenes Verdienst mit, wodurch er sich von andern unterscheidet[5]. Was einer irgendwie besitzt, das hat er nur vom Geber aller guten Gaben empfangen[6]. Darum sind alle einander gleich, alle gleich an Mangel eines Grundes, sich zu rühmen vor Gott[7], alle gleich als zahlungspflichtige Schuldner, als hörige, wenn auch freie Lehensträger Gottes, alle also unter sich, wie das so schöne, uns leider verloren gegangene Wort des Mittelalters sagt, Ebenchristen[8] und Ebenmenschen[9].

---

[1] Vgl. Lactant. 6, 10 11.

[2] Dt 10, 17. Job 34, 19. Weish 6, 8. Sir 35, 15. Apg 10, 34; 15, 9. Röm 2, 11. Gal 2, 6. Eph 6, 9. Kol 3, 25. 1 Petr 1, 17.

[3] Apg 10, 35. [4] Job 41, 2. Röm 11, 35.

[5] Apg 15, 9. 1 Kor 4, 7.

[6] 1 Chr 29, 14. 1 Kor 4, 7. Jak 1, 17. [7] Röm 3, 23.

[8] Dietmar der Sezzer 2 (Hagen, Minnesinger II 174). Stolle 21 (ebd. III 7). Helbling 2, 282 1106; 8, 335. Hugo von Trimberg, Renner 6800 7370 10432 15275 17817. Hugo von Langenstein, Martina 129, 11 (Keller 325).

[9] Pfeiffer, Deutsche Myst. II 486, 15; 616, 35. Haupt: Zeitschr. f. deutsches Altertum IV 575. Später, freilich schon im Mittelalter, wurde dieses schöne Wort in sein gerades Gegenteil, in Nebenmensch, verkehrt. Aber ein Nebenhaus ist ein untergeordnetes Haus, eine Nebenfrau, ein Nebenkind hat noch üblere Bedeutung. Ein Ebenbild dagegen ist ebendasselbe im Bild, was das Vorbild in Wirklichkeit. Sind also nach christlicher Lehre alle Menschen Ebenmenschen, so ist damit gesagt, daß der eine eben ist wie der andere, ganz genau derselbe. Man sollte das herrliche Wort wieder einzuführen suchen.

Sind also alle untereinander gleich an Menschenrechten wie an Menschenpflichten, so bilden auch alle zusammen eine unteilbare Einheit. Was dem einen gehört, das muß allen in irgend einer Weise zu gute kommen. Was der Gesamtheit schädlich ist, das darf keiner als seinen Nutzen noch als sein Recht betrachten. Jeder ist dem andern gleich an Selbstberechtigung für seine Person und durch Gebundenheit an alle andern. Jeder bedarf aller, und keiner ist überflüssig fürs Ganze. Sage nie einer das unbedachte Wort: Was wird's auf mich ankommen? Sage nie einer das ungemütliche Wort: Was frage ich nach andern? Denn jeder ist allen, und alle sind jedem verpflichtet. Da lebt keiner so verborgen, daß nicht die Gesamtheit von ihm ihren Nutzen oder Schaden hätte. Jedes Werk, jedes Wort zieht seine Wellen in Kreisen, deren Umfang niemand berechnet. Da leidet keiner, ob offen, ob stille, daß einem sein Leid gleichgültig sein könnte. Jede Nationalität hat die Berechtigung, sich geltend zu machen und ihre Eigentümlichkeiten zu wahren. Aber jede hat auch jede zu achten, in ihren Rechten zu schützen, von jeder zu lernen, sich mit jeder zum allgemeinen Besten zu vertragen. So hat auch jeder Beruf und jeder Charakter Anspruch auf Anerkennung. Ja wir stehen nicht an, selbst einer bloßen Liebhaberei ihre Berechtigung zuzugestehen, vorausgesetzt, daß alles im Rahmen des Ganzen bleibe, daß kein Recht verletzt und niemand beeinträchtigt werde.

9. Aber freilich dürfen wir nicht übersehen, daß auf dieser letzten Bedingung mehr Gewicht liegt, als man oft beachtet.

Wären alle Menschen völlig gleich, stünde jedem ebensoviel Macht zu Gebote, um sein Recht zur Geltung zu bringen, als er Rechtsansprüche hat, dann gäbe es wenig Schwierigkeiten. So aber, wo die Rechte ungleich verteilt und nicht selten die größeren Kräfte auf seiten des kleineren Rechtes sind, so muß eine Ordnung der Gesellschaft bloß auf Grundlage des toten Rechtes zum Mißbrauch des Rechtes führen.

Wo zwei Rechte nebeneinander in einem engen Raum stehen, da muß sich jedes beschränken, sonst drückt jenes Recht, das über größere Macht verfügt, das schwächere herab, oder der Krieg ist unvermeidlich. Das gilt besonders von dem Verhalten der Stände untereinander. Der Reiche, der sich beträgt, als bedürfe er des Armen nicht, der Starke, der vergißt, daß dem Schwächeren auch sein Recht zur Seite steht, bedenke wohl, daß dann der Gegendruck des Widerstandes oder der Gewalttat durch seine Schuld unvermeidlich gemacht ist.

Das Heidentum, das nie etwas von Zusammengehörigkeit der ganzen Menschheit, von Gleichberechtigung aller Klassen, Stände und Individuen gehört hatte, stellte im Privatrecht jeden auf sich selber. Während es im öffentlichen Recht dem Einzelnen alles nahm, überließ es ihm im Verkehr mit den Einzelnen die Ausbeutung seiner Macht, ohne dieser durch den Glauben an eine höhere Gewalt, der er vor seinem Gewissen Rechenschaft schuldet, ein Gegengewicht an die Seite zu setzen. Dem Namen nach war allerdings die Einrichtung des öffentlichen Lebens im Altertum auf das Prinzip der Gerechtigkeit gebaut, aber auch nur dem Namen nach. Denn in der Wirklichkeit ist eine derartige leere Gerechtigkeit nichts als das leidige Recht des Stärkeren[1], eine systematisch geordnete großartige Selbstsucht[2]. Deshalb verfährt denn auch diese stramme heidnische Gerechtigkeit, die ihren Triumph im römischen Recht feiert, gerade als ob der Mensch nur dazu da wäre, damit man an ihm Experimente mit dem toten Begriff von Recht anstellen könne. Nicht das Gesetz ist nach dieser Auffassung um des Menschen willen gegeben, sondern der Mensch wird geboren, damit man an ihm die Anwendung

[1] Ihering, Geist des römischen Rechtes I³ 107 ff.

[2] Ebd. I 319 ff. Ahrens, Jurist. Enzyklopädie 365 f. Röder, Grundgedanken des römischen und germanischen Rechtes 71 122.

der Gesetze studieren könne. Mag die Welt zu Grunde gehen, daran liegt nichts, wenn nur der Legist das Lob konsequenter Durchführung seiner Grundsätze gerettet hat.

Ob aber das noch Gerechtigkeit ist, das braucht wohl nicht erst untersucht zu werden. Wenn die Gerechtigkeit wie jede natürliche Tugend in der Mitte liegt[1], so muß ein solch einseitiges Übermaß zu deren Verderben ausschlagen.

Der christliche Geist hat darum von Anfang an alle Übung der Gerechtigkeit nach dem Gesetz der Schrift eingerichtet: Treibe es mit der Gerechtigkeit nicht gar zu weit[2]. Ihm ist deshalb im Gegensatz zum heidnischen Geist der Gerechtigkeitspflege das eigen, daß es stets mit der Forderung des Rechtes die Mahnung zur Billigkeit und Milde, oder wie wir jetzt sagen, zur Humanität verbindet[3]. Dem Humanismus ist es vor allem andern, oft einzig und allein, um das sog. formale Recht zu tun, d. h. wenn wir es psychologisch und populär ausdrücken, um den Ruhm des konsequenten Denkens. Der christliche Geist verzichtet lieber auf dieses schneidige Lob, nur um den Ruhm menschlichen Handelns zu retten[4]. Er verlangt also vor allem, daß alle, und natürlich vorerst die, welche außer dem Recht auch noch die Macht besitzen, ihr eigenes Recht mit Rücksicht darauf gebrauchen, daß alle gleiches Recht haben, d. h. so, daß auch andere mit ihren Rechten daneben Platz und Geltung haben.

Stets muß man, sagen die unter dem Einfluß der Mönche entstandenen angelsächsischen Gesetze, in denen die Durchführung dieser Anschauungen am augenscheinlichsten hervortritt, stets muß man schon bei Abfassung der Gesetze erwägen, wie man

---

[1] Aristot., Eth. 5, 4 5 (7 8). Thomas 2, 2, q. 58, a. 10.

[2] Prd 7, 17. Isidor. Pelus. 3, ep. 320. Ambros., De poenit. 1, 1. Fulgentius Ferrandus, Ad Rheginum comitem paraenet. c. 18. [3] 1 Kor 6, 12; 10, 22. Lactant. 5, 14.

[4] Haulleville, Définition du droit 342—360.

zuerst zum Nutzen des Volkes einen Beschluß fassen kann, so daß zugleich das Christentum begründet und alles Unrecht unterdrückt werde, und daß es dem ganzen Land zu gute komme[1]. Man setze also nur das Recht Gottes ein, dann wird auch das Volksrecht fortan jedermann, reich und arm, zu teil werden[2]. Was aber dann die Ausführung der Gesetze angeht, so ist der oberste Grundsatz, nach dem alles geregelt werden muß, der, daß jeder zuvor an sich selber denke, d. h. daß er, ehe er fremdem Unrecht wehre, das eigene Unrecht lasse, und daß er andern also recht tue, wie er will, daß man es ihm angedeihen lasse[3]. Die aber, die mehr Macht und Kraft haben, sollen der Ausübung ihres Rechtes ebenso Zügel anlegen wie den Anforderungen, die sie an die Schwachen stellen; denn der Mächtige und der Schwache sind nicht einander gleich und können darum nicht gleiche Bürde tragen[4]; vielmehr schleppt der Schwache oftmals da, wo er die kleinere Last trägt, doch größere Last als der Starke an seiner schwereren Bürde. Man richte deshalb Forderung und Urteil und Strafe immer billig ein und mildere und schone und lindere gern um der Furcht Gottes willen so, wie es vor Gott verantwortet und in der Welt ertragen werden kann, und daß das ganze Volk davon Nutzen habe, und daß nicht um eines kleinen Gutes willen das große verdorben werde. Denn wir alle haben sehr oft Gnade nötig. Und der, welcher Macht hat, muß bedenken, was er für sich selber wünscht, wenn er spricht: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern[5].

---

[1] Aethelreds Gesetze IV 40 (Concil. Aenham.). Schmidt, Ges. der Angelsachsen[2] 232. Knuts Gesetze II, 11, S. 276.

[2] Knuts Gesetze II, 1, S. 270.

[3] Aethelreds Gesetze IV, 42 49, S. 234.

[4] Ebd. IV, 52, S. 234.

[5] Knuts Gesetze II, 2, S. 270 272. Aethelreds Gesetze IV, 53, S. 234. Wilhelms Gesetze I, 39, S. 344.

Mit diesen ebenso humanen als christlichen Grundsätzen, bei denen jede Gefahr politischer wie sozialer Empörung in der Wurzel abgeschnitten wäre, wird gewiß kein Recht angetastet. Das Christentum kennt ja keine Tugend, die nicht auf dem Boden der Gerechtigkeit erwachsen wäre. Aber es setzt jedem Recht und jeder Übung der Gerechtigkeit die Billigkeit zur Seite. Beide aber stellt es unter den Schutz der Religion[1], die allein im stande ist, diese nach der Ansicht der meisten so entgegengesetzten Eigenschaften zu vereinbaren.

Hier sieht jeder, der sehen will, ob Religion und Übernatur das natürliche Leben beeinträchtigt oder es vervollkommnet. Gerade die religiöse Auffassung des Rechtes ist es, was in den christlichen Gesetzen des Mittelalters die erhabene Anschauung von der Barmherzigkeit des Rechtes erzeugt hat[2]. Der Raupen wegen, sagte man damals, muß man den Baum nicht umhauen. Man hackt den Stamm nicht ab, weil ein Wurm in den Apfel gekommen ist[3]. Diese Sprichwörter erinnern an den Herrn des Gartens und des Ackers im Evangelium, der dem Feigenbaum Zeit gönnt und den Guten zuliebe das Unkraut schont.

Nach christlichem Glauben ist eben nicht bloß das religiöse Leben Gottesdienst, sondern auch die Rechtsübung eine Nachahmung Gottes. Gott ist das Recht, und alles Recht ist von ihm. Darum ist die Gnade über dem Recht und niemals Recht ohne Gnade. Niemand wird also darum getadelt, daß er sein Recht gebraucht. Aber das geht keinem ohne Tadel hin, daß er sein Recht ausbeutet ohne Rücksicht auf Gott, die

---

[1] Vgl. Thomasin von Zerkläre, Der welsche Gast 13599 ff. Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter 1, 57 ff; 7, 596 ff, S. 4 397.

[2] Graf und Dietherr S. 398 f.

[3] Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen II 133 f, Nr 241.

Quelle und den Wahrer des Rechtes, und ohne Schonung wider den Nächsten. Man kann sehr wohl Recht haben und Unrecht verüben. Und es ist gar nicht so leicht, sein Recht so zu gebrauchen, daß man auch recht handle.

Ohne christliche Grundsätze, und zwar ohne Grundsätze, die nicht bloß im Kopf klingen, sondern auch im Herzen wurzeln, ist das wohl nur selten möglich. Gerechtigkeit ist freilich eine Tugend, die einen zum ganzen Mann machen kann[1]. Aber es ist nicht so leicht, wahre Gerechtigkeit ohne das Zuwenig und ohne das Zuviel zu üben. Liebe jedoch mit Gerechtigkeit vereinen ist eine Leistung, die man am allerwenigsten verwirklicht finden wird, die auch keiner verwirklichen wird, es sei denn, daß er Gott nachahme, in welchem diese Einigung aufs vollkommenste verwirklicht wird.

10. Was fürchtet also der Mensch sich Gott ohne Rückhalt zu übergeben? Überlassen wir getrost ihm die Sorge für unsere Ehre, für unser Recht, für unser Bestes, aber ehren wir heilig eines jeden Ehre, eines jeden Recht, eines jeden Wohl; denn für alles das sorgt der Herr mit einer Sorge, als ob es ihn selber beträfe. Wer euch angreift, sagt er selber, der greift mir in meinen Augapfel hinein[2].

Das Übernatürliche zerstört nicht das Natürliche, sondern erhöht und befestigt es nur.

Wie wertlos ist der Mensch, wo nicht das Christentum herrscht! Wie heilig gilt seine Würde dem, in dessen Herzen der Glaube die Herrschaft führt!

Der Christ drückt nicht den Diener, als wäre er aus anderem Stoff geformt denn er. Er fordert zwar von seinem Knecht den Dienst. Aber er läßt ihn menschenwürdig leben und befiehlt ihm auf menschenfreundliche Art, was er von ihm verlangen muß; denn er ehrt an ihm Gott, indem er der

[1] Vgl. I[4], 24, 3, S. 890. [2] Zach 2, 8.

Menschheit gedenkt, die dieser mit eigener Hand gemacht und für die er mit seinem eingebornen Sohn ein so hohes Pfand erlegt hat[1].

Der Christ wirft nicht dem Notleidenden verächtlich eine Abschlagszahlung hin, damit ihn dieser nicht mehr belästige, sondern er betrachtet sich als Diener der Armen und der Schwachen, weil er sie als Standesgenossen dessen erkennt, der ihnen gleich geworden ist, um ihn stark und reich zu machen.

Der Christ wirft sich nicht weg an das Weib, um es kirre und zu seiner willfährigen Sklavin zu machen. Er ehrt, mehr noch, er verehrt die Frauen und nimmt sich ihrer an, um so lieber, je verlassener sie sind, je weniger sie an sich haben, was ihnen die Huldigung der Welt einträgt, und das deshalb, um jener seinen Dank zu bringen, der Zier und der Ehre der Frauen, die uns den Wiederbringer unserer Ehre gebracht hat[2]. Es ist nicht Huldigung, nicht Schmeichelei, nicht Sinnenkult, was der christliche Frauendienst in sich schließt, es ist unendlich mehr, es ist Wahrheit und Ernst, Dienst und Ehre, und über allem religiöse Weihe. Was das Christentum beabsichtigte, als es das Weib so hoch erhob, war das, ihm die verlorene Ehre zurückzugeben und seine Tugend und gesellschaftliche Wirksamkeit unter sichern, d. h. religiösen Schutz zu stellen. Das hat es dadurch erreicht, daß es in seinem Glauben den Grundsatz der Humanität predigte, der den Starken verpflichtet, dem Schwächeren größere Sorge zuzuwenden und von seiner Macht zu Gunsten des an Recht Gleichen, an Kraft aber Ungleichen etwas abzulassen.

So zeigt sich in allen Beziehungen, daß wahre Religiosität, daß echtes, lebendiges Christentum nicht bloß kein Hindernis,

---

[1] Thomasin von Zerklære, Der welsche Gast 7865—7870.
[2] Heinrich Seuse, Leben, 20. Kap. (Denifle I 72 f).

sondern die einzige Quelle und die sichere, dauerhafte Grundlage der Humanität ist.

Wer Gott nicht achtet, kann auch sein Geschöpf nicht achten. Wer Gott recht liebt, liebt ihn auch in seinem Ebenbild. Menschen, die Gott den Dienst verweigern, wissen nie, wohin sie den Menschen stellen sollen. Heute setzen sie ihn auf den Altar, von dem sie den Allerhöchsten gestoßen, morgen treten sie ihn in den Staub. Solang er ihrem Stolz, ihrer Habsucht, ihrer Leidenschaft etwas zu bieten hat, betäuben sie ihn mit Weihrauch. Ist er ausgebeutet, dann mag er darüber nachdenken, wer es redlicher mit ihm meint, die Menschen oder Gottes Wort.

Die Wahrheit vom Menschen findet man nicht bei künstlichem Licht, sondern nur, wenn man ihn beim Licht des Himmels betrachtet. Wo man die menschlichen Dinge nach Gott beurteilt, da kann über sie keine Irrung bestehen. Niemand, der Gott ehrt, überhebt das Menschliche auf Kosten der Gerechtigkeit. Er fürchtet aber auch, wollte er dem Menschen etwas von seinem wahren Wert benehmen, den zu verletzen, der ihn geschaffen hat und stets in seinen Händen trägt.

Die Menschheit weiß nur der zu ehren, der Gott aus ganzem Herzen ehrt, Gott, dem die Menschheit ihre wahre und einzige Ehre zweimal verdankt.

Darum steht und fällt alle Humanität mit den zwei Geboten, in denen die ganze christliche Vollkommenheit besteht.

Das eine ist die ewig feste Grundlage der Humanität, und dieses lautet: Du sollst Gott lieben aus ganzem Herzen.

Das zweite aber ist der kürzeste Inbegriff der ganzen Lehre von Humanität selber und heißt: Deine Ebenmenschen sollst du lieben wie dich selbst in Gott[1].

---

[1] August., Ep. 258, 2 4.

Die schönen Künste im Dienst der Humanität und des Christentums.

11. Die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes[1]. Sie wissen es wohl zu würdigen, wie sehr der Mensch, und nicht bloß der gewöhnliche Alltagsmensch, sondern auch der höchstgebildete, unter dem Einfluß der sinnlichen Natur steht. Wenn sie darum ihren Anschauungen und Bestrebungen Verbreitung zu verschaffen suchen, versäumen sie nie, diese in jene Hülle zu kleiden, unter der sie am sichersten Eingang in die Herzen und Geister finden. Wir könnten in diesem Stück wirklich von ihnen lernen.

Die Kirche freilich hat das nicht notwendig. Sie hat von jeher die Bedeutung der schönen Künste gewürdigt und davon Gebrauch gemacht, um ihren Grundsätzen den Weg zu den Herzen zu bahnen. Sie hat damit am besten bewiesen, daß sie nicht bloß eine übernatürliche Anstalt ist, sondern daß sie zugleich Macht und Beruf hat, Natur und Menschlichkeit zu vollenden.

Je mehr Einfluß sie aber gerade auf diesem Gebiet übt und je gewisser sie unüberwindlich ist, solang sie von ihm nicht verdrängt wird, um so einmütiger suchen alle Richtungen, welche die Macht des Christentums zu brechen gesonnen sind, diese ihre Stellung zu erschüttern. Und da es nicht geraten erscheint, den Zweck dieses Strebens offen kundzugeben, so verkleidet sich auch hier der Feind am liebsten in einen Engel des Lichtes und sucht unter dem Schein heiligen Eifers dem Heiligen den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Daher jene salbungsvollen Seufzer über die Sinnlichkeit und die Verweltlichung, welcher das Christentum unter den Händen der Kirche erlegen sein soll, jene ver-

[1] Lk 16, 8.

dammenden Zornesausbrüche, jene biblisch klingenden Kraftsprüche über den Geist des Mittelalters, das sich angeblich Gottes Fluch selber aufgeladen, weil es Fleisch zu seinem Arm gemacht habe.

Es möchte uns manchmal ein Lächeln abnötigen, wenn wir sehen, auf wie verschiedenen Gebieten dieses Bestreben ans Licht kommt, und wie brüderlich sich Roman- und Geschichtschreiber, Ästhetiker und protestantische Theologen, Kultur- und Literarhistoriker, kurz, Humanisten jeder Art bei diesem verdeckten Kampf unterstützen. Aber sie alle setzen nur fort, was der große Abfall des 16. Jahrhunderts grundgelegt hat[1]. Würde es gelingen, den Geist, der damals so viele Kreise erfaßte, zum Gemeingeist der christlichen Völker zu machen, so wäre es sehr bald um das Christentum selber geschehen.

Damals warfen ganze Länder das äußerliche Kirchenwesen, die Liturgie, die Sakramente als unnütze, ja schädlichen Ballast weg. Man eiferte gegen allen künstlerischen Schmuck der Kirchen und des Gottesdienstes so sehr, daß Bilderstürmerei und Kirchenzerstörung fast als das sicherste Zeichen reinen evangelischen Sinnes betrachtet wurde. Die Feinde des Glaubens aber standen untätig und hohnlächelnd zur Seite und warfen den Eiferern nur dann und wann ein ermunterndes Wörtlein hin, wie gut sie die Bedürfnisse der Zeit und ihre erhabene Aufgabe als Diener einer wahren und geläuterten Religion verstünden, damit sie ihres Vandalismus nicht müde wurden.

Sie sahen es zum voraus so kommen, wie es kam. Eine Religion, die so weit verflüchtigt ist, daß sie bloß einige, noch dazu rein willkürlich ausgewählte geistige Bestandteile bewahrt hat, kann auf den Menschen, dessen geistiges Wesen nur durch die sinnliche Natur tätig und empfänglich ist, bald keine Einwirkung mehr ausüben. Sie haben sich auch leider

[1] Vgl. oben 9, 10; 11, 11 12.

nicht getäuscht. Sie waren klüger als ihre verblendeten Handlanger, die Kirchenneuerer.

So unklug und zugleich so unevangelisch und unchristlich ist nun freilich keiner, der noch einen Rest kirchlicher Gesinnung bewahrt hat. Aber doch wird auch auf unserer Seite manchmal die Bedeutung des Sinnlichen für die Lösung der sittlichen und religiösen Aufgabe des Menschen nicht ganz erfaßt.

Die sinnliche Natur ist nun einmal ein Wesensbestandteil des Menschen. Ihrer Mitwirkung kann sich der Geist nie entschlagen, will er seine Pflichten erfüllen. Auf ihn einzuwirken, ihn zu bilden und zu veredeln ist unmöglich, außer man bediene sich *sinnlicher Mittel*, durch welche Zugang zu ihm gefunden werden kann. Deshalb hat Christus, der als Gott und Mensch die vollendete Religion vom Himmel auf die Erde, von Gott zu den Menschen brachte, diese als eine zugleich göttliche und menschliche, als eine natürliche und übernatürliche gestiftet, d. h. sie in Form einer menschlichen Gemeinschaft, die durch äußerlichen Beitritt, durch äußerliche Handlungen, durch äußerliche Gliederung besteht, mit einem Wort, in Form einer *sichtbaren Kirche* gegründet und mit *sinnlichen Heilmitteln* ausgestattet [1].

Nun ist es aber nichts weniger als gleichgültig, in welcher Weise und unter welcher Gestalt die äußere Sinnenwelt auf den Menschen einwirke. Deshalb war es der Kirche Christi nicht genug, ihren Gottesdienst bloß in sinnliche Formen überhaupt zu kleiden und ihre Lehren in äußerlicher Symbolik dem Menschen nahe zu legen. Vielmehr suchte sie auch dieser Äußerlichkeit die *anziehendste Gestalt* zu geben.

Und das mit Grund. Der Geist des Menschen ist mit der sinnlichen Natur so eng zu einem Ganzen verbunden, daß er trotz seiner Erhabenheit über die niedere Welt in einer merk-

[1] Vgl. oben 10, 5 ff; 11, 8 10.

würdigen Abhängigkeit von dieser steht. Wenn dem aber so ist, so muß man, wo immer es sich um Erziehung, um Sittlichkeit, um Askese und Religion handelt, der Außenwelt und der Sinnlichkeit große Rücksicht zuwenden.

Wir wollen nicht gesagt haben, daß in diesen Dingen Ausschreitungen unmöglich seien. Man kann auch hier so gut wie überall übertreiben und hat übertrieben. Es hat eine Zeit gegeben, wo der Schmuck der Kirchen bis zum Überladenen stieg, wo der Pomp bei öffentlichen kirchlichen Feierlichkeiten, wo insbesondere die Musik in der Kirche in einer Weise entfaltet wurde, daß Andacht und Erbauung dabei eher Störung als Förderung fanden. Es gibt allüberall deren, welche nicht zu beten beginnen können, ehe sie ihren Faltenwurf so malerisch drapiert, Hände und Antlitz so zierlich gestellt haben, daß sie sich jeden Augenblick photographieren lassen könnten.

Das sind Auswüchse, unter denen das Wesentliche Schaden leidet. Wir sind fern davon, sie verteidigen zu wollen. Aber wir können auch wegen solch vereinzelter Fehler mancher Christen der Welt kein Recht zugestehen, die Kirche selber zu verdammen.

Ebensowenig können wir jedoch deshalb jenen recht geben, die, aus Furcht, das Mittel zum Zweck zu machen und über dem Kleide den Menschen zu vergessen, in das andere Extrem verfallen und meinen, es genüge für den Christen, das Übernatürliche zu betonen, das Natürliche, das sog. rein Menschliche sei seiner nicht wert. Bei einer solchen Denk- und Handlungsweise ist es nicht zu verwundern, daß eine dem Christentum entfremdete Zeit, die unter Bildung fast nichts als äußerliche Verfeinerung versteht, unserem Glauben und Leben so schwer näher zu bringen ist. Wenn die Frömmigkeit glaubt, sich über die Regeln des feinen Verkehrs hinwegsetzen, und die Tugend, sich von den Gesetzen der Schönheit, der Würde und der Ge-

fälligkeit freisprechen zu dürfen, dann verzichten eben beide auf die Menschlichkeit und die Menschheit.

Wir wissen schon, daß das Kleid den Mann nicht macht. Aber trotzdem ist es nichts weniger als gleichgültig, was einer für ein Kleid trage, zumal wenn er eine Welt gewinnen soll, in deren Augen das Kleid alles ist.

Wir bedauern es aufrichtig, daß sich nicht selten hinter edeln Außenformen ein gemeiner, selbstsüchtiger, unsittlicher Geist birgt. Aber sollen wir deswegen glauben, daß sich ein Geist abstoßend äußern müsse, wenn er edel bleiben wolle? Wie oft können wir sehen, wie der Geist, der gemeint hat, der äußeren Formen entbehren zu können, unvermerkt durch deren Vernachlässigung ein rohes Wesen annimmt! Wer den Menschen kennt, der weiß, daß man den Geist nur durch strenge Zucht von außen veredelt. Wer also einen *ganzen Menschen* und eine *vollkommene Welt* zu stande bringen will, und das will das Christentum, der muß aus Innerem und Äußerem, aus Sinnlichem und Sittlichem, aus Natürlichem und Übernatürlichem ein neues ganzes Geschöpf zu gießen suchen[1].

12. Diese harmonische Einigung von Sinnlichem und Geistigem ist das Wesen der *Schönheit*.

Niemand wundere sich, daß wir in einem Werk, welches über die christliche Sitte und Bildung handelt, auch von der Berechtigung und von der Notwendigkeit sprechen, das Schöne zu pflegen. Gerade hier ist das am Platz. Die sittliche Vervollkommnung des Menschen und der Menschheit ist von der künstlerischen Verfeinerung unzertrennlich. Ohne eine gewisse ästhetische Bildung wird die sittliche nie ihr Ziel erreichen, noch viel weniger der Kunstbetrieb ohne echte sittliche Veredelung.

---

[1] Vgl. hierzu Vortrag 21, 4 ff und 22, 7 sowie I[4], 10, 9 10; 15, 5; 16, 9; 17, 7 9; 22, 8.

Kunst und Sittlichkeit stehen immer in engster Beziehung zueinander. Wie die Kunst einer Zeit, so ihre Sitten. Wie die Sittlichkeit eines Volkes, so seine Kunst. Für diesen Satz steht die ganze Kulturgeschichte ein.

Allerdings ist es unter Künstlern und Kunstrichtern Mode geworden, zu behaupten, daß die Kunst ihren Zweck in sich selber trage, wie Schiller sich ausdrückt[1], daß die Kunst verloren sei, wenn sie sich nicht völlig zur Tendenzlosigkeit erschwinge, wenn sie nicht geübt werde als Selbstzweck, daß die Kunst um der Kunst willen zu üben sei[2], wie das bekannte Wort von Theophil Gautier lautet, mit andern Worten, daß sie sich an die Gesetze der Sittlichkeit nicht zu kehren brauche, vielmehr volle Freiheit habe, sich selber ihre Gesetze des Schönen ohne Rücksicht auf Tugend und Schicklichkeit zu machen. Es sei, erlaubt man sich zu sagen, ein philisterhaftes Gerede, von sittlichen Pflichten für die Kunst zu sprechen[3]. Das Schöne sei von dem Sittlichen durchaus unabhängig. An einem Gedicht, und sei es eine Messiade, Erbauung zu suchen, wäre ebenso geschmacklos, als wenn man sich an einigen abscheulichen Versen eines ausgelassenen Dichters stoßen wollte[4]. Aber leider, seufzt man, besäßen nur wenige Menschen die Kraft, das ästhetische Urteil vom moralischen zu trennen[5].

Als ob hierzu eine besondere Geisteskraft gehörte! Als ob nicht alle Bönhasen der Literatur und Kunst, alle Verseklempner und Farbenkleckser sich für den Mangel an Geist gerade dadurch zu entschädigen suchten, daß sie auf den Kitzel des

---

[1] Schiller an Goethe, Brief 354 (I 343).

[2] Vgl. hierzu Gietmann, Kunstlehre. I. Allgemeine Ästhetik 221 ff 229 ff.

[3] Carriere, Ästhetik I[1] 97.

[4] Schiller, Über die ästhetische Erziehung, 26. und 22. Brief (Stuttgart XII [1836] 134 112).

[5] Lemcke, Populäre Ästhetik[3] 48.

Fleisches spekulieren und um so lieber im Häßlichen wühlen, je mehr ihnen die Kraft für das Schöne versagt!

Doch derlei Ungeheuerlichkeiten — denn das sind sie für den, der die Dinge ernst nimmt und weiß, welcher Zügellosigkeit und welchem Verderben sie Tür und Tor öffnen —, derlei Anstößigkeiten also eingehend widerlegen hieße unnütz Zeit vergeuden. Denn sicherlich sind eben sie ein Zeugnis für die Wahrheit, daß die Sittlichkeit die Richterin der Kunst ist. Nur um sich gegen das vernichtende Urteil des Sittengesetzes und zugleich gegen das eigene Gewissen zu decken, das jenem Beifall spenden muß, hat man den schändlichen Satz erdacht, daß Moral und Ästhetik nichts miteinander gemein hätten.

Darüber also ist jedes Wort von Überfluß, daß das Schöne vom Wahren und vom Guten nicht getrennt werden kann[1]. Um diesem Satz unsere Zustimmung zu geben, bedürfen wir keiner übernatürlichen Offenbarung. Was den Heiden nicht entging[2], das muß jeder zu jeder Zeit fassen können, nämlich daß Schönheit und Wahrheit und sittliche Güte ihrem Wesen nach zusammenfallen.

Dies ist das Grunddogma aller wahren Ästhetik.

Es kann nichts schön sein, was nicht wahr und was nicht zugleich gut ist. Nur wenn sich eine sowohl wahre als sittlich gute Idee in eine sinnliche Hülle kleidet, die ihr ebenmäßig entspricht, dann haben wir das Schöne. Der sinnliche Ausdruck gehört für uns notwendig zum Schönen, da wir die rein geistige Schönheit nicht zu fassen vermögen[3]. Ebenso notwendig ist aber auch, daß die äußere Hülle durchaus dem sich unter ihr bergenden geistigen Gehalt entspreche. Je mehr die äußere Form der angemessene Ausdruck der von innen heraus

[1] Gietmann, Kunstlehre. I. Allgemeine Ästhetik 99 ff.

[2] Vgl. II³, 19, 2 3.

[3] Thomas 1, q. 5, a. 4 ad 1; 1, 2, q. 27, a. 1 ad 3. Vgl. Expos. in Dionys. de div. nom. c. 4, l. 5.

sich offenbarenden Wahrheit und Güte ist, um so mehr ist der Begriff des Schönen verwirklicht.

Daher kann es geschehen, daß eine Sache zwar wahr und gut, aber nicht schön ist, weil die äußere Form mit dem inneren Werte nicht oder nicht völlig in Einklang steht. Aber nie und nimmer kann eine Sache schön sein, die der inneren, sittlichen Wahrheit und Güte entbehrt.

Wir sagen: der inneren, der sittlichen Wahrheit. Bloße Nachahmung der Wirklichkeit, die Naturgetreuheit ist noch lange nicht Kunst noch Schönheit, sonst wäre der Schatten auch ein Kunstwerk und die Photographie einer Kröte oder eines von Würmern zerfressenen Leichnams schön. *Naturgetreu* und *schön* sind weit verschiedene Begriffe, so gut als reizend, verführerisch, bezaubernd, berückend, sinnverwirrend etwas anderes ist als schön.

Zum *Schönen* gehört, wenn nicht sittliche Vollkommenheit, so doch ernstes, *bewußtes Streben* nach *sittlicher* Vervollkommnung, also klare Kenntnis von recht und gut, von erlaubt und Pflicht; dazu der entschlossene Wille, der erkannten Wahrheit nachzukommen, mit entschiedener Abweisung aller Lockungen einer verdorbenen Sinnlichkeit und eines zum Bösen geneigten Herzens; endlich auch die *Ordnung*, der Einklang, das Ebenmaß in der äußeren Darstellung, wodurch der innere Gehalt würdig und zugleich so gefällig ausgedrückt wird, daß auch die äußeren Sinne Befriedigung finden.

Es ist deshalb ein bedauerliches Zeichen von Unklarheit, wenn man das Schöne immer bloß auf unbestimmte und unbestimmbare *Gefühle* zurückführen will. Diese Verschwommenheit ist so recht die laue, halbdunkle Atmosphäre, in der sich die verdorbene Sinnlichkeit wohl befindet und ihren Übeltaten nachgehen kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber, daß das Gebiet des Schönen die strengste Klarheit nicht bloß zuläßt, sondern

fordert. Seinem inneren Gehalt nach fällt das Schöne mit dem Wahren und dem Guten zusammen, unterliegt also auch allen Gesetzen, denen diese unterworfen sind, d. h. den Regeln der Logik und der Moral. Und die äußere Form steht unter denselben Gesetzen wie jede unserer eigenen Bewegungen, Handlungen und Reden im persönlichen oder im öffentlichen Leben.

Mögen Dichter, Maler und Kritiker über solche Worte in Staunen oder in Zorn geraten, mögen sie jammern, das heiße mit roher Hand die Kunst entweihen, das heiße ihr die Flügel ausreißen, das heiße sie ihres Schönsten, des zarten Duftes berauben, der sie erst zur Kunst mache; nur ein Barbar, dem die Musen fremd geblieben seien von Kindheit an, könne also sprechen: uns ficht dieser Ausbruch des Unwillens nicht im mindesten an. Wir geben nicht das allergeringste um alle Leistungen der Kunst und nichts um alle Machtsprüche und Schlagworte der Ästhetik, wenn sie sich nicht nach den strengsten Regeln, die für das Wahre und für das Gute bestehen, rechtfertigen lassen. Man spreche von Transsubstantiation der Kunst, vom Kunstwerk der Zukunft oder von was immer, aber man gestehe, daß, was die Gesetze der Logik nicht aushält, unwahr, und was vor den zehn Geboten nicht besteht, unsittlich ist, und sei es so feuersprühend wie Satans eigene Esse. Nur was in sich selber logisch richtig, wahr und sittlich ist, und was, nach seiner äußeren Form betrachtet, in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Philosophie, der Geometrie, der Optik, der Grammatik, der Metrik geeignet ist, diesen wahren und guten Gedanken so auszudrücken[1], daß er durch die Sinne und die Phantasie möglichst als derselbe wahre und gute Gedanke, als der er aus dem Geist des Darstellers ausgegangen ist, in den Geist des Genießenden eingehe, nur das ist auf dem Standpunkt der Ästhetik und Humanität schön, und sonst nichts.

[1] Aristot., Metaph. 12, 3, 11.

13. Man darf sich deshalb nicht darüber wundern, daß die wahre Schönheit so selten eine reine und befriedigende Darstellung findet. Denn in der Tat sind es viele und sehr verschiedene Anforderungen, die erfüllt sein müssen, damit man etwas ohne Einschränkung schön nennen könne.

Gilt das schon überhaupt, so trifft es in doppeltem Maße zu, wenn es sich darum handelt, die übernatürlichen Wahrheiten in ein zwar natürliches und dennoch ihnen angemessenes Kleid zu hüllen. Das aber ist die Aufgabe der christlichen Kunst.

Wie die natürliche, so muß auch die christliche Kunst die Ideen des Wahren und des Guten darstellen. Nun ist gewiß, daß die Glaubenswahrheiten keine einzige Vernunftwahrheit ausschließen, und daß die übernatürliche Vollkommenheit jede rein natürliche Tugend voraussetzt und in sich enthält. Demzufolge ist keiner der Gegenstände, die in der natürlichen Kunst zulässig und wahr sind, von der übernatürlichen Kunst ausgeschlossen. Das Christentum macht nichts zur Sünde und nichts zur Lüge, was dies nicht schon von Natur aus ist. Ist also etwas vom Standpunkt der christlichen Kunst aus als unwahr und sündhaft zu verdammen, so kann es auch unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Ästhetik nicht gebilligt werden. Was aber vor deren Urteil besteht, das kann man auch dem christlichen Künstler im allgemeinen nicht verwehren.

Dabei ist selbstverständlich, daß Ort und Umstände dem christlichen Künstler manche Beschränkungen auferlegen können. Soll die Kunst im Dienst des Heiligen oder am heiligen Ort geübt werden, so muß man sie anders auffassen und ausführen, als wo es sich um rein profane Zwecke handelt. Der Künstler, dem der Auftrag zu teil geworden ist, einen Heiligen, der zugleich ein großer Gelehrter war, in Erz für einen öffentlichen Platz seiner Vaterstadt zu bilden, wird ihn natürlich anders darstellen, als wenn er ihn in Stein auf sein Grab oder in Holz auf den Altar stellen würde.

Im allgemeinen aber ist klar, daß die christliche Kunst dieselbe Doppelaufgabe hat wie die heilige Wissenschaft und das christliche Leben überhaupt.

Der christliche Gelehrte darf jeden Zweig berechtigten menschlichen Studiums betreiben, der Christ jede Verwendung und jede Arbeit übernehmen, die sich mit der Ehre und mit dem Gewissen des Menschen verträgt. Aber natürliche Wissenschaft und natürliche Tätigkeit muß immer Rücksicht nehmen auf die übernatürlichen Wahrheiten des Glaubens und die eigentlich christlichen und übernatürlichen Tugenden, die uns von der Offenbarung erschlossen worden sind. Diese bilden am heiligen Ort den eigentlichen Gegenstand der Lehre und der Gottesverehrung. Dort werden zwar auch die natürlichen Wahrheiten verkündigt und die Tugenden des gewöhnlichen Lebens eingeschärft, jedoch stets in einer besondern Weise, mit Rücksicht auf die übernatürliche Aufgabe des Christen.

Genau dasselbe gilt von der Kunst. Die Kirche schränkt die Übung der Kunst, selbst der in ihrem Dienst geübten, keineswegs so ein, daß sie ihr alles untersagte, was an weltliche Ästhetik erinnert. Nur verlangt sie mit Fug und Recht, daß sich keiner dieser Freiheit bediene ohne die gebührende Rücksicht auf die Würde des Gotteshauses und des Gottesdienstes und auf die christliche Glaubens- und Sittenlehre. Selbstverständlich muß sie also darauf bestehen, daß die Kunst dort, wo sie als eigentlich christliche auftreten soll, auch zumeist die eigentlich christliche, d. h. die übernatürliche Seite der Religion berücksichtige, kurz, daß sie die Darstellung der Lehren, die Tatsachen der Offenbarung und die Vorbilder des christlichen Lebens zum Gegenstand wähle.

Die erste Aufgabe des christlichen Künstlers ist also die, daß er sich den dogmatischen und den sittlichen Gehalt der Offenbarung aneigne und diesen mit Herz und Geist zu durchdringen suche.

Wir reden vom christlichen Künstler. Es ist irrig, zu denken, nur den Christen gingen die Vorschriften des Christentums an, nicht aber den Künstler in der Ausübung seiner Kunst, und es ist falsch, zu behaupten, das Christentum sei nur religiös und ethisch, das Ästhetische sei überhaupt nicht seine Sache.

Leider ist diese Ansicht so verbreitet, daß sogar einer unserer verdienstvollsten Schriftsteller, der gewiß nie eine Zeile anders als in der reinsten Absicht schrieb, durch sie zu einem höchst ungerechten Angriff auf das gesamte kirchliche Kunstleben und zu einer Behauptung fortgerissen wurde, die, wenn sie ernst genommen und folgerichtig weitergeführt würde, das ganze Gebiet der Kultur dem Christentum entziehen und der Welt ausliefern müßte. Es sei, behauptet Alban Stolz — denn ihn meinen wir —, eine bewußtlos erlogene Erfindung neuerer Zeit, die ein blinder Eifer für die Kirche eingegeben habe, wenn man behaupte, daß das Christentum die Kunst erhoben oder gar vollendet habe. Die Kunst sei ein rein weltliches Gut, das Guten und Bösen offen stehe. Die Heiligen hätten sich mit Ästhetik sehr wenig abgegeben. Kein christliches Kunstwerk, auch der schönste gotische Dom nicht ausgenommen, könne sich mit einem heidnischen Tempel wie das Parthenon messen. Und die heidnischen Klassiker und Schiller und Goethe seien doch zweifellos größere Dichter als Geibel und die Verfasser der Amaranth und der Messiade — als ob diese die größten christlichen Künstler wären! Es gehöre also, schließt er, die Kunst nicht zum Wesen der Kirche, so wenig, daß Christus am Kreuz, der Gegenstand unserer höchsten Verehrung, sogar nichts weniger als ästhetisch schön sei; das Liebäugeln und Buhlen ästhetischer Kirchenmänner mit der Kunst sei darum höchst überflüssig[1].

[1] Alban Stolz, Besuch bei Sem, Cham und Japhet[4] 43 ff.

Diese ganze Ausführung hängt mit einem gewissen Widerspruchsgeist und dem Zug zum Paradoxen zusammen, die dem genannten Schriftsteller eigen sind. Sie findet übrigens auch eine Erklärung und Entschuldigung in dem berechtigten Kampf gegen jene Übertreibungen, die das Christentum in Romantik und in Schöngeisterei verflüchtigen möchten.

Gewiß ist die *Religion mehr als Ästhetik* und der Künstler keineswegs der christliche Hohepriester. Jedoch auch die Ästhetik gehört zum christlichen Leben, und der Künstler hat die Aufgabe, den Priester in seinem Lehrberuf, in der Läuterung und Veredelung von Herz und Sitte zu unterstützen. Damit er aber das könne, muß er mit demselben Glauben und mit dem gleichen Geist erfüllt sein, aus dem der Priester lehrt und wirkt.

Damit ist bereits ein weiterer Punkt ausgesprochen, der uns eine zweite Aufgabe der christlichen Kunst enthüllt.

Um diese klarzulegen, müssen wir etwas ausholen.

Die Kunst hat auch einen Platz, oder besser gesagt, sollte einen haben unter den Mitteln zur Erziehung. Es gibt auch eine *künstlerische Erziehung*, eine ästhetische Erziehung des Einzelnen und eine ästhetische Volkserziehung.

Leider wird dieser Punkt häufig nicht genügend beachtet oder nicht richtig verstanden. Die Franzosen tun darin des Guten meist zu viel, die Deutschen zu wenig. Unsere Volksbildung ist die bare Schulfuchserei und Silbenstecherei. Jeder Bauernknabe soll ein Gelehrter werden. Unsere ganze Erziehung geht darauf hinaus, aufgeblasene Hohlköpfe, alliterierende Papageien und wohldressierte Handlanger zu liefern. Sonst mag ein Geschlecht von willensschwachen und charakterlosen Gliederpuppen mit verwilderten Herzen heranwachsen, das macht uns wenig Sorge. Und wenn sie Barbaren an Geschmack sind, was kümmert das die Volkserzieher, deren Stil allein uns schon sagt, auf wie feindlichem Fuße sie mit den Musen stehen!

Diese Worte sind hart, wir geben das zu, denn sie tun uns selber weh. Aber wie soll man auch anders sprechen, wenn die, die sich der Erziehung bemächtigt haben, weder deren Aufgabe noch die Mittel dazu verstehen mögen?

Wir wollen nichts übertreiben. Wir haben uns oft genug gegen jenes Übermaß ausgesprochen, das Tugend und Religion um das Linsenmus einer schönen Form verschachert. Aber wir haben auch ebenso oft betont, welch hohen Wert das Schöne für die Bildung des Herzens und selbst des Geistes hat.

Nicht als ob die Kunst selbst den Menschen unmittelbar zur Sittlichkeit erzöge. Gewiß hat sie einen sittigenden Einfluß, denselben, den ein schmucker Sonntagsrock auf den Lehrjungen und ein feines Spitzenröckchen auf den Ministranten hat. Aber diese Einwirkung hat doch nur ein gewisses Maß und verliert mit den zunehmenden Jahren an Kraft, und was die Hauptsache ist, sie trifft das Herz nur auf Umwegen.

Die Musik z. B. ist sehr geeignet, die erste Erziehung zu unterstützen. Um Klötze beweglich, um Bären manierlich und Wölfe wehrlos zu machen, dazu dient sie vortrefflich. Das sagt uns die Fabel von Orpheus. Später, wenn die geistige Bildung gewachsen ist, schwindet die Bildungskraft der Musik. Dann geht sie an andere Künste über, jedoch in stets abnehmendem Grade. Je mehr sich der Verstand entwickelt, desto geringer der unmittelbare Einfluß des Schönen.

Dafür erhält dieses nun zwei neue Bedeutungen. Bisher hat es den Menschen an seiner sinnlichen Seite gefaßt, seine rohe Kraft gezähmt, die Wildheit der Leidenschaften gemäßigt und ihm eine gewisse äußerliche Selbstbeherrschung auferlegt. Für den denkenden und seiner selbst mächtigen Menschen ist das Schöne weniger ein Mittel zur Selbsterziehung — ganz verliert es diese Bedeutung nie — als ein Mittel zur sittlichen Selbstdarstellung. Nicht um sich einen Schein zu geben, sondern als ausübender Künstler benutzt der Christ das Schöne

zum Schmuck der Wahrheit und der Tugend. Darum wird für ihn jedes Streben nach künstlerischem Fortschritt, und wäre es auch nur im Ausdruck oder im Stil, ein Mittel zur Vervollkommnung der Tugend. Daneben übt er Ästhetik stets noch um eines andern Grundes willen, um seinen Mitmenschen das Dasein nach Kräften zu verschönern, also aus wahrhaft christlicher Humanität.

Folglich hat das Schöne eine zweifache Bedeutung. Es ist ein Hilfsmittel zur sittlichen Erziehung, und es ist ein Tugendmittel, d. h. es dient dazu, die Tugend zu vervollkommnen und gewinnender zu üben.

Kein Wunder darum, daß jene Pädagogik, deren ganzes Streben auf Formelkram statt auf Willenszucht und auf Herzstärkung geht, an Förderung des Schönheitssinnes kaum auch nur denkt. Keine Frage aber auch, daß eine so dürre und unästhetische Volkserziehung, wie sie vielfach noch heute herrscht, ihre Aufgabe mißversteht und ihr Ziel gründlich verfehlt.

Für die Kirche ist auch die Kunst ein Mittel, und nicht das letzte, wodurch sie ihrer Pflicht, das Menschengeschlecht zu erziehen, nachkommt. Niemand wird im Ernst behaupten, daß die Kunst zum Wesen der Kirche gehöre, und daß das Christentum ohne diese Stütze nicht bestehen könne. Das hieße Mittel und Zweck, Wesen und Schmuck verwechseln und jener Auffassung von Religion den Weg bahnen, die Goethe und noch mehr Richard Wagner vertreten haben, jener Verkehrung der Dinge, derzufolge die Kunst die Blüte, die eigentliche Kraft, ja das Wesen der Religion sein soll. Allein es handelt sich um etwas anderes. Es kann der christlichen Religion nicht genügen, bloß über das Innere Macht zu üben, sondern sie soll auch die Sinnenwelt und das äußere Benehmen des Menschen mit ihrem Geist durchdringen. Umgekehrt ruht die ganze Einrichtung und Tätigkeit der Kirche — wir haben es soeben, wie schon so oft, wieder hervorgehoben — auf der

Überzeugung, daß zur Veredelung des Menschen sinnliche Hilfsmittel nicht entbehrt werden können. Soll also der ganze Mensch vervollkommnet werden, so ist das unmöglich, wenn man sich nicht aller Mittel und Wege bedient, durch die auf Herz und Phantasie und Sinnlichkeit so gut als auf Geist und Willen eingewirkt werden kann. Zweifelsohne hat aber unter diesen Mitteln auch die Pflege des Schönen ihre Bedeutung. Wenn also auch die äußeren Sitten und Lebenseinrichtungen und die gesamte Kultur der Menschheit vom christlichen Geist durchdrungen werden sollen, so darf die Kunst nicht aus der Zahl der christlichen Erziehungsmittel getilgt werden. Hat das Christentum seine Aufgabe nicht gelöst, solang es nicht den ganzen Menschen, also auch seine sinnliche Seite, erfaßt und veredelt hat, so hat der christliche Geist die heilige Pflicht, auch die Kunst in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen. Dann ist es aber auch Sache der christlichen Kunst, in solchem Sinn zu wirken, daß sie sich als brauchbares Hilfsmittel für die Erziehungszwecke der Religion erweist.

Haben wir hiermit die zweite Aufgabe gefunden, die der christlichen Ästhetik gestellt ist, so liegt nun auch ihre dritte und schwierigste klar vor uns.

Daß ein tiefer Widerspruch besteht zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Geist und Sinnlichkeit, zwischen dem, wohin es den Menschen zieht, und dem, wohin er streben soll, daß es schwer ist, diese Kluft auszufüllen, das leugnet keiner, der sich denkend oder ausübend mit der Kunst befaßt hat. Wenn es je einem edeln Menschen klar werden kann, welch tiefes Verderben in uns eingewurzelt ist, so muß das der Künstler sein.

Nur allzu oft freilich wird dieser Zwiespalt dadurch ausgeglichen, daß der Geist dem Fleisch, der Trieb nach Läuterung und Erhebung dem Zug der niedern Begehrlichkeit geopfert

wird. Das heißt allerdings auch Geist und Natur versöhnen, wie man sich gern ausdrückt. Ob aber damit die Aufgabe der Kunst gelöst, ob damit das Gewissen beruhigt, der Geist befriedigt, der Mensch geadelt und vollendet wird, das sind Fragen, zu deren Beantwortung kaum viele Worte nötig sind. Nein, wenn Geist und Sinnlichkeit das wahre Fest der Versöhnung feiern sollen, dann muß sich das Niedere dem Höheren, dann muß sich das Fleisch den Geboten des Geistes *unterwerfen*.

Daß aber auf rein natürlichem Weg diese schwere Aufgabe nie ausreichend gelöst worden ist, das bedarf nicht langer Beweise. Die meisten wollen diesen Weg nicht einmal anerkennen, geschweige betreten. Und die wenigen, die ihn ernstlich gehen, sind uns die besten Zeugen dafür, daß es mit bloß natürlichen Mitteln nicht möglich ist, ihn recht zu gehen. Wie so oft, ist auch hier der höhere Weg zugleich sicherer und leichter. Es scheint zwar an sich nichts schwerer, als Natürliches und Übernatürliches, die Wahrheiten und Gebote nicht bloß der Vernunft, sondern auch des Glaubens so in schöne äußerliche Formen zu kleiden, daß sowohl der natürliche Geist des Menschen und die übernatürlichen Forderungen und Lehren der Offenbarung als auch das sinnliche Leben dabei ihre volle Befriedigung finden und miteinander im vollsten *Einklang* stehen. Und dennoch ist dies, obwohl schwer, immerhin noch leichter und wird in Wahrheit öfter zu stande gebracht als das an sich einfachere Werk der Einigung schlechthin *natürlich* wahrer und edler Ideen mit *natürlichen Kunstformen*.

Der Grund ist einleuchtend. Nirgends zeigt sich das in unsere Natur eingedrungene *Verderben* in dem Grad wie auf dem Gebiete der *Sinnlichkeit*. Ist es doch nur allzu begründet, daß man mit dem Wort Sinnlichkeit überhaupt für gewöhnlich einen sehr übeln Begriff verbindet. Nun vermag sich der Mensch, dessen sinnliche Natur erst noch unter das

Joch des Geistes gebeugt werden soll — was bekanntlich ohne ernste Kämpfe nie geschieht —, vielleicht wohl gegen die gewöhnlichen Anfälle der rohen Sinnlichkeit zu wehren. Wenn ihm aber diese in *verfeinerter* Form entgegentritt, dann wird die Gefahr groß, um nicht zu sagen übermächtig[1]. Und das tritt eben bei der Kunst häufig ein. Darum stürzen so viele sonst edle Geister gerade hier in die Falle und täuschen sich obendrein selber mit dem Vorwand, es sei das kein Fall, sondern vielmehr Erhebung des Geistes. So wird der schöne Name Kunst und Kunstgenuß leider oft zum Grab für so manche Seele, in dem sie begraben liegt zum Nimmerauferstehen.

Gegen dieses Unheil gibt es nur *eine* Rettung. Die *natürliche* Kunst und die Ästhetik des *Humanismus* bieten keinen Schutz dagegen, weil sie nicht bloß der entfesselten Sinnlichkeit kein Gegengewicht entgegenstellen können, sondern weil sie das meist nicht einmal wollen, vielmehr jeden Versuch dieser Art als dumpfes Vorurteil verspotten und als Hemmnis der Kunst ächten. Es gibt darum keine gefahrlose Kunst und keine, die den Menschen wahrhaft veredelt und über sich erhebt, als jene, die von christlichem Geist beseelt ist.

Zwei Grundwahrheiten des Christentums aber sind es vor allem, ohne deren Annahme und Berücksichtigung eine christliche Kunst nie zu stande kommen kann. Das ist erstens die Lehre, die dem Humanismus unter allen als die verhaßteste gilt, die Lehre, oder sagen wir lieber die Tatsache, daß die *Sinnlichkeit* des Menschen *verdorben* ist, und daß sie nur durch strenge Zucht und Einschränkung verbessert werden kann. Das ist zweitens der Satz, daß nichts natürlich wahr, gut und schön ist, was mit der übernatürlichen Wahrheit, Güte und Schönheit im Widerspruch steht, daß es also keine

[1] Vgl. II[3], 8, 8.

Beeinträchtigung ihrer natürlichen Selbständigkeit ist, wenn man die Kunst nötigt, ihre letzten Regeln aus der übernatürlichen Offenbarung und Gesetzgebung zu holen.

Erst wenn diese beiden soeben ausgesprochenen Grundlehren angenommen sind, kann die letzte, die vierte Vorschrift für die christliche Kunst — übrigens kaum mehr eine neue Aufgabe für sie, sondern nur eine Folgerung aus dem Gesagten — zur Wahrheit gemacht werden.

Es müssen Inhalt und Form, soweit sie auch oft auseinander liegen mögen, so geeinigt werden, daß das Ganze als ein seelen- und lebensvolles Werk vor uns steht, in dem durch eine ansprechende und dem Wesen angemessene natürliche Form ein höherer, übernatürlicher Geist zu uns spricht.

Der Geist bleibt auf diesem Standpunkt selbstverständlich stets das Erste. Die natürliche Ästhetik legt immer zu viel Gewicht auf die äußere Gestaltung und vergißt über dieser gar zu leicht das innere Wesen. Man kann den Beweis dafür an manchem vielbewunderten Kunstwerk ohne Mühe finden. Nehmen wir so viele jener griechischen Reden, jener französischen oder arabischen Verse, die uns, wenn wir sie zehnmal lesen, jedesmal wieder entzücken, und übertragen wir sie mit Aufwand aller Sorge in unsere Sprache, so begreifen wir manchmal kaum, wie wenig sie bedeuten. Der Grund ist einleuchtend: es ist der wunderbare Klang der griechischen, die unnachahmliche Feinheit der französischen, der arabischen Form, was uns bezauberte. Das war so ziemlich alles. Nun ist dieser Duft hinweg, und was geblieben ist, das hat nicht mehr viel zu sagen. Übertragen wir dagegen ein Stück eines Kirchenvaters oder eines mittelalterlichen Dichters, das uns zuvor recht anspruchslos erschien, in einigermaßen gewähltere und uns näher liegende Formen, so können wir uns oft kaum genug darüber

verwundern, wie sehr es nun auf einmal gewonnen hat. Begreiflich. Es war ein durch und durch gediegener Inhalt, aber die etwas vernachlässigte oder verkünstelte Form ließ dessen Wert nicht recht zur Geltung kommen. Jetzt, wo das Äußere dem Inneren besser entspricht, tritt es in voller Wirksamkeit auf.

Leider berücksichtigen die christlichen Künstler nicht immer so ganz, wie sehr der beste Inhalt einer entsprechenden Form bedarf, um recht zu wirken; sonst könnten sie oft größere Erfolge erzielen. Es ist ja richtig, daß die äußere Form immer erst das Zweite und nur Mittel zum Zweck ist. Und es ist ebenso richtig, daß, wenn einer nicht beidem gerecht werden kann, er besser tut, dem Geist und dem Inhalt den Vorzug zu geben, statt nach Art der oberflächlichen Welt die Form zu kultivieren und darüber das Wesen zu vernachlässigen. Aber es ist auch sicher, daß die christlichen Ideen ein Recht haben, zu verlangen, wir sollen uns bestreben, sie in die möglichst überzeugende und gewinnende Form zu kleiden. Und es ist abermals gewiß, daß die christliche Kunst, die wahrlich nicht das geringste unter den Mitteln der Predigt und der Verteidigung des Christentums ist, ihre Aufgabe erst erfüllt hat, wenn sie auch dieser letzten Pflicht gerecht geworden ist.

14. Hat sie nun diese ihre Aufgabe gelöst oder nicht?

Darauf antworten wir mit drei Sätzen. Sie darf sich das Zeugnis geben, daß sie nach der Lösung ernstlich gestrebt hat. Sie kann sich aber keineswegs rühmen, daß sie ihre Bestimmung überall völlig erreicht hat. Zwar ist sie auf manchen Gebieten, wir nennen zumal das der Baukunst, der Musik, der Lyrik, mehr oder minder an das Ziel gelangt. Aber auf andern ist sie diesem noch fern. Indes auch dort, wo sie ehedem schon einmal Vollendetes geleistet hat — und das ist das dritte, was wir sagen müssen —, ist sie vielfach wieder rückwärts gegangen, indem sie sich nicht selten von der Reinheit und Strenge der kirchlichen Grundsätze entfernte und

sich von der weltlichen Ästhetik Anschauungen aufdrängen ließ, die ihr noch weit mehr zum Verderben sein mußten als jener.

Nicht leicht gibt es ein Gebiet, auf dem die scheinbaren augenblicklichen Erfolge verkehrter irdischer Bestrebungen so bestechend wirken, wo der Spott, das stolze Prahlen, die Verachtung des Humanismus und der in ihrem Dienste stehenden Kritik und öffentlichen Meinung so niederdrücken, wo die leidige Geldfrage und die noch bedauerlichere Einwirkung des alten Adam, d. h. des Fleisches, wo all dies das edelste Streben so lähmt und entnervt, als eben das unsrige.

Es ist aber durchaus nicht immer bloß Schuld der Künstler, daß die christliche Kunst ihre Höhe nicht erreicht oder sich nicht auf ihr erhält. Wenn die, die auch das Ihrige tun könnten, um eine gerechtere Kritik und eine bessere öffentliche Meinung herzustellen, aus Streberei, aus Menschenfurcht, aus Käuflichkeit, aus Mangel an Interesse und Studium schweigen oder vollends die Grundsätze des Humanismus mit verbreiten helfen; wenn die, auf deren Unterstützung die Kunst angewiesen ist, sie durch Ungeschmack oder Teilnahmlosigkeit erdrücken; wenn die, denen es gegeben ist, den natürlichen und angebornen Geschmack des christlichen Volkes zu läutern, ihn erst noch recht verderben: dann darf man sich über so manche traurige Erscheinungen nicht eben verwundern.

Wir klagen niemand im besondern an. Gestehen wir lieber, daß die Schuld unser aller ist, wenn die christliche Kunst noch nicht auf ihrer Höhe angelangt oder wieder davon herabgesunken ist, und reichen wir uns alle zusammen die Hände, um auch hier wie sonst mit verdoppeltem Eifer unserer Pflichterfüllung nachzugehen.

Musik.

15. Gehen wir ins einzelne ein, so können wir wohl von dem Gebiet der Musik sagen, daß auf ihm die kirchliche Kunst ihrer Aufgabe *am besten* gerecht geworden ist.

Wenn aber dieser Satz auf Wahrheit beruht, dann erwächst daraus dem Geist des Christentums und der Kirche keine geringe Ehre. Denn unter allen Künsten ist wohl die Musik die, die am schwersten zu bändigen, weil am schwersten aus den Fesseln der Phantasie und der Leidenschaft zu befreien und am schwersten unter das Joch der Vernunft zu beugen ist.

Den Beweis dafür liefert diese Kunst selbst. Über sie, sagt ein berufener Kritiker, kann man mit niemand streiten, denn es fehlen die Gesichtspunkte, über die alle einverstanden wären. Die Geschichte der musikalischen Ästhetik ist eine wahre Jammergeschichte; überall Zank und Hader, fast nirgends ein positives Ergebnis [1].

Gerade das erleichtert aber dem Ästhetiker und dem Kritiker seine Aufgabe, weil es ihn von vielen unnützen Rücksichten befreit und weil es ihm sagt, daß es überhaupt zweifelhaft ist, ob es eine unanfechtbare musikalische Orthodoxie gebe.

Die Musik ist die älteste und ursprünglichste Kunst [2], jene, deren Triebe zuerst im Menschen erwachen, jene, deren Einfluß auch die rohesten Menschen und Völker empfinden. Man hat behauptet, die Musik mache den meisten Eindruck auf die Kinder und die Betrunkenen. Wir wollen das dahingestellt sein lassen. Tatsache ist aber, daß bei sehr vielen der Sinn für Musik in eben dem Grad abnimmt, in dem die Verstandestätigkeit zunimmt.

Tatsache ist ferner, daß die Musik zu den gefährlichsten Künsten gehört. Keine ist ihrer Natur nach so sinnlich, keine reizt so sehr die niedern sensitiven und sensiblen Organe des Leibes und des Gemütes [3], keiner liegt die Gefahr so nahe, entnervend, verweichlichend und entsittlichend auf den Charakter zu wirken — es gibt auch, was viele nicht zu ahnen scheinen,

---

[1] Riehl, Kulturstudien 391. [2] Gn 4, 21.
[3] Thomas 2, 2, q. 91, a. 2 ad 4.

eine unsittliche Musik[1] —, keine führt so gerne zur Schöpfung einer eingebildeten und zur Vernachlässigung der gegebenen Welt, keine verleitet so häufig zu Einseitigkeit und Pflichtvergessenheit, zu Phantasterei und Schwärmerei, keine macht so leicht reizbar und unbelehrbar, so launenhaft und unverträglich[2]. Jedenfalls gilt von der modernen Musik, daß ihre Zügellosigkeit, ihre Aufgeregtheit und Unruhe, ihr beständiges Überspringen in die extremsten Gegensätze, ihr Wühlen in den krassesten Tonfarben dieselbe krankhafte Nervosität erzeugt wie das Lesen der Sensationsromane[3].

Für die erste Erziehung der Menschen und der Völker ist sie, mit rechter Strenge angewendet, allerdings sehr dienlich[4], aber auch, ohne Maß und Ernst benutzt, verhängnisvoll und verderblich für immer.

Musik ist ein Versuch zum Sprechen. Wo ein Gedanke noch nicht recht entwickelt ist, wo die Fähigkeit fehlt, ihm entsprechenden Ausdruck zu geben, ist sie eine willkommene Hilfe.

Sie weckt vor allem die Phantasie. Darin liegt ihre Stärke, darin ihre größte Gefahr. Je mehr sich darum der Mann, der Charakter, der Denker ausbildet, um so kälter wird er gegen sie[5]. Höchstens daß er sich ihrer dann noch als eines Sorgenbrechers, zur Zerstreuung, zur Rast von der aufreibenden

---

[1] Plato, Rep. 3, p. 399 c. Aristot., Polit. 8, 5, 8; 6, 5; 7, 9. Diodor. 1, 81, 7. Quintil. 1, 10. Clem. Alex., Paedagog. 2, 4. Basilius, De legendis libris c. 7. Hieron., In Amos 6, 5. August., Doctr. christ. 4, 7, 19. Ioannes Sarosber., Polycrat. 1, 6. Vgl. Duboc, Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland I 176 ff 182 ff. Gumprecht, Unsere klassischen Meister I 47.

[2] Antonin. III, t. 8, c. 4, § 12.

[3] Klassert, Die Musik als Erziehungsmittel 28.

[4] Aristot., Polit. 8, 5, 10; 6, 4. Chrysost., In Psalm 150. Thomas, Polit. l. 8, l. 1, § 1 p; 1, 2, § a ff aa ff.

[5] Aristot., Polit. 8, 6, 2. August., Musica 1, 4, 5.

Gedankenarbeit bedienen mag. Immer jedoch wird er verspüren, daß er augenblicklich an Arbeitslust und Arbeitskraft, an Mut zu Kampf und Leiden, an Gedankenschärfe, an Sammlung und Ruhe eingebüßt hat, sobald er im Genuß dieses Vergnügens einen Schritt zu weit gegangen ist.

Daraus folgt, daß, wenn irgend eine Kunstübung Maß bedarf, dies die Musik ist. Merkwürdig, daß gerade die unter allen Künsten, die nichts ist als die Anwendung von Zahl und Maß, das Maßhalten am schwersten findet. Ist das nicht ein neuer Beweis dafür, daß die gefallene Natur Ordnung und Gerechtigkeit ohne höhere, kräftige Leitung nicht verwirklichen kann? Allerdings bedarf die Bildhauerkunst und die Malerei ebenfalls strenger Zucht, um den drohenden Schlingen der niedrigsten Sinnlichkeit zu entgehen. Gleichwohl ist es noch weit dringlicher geboten, daß sich eine feste Autorität der Musik bemächtige und ihre Ausübung in strenge Schranken banne. Denn ihren Jüngern fehlt die Kraft der Selbstbeherrschung und der Selbstzucht meist nur gar zu sehr.

Kann man der Kunst überhaupt nie genug Ernst, Einfachheit und Würde predigen, so ist das der Musik gegenüber doppelt notwendig, damit sie nicht zur Ausgelassenheit und Zügellosigkeit führe. Die Ursache ist nicht schwer zu erkennen, wenn es auch gute Gründe gibt, sie nicht so offen heraus zu sagen. Die Wirksamkeit der Musik beruht hauptsächlich auf ihren physiologischen, um nicht zu sagen, pathologischen Eindrücken. Nur ein Teil davon bleibt aber im sensitiven Nervensystem tätig. Die Mehrzahl breitet sich über das sog. sympathische, das Gangliensystem aus. Ja in manchen Fällen scheint sie ihre ganze Wirkung ausschließlich in den niedersten Regionen des Nervensystems auszuüben[1]. Daher, wie schon die Griechen

[1] Hanslick, Vom musikalisch Schönen[2] 80 ff. Richard Wagner, Oper und Drama I 84; III 109.

bemerkten, der große Unterschied des Einflusses, den die verschiedenen Instrumente auf den Menschen üben. Der Tatar, der Bauer bedarf nur des Tamtams, der Trompete, der Trommel, eines taktmäßig geschlagenen Brettes, um sich angenehm erregt zu fühlen. Raffinierte Geschlechter setzen eine höchst komplizierte und doch nicht minder barbarische Instrumentation in Bewegung, um sich das Gemisch von Kitzel und Aufregung zu verschaffen, dessen ihre von Genüssen abgestumpfte Natur bedarf. Daß die heutige Welt am wenigsten so weit gebildet ist, um aus einem Musikstück geistigen Nutzen und Genuß zu schöpfen — wir setzen voraus, das Stück sei überhaupt fähig, diesen zu bieten —, ja daß sie dabei für den Geist nicht einmal etwas sucht, das zeigen die eines Horribilikribrifax von Donnerkeil würdigen Gewaltmittel, die in Anwendung gebracht werden, um eine Wirkung zu erzielen. Man denke nur an Hektor Berlioz, den Ferdinand Hiller einzig mit einem alles verheerenden, ausgetretenen Strom zu vergleichen weiß, während er dessen Musik einen Opiumrausch, ein Wüten, Grunzen, Heulen, Dreinschlagen, Toben, mehr ein Gemetzel als eine Orgie nennt[1].

Natürlich gilt das nicht von jeder Musik. Aber die moderne trifft es zu einem guten Teil. Wüßten die Menschen, wo die Quelle des Wohlbehagens liegt, das sie beim Genuß dieser Musik verspüren, sie würden sich schämen, zu gestehen, daß sie so großes Vergnügen dabei empfunden haben.

Mögen Eltern, Erzieher und die jungen Leute selber diesen Andeutungen weiter nachgehen, und sie werden vielleicht eine Erklärung mehr dafür finden, warum die offenkundige, im geheimen schleichende Sünde der Zeit, die wir nicht nennen wollen, so zunimmt und so große Verheerungen anrichtet.

---

[1] Westermanns Illustrierte Monatshefte 45, 558 576 f.

Indes, mag unsere Musik auch nicht immer diese schlimmste aller Wirkungen nach sich ziehen, so ist es schon übel genug, wenn sie die sittliche Kraft und den Ernst des Denkens untergräbt. Es gibt ja nicht bloß eine orgiastische Musik, sondern auch eine charakterlose und eine unverdaute, um nicht zu sagen unverdauliche Musik. Dahin gehört unsere Orchestermusik. Auf jeden Fall gilt von dieser ganz besonders das, was ein unbefangener Geschichtschreiber von der humanistischen Kultur der neueren Zeit überhaupt sagt, daß sie äußerlich oft Großes geleistet, nie aber große Charaktere hervorgebracht hat[1]. Wenn es nicht gelingt, auch in diesem Stück die Welt zu größerer Würde und zu strengerer Zucht zurückzuführen, haben wir wenig Hoffnung auf ein kräftigeres, ein sittlicheres, ein charaktervolleres Geschlecht.

Ihrer Natur nach ist die Musik, wie schon gesagt, ein Versuch zum Sprechen und ein Unterstützungsmittel für das Denken und für das Sprechen[2].

Damit ist ihre Bedeutung von selbst klargestellt und die richtige Antwort in der Streitfrage gegeben, die in neuerer Zeit so viele Erörterungen hervorgerufen hat.

Man hat auf der einen Seite in Zweifel gezogen, ob Musik Gedanken anregen könne. Uns scheint es unbegreiflich, wie man das in Frage stellen könne. Wenn sie das nicht zu leisten vermag oder nicht einmal beabsichtigt, dann ist sie nicht für denkende Menschen, dann überlassen wir sie den Vögeln, aber in menschlicher Gesellschaft hat sie kein Recht, sich geltend zu machen.

Damit soll aber nicht das andere Extrem bejaht sein, dem seit Berlioz, Liszt und Richard Wagner die Mode zu huldigen scheint. Eine Richtung, die an den Pythonsgeist der Heiligen

---

[1] Körting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance I 299. [2] Bernard., Ep. 398, 2.

Schrift und an die Mystik der Opiumesser erinnert, möchte aus der Musik einen pietistischen Bußkampf um Geist und Seligkeit machen. Wenn man den Derwischen der Wagnerei und der Programmusik glaubt, so müßte man allen Ernstes annehmen, Musik erzeuge Gedanken, ersetze das Denken, ja sie sei die idealste Art des Denkens, eine gesteigerte Beredsamkeit, die höchste Poesie, die einzig wahre Metaphysik, Frömmigkeit und Religion, kurz, ein Kunstspital als Ersatz für die Hochschule, ein Gedankentreibhaus zum Besten der Denkfaulen, der Hochaltar für die Religion der Flauen.

Wir wollen nicht untersuchen, ob sich die Welt, die derlei fabelt, je viel mit ernstlichem Denken geplagt habe. Jedenfalls zeigt sie, daß sie dessen herzlich satt ist.

Aus diesem Hunger nach einem angenehmen Surrogat für das trockene Denkhausbrot stammen unsere Lieder ohne Worte, unsere stundenlangen Tonstücke ohne Text, die zahllosen Phantasien, Capriccios, Potpourris. Diese ganze Klasse von Musikstücken ist ein wahrer Fluch für die gebildete Gesellschaft. Nachdem man den ganzen Tag nichts gearbeitet, nichts gedacht, höchstens geklatscht, gespielt, Romane und Zeitungen gelesen hat, sitzt man abends zusammen und läßt sich Gedanken ohne Worte und Töne ohne Gedanken vorspielen, bis man stumpf und matt geworden ist. Und dann geht man heim und legt sich zu Bett mit dem stolzen Gefühl der Verachtung gegen den Gelehrten, der drüben noch in tiefer Nacht seine Lampe brennen hat. Wie muß sich der arme Mann um ein paar Gedanken plagen, und diesen Kindern der Welt fliegen sie mit den Sechzehntelnoten in den Mund wie die gebratenen Tauben! Freilich darf man sie nur bei einer solchen Aufführung beobachten oder sie nachher darüber reden hören, um zu wissen, welcher Art diese wohlfeilen Gedanken sind!

Aber so muß es kommen, wenn man aus der Musik eine feierliche Massenkanonade macht, um unserer Gesellschaft mit

der Geschwindigkeit einer Kugelspritze erhabene Ideen und schließlich selbst religiöse Empfindungen beizubringen, die ihrer Weichlichkeit nicht wehe tun.

Nein! Um denken zu lehren, dazu ist Musik das denkbar schlechteste Mittel. Sie kann Gedanken veranlassen, aber nicht geben, angeregte Gedanken weiterspinnen helfen, aber nicht hervorrufen. Sie kann uns bequeme Unterstützung gewähren, wenn wir in Muße über einen liebgewonnenen Gedanken sinnen, ihn abermals und zum zehntenmal an unserem Geist vorüberziehen lassen, ihn uns zu Gemüt führen, auf unser Herz wollen einwirken lassen. Das ist ihr Zweck. Weiter aber hat sie keinen. Alles andere ist Erdichtung.

Man muß das alles erwägen, um die ganze Überlegenheit und die milde Weisheit zu würdigen, die die Kirche an den Tag legt in der Art, wie sie die Musik benutzt.

Sie wollte weder sich dieses mächtigen menschlichen Hilfsmittels noch die Gläubigen dieses Trostes berauben. Sie hat sich aber der Tonkunst bedient, nicht als ob sie deren um jeden Preis bedürfte — das mögen die Pfleger der Kirchenmusik beherzigen! — sondern wie eine Autorität, welche Macht hat, wie eine überlegene Gewalt, welche anwendet, was sie für gut findet, um ihre Zwecke zu fördern, wie eine weise Erzieherin, die ihren Schützlingen keine berechtigte Freude versagt, sie aber so zu lenken weiß, daß das Vergnügen seine Gefahr verliert und sich zum Bildungsmittel des Herzens eignet.

Will einer Maß, Ernst und Würde lernen, der möge sich zum Schüler der kirchlichen Musik machen, nicht bloß mit dem Kopf und in der Übung, sondern nach dem ganzen Menschen, und er wird ihren veredelnden Einfluß erfahren. Wer hier nicht Zucht der Gedanken und Selbstbeschränkung lernt, vorausgesetzt überhaupt, daß er lernen, nicht aber dünkelhaft meistern, daß er sich einer Autorität unterwerfen und sich selber nach höherem Vorbild richten will, der wird sie wohl nie und

nirgends lernen. Umgekehrt wird sich der, der dem Geist der Selbstbeherrschung unzugänglich ist, nie ganz mit dieser Kunst befreunden können. Sie hat das sinnliche Element auf das denkbar geringste Maß zurückgesetzt. Ihre Harmonie beruht auf den einfachsten mathematischen Grundverhältnissen. Das gesprochene Wort, der klar entwickelte Gedanke ist bei ihr immer das Beherrschende. Alle künstlerische Form ist nur ein untergeordnetes Mittel für die Einprägung des Wortes.

Daher ihre wunderbare Klarheit, daher der volle Einklang des Äußerlichen mit dem Inhalt. Daher freilich auch die große Schwierigkeit, diese Musik auszuführen und zu würdigen.

Ohne Verständnis für das Wort, den Inhalt, den Geist der Liturgie und für den Zweck der gottesdienstlichen Einrichtungen, also, wie man sagt, ohne kirchlichen Sinn wird ihr keiner rechten Geschmack abgewinnen. Zu diesen Vorbedingungen aber hilft die Kunstfertigkeit allein gar wenig. Alle Aufmerksamkeit auf die äußere Form mit Vernachlässigung des geistigen Gehaltes, die Verzichtleistung auf Erbauung, ja selbst eine Erbauung, die bloß im subjektiven Sinn und nicht im uneigennützigen Anschluß an die Absicht der Kirche gesucht wird, verdirbt unglaublich viel. Es gibt kaum eine schwierigere Kunst als die, kirchliche Musik gut vorzutragen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß einer der Technik vollkommen Meister sein muß, um sich ganz dem Inhalt hingeben zu können, daß er also Kunst nur als Mittel zum Zweck treiben darf. Darum macht hier der Vortrag alles. Der Rhythmus überwiegt ja weitaus die Melodie, wenn man überhaupt von Melodie in der Kirchenmusik reden kann. Im Grund ist das, was man sonst Melodie nennt, nur ein Auf- und Abschweben über dem Grundton, ein Meditieren, Ausführen, Zergliedern, Anwenden des Grundgedankens, auf den man immer wieder zurückkommt, um ihn endlich mit voller Klarheit dem Geist und mit ganzer Wärme dem Herzen einzuprägen, höchstens dann und wann

die ruhige Betrachtung durch ein kurzes Aufjubeln des entzückten Herzens unterbrechend.

Und das alles vollzieht sich mit so einfachen Mitteln, daß man kaum begreift, wie solche Wirkung möglich ist. Man muß eben ganz in den Genuß eines modernen Kunstwerkes, eines Kyrie von Palestrina, eines Credo von Mozart, eines Offertoriums von Haydn, versunken gewesen sein, damit man, wenn dann der Priester das Gloria oder die Präfation anstimmt, wie auf Engelshänden in eine so ganz fremde und erhabene Welt entrückt, gestehen lernt: Hier haben wir eine Kunstwelt vor uns, die uns nicht bloß als roher Anfang eine gewisse Achtung, sondern die uns vielmehr die Überzeugung abnötigt, daß sie durch Macht, durch Würde, durch Reinheit der vollendetsten neueren Kunst weit überlegen ist.

Wir verachten deshalb die moderne Musik nicht. Dadurch wird die kirchliche Kunst nicht gehoben, daß man ihre Schülerin, die sich allmählich zur Nebenbuhlerin ausgebildet hat, ungerecht herabsetzt. Wir wenigstens gestehen der modernen Weltmusik, trotz ihrer Mängel, ihre Vorzüge ungeschmälert zu. Aber je unbefangener wir deren Wert anerkennen, um so erhabener finden wir schließlich immer wieder die kirchliche Kunst.

Wir wollen uns auch nicht so entschieden gegen jede Verwendung neuerer Kunstformen und Kunstmittel am heiligen Ort aussprechen, wie das manche halb puritanisch tun. Erweist sich ja auch die Kirche in diesem Stück duldsam und maßvoll[1]. Wir bekennen sogar, daß wir in mancher sog. klassischen Messe trotz ihres weltlichen Äußeren mehr Charakter und mehr Ruhe finden, daß wir uns durch manche Kirchenfuge mehr

---

[1] Bened. XIV., Syn. Dioec. 11, 7, 6. Ioann. XXII. (Extr. comm. 3, 1). Dom. Soto, Iustit. et iur. l. 10, q. 5, a. 2. Sehr beachtenswert Kühne, P. Gall Morel 187 ff.

zum Betrachten und Sammeln gestimmt fühlen als bei diesem oder jenem Meisterwerk eines Puristen, dessen übergroßes Eifern in jeder seiner Zeilen die peinlichste Zerrissenheit an den Tag bringt, zur Qual der Kenner und zur Störung des andächtigen Volkes.

Möchten doch die Rigoristen ihre Aufgabe bedenken und die menschliche Schwachheit berücksichtigen!

Keine Kunst, auch nicht die Kirchenmusik, ist Selbstzweck. Was ist aber Zweck der Kirchenmusik? Nun natürlich, heißt es, die Ehre Gottes fördern! Und sonst nichts? Wahrhaftig, das ist zu wenig und zu viel zugleich.

Wenn Gottes Ehre vom Musizieren abhängt, dann ist es schlimm um sie bestellt, gleichviel ob man mit einem alten Schnarrwerk hantiert oder mit einer amerikanischen Salonorgel.

Nein, es mag dem Musiker genug sein, wenn er Gott *mittelbar* dadurch verherrlicht, daß er sein bescheidenes Scherflein zur Erbauung des christlichen Volkes beiträgt.

Nun, dann muß er aber auch auf die Fassungskraft und die Geistesrichtung des Christenvolkes Rücksicht nehmen. Was nützt das gelehrteste Buch, wenn es nicht lesbar ist? Was nützt die hartnäckigste Logik in der Musik, was bedeutet eine kontrapunktische Rechnungsaufgabe für den Fachmann, wenn sie das Volk, dem Gott der Herr eine so unverwüstliche Lust an der Harmonie gegeben hat, aus der Kirche auf die Tanzplätze oder in die Tingeltangel treibt?[1]

Natürlich gilt das Gesagte nicht vom *liturgischen* Kirchengesang. Dieser ist etwas anderes als Musik in der Kirche. Er dient Gott unmittelbar, jene soll das Volk erbauen. Das mögen die Eiferer für das, was sie kirchliche Musik nennen, nicht übersehen. Sie kämpfen für eine ernstere Musik in der

[1] Vgl. Kardinal Bartolini bei *Mayrhofer*, Bedingungen einer gesunden Reform der Kirchenmusik 16.

Kirche. Recht so — bis auf eins. Sie kämpfen nämlich oft dafür mit Gründen, die nur für den Gesang der Kirche gelten. Die Kirche aber hat nur für diesen allgemeine und unabänderliche Gesetze gegeben. Ihn kann keine Kunst der Erde ersetzen. Keine andere als er ist würdig, die höchste Erhebung der Gemeinde zu Gott und die tiefste Herablassung Gottes zu seinem Volk an Stelle der Engel zu feiern und zu vermitteln. Eine dann und wann mit Maß gestattete freiere Kunstübung aber hat für jeden ernsten, religiös gestimmten Geist nur eben die Folge, daß er die kirchliche Kunst dann erst wieder in ihrer ganzen Erhabenheit würdigen und schätzen lernt.

Drama und Theater.

16. Die Geschichte des Dramas liefert vor allem den Beweis dafür, daß sich die Menschen nur dann um ein bedeutendes über die Alltäglichkeit erheben, wenn sie äußerlich festen Boden unter ihren Füßen wissen und innerlich von aufrichtiger religiöser Wärme durchdrungen sind.

Die griechischen Dramatiker haben unbestreitbar den Vorteil, daß sie fest auf dem Boden der Natürlichkeit stehen. Oft stehen sie hier sogar so fest, daß es wieder zum Übel wird.

Dagegen krankt ihre Weltanschauung an zwei Irrtümern, die besonders dann hervortreten, wenn wir ihren Werken die hebräische Mustertragödie, das Buch Job, gegenüberstellen. Einmal steht der beleidigte, unversöhnte Gott vor ihnen als unversöhnlicher Rächer, als totes, starres, unerbittliches Schicksal, das seine Freude hat am Untergang der Lebendigen, am Unglück aller, die sich freuen, aller, die Großes tun. Und dann suchen die Armen, die niemand darüber belehrt hat, wie sich der Mensch innerlich läutern und veredeln kann, dann suchen sie die Selbständigkeit und die Kraft des Menschen in nichts anderem als darin, daß er sich gegen Gottes Gesetz als Frevler und gegen die Menschen mit Gewalttat erhebe.

Hätten ihre christlichen Nachahmer nichts weiter zu leisten gehabt, als sie nur in diesen beiden Stücken zu verbessern, d. h. bloß die natürliche religiöse und sittliche Bestimmung des Menschen darzustellen, sie hätten jene leicht übertreffen können. Sie übernehmen jedoch eine viel verwickeltere Aufgabe. Wer ein Drama nach *christlichem* Begriff schaffen will, muß erstens dartun, daß es, wenn auch nicht ohne Opfer und Kampf, gar wohl möglich ist, den *Einklang* zwischen den Pflichten und den Anforderungen des natürlichen Lebens einerseits und der übernatürlichen Bestimmung des Menschengeschlechtes anderseits herzustellen. Zweitens soll das christliche Drama zeigen, wie Gottes Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe immer, trotz aller geschöpflichen Halbheit und Widersetzlichkeit, an den einzelnen Menschen sowohl als an der gesamten Menschheit ihre *Pläne* für Zeit und Ewigkeit zur Durchführung bringt. In Wahrheit eine fast übermenschliche Arbeit! Kein Wunder, daß wir sie noch keineswegs ganz gelöst finden.

Von den großen französischen und deutschen Dramen sprechen wir hier nicht. Sie gehören mit wenigen Ausnahmen — wir nennen mit höchster Achtung Corneilles Polyeucte und Racines Athalie — nicht unter die eigentlich christlichen Kunstwerke. In Form und Inhalt meist Nachahmungen der Alten, leiden sie an den gleichen Fehlern wie die Werke jener und entbehren überdies ihrer Vorzüge, der Popularität, der religiösen Stimmung und der nationalen Unterlage. Davon macht allerdings Schiller, zum Teil auch Goethe, eine Ausnahme.

Unzweifelhaft steht über allen alten und neuen Schauspieldichtern miteinander Shakespeare, weitaus der größte unter ihnen. Wäre nur auch das christliche, zumal das übernatürliche Element in seiner ganzen Reinheit und Kraft bei ihm zur Darstellung gelangt!

Wenn wir also nach der eigentlich christlichen dramatischen Kunst fragen, sind wir zumeist nach Spanien gewiesen. Vom

künstlerischen Standpunkt aus erreicht nun allerdings keiner der spanischen Meister den britischen Dichter. Indes braucht sich Spanien deshalb vor dem Norden keineswegs in den Schatten zurückzuziehen. England hat nur einen Shakespeare, Spanien aber zwei Sterne erster Größe, Lope de Vega und Calderon, dazu aber eine ganze Reihe von Dramatikern zweiten Ranges, Guillen de Castro, Alarcon, Luis Velez de Guevara, Rojas, Moreto, Tirso de Molina, Meister, die sich leicht mit ihren englischen Nebenbuhlern, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, messen können, Meister, die selbst der größte französische Dramatiker, Corneille, nachzuahmen nicht unter seiner Würde hielt.

Auch von diesen Spaniern hat keiner seine Aufgabe als christlicher Dichter vollkommen gelöst. Insbesondere lassen sie fast immer das Übernatürliche in den großen Gang der Ereignisse zu gewaltsam und unvermittelt eingreifen. Aber das muß man ihnen einräumen, daß sie sich in ihrer irdischen Heimat ebensowohl zurechtfinden als im Übernatürlichen. Sie sind hohe Idealisten und vortreffliche Realisten. Sie haben festen Boden unter den Füßen, sie hängen mit Leib und Seele an ihrem Volk und Vaterland, und doch leben sie mit ganzer Seele für einen ewigen, unendlichen Zweck. Dieser aber ist so weit entfernt davon, ihr Leben auf Erden zu verdüstern oder zu beengen, daß sie sich vielmehr eben durch den Hinblick auf ihn hier erst recht wohl fühlen.

Unsere modernen Dramatiker, zumal die französischen Größen, Corneille und Racine, aber auch Schiller und Goethe, sprechen allerdings mit größerer Feierlichkeit; ihre Figuren treten viel selbstbewußter, viel einstudierter, viel anspruchsvoller auf, sie lassen sich nur im Paradeschritt und im Amtskleid sehen, nachdem sie Gewand und Gesicht vor dem Spiegel in tadellose Ordnung gebracht haben. Man denkt da immer an Horten-

sius mit seinen wunderbaren Falten[1] und an die hofmäßigen Figuren des akademischen Klassizismus bei Poussin und Lebrun, manchmal auch an den erzwungenen Ton und das feierliche Benehmen, das auf so vielen Kanzeln des protestantischen Nordens Mode ist. Aber jeder fühlt, daß diese Gestalten so nicht beständig leben können, und daß das Gebaren, das sie öffentlich zeigen, nicht ihre wahre Natur ist.

Jene spanischen Helden dagegen gehen zwar oft recht werktäglich einher und tun sich wenig Gewalt an, um sich zu verstellen und zu schminken, ja sie lassen sich nicht selten fast etwas zu sehr vor der Öffentlichkeit gehen, gerade wie man es so oft in den Ländern des Südens an dem Klerus bedauert, der zwischen Kirche, Haus und Straße nicht immer den genügenden Unterschied macht. Jedoch man sieht, daß ihnen wohl ums Herz ist, daß sie nichts auf der Seele haben, was nicht alle Welt wissen und sehen dürfte, und daß sie, obwohl dem Geist nach über die Erde hinausstrebend, dennoch ganz und gar natürliche Menschen, mit sich im reinen, mit ihrer Heimat, mit ihrer Umgebung und mit dem Volksleben verwachsen sind.

Damit haben die spanischen Dichter wenigstens die eine ihrer Hauptaufgaben, die Einigung des Natürlichen und des Übernatürlichen im Charakter und im Herzen des Menschen, befriedigend gelöst.

Sicherlich wäre der christlichen Dichtkunst auch die andere, schwierigere, die Vereinbarung des Göttlichen und des Menschlichen in den Ereignissen, in der Schürzung und in der Lösung des Knotens, schon längst gelungen, wenn nicht der unheilvolle Riß der Reformation auch hier die Weiterentwicklung des vielversprechenden Anfanges unterbrochen hätte. Gerade bei uns in Deutschland zeigte sich hierzu mehr Anlage und Aussicht als zur Durchführung der bloßen Charaktertragödie,

[1] Macrob., Saturn. 2, 9.

die doch immer nur ein untergeordneter Teil der dramatischen Dichtung ist. Noch haben sich Reste davon bis auf unsere Tage erhalten, und das Urteil der größten Fachmänner und das immer wieder neue Interesse, das jedes Jahrzehnt Tausende selbst über das Meer her nach Oberammergau führt, bezeugt, daß der Geist dieser schlichten Kunstform unendlich aller dramatischen Feinheit überlegen ist, die auf unsern Hofbühnen trotz eines so übertriebenen Aufgebotes von bestechenden Mitteln vergebens mit ihr um die Palme ringt. Er würde seine Überlegenheit vielleicht noch glänzender beweisen, wenn sowohl die Bearbeitung des Stoffes als insbesondere die äußere Darstellung auf so manches Mittel Verzicht leistete, das lediglich der weltlichen Bühne abgelernt ist, an diesem Ort jedoch eher den Eindruck mindert als erhöht.

Wir müssen überhaupt bei dieser Gelegenheit der Überzeugung Ausdruck geben, daß der hauptsächlichste Grund, warum wir so wenig vollendete Dramen haben, in nichts anderem zu suchen ist als in dem nächstliegenden Zweck, um dessentwillen die meisten geschaffen werden.

Fast nie will ein Dramatiker ein *literarisches* Kunstwerk liefern; mehr oder minder sucht jeder ein Bühnenstück, ein Schauspiel zu fertigen, mit andern Worten, das Publikum für sich zu gewinnen, einen *Theatererfolg* zu erzielen, der großen Masse zu gefallen. Das ist der Gesichtspunkt, nach dem das Werk eingerichtet wird. In den wenigen Fällen, wo ein Drama nicht zum Anschauen geschrieben ist, muß es zur Aufführung vollkommen umgearbeitet werden. Wie ihm aber dann mitgespielt wird, damit es gespielt werden könne, ist bekannt. Es ist sehr bezeichnend, wenn man sagt, die Dichtung sei zum „Spielen" eingerichtet worden.

Man schreibt also für das Auge, nicht für den Geist, für die Unterhaltung, nicht für die Bildung, weniger, um das Ziel der dramatischen Kunst zu erreichen, als vielmehr in der Ab-

sicht, durch die Aufführung einen augenblicklichen Erfolg zu erringen. Damit ist offenbar der Zweck und die Möglichkeit preisgegeben, ein vollendetes Meisterwerk der Literatur zu schaffen.

Solang mithin nicht Drama und Bühne, Kunstwerk und Schaustück, der literarische Zweck und die theatralische Aufführung streng und weit voneinander getrennt werden, wird es nie ein vollendetes Drama geben, das ungeschmälerten ästhetischen Genuß böte und ein Mittel für wahre Bildung zu werden geeignet wäre.

Dieser Unterschied, der sowohl in künstlerischer als in sittlicher Beziehung von großer Tragweite ist, führt uns auf die Frage von der ästhetischen Bedeutung und von dem moralischen Wert des Theaters[1].

Es ist hoch an der Zeit, daß Klarheit in diese Frage gebracht werde. Das aber kann nur durch größte Entschiedenheit und durch furchtloses Hinweggehen über landläufige Vorurteile und eingewurzelte Lieblingsmeinungen geschehen.

Sagen wir es kurzweg: Die Frage über die Zulässigkeit des Theaters hat mit der Literatur und mit der dramatischen Kunst nichts zu schaffen. So wie die Dinge wirklich stehen, ist das Theater eine Angelegenheit der leeren Unterhaltung und Vergnügungssucht, jawohl, der leeren und der leersten.

Aber auch wenn wir ganz absehen von der Schalheit und von der Nichtigkeit des tatsächlichen Theaterwesens[2], müssen wir schon an und für sich das dramatische Gedicht als Kunstwerk und die Aufführung, d. h. das Schauspiel oder das Theater, auseinanderhalten. Was wir zum Lob der dramatischen Kunst gesagt haben, gilt nur vom Drama, vom literarischen

[1] Eine der maßvollsten und besten Beurteilungen unseres Theaterwesens ist wohl die von Adam Müller (Verm. Schriften II 127 ff).

[2] Urteile von Kennern über das moderne Theaterwesen siehe Review of Reviews XVII 164; XX 481. Lorimer, The Modern Crisis in Religion 71 ff.

Kunstwerk. Vom Theater haben wir noch gar nicht gesprochen. Das soll aber jetzt geschehen.

Jedermann weiß, wie die Väter der Kirche vom Theater ihrer Zeit gesprochen haben, und kein Mensch, der die Verhältnisse von damals kennt, wird anders denken als sie. Daß die, welche einfach die Sachlage im Auge haben, auch über das heutige Theater nicht anders urteilen, als die Väter getan haben, ist ebenfalls bekannt. Sie haben recht.

Wir können nur die Worte Senecas wiederholen: Wer klug ist, meidet das Theater[1]. Es gibt nichts, was der Sittlichkeit so große Gefahr bringt, wie das Schauspiel[2].

Doch vergessen wir für jetzt ganz diese betrübenden Zustände, die durch die Darstellung der zweideutigsten Gegenstände, durch den Charakter der Darsteller, durch den Zusammenfluß und die Berührung der feuergefährlichsten Elemente im engen Zuschauerraum, durch eine Musik, die nicht bedenklicher sein könnte, durch die ausgesuchtesten Verführungsmittel in Ballet und Kostüm und durch einen ebenso brutalen als berückenden Pomp der Ausstattung das Theater zu einer wahren Schule für die Auflösung der Sitten machen. Denken wir für einen Augenblick alle diese Gefahren hinweg, damit wir ganz unparteiisch urteilen können. Nehmen wir an, der Stoff sei durchaus unschuldig, die Schauspieler seien wahre Engel, die Zuschauer nach Geschlechtern getrennt wie in der Kirche. Welches muß nun unsere Ansicht sein? Die nämliche wie zuvor.

Es tut nicht gut, es kann nur schaden, wenn ein dramatisches Kunstwerk zum Schauspiel herabgewürdigt wird[3].

---

[1] Seneca, Ep. 74, 7. [2] Ebd. 7, 2.

[3] Man hat gegen diese Darstellung entschiedenen Widerspruch erhoben. Wir glauben sie trotzdem unverändert belassen zu sollen, um uns nicht ins Unendliche zu verlieren, zumal eben jetzt in Deutschland und noch mehr in England der Streit über den „Theaterdusel" und den „Theaterfanatismus" einerseits, anderseits über das „Theater als

Es tut nicht gut, einmal schon vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkt aus. Andere sind die Anforderungen an ein Kunstwerk und andere die eines unterhaltungsbedürftigen, übersättigten Publikums, das, selbst wenn es sonst höheren Dingen zugänglich und fähig ist, ein ernstes Stück gebührend zu würdigen, was eben nicht viele vermögen, an diesem Ort, in dieser Stimmung, unter so vielen hinderlichen und zerstreuenden Umständen einem strengen Kunstwerk nicht gerecht werden wird, ja nicht einmal gerecht werden könnte, auch wenn es wollte. Es will aber nicht. Ebendeshalb geht es ja ins Theater, um das Kunstwerk nicht ernst nehmen zu müssen. Wer die Horatier oder die Iphigenie studieren und genießen will, der tut das in Muße zu Haus; ins Theater geht er einzig deshalb, um zu sehen, wie die Rachel die Camilla und Klara Ziegler die Iphigenie gibt. Das wird, sagt Arsène Alexandre, wohl niemand in Abrede stellen, wenn es sich um klassische Stücke handelt[1]. Die gewöhnliche Theaterware aber nimmt ohnehin niemand ernst, weder zu Hause noch im Theater.

Unter solchen Umständen ist der Theaterdichter unrettbar für die Kunst verloren, da er sich von der Stimmung der Zuschauer abhängig weiß, da ihm also, sobald er für das Theater schreibt, nicht um den sachlichen Wert, sondern um den Erfolg, und zwar den Erfolg vor einem fast urteilsunfähigen Hörerkreis zu tun sein muß.

Es tut aber auch zweitens nicht gut vom sittlichen Standpunkt aus. Aristoteles sagt freilich, das Drama stelle bloß Ereignisse dar ohne jede sittliche Absicht[2]. Wäre das möglich, so würde ein Theaterstück wenigstens nicht unsittlich wirken. Allein in Wirklichkeit, in jedem besondern Fall gibt

das höchste Kunstsymbol" mit einer Gründlichkeit und einer Heftigkeit geführt wird, daß es geraten erscheint, diesem Streit fern zu bleiben.

[1] Revue Encyclopédique 1896, 33.

[2] Aristot., Poet. 6, 12—15.

es nie etwas sittlich Indifferentes oder, wie man sich heute ausdrückt, etwas völlig Tendenzloses. Entweder muß eine Sache sittlich gut oder sittlich übel wirken; ein drittes ist nicht möglich [1].

Schon dadurch allein also, daß ein Stück den sittlichen Standpunkt ausschließen, die Kunst rein nur um der Kunst willen ausüben, mit andern Worten, das Sittliche vom Ästhetischen trennen will, wirkt es unsittlich.

Es ist jedoch ganz undenkbar, daß ein Schriftsteller, der für die Aufführung schreibt, auf eine sittliche Wirkung verzichte. Er muß eine im Auge haben, wenn er anders auf Menschen wirken will. Und er hat sie. Aber sobald er sich sein Publikum vorstellt, wie er es vor sich haben wird, ein Publikum, das nicht lernen, nicht sich bilden, sondern nur bequem unterhalten sein will [2], ein Publikum, von dessen Gnade er abhängt, so ist es unvermeidlich, selbst wenn er es nicht wollte, daß er eine falsche oder doch eine bloße Scheinsittlichkeit als Zweck verfolgt. Soll er dem Zuhörer predigen? Soll er ihm seine Sünden vorhalten? ihm unbequeme Tugenden empfehlen? Er wird sich hüten! [3] Er muß das Vergnügen, die Unterhaltung, die Annehmlichkeit des Zuschauers erreichen [4], sonst ist es um den Erfolg geschehen. Wenn aber das, so darf er ihm nicht die Wahrheit unter allen Umständen, sondern nur das vorstellen und sagen, was ihm angenehm ist [5], kann ihm also im günstigsten Fall nur eine recht weltliche, eine echt freie Moral, eine Moral der Eigenliebe und der Nützlichkeit vor Augen stellen.

Er muß ihm überdies die Mühe des Denkens ersparen. So spät abends denkt man nicht gern, zumal wenn man den

[1] Thomas 1, 2, q. 18, a. 9.
[2] Seneca, Ep. 108, 6.
[3] Vgl. Weiß, Lebensweisheit[10] 127 f.
[4] Plato, Gorgias 57, p. 502 b c.
[5] Isocrates, Nicocles (2) 48.

ganzen Tag nicht eben viel gedacht hat. Der Dichter muß also die Zuschauer — denn Zuhörer darf man kaum sagen — auf das, worauf es ihm ankommt, mit allem Nachdruck aufmerksam machen, und doch wieder so, daß es nicht weh tut. Er muß die Fehler so kraß zeichnen, daß auch der stumpfste Geist sie sieht, und zugleich so, daß niemand die Schilderung auf sich beziehe. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn er für Leser schriebe. Alsdann kann er rechnen, daß diese langsam und wiederholt studieren, worin die Feinheit der Schilderung, worin der Knoten und die Spitze des Ganzen, worin das Ausschlaggebende liege. Für den flüchtigen Augenblick der Vorstellung aber und für Genußmenschen, die nicht um der Anstrengung, sondern um des Vergnügens oder der Schwärmerei willen da sind, muß er das Wichtigste mit Axthieben und mit Kanonenschlägen hervorheben. So ist es unvermeidlich, daß im Schauspiel das Gute wie das Böse ganz gewaltig und unnatürlich übertrieben wird [1], daß lauter unechte, unterschobene Empfindungen statt der Wahrheit ausgeboten werden [2]. Selbst Bulthaupt, sonst ein Gegner der sog. Buchdramen, muß gestehen, daß sich gewisse Schönheiten des Dramas immer auf dem Theater verlieren, die Feinheiten der Charakterzeichnung und der Rede, und zumal die Tiefe der Gedanken [3].

Kurz, es führt diese Verbindung von Dichtung und Vorstellung naturnotwendig zum Verderb des Dichters und zum sittlichen und ästhetischen Untergang der Dichtung.

Wir begreifen deshalb, warum Solon sowohl aus ästhetischem als aus moralischem Interesse die theatralische Aufführung von Dramen verbot, weil diese nach seiner Überzeugung dadurch zu

---

[1] Plato, Republ. 6, p. 492 b c.

[2] Scholia in Demosthen. Mid. 150 (Müller, Orat. Attici, ed. Didot II 686 a).

[3] Bulthaupt, Dramaturgie II[4] 43.

unfruchtbaren Wortmachereien herabgewürdigt würden und wie in einer Lügenschule die Menschen verdürben [1].

Die edelsten Geister aller Zeiten haben sich in gleichem Sinn darüber geäußert [2], keiner wohl milder und doch zugleich treffender als der herrliche Stolberg, der insbesondere das Bedenkliche der sog. Kindertheater so vorzüglich entwickelt, daß man seine Abhandlung [3] nicht genug zur Beherzigung empfehlen kann. Man muß aber nicht glauben, daß der Schaden für die Erwachsenen weniger groß sei. Diese ganze Welt der Verkleidung, in die sich einer da hineinlebt, muß, ganz abgesehen davon, daß sie immer einen bedenklichen sinnlichen Reiz ausübt [4], die Phantasie ebenso aufregen, als sie das Denken einschläfert. Der Zuschauer sieht immer Engel oder Teufel vor sich, Menschen, die er nachahmen kann, nie. So verirrt er sich in eine rein erträumte Welt, lebt nur noch in eingebildeten paradiesischen Zuständen und wird unzugänglich und unerträglich für die wirkliche Welt, wo die Opfer so groß, wo die Enttäuschungen die Regel und die Früchte der guten Werke eine Seltenheit sind, auf die man lange mit Geduld warten muß. Von alledem hat er im Theater gerade das Gegenteil gesehen. Daher seine Verstimmung, seine Verbitterung, seine Unaufgelegtheit zur Pflichterfüllung.

Schon daß einer dem Theater so eifrig nachgeht, ist ein Zeichen von geistiger Leerheit und Trägheit. Der eingefleischteste Theaterbesucher ist immer der, der sich mit sich und andern nicht zu beschäftigen weiß, dem sogar die Mühe des Lesens eine zu große Überwindung kosten würde [5]. Die Art aber,

---

[1] Diogenes Laert. 1, 59.

[2] Messager des Fidèles (Maredsous 1885) 143 ff 283 ff.

[3] Janssen, Friedr. Leop. Stolberg (in einem Bande) 236—246.

[4] Vgl. Plato, Republ. 3, p. 395 d e.

[5] Möhler, Symbolik [6] 514 f. Stolberg a. a. O. 242. Francisque Sarcey, der gefeierte Theaterkritiker, fehlte durch 40 Jahre

wie er dort behandelt wird, dient erst recht dazu, entweder seine Weichlichkeit zu vermehren oder ihn in unnatürliche Aufregung zu versetzen [1], auf jeden Fall seinen Charakter vollends zu verderben [2].

Kurz, es läßt sich vom Theater nicht bündiger sprechen, als Plutarch getan hat. Man kann, sagt er, darauf anwenden, was ein Dichter vom Land Ägypten gesprochen hat:

> Es birgt vielleicht manch gute Kraft,
> Doch sicher mehr an schlechtem Saft,
> Man hört von Lieb' dort, hört von Leid,
> Unendlich viel von Seligkeit —
> Der Weise selbst wird nicht gescheit.

Ja, es hat so viel Verführerisches, daß es auch die Besten stumpf und betäubt macht. Darum sagte Gorgias, das Theater sei ein wahrer Täuschungsapparat. Wer ihn zur Täuschung anderer benutze, sei gerechter als der, der das nicht tue; und wer sich dadurch täuschen lasse, werde weiser als der, der nicht davon getäuscht worden sei. Gerechter nämlich, weil er — wenigstens seinem Vorgeben und vielleicht auch seinem guten Glauben nach — andern dadurch zu nützen hoffe, und weiser, weil der, der ins Theater geht, es sich nie nehmen lasse, daß er dadurch wunder wie viel gelernt habe. Ich frage indes, sagt Plutarch, was hat Athen von seinen Theaterstücken gehabt? Die großen Helden, die es retteten, Miltiades, Themistokles, hatten kein Theater. Wenn aber die Stücke von Sophokles und Euripides es waren, welche das Verderben von

---

kaum einen Tag im Theater. Er hat wohl 15 000 Theatervorstellungen beigewohnt. „Mademoiselle de la Seiglière" mißfiel ihm schon das erste Mal; er hat sie dennoch 87mal gehört. Er mußte eben durch inneren Drang ins Theater gehen. Sein Grundsatz war: „Das größte Vergnügen ist, ein schönes Stück zu sehen, das zweitgrößte, ein schlechtes anzuschauen" (Quinzaine, 1. Juin 1899, S. 353).

[1] Basilius, Ep. 42, 4. [2] Stolberg a. a. O. 239.

Athen abgewehrt oder die Stadt zur Blüte gebracht haben, müßten wir dann nicht das Theater der Akropolis — mit Burg und Tempel — an die Seite setzen?[1] So der griechische Schriftsteller.

Lassen wir also neidlos dem Humanismus den Ruhm, daß er angenehmere Schauspiele geschaffen habe als wir, und hoffen wir, daß wir vorzüglichere Dramen in dem Augenblick haben werden, wo unsere Dichter so viel Erkenntnis von ihrer Aufgabe haben, daß sie für die Wahrheit, für den ganzen Ernst des Lebens und für die Ewigkeit und nicht bloß für den flüchtigen Beifall eines Theaterabends arbeiten!

Epos.

17. Mit freudigerer Stimmung und mit ungeteilter Begeisterung wenden wir uns zu einer andern Art der Dichtung, zu der epischen.

Im Epos haben wir außerhalb des Christentums vier Werke von höchster Vollendung: die Ilias, die Odyssee, das Nibelungenlied, das Schahnameh des Firdusi. Den drei Heldengedichten aus dieser Zahl kann die christliche Literatur allerdings nur ein einziges von vollendeter Größe gegenüberstellen, die normannische Chanson de Roland. Diese aber steht trotz ihrer ungefügen Form ihnen allen an Kraft und Frische gleich, oder vielmehr, daß wir es richtig sagen: was diese Eigenschaften anbelangt, so kann es höchstens das Schahnameh mit ihr aufnehmen, an Einheit ist sie ihren sämtlichen Nebenbuhlern überlegen. Neben die Odyssee, den einzig vollkommenen Wanderungsroman der Alten, die erste Aventiure, hat die christliche Poesie zwei Meisterwerke von gleicher Richtung gestellt, den Parzival, der sie künstlerisch nicht ganz erreicht, und die Göttliche Komödie, die ihr nach Form wie nach Inhalt weit

[1] Plutarch., De audiendis poetis 1; Gloria Atheniens. 5.

überlegen ist. Das vierte, oder vielmehr das erste der christlichen Epen, der Heliand, ist aber groß ohne jedes Gegenstück[1]. Nicht einmal die herrlichen Dichtungen der Angelsachsen reichen daran hin.

Solang wir den Heliand und die Göttliche Komödie haben, brauchen wir nicht zu fürchten, daß im Epos die außerchristliche Literatur der unsrigen den Rang streitig mache. Wären nur die christlichen Völker ihrem Glauben treuer geblieben, wir hätten sicher noch manch andere epische Großtat aufzuweisen.

Welche Wunden hat uns der Abfall vom Glauben geschlagen! Wenn je einer berufen war, dem Heliand ein Werk an die Seite zu setzen, das ihm ebenbürtig werden, ja ihn übertreffen konnte, so war es Milton. Was für eine Kraft der Dichtung hat Gott in diesen Geist gelegt! Mit welch erstaunlich geringem Aufwand von Mitteln bringt er Wirkungen hervor wie kaum ein zweiter Dichter! Aber ach, wie oft bricht er plötzlich zusammen gleich einem Gichtbrüchigen! Wie stürzt er auf einmal von der höchsten Höhe wieder in den Abgrund, gerade als wären ihm die Schwingen gebrochen! Sicher, er hat auch so noch trotz seiner großen Fehler ein wunderbares Gedicht geschaffen, dessen Größe man erst fühlt, wenn man es mit der schwerfälligen Christias von Clarke und der leichten Muse von Vida vergleicht. Wir zählen es als das fünfte unserer bedeutenden christlichen Epen und lesen es gerne selbst neben der Divina Commedia. Aber was hätte dieser Mann werden und leisten können, hätte er die Weltanschauung Dantes gehabt, hätte er wie dieser die Summa des hl. Thomas von Aquin zur Lehrerin gehabt und nicht die Reformation, die einen solchen Geist nicht befriedigen, sondern nur mit Zweifel und mit Unzufriedenheit an allem erfüllen konnte! So muß hohler mythologischer Bombast die Lücken ausfüllen, die ein

[1] Vgl. oben 7, 1, S. 403 ff.

gesunder Glaube mit lebendigen Gebilden bevölkert hätte, und erzwungener Predigerton uns plötzlich in schmerzlicher Enttäuschung aus dem Genuß der erhabensten, nahezu prophetischen Ekstase reißen. Wenn jemand einsehen lernen will, welch unersetzlicher Schaden für einen hochbegabten Mann der Verlust des vollen Glaubens ist, so muß er das Verlorene Paradies studieren.

Auch die Lusiaden von Camoens sind ein trauriger Beweis dafür, daß der trefflichste Mann die herrlichste christliche Idee ungenießbar machen kann, sobald er sie durch humanistischen Aufguß genießbarer machen will. Immerhin rechnen wir diese als das sechste und letzte unserer großen Epen.

Der Cid, Tassos Erobertes Jerusalem, Konrads deutsches Rolandslied und das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht sind Werke zweiter Ordnung. Aber auch sie können es mit den am meisten gefeierten humanistischen Epen des gleichen Ranges aufnehmen, mit der Äneide von Virgil, mit der Gudrun und mit Goethes Hermann und Dorothea. Auch von Webers Dreizehnlinden dürfen wir wohl das gleiche sagen, wenn es schon nicht ganz ein Epos ist. Helles Jesus Messias jedoch ist zu breit, zu gelehrt und schwächer, als es die Höhe des Gegenstandes verlangt.

Mitleid, Achtung und Ehrfurcht zugleich flößt die Messiade von Klopstock ein. Der Verfasser lebte unter Verhältnissen, die ihm nicht den ruhigen Besitz des Glaubens möglich machten, sondern ihn nötigten, sich diesen erst künstlich und mühsam zurechtzulegen. So begeistert auch der Erlöser gefeiert wird, so läßt einen doch die gewaltsame Anstrengung um Glaube und Liebe, von der das herrliche Gedicht überall Zeugnis gibt, nie zu einem ganzen und ruhigen Genuß gelangen.

Wir können uns übrigens bei dieser Gelegenheit über die Fruchtbarkeit der besseren christlichen Zeiten an epischen Gestaltungen nicht genug verwundern. Gerade an jenem Volk,

das heute keine Ader vom Epiker mehr hat, am französischen, zeigt sich das am schlagendsten. Malezieu hat im 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Vergessens, wie Gautier es nennt[1], gesagt, daß die Franzosen zum Epos durchaus das Zeug nicht hätten. Voltaire hat ihm das nachgesagt und durch seine Henriade den Beweis dafür erbracht. Das gilt freilich von den späteren Franzosen, welche die ersten Vorbedingungen zu einem Epiker, die Ruhe und die Einheit einer festen Weltanschauung, weggeworfen haben. Aber ehemals, in den Zeiten des Glaubens, hatten sie auch diese Gaben[2]. Daher die ungeheure Menge von Epen, womit sie damals die Welt versorgten. Einzig aus dem karolingischen Sagenkreis zählt man deren 80. Im ganzen berechnet man die Zahl der französischen Epen aus dem Mittelalter auf 800[3]. Auch die Deutschen haben eine so große Menge von Epen hervorgebracht, daß man berechtigt ist, das Mittelalter eine epische Zeit zu nennen. Leider hat es die Stoffe meistens dem Heidentum und der Sagenwelt entlehnt und deshalb nicht eigentlich die christliche Literatur gefördert.

Lyrik.

18. Wie im Epos, so hat auch in der Lyrik die vom Geist der Offenbarung beseelte Poesie den Sieg über die Kunst der Welt davongetragen.

Auf diesem Feld ist das so selbstverständlich und so naturnotwendig, daß wir uns dessen eigentlich nicht einmal rühmen könnten, wenn nicht der Humanismus gerade hier den gefährlichsten aller Feinde gegen die christliche Ästhetik ins Feld schickte: die Sinnenlust und die Spekulation auf die Unbändigkeit und die Unbelehrbarkeit dieses niedrigen Triebes.

---

[1] Gautier, Les épopées françaises I² 457.

[2] Lanson, Hist. de la littérat. franç.³ 19.

[3] Aubertin, Hist. de la littérat. franç. I 119 ff 150.

Die Lyrik war zu allen Zeiten eines jener Kunstgebiete, auf denen sich die Sinnlichkeit behaglich breit machte. Während sie das aber sonst mit zuckendem Gewissen tat, sucht ihr die moderne Ästhetik das Recht dazu, ja die Verpflichtung philosophisch zu erkämpfen. Bisher, sagt ein neuerer Schriftsteller, den wir vielleicht besser nicht nennen, bisher habe sie überhaupt unter Liebe eine so platonische, sentimentale, ja aszetische Unnatur verstanden, daß man sagen müsse, ohne genaues materialistisches und physiologisches Studium der Menschennatur — also ungefähr ohne Nachahmung von Maupassant — werde sie diesem Gegenstand nie gerecht werden.

Es fehlt nicht viel, daß man die Welt auf den Glauben schwören machte, ohne Entfesselung der Sinnlichkeit sei an eine echte Lyrik nicht zu denken[1], Lyrik sei nichts als Tändeln mit der lieben Sünde, und die erste Aufgabe dieser Dichtung bestehe darin, die Menschen zu lehren, daß in der Aufstachelung ihrer gefährlichsten Leidenschaften der Inbegriff von allen Himmeln liege[2]. Wolle der Dichter Mensch sein und andere Menschen bilden, meint Goethe, so müsse er darauf losarbeiten, daß die Welt nur noch ein einziger Tempel Amors werde, denn ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt[3].

Arme Welt, wenn dich dieser Kitt zusammenhalten soll!

Arme Poesie, die ihre Räder mit solcher Salbe salben muß! In der Tat nimmt die Sache bald ein Aussehen an, als ob es kein anderes Öl für die Dichtung mehr gebe als diese Hexensalbe, von der Goethe sehr unverblümt und durchsichtig singt:

---

[1] Bis zu welchem Grade sich die Dichtkunst muß entwürdigen lassen, das zeigen die Worte von Karl Busse: „Einem deutschen Dichter, der nicht in brausender Begeisterung den Becher schwingt, soll man nicht trauen" (Literar. Echo II 1257).

[2] Duboc, Hundert Jahre Zeitgeist I 132 ff.

[3] Goethe, Röm. Elegien 1 (G. W. I [1827] 259).

Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh;
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh[1].

Selbst ein so trockener, durch und durch poesieloser Historiker wie Sybel spricht deshalb allein schon dem Mittelalter die Möglichkeit jeder Poesie ab, weil damals, wie er sagt, die Quellen, die sie allein nähren und tränken könnten, und ihr echter Boden den Sünden dieser Welt zugezählt worden seien. Und was sind das für Quellen, und was, wenn wir bitten dürfen, ist das für ein Boden, der allein echte Poesie zeugen soll? Eine gesunde, kräftige Sinnlichkeit, lautet seine Antwort[2].

Da können wir uns einen Begriff davon machen, aus welchen Pfützen der leichtere Chor der Rache seine Kamele tränkt! Und mit diesen häßlichen Bestien sollen wir unsern Weg machen? Ja, wenn einer die Sandwüste mit ihren glühenden, lüsternen Winden auf Lebensgefahr hin durchkreuzen will, gut, der mag's auf ihnen versuchen. Aber um in den reinen Himmel der Poesie emporzusteigen, dazu bedarf es eines edleren Tieres, jenes Flügelpferdes, von dem uns die Sagen berichten. Dieses aber darf seinen Durst nicht in jenem Sumpfwasser löschen, sonst verfällt es dem Taumel und Traumgeist und verliert Lust und Kraft zum beschwerlichen Flug nach oben.

Man nennt Liebe die Quelle der Lyrik. Das ist schon die erste Lüge, die Quelle zahlloser anderer Lügen und Betrügereien. Diese sog. Liebe, von der die Dichter in ewig gleicher Tonart leiern, ist nichts als der Reiz der eigenen Sinnlichkeit, die sich an fremder entzünden will. Wenn man es uns nicht glaubt, so glaube man es doch jenen, die das aus der Praxis wissen müssen. Wir meinen die Brüder in

[1] Goethe, „Christel" (G. W. I [1827] 20).

[2] Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges[1] 106.

Goethes Logenlied, die da singen: Heute soll an allen Orten Liebe nah der Liebe sein[1]. Wie das zu verstehen ist, erklären die Gegenverse: Fragen alle sich die Brüder, was sie ohne Schwestern wären![2] Da haben wir's! Weil die Brüder ohne Liebe nicht sein können, zur Liebe aber, so wie sie diese verstehen, der Schwestern bedürfen, darum fließen sie über von Versicherungen der Liebe.

Wie niedrig aber ihre Liebe ist und wie töricht die sind, welche sich auf ihre heiligsten Schwüre verlassen, das zeigt Goethe selbst in den gemeinen Versen: So bleibet nur, bis ihr was Besseres wißt![3] Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsere Gebete, unser täglicher Dienst einer besonders geweiht. Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit, lernet sie kennen! Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt[4]. Im Sold der Gelegenheit also dient diese angebliche Liebe, und zwar immer nur auf Taglohn und immer nur jener Schwester, von der man eben sagen kann: Sie tut mir auch alles zuliebe[5]. Tut diese aber solches nicht mehr, und bietet sich andere Gelegenheit, dann heißt es leichten Muts: Neue Liebe, neues Leben![6] Das, sagt Goethe, der dieser Art von Liebe Leben und Leier geweiht hat, das sei das probateste Palliativ.

Ich selber, beschreibt er uns seine eigene Handlungsweise, log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte![7] Ein schöner Vorteil das für ihn! Wer aber den Nachteil hatte, das waren die hübschen Gesichter, welche trotz

---

[1] Goethe, Zur Logenfeier 3. Sept. 1825 (III 75).
[2] Ebd., Gegentoast der Schwestern (III 72).
[3] Ebd., Ergo bibamus (I 159).
[4] Ebd., Röm. Elegien 4 (I 263).
[5] Ebd., „Gewohnt, getan" (I 137). [6] Ebd. (I 77).
[7] Goethe an Fr. v. Stein (Düntzer, Charlotte v. Stein I 41. Baumgartner, Goethes Lehr- und Wanderjahre 74).

der Warnung von Vater und Mutter und trotz der tausend Opfer, über die sie selber gespottet und die Nase gerümpft hatten, und trotz der Mahnung des Gewissens doch glaubten, daß der Liebeschwörer diesmal uneigennützig ihnen und nicht seiner Sinnlichkeit dienen wollte. So log und trog auch ihnen diese ewig verlogene Liebe und wurde zum hunderttausendsten Mal mit lauter Worten von Liebe der Satz Goethes an ihnen wahr, der einzige, der nicht gelogen ist: Ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen [1].

Und nun sage jeder, der auf Ehre und Wahrheit hält, ob aus einer solchen Quelle Poesie strömen kann? Und wenn nicht, warum ficht man uns darum an, daß wir diesen wilden Sandsturm von Versen, den das verlogene Wort von Liebe wie der Samum aufwirbelt, nicht als Poesie gelten, daß wir diesen Wust von Liebesliedern nicht in den Bereich unverdorbener Seelen kommen lassen wollen, aus Furcht, sie könnten schon durch den Hauch vergiftet werden? Seit alten Zeiten, sagt Sokrates, besteht in diesen Dingen ein großer Zwiespalt zwischen den Dichtern und der gesunden Philosophie [2]. Und die Religion sollte erlauben, was die Vernunft verdammt?

Hinaus also mit diesem ekeln Gift aus der Poesie! Hinaus aus der Lektüre der Jugend! Lasset euch nicht täuschen, Kinder groß und klein! Mit süßen Tränklein mischt man Gifte, dann nimmt sie jeder ein. Vergesset insbesondere ihr nicht eurer Pflicht, ihr Eltern und Erzieher! Schon der Heide hat es begriffen, daß nur unter strenger Zucht und Aufsicht der Genuß von Dichtungen für die Jugend ohne Schaden abgehen kann [3]. Glaube niemand in diesen Dingen auf fremde Versicherung hin! Wir wissen alle, wie gewissenlos, wie unselbständig, wie

---

[1] Goethe, Röm. Elegien 6 (I 268).

[2] Plato, Republ. 10, p. 607 b.

[3] Plutarch., De audiendis poetis 14.

gedankenlos die Welt in der Lobpreisung solcher Werke ist. Jeder muß sich da selber vorsehen, denn jeder muß selber Rechenschaft geben.

Damit wollen wir nicht sagen, daß Liebe kein Gegenstand der Poesie sein dürfe, und daß man unter allen Umständen ein Gedicht, das die Liebe verherrlicht, verwerfen müsse.

Wir verdammen nicht die Liebe, aber wir brandmarken die Heuchelei, welche gemeine Sinnlichkeit oder Selbstsucht unter dem Namen von Liebe einschmuggeln will.

Wer die Liebe verbannt, der tut dem Herzen Gewalt an.

Man singe also von Liebe. Aber es muß erstens eine Liebe sein, die sich vor Gott und vor aller Welt, wohl verstanden, vor aller Welt sehen lassen darf, also Liebe, die keinem zum Fallstrick wird, Liebe, die gegen niemand Unrecht begeht, Liebe, die nicht erlogen, Liebe, die rein ist. Ja, wenn alle Dichter so von der Liebe singen können wie jener alte Ritter, dann mögen sie nur von ihr singen:

Ich hab' für Gott das Kreuz auf mich genommen
Und fahr' zur Buß' ob meiner Missetat:
Nun steht's bei ihm, soll ich herwiederkommen.
Ich lass' ein Weib, das Kummer um mich hat,
Das möcht' ich finden mir in Ehren.
Das zieht allein mich noch zurück;
Denn sollt ihr Leben sie verkehren,
Dann wär' der Tod für mich ein Glück.

Die erste Liebe, die ich je empfunden,
Die selbe muß mir auch die liebste sein,
Zwar hab' ich manchen Kampf und Schmerz gefunden,
Doch wahr' ich stets die Treu' im Herzen mein,
Sollt' ich je minnen mehr denn eine,
Solch' Schande wär' für mich nicht gut,
Da minnt' ich lieber niemals keine, —
O weh, wie mancher doch das tut![1]

[1] Der von Johannsdorf 1 2 (Hagen, Minnesinger I 321).

Fürs zweite setzen wir die Bedingung, daß selbst diese Liebe nur mit großer Behutsamkeit und Rücksicht auftrete. Das menschliche Herz ist gerade nach dieser Seite hin so schwach und empfindlich, daß auch Dinge, die erlaubt sind, Tausenden zur Gefahr werden können. Was einen nicht reizt, kann Hunderte stürzen. Was einen neunundneunzigmal kalt gelassen hat, das verbrennt ihn vielleicht das hundertste Mal. Jeder Leser, alt und jung, muß jedes Buch mit Vorsicht öffnen, da er nicht weiß, ob er sich Tod oder Leben aus ihm hole. Mit welcher Ängstlichkeit muß also der Dichter jede Zeile schreiben! Er weiß, daß er zu Tausenden redet, er weiß aber nicht, wer sie sind und in welcher Stimmung sie ihn lesen und was sie ohne Schaden ertragen können!

Daraus folgt also, daß die zwei ersten Bedingungen zu einer vollendeten lyrischen Leistung Wahrheit und Reinheit sind. Wir setzen absichtlich beide Bedingungen nebeneinander, denn sie dürfen hier nicht voneinander getrennt werden. Eine lyrische Schilderung mag an sich wahr sein, verletzt sie aber die Reinheit des Herzens, so ist sie frevelhafte Verführung, und von einem Kunstwerk ist keine Rede mehr, und wären die Verse auch unerreichbar gelungen.

Da aber diese Art der Dichtung nicht bloße Beschreibung bleiben darf wie das Epos, so erfordert sie drittens einen Gegenstand, der den Menschen ganz erfaßt, der also entweder läuternd in die tiefsten Falten des Herzens hineingreift oder den Menschen aus sich heraus führt, sei es nun, damit er lerne, sich für die Allgemeinheit zu opfern, sei es, damit er sich über sich zu seiner höchsten Bestimmung erhebe.

Der würdigste Inhalt der Lyrik ist die Religion, das Übernatürliche. Den nächsten Vorwurf bildet der Mensch in seiner Kleinheit und Ohnmacht, in der Erfüllung seiner Pflichten und im Kampf gegenüber der Welt, also das ganze Gebiet der Geschichte und des äußeren Lebens in allen Beziehungen.

Die Erlebnisse der engen, kleinen Innenwelt, die Stürme, die Leiden, die Wünsche, die Freuden des eigenen Herzens sind zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, aber die Gefahren der Lüge, der Selbsttäuschung, der Eitelkeit, kurz, des Egoismus, der alle Welt nur als Trabanten um das liebe Ich kreisen läßt, liegen hier so nahe, daß man vor der Wahl dieses dritten Stoffes fast nicht weniger warnen muß als vor dem Anlegen eines Tagebuches.

Viertens endlich müssen diese Gegenstände vom ganzen Menschen erfaßt und dargestellt werden. Bloße Phantasie- und Gefühlspoesie genügt so wenig wie bloße Verstandesdichtung. Auch die Lyrik verlangt volle Klarheit des Geistes, ganzen Ernst des Willens und wahre Wärme des Herzens.

Ist dem aber also, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unter den zahllosen Lyrikern, die aus jeder Spalte der Erde über jeden Mondstrahl und jeden Grashalm und jedes blitzende Auge und jedes blühende Gesicht seufzen und grollen und girren, nur wenige wahrhaft bedeutende Dichter zu verzeichnen sind.

Von einem Anakreon, von einem Hafis, deren Poesie sich nur von Wein, von Rosen und von Liebe der schlimmsten Art nährt, müssen wir zum voraus Umgang nehmen.

Auch bei Goethe suchen wir, wenn wir von der Nachahmung einiger Volkslieder absehen, vergebens nach irgend einem weiteren Gesichtskreis, und wäre es auch nur das Wohl des Vaterlandes oder eine Regung des Mitleidens mit der Not der Menschheit. Was ihn bewegt, ist einzig der ewige Goethe mit seinem Wohl und Wehe, zumeist mit jenen zweideutigen Anschauungen von Liebe, die wir kennen. Ein solcher Lyriker aber gehört wahrlich nicht zu den großen.

Ihm gegenüber hat sogar der schwache Petrarca einen weiteren und höheren Blick. Allerdings hat auch er den besten Teil seines Lebens im Dienst der Leidenschaft vergeudet. Doch schließlich fängt er an, sich selber seiner unwürdigen und kalten

Sonette zu schämen. Deshalb richtet er wenigstens am Abend seiner Tage in den Triumphen den Blick auf den großen Gang der Weltgeschichte. Aber er ist bereits zu alt. Das Feuer ist längst erloschen. Statt lyrischer Ergüsse bringt er nur noch antiquarische Kataloge fertig. Auch ihn können wir darum nicht unter die Lyriker ersten Ranges zählen.

Wo sollen wir also die großen Lyriker suchen? In der gerühmten arabischen Kultur? Nun, sie hat allerdings viele Lyriker hervorgebracht, noch mehr als Gelehrte. Das ist auch fast ihr ganzer Reichtum. Kein Maler, kein Bildhauer, kein Musiker, kein Epos, kein Drama. Nur Architektur und Kleinkunst blühten unter den Arabern, eine trockene Poesie der Sprichwörter und Parabeln, und insbesondere die Lyrik. Aber was für eine Lyrik! Eine Lyrik der Bonmots, des witzelnden Verstandes, des Silbenstechens, des Lexikographen. Man seufzt sich zu Tod um eine Sklavin, eine Lanze, ein Kamel, eine verlorene Nadel. Allein es ist nicht so gefährlich. Es handelt sich bloß um geistreiche Wortspiele, um eine staunenswerte Fülle von glänzenden Reimen. Von Ernst, Wärme, Tiefe, von höheren Ideen keine Spur.

Viel höher stehen die Perser. Hätte Dschelaleddin statt des leeren All und Ein den wahren, lebendigen Gott vor sich gesehen, der jedem zuvorkommt, damit er sich nach ihm sehne, der jedes Sehnen mit Finden und Frieden belohnt, welch ein Dichter hätte dann aus ihm werden können! Ach, daß sich solche Geister in der Nacht des Irrtums verlieren müssen! Welches Unglück ist es doch, der Gnade des Glaubens zu entbehren! Wie klein, wie arm, wie eng steht es auch um den größten Geist, den der Glaube nicht über die Niedrigkeit des eigenen Seins hinaushebt!

Was den Glauben betrifft, so fehlt es daran dem größten der griechischen Lyriker, Pindar, allerdings nicht. Er hat das herrliche Wort gesprochen: Die Götter schmähn ist häßliche

Weisheit[1]. Er hat auch sonst schöne Eigenschaften, tiefen Ernst, eine gewaltige Sprache, Liebe zum Vaterland. Trotzdem können wir ihm das Lob eines vollendeten Lyrikers nicht zusprechen. Man hat Pindar stets bedeutend überschätzt. Aber anders ist die Stellung eines Dichters in dem engeren Kreis des griechischen Schriftwesens, anders, wenn wir ihm seinen Platz in der Weltliteratur anweisen sollen. In dieser steht Pindar nicht so überaus hoch. Von seiner Moral, wie er sie in der Hymne auf die Dienerinnen der Aphrodite zu Korinth kundgibt, ist nicht weiter zu sprechen. Sie ist eben griechisch[2]. Von Gemütstiefe, von Wahrheit und Innigkeit der Empfindung wird man bei ihm, als echtem Griechen, ohnehin nichts erwarten. Darin aber liegt schon zum voraus die Unmöglichkeit einer ausgezeichneten lyrischen Leistung. Es ist bereits den Alten aufgefallen, daß es die echtesten aller Griechen, die Athener, fast wie ihre Geistesverwandten, die späteren Franzosen, weder zu einem Epiker noch zu einem großen Lyriker gebracht haben[3]. Zum Epos fehlte es ihnen an Ruhe, zur Lyrik an Tiefe und an Herz. Das letzte geht auch Pindar ab. Überdies ist er, obschon religiös, ein echter Weltling. Die Stoffe, die er behandelt, sind so niedrig als möglich. An ihm sieht man, mit welch verschiedenen Maßen die Welt mißt. Hätte einer von den bürgerlichen Meistersingern des ausgehenden Mittelalters ein halbes Hundert so langer Dithyramben auf deutsche Renner und Boxer oder selbst ein Buch auf ritterliche oder poetische Turniere gedichtet, so hieße es: Da seht diese Spießbürgerei!

---

[1] Pindar., Ol. 9, 40 ff (Thiersch I 100).

[2] Und echt griechisch auch das andere Laster, dem er sterbend noch huldigte: Valerius Maxim. 9, 12, 7. Hesychius Miles., Fragm. 72 (Müller, Fragm. hist. graec. IV 172); und dazu Pindars Fragment selber (aus Athen. 13, p. 601 c) bei Thiersch II 225.

[3] Plutarch., De gloria Atheniens. 5.

Tut aber ein Grieche dasselbe, so ist es etwas anderes. Allein wir fragen nicht, wer etwas sagt, sondern wie er es sagt. Nun aber zieht Pindar den ganzen Olymp und den ganzen Apparat der Mythologie vom Himmel herab, nicht damit der Mensch sich von der Erde zum Himmel erhebe, sondern damit das Götterheer die schnellen Schenkel eines Äginеten und eines sizilischen Pferdes oder die Fäuste eines streitbaren Knaben verherrliche. Das Höchste, was er kennt, ist neben vergnügten Tagen[1] der Nachruhm, den sein Lied auf Erden verleiht[2]. Man weiß nie recht, fällt das größere Lob dem Gelobten oder dem Lobredner[3] selber zu. Dabei herrscht eine Dunkelheit, ein Ringen mit dem Ausdruck vor, daß selbst seine begeistertsten Verehrer wenigstens diesen Mangel nie verteidigen konnten. Und wem endlich bei diesen pfundschweren, geschraubten Worten warm ums Herz geworden sei, das möchte auch schwer zu sagen sein.

Da sind doch Horaz und sein Milchbruder, Walther von der Vogelweide, ganz anders geartet! Welche Klarheit, welch kristallhelle Durchsichtigkeit! Welche Weite des Blickes, freilich bloß über die irdische Welt! Würde nur die geniale Liederlichkeit und das pöbelhafte Schmeicheln und Betteln nicht immer wieder in beiden so sehr an die menschliche Armseligkeit erinnern! Und würde nur der Letztgenannte nicht überdies — gleich seinem Nebenbuhler Bertrand von Born — die Poesie dazu mißbrauchen, um dem Zweifel und der Zwietracht Vorschub zu leisten! Von den übrigen Minnesängern und Troubadours haben wir nur einzelne hervorragende Leistungen, fast ausschließlich religiöser Art.

---

[1] Fragment (aus Athen. 12, p. 512 d) bei Thiersch II 214, 3.

[2] Pindar., Nem. 3, 72 ff; 4, 1 ff; 5, 1 ff; 7, 16; 8, 40 ff; Ist. 1, 45 ff; 3, 1 ff; 5, 13 ff; 6, 1 ff.

[3] Ol. 7, 7 ff; Nem. 9, 54 ff; Pyth. 3, 107 ff.

Sonst können wir neben manchen Volksliedern, die wir auf diesem Gebiet mit Vorzug nennen, aus der ganzen ungeheuern Masse von Lyrik nur einigen Hymnen des Rigveda ungeteilten Beifall zollen. Sie sind nicht tief, aber von schlichter, aufrichtiger religiöser Gesinnung erfüllt.

Das alles beweist einerseits, daß auf jenem Gebiet der Poesie, das am meisten bebaut wird, auf dem jeder Quartaner schon den ersten Preis zu erringen hofft, die großen Leistungen am allerseltensten sind. Anderseits zeigt es uns, wie wahr gerade in Bezug auf die Lyrik das Urteil Stolbergs ist, das Heilige sei nicht nur der höchste, sondern der eigentliche Gegenstand der Poesie[1].

Darum ist es, wie bereits gesagt, im Grund nur natürlich, daß in diesem Zweig der Literatur die Kunst der Offenbarung den Sieg über die der Welt davongetragen hat.

Das gilt schon von der Poesie des Alten Testamentes. Seit Herder den Sinn für Würdigung ihrer Größe wieder eröffnet hat, ist es allgemein anerkannt, daß mit ihr keine Lyrik der Erde, weder früher noch später, auch nicht vom Standpunkt poetischer Vollendung aus, den Vergleich aushält.

Aber auch die kirchliche Lyrik hat in der weltlichen Literatur der höheren Art — mit den niedrigeren Gattungen der Dichtung läßt sie sich ohnehin in keinen Wettstreit ein — kaum ernstliche Nebenbuhlerschaft zu befürchten. Wir fällen dieses Urteil, das so ziemlich allgemein angenommen ist[2], ohne die weltliche Literatur herabwürdigen zu wollen. Uns fällt es nicht ein, hier, wo wir die großen Werke der Weltliteratur rein nach ästhetischen Gesichtspunkten abschätzen, die christliche religiöse Poesie in Bausch und Bogen über die humanistische hinaufzuschrauben. Wir anerkennen, daß auch in ihr viel

---

[1] Janssen, Stolberg, sein Entwicklungsgang und Wirken 250.
[2] Vgl. Alzog, Patrologie[3] 526.

Mittelgut, sehr vieles weit unter der Mittelmäßigkeit ist. Auch in ihr sind die vollendeten Meisterwerke immer nur einzelne, wie ja allen großen Lyrikern wahrhaft Großes nur dann und wann in inspirierten Augenblicken gekommen ist. Dennoch nehmen sowohl der Zahl als der Bedeutung nach die Erzeugnisse der kirchlichen Liederdichtung den ersten Rang ein. Hymnen wie das Gloria, Te Deum, Exultet, das Victimae paschali, das Vexilla regis, das Quem terra pontus, das A solis ortus cardine, das Ad perennis vitae fontem, das Coelestis urbs Ierusalem, das Media vita, das Adoro, Pange lingua, Lauda Sion, das Iesu dulcis memoria, O Deus, ego amo te, das Dies irae und Stabat Mater und so manche andere Preis- und Bittgesänge, Kirchen- und religiöse Volkslieder gehören zu den vorzüglichsten Leistungen der Literatur.

Viele der besten und volkstümlichsten dieser Lieder sind, gerade wie auch auf weltlichem Gebiet, anonym auf uns gekommen. Von den bekannten Dichtern ragen am meisten hervor unter den Syrern die manchmal wirklich großartigen Väter Ephräm und Cyrillonas, bei den Griechen, die übrigens auf diesem Gebiet hinter den andern Völkern zurückstehen, Gregor von Nazianz, Johannes von Damaskus und Romanos, bei den Lateinern Ambrosius der Klassiker, Venantius Fortunatus und Prudentius, die vielseitigsten, Paulinus, der feinste ihrer Dichter, Sedulius, Gregor der Große, Notker, Thomas a Celano, Jacoponi, Adam von St Viktor. Die spätere Gelehrtenlyrik, die in Balde und Sarbiewski ihre achtungswertesten Vertreter gefunden hat, hängt leider fast ganz von Horaz ab und verhält sich zu diesem wie die gelehrten Philologen jener Zeit, Erasmus, Muret, Lipsius, zu Cicero und zu Tacitus. Zum Teil gilt das selbst von Luis de Leon, dem ersten der spanischen Lyriker.

Ihren Höhepunkt hat die dogmatische Dichtung und die religiöse Gedankenlyrik wohl in Thomas von Aquin erreicht.

Um seine Größe zu würdigen, muß man ihn neben Pindar halten. Dort die trivialsten Gegenstände in dunkelster Sprache, titanische Mühe für nichts, Felsblockworte und Bandwurmsätze. Hier ein Inhalt, der an Schwierigkeit und Tiefe seinesgleichen nicht hat, und dabei eine Darstellung, die nicht durchsichtiger sein könnte, nüchtern und doch warm, ja glühend, eine Ruhe atmend, welche an die Heiligen von Fra Angelico mahnt, und dazu eine Sprache, so natürlich, daß jeder glaubt, es müsse so sein, und so einfach, daß alle — das beste Zeugnis für eine gute Poesie — meinen, sie könnten es auch so machen.

Beredsamkeit.

19. Was endlich die eigentliche Kunst der Rede, die Beredsamkeit, anbelangt, so können wir uns darüber kurz fassen.

Auch auf diesem Gebiet braucht die christliche Kultur keinen Vergleich zu scheuen. Künstlerisch betrachtet steht Chrysostomus sicher auf der Höhe des Demosthenes. Gregor der Theologe übertrifft Plato an hohen Gedanken, erreicht ihn an Reinheit des Stils, ist aber leider nicht faßlicher in der Darstellung. Basilius stellen wir über alle diese vier, einmal wegen seiner wahrhaft königlichen Würde, seiner majestätischen Kraft und der nervigen Wucht, und dann, weil er sich mehr als die beiden andern großen christlichen Redner vom Klassizismus loszumachen gewußt hat. Unter den Lateinern wird Lactantius meist neben Cicero gestellt. Er ist auch wohl unter den christlichen Schriftstellern der, der den besten lateinischen Stil geschrieben hat[1]. In Bezug auf den Inhalt seiner Werke nimmt

[1] Literatur bei Bähr, Die christlich-römische Theologie 83 f. Ihm zunächst stehen Bähr zufolge Minucius Felix (ebd. 43 f; vgl. Bardenhewer, Geschichte der altkirchlichen Literatur I 306) und Arnobius (Bähr a. a. O. 69 f, strenger dagegen, und zwar wohl mit Recht Hieron., Ep. 58 [13], 10; vgl. Bardenhewer, Patrologie² 176), dann etwa Cyprian (Bähr a. a. O. 63 f; vgl. Lactant.

er freilich einen untergeordneten Rang ein. Im ganzen haben die lateinischen Väter im Widerspruch gegen die weltliche Bildung, die alles Gewicht auf die äußere Form legt, fast allen Nachdruck auf den inneren Gehalt gelegt und darüber oft die Darstellung zu sehr außer acht gelassen. Gewiß haben aber Leo der Große, der sich durch den so seltenen Verein von Gedrungenheit und Durchsichtigkeit, von Majestät und Tiefe noch über Basilius erhebt, Bernhard, den wir mit Justus Lipsius, Heinrich Valesius und Mabillon den größten der lateinischen Redner nennen, sowie Bossuet und Bourdaloue auf dem Gebiet der Beredsamkeit die Überlegenheit unserer Kunst über die des Humanismus ausreichend bewiesen [1].

Skulptur.

20. Unter den bildenden Künsten hat die Skulptur im Altertum die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Darüber besteht kein Zweifel. Aber auch darüber nicht, jedenfalls nicht unter denen, die den Mut haben, der Wahrheit, dem Gewissen und der Sittlichkeit Zeugnis zu geben, daß diese Kunstblüte von der giftigsten Fäulnis bis ins innerste Mark hinein durchfressen war, wenigstens in der späteren Zeit.

Das Gift aber lag in der verkehrten Auffassung von dem Ideal der menschlichen Schönheit, einer Auffassung, die man uns heute abermals mit aller Gewalt wieder aufdrängen möchte. Es ist deshalb unerläßlich, wenn auch peinlich, darüber ein paar Worte zu sagen.

5, 1). Sehr hoch stellt Bähr (161) auch Ambrosius. Wäre er nur klarer im Ausdruck! Andere erklären Sulpicius Severus für den besten Stilisten (bei Fessler, Institut. Patrolog. II 217 ff. Vgl. Ebert, Christl. latein. Literatur I 313 316 f 319; Bardenhewer a. a. O.[2] 396).

[1] La Harpe (Cours de la littérature II [1840] 17 ff) setzt Bossuet dem Demosthenes, Massillon dem Cicero, Flechier dem Isokrates zur Seite. Vgl. Lanson, Litt. franç.[3] 563.

An und für sich besteht zwischen der christlichen und der humanistischen Anschauung keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Krone der Schöpfung, der Gipfel des sichtbar Schönen jenes Werk ist, an das der göttliche Meister selber Hand angelegt hat[1]. Aber freilich nur das Werk seiner Hände, nur der Mensch so, wie er aus Gottes Hand am letzten Schöpfungsabend hervorging, unentweiht dem Leibe nach, belebt von einer reinen Seele, übergossen und verklärt von der himmlischen Gnade, gekleidet in das Gewand aller Tugenden, durchdrungen von dem leuchtenden Glanz der Heiligkeit, die sein unbefleckter Geist aus Aug' und Mienen ausstrahlte, beherrscht in jedem Glied, geleitet in jeder Bewegung von dem ungehinderten Einfluß Gottes, der in seinem Herzen wohnte.

Ist aber dieses heilige Kleid hinweggeworfen, wie das leider der Fall ist, dann hört der Mensch auf, der Sammelpunkt aller Schönheit zu sein. Dann tritt ein, was uns die Schrift und die Erfahrung sagt: er muß sich schämen vor sich selber, und schämen muß sich ob ihm die ganze Welt. Denn ohne das Kleid der Heiligkeit, was bietet er für einen Anblick, wenn nicht den der Unheiligkeit? Entweiht, verunreinigt durch die Sünde, hat er nichts an sich, oder daß wir richtig sprechen, wenig mehr als das, was reizt, betört und verdirbt. Das Übernatürliche ist gewichen, das roh Sinnliche ist geblieben. Ja wahrhaftig, das roh Sinnliche. Es sind Regungen in ihm erwacht, die der Reinheit des Herzens, der Treue gegen die Stimme des Gewissens, der Selbstveredelung, dem Aufschwung der Seele zum Höheren die größte Gefahr bringen. Der Geist hat seinen beherrschenden Einfluß auf diese verwilderten Triebe verloren, ja nur zu oft sogar den Willen, den gemeinen Begierden, die sich von dorther erheben, einen kräftigen Damm entgegenzustellen.

[1] Ambros., Hexaem. 6, 9, 54. Lactant., Opific. 7 8. Cassiod., Anima 9.

Selbst aber zum Reiz, zur Fessel, zum Grab für den eigenen Geist geworden, wie kann jetzt dieser Körper auf fremde Sinne anders wirken als so, daß er durch sie auch dem fremden Geist zum Reiz, zur Verführung, zum Grab wird?

Niemand fällt es ein, zu sagen, daß der Leib des Menschen durch die Sünde selber böse und Sünde geworden sei. Aber das braucht die christliche Lehre auch nicht erst zu beweisen, daß er jetzt zum Sitz der Begierlichkeit und zu einer wirklichen Gefahr geworden ist. Wer wird wagen, das zu leugnen? Nur wer entweder ein Stein ist oder ein Engel[1]. Wer aber Mensch ist, der weiß, daß es nur allzu wahr ist, was der Dichter von diesem zarten Punkt sagt:

Da hat ein jeder seinen schwachen Fleck[2].

Ja gewiß, ein jeder. Und zweifellos den schwächsten haben die, die sich mit solcher Hartnäckigkeit für die angeblich heilige Unschuld einer schamlosen Kunst ereifern. Würden sie nicht den sinnlichen Reiz verspüren, lieben, suchen, pflegen, jenen Reiz, den sie mit so unaufrichtiger Zähigkeit unter dem Vorwand der Schönheit verteidigen, weil sie nicht den Mut haben, zu gestehen:

Nur leider fehlt zum Kampf mir Mut und Kraft[3],

so würden sie nicht so emsig Entschuldigung für ihre Schwäche darin suchen, daß sie durch Verführung die zu Mitschuldigen machen wollen[4], deren mannhafter Widerstand ihre Verurteilung ist.

Wenn nun aber selbst die rohesten Menschen das Gefühl der Beschämung über das unwillkürliche Erwachen der Sinnlichkeit nicht verbergen können, und wenn Schamhaftigkeit nach

---

[1] Chrysost., C. ludos et theatra no. 2 (VI 274 ff).
[2] Petrarca, Trionfo d'amore 3, 99. [3] Ebd. 3, 127.
[4] Tacitus, Annal. 14, 14.

Aristoteles nicht einmal eine Tugend, sondern eine ganz natürliche Regung der Furcht vor Infamie und vor Entwürdigung durch eine Schändlichkeit ist[1], sollen wir dann ein Zeichen von höherer Bildung darin erblicken, daß die Kunst absichtlich die Sinnlichkeit zu erregen, mit Bewußtsein der Infamie und Schändlichkeit alle Tore zu öffnen und grundsätzlich die Schamhaftigkeit zu untergraben sucht?[2] Das aber tut sie.

Darum müssen wir gegen eine solche Verwüstung der Natur, gegen eine solche Verwirrung der Begriffe, gegen eine solche Zerrüttung der Sitten unsere Stimme erheben.

Warum glaubt denn die gesamte gesittete Menschheit das Haus des Geistes mit einem Schleier verhüllen zu müssen? Ist das nicht ein Zeugnis für die Wahrheit der christlichen Lehre vom Fall des Menschen, ein Protest wider jenes Grunddogma des Humanismus, man müsse den Menschen nehmen, wie er ist? Nein, der Mensch ist längst nicht mehr, was er sein soll, und darum darf er es nie mehr wagen, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Tut er es dennoch, so ist es nur billig, daß man ihm seinen Platz unter den Wilden oder unter den Auswürflingen der Menschheit anweise.

Mit Recht betrachten wir darum eine Kunst, welche sich über diese Rücksicht hinwegsetzt, als ein Zeichen sittlichen Verfalls, und eine Zeit, die sich solches gefallen läßt, als eine Epoche der Verwilderung. Sogar die Griechen wagten erst in späterer Zeit, als sie bereits zum Untergang neigten und sich in der ganzen Welt durch ihr Sittenverderbnis sprichwörtlich zu machen begannen, den Schleier zu lüften, den die Menschheit zur Buße über sich gezogen hatte. In den älteren, verhältnismäßig besseren Tagen war ihre Kunst ernst, ja strenge.

---

[1] Aristot., Ethic. 4, 9 (15), 1 ff. Vgl. Thomas 2, 2, q. 144, a. 1; q. 116, a. 2 ad 3.

[2] Vgl. Plato, Republ. 8, p. 560 c d.

Die Natur, den Körper behandelten sie mit Ehrfurcht, Würde und Bescheidenheit, dafür ließen sie das Innere und das Religiöse mehr zu seinem Recht kommen[1]. Darin wird wohl der Hauptgrund dafür liegen, daß die frühere griechische Skulptur bei unsern Ästhetikern nicht im gebührenden Ansehen steht. Aber selbst noch in den Tagen des Perikles und Sokrates kannte Phidias, der doch schon zum sog. rein Menschlichen bedeutend herabstieg, kein höheres Ideal als Jupiter und Athene. Erst als die Griechen so verkommen waren, daß sie aus der Hündelei eine Philosophie machten, da gab Praxiteles der Kunst den Gnadenstoß durch die Aphrodite Pandemos. Es ist aber ein sprechendes Zeugnis dafür, wie tief der Glaube an das Verderben des Menschen und damit die Schamhaftigkeit ins Herz auch der Schlimmsten gewachsen ist, daß sogar unter den Griechen, so tief sie auch bereits gesunken waren, dieses Beginnen zuerst Aufsehen und Anstoß erregte[2].

Jedoch die Sinnlichkeit, künstlich erregt, zumal die öffentlich geduldete Verletzung der Schamhaftigkeit, erstickt auch die letzten Regungen des Gewissens, und dann faßt die Sittenlosigkeit den traurigen Mut, sich vor aller Welt breit zu machen[3].

Das ist eben die Gefahr, die der christlichen Sitte überall, zumeist aber hier, durch den Humanismus droht, und das seine Stärke, die er gut auszunutzen versteht, das, sagen wir, daß er die heftigste aller Leidenschaften für sich hat, die, die jedem Schmeichler zufällt, die jeden Versuch zu einer Bändigung mit glühendem Haß verfolgt, die Sinnenlust.

So begreift es sich, daß aller Sitte zum Hohn eine Kunst emporkam, und daß sie nun mit allen Gründen und Gegenbemühungen kaum mehr auszurotten ist, eine Kunst, die allen

---

[1] Keppler, Wanderfahrten im Orient 463 f.

[2] Plinius 36, 4 (5), 9.

[3] Tacitus, Annal. 14, 14.

gesunden Anschauungen der Menschheit, die dem Zeugnis jedes aufrichtigen Herzens ebenso hinterlistig als frech Trotz bietet.

Was die Moral als Sünde verwirft, das stellt eine scheinheilige Ästhetik als unverfänglich, ja als Beweis der Unschuld dar; worin jeder eine Schmach erkennt, das soll ein Ehrenpunkt werden, sobald es eine ehrlose Kunstpfuscherei schmählich an den Pranger stellt; was das natürlichste Gefühl des Menschen als häßlich verhüllt, gerade darin soll das Geheimnis der Schönheit bestehen.

Daß diese Lehre Boden fassen konnte, daß sie nunmehr in Hunderten von Schriften als Vorbedingung für die Erziehung der Völker zur wahren Kultur angepriesen, ja daß sie in den Bildungsanstalten schon der Jugend ins Herz gepflanzt wird, das ist wohl einer der traurigsten Belege dafür, welcher Verstellung und Heuchelei das Böse fähig ist, und welche Macht es auf Erden übt. Offen die Sinnenlust predigen würde vielleicht bei der Mehrzahl noch Widerspruch erregen. Unter dem unverfänglichen Namen der Kunst aber läßt sich diese Absicht viel sicherer erreichen.

Wir können gegen solchen Mißbrauch nicht laut genug protestieren. Indem wir bedenken, welche Wirkungen daraus entstehen müssen, wenn in der Erziehung ganzer Geschlechter unter dem Namen der Ausbildung für das Schöne eine raffinierte Sinnlichkeit angeregt wird, indem wir uns vor Augen halten, welche Folgen nach dem Zeugnis der Tatsachen daraus wirklich entstehen, dann versagt uns das Wort. Wir können nur mit dem Dichter sagen:

> Ich weiß zwar einen kaum aus tausend Fällen,
> Doch gäb' schon das zu reden, was ich weiß[1].

Wenn aber das Wahre und das Gute einmal verkannt oder gar absichtlich in das Gegenteil verkehrt ist, dann muß

[1] Petrarca, Trionfo d' amore 2, 140 f.

auch Sinn und Geschmack für das Schöne Schaden leiden. Nicht leicht zeigt sich das irgendwo besser als in dem Kunstzweig, von dem wir zu reden begonnen haben. Würde die Plastik nichts wiedergeben als den Menschen, so wie er sich zu zeigen pflegt und wie er sich zeigen darf, ohne andern anstößig zu werden, welchem Ästhetiker fiele es ein, eine Kunst, die fast nichts ist als tote Nachahmung, ja der Natur der Sache nach auch fast nicht mehr sein kann, für die höchste aller Künste zu erklären! Die Skulptur sei das aber deshalb, sagt man, weil sie den höchsten aller Kunstgegenstände, den Menschen, zum Gegenstand habe.

Das ist nun allerdings ganz richtig, daß der Gegenstand die Größe einer Kunst bedingt. Aber gerade darum kann die Plastik nicht die erhabenste Kunst genannt werden. Denn das, was für sie am Menschen den Gegenstand der Darstellung bildet, ist weit davon entfernt, das Höchste, das Edelste am Menschen, der ganze Mensch zu sein. Wenn man unsere Ästhetiker hört, möchte man glauben, daß sie unter Mensch nichts anderes denken als eine Masse üppigen Fleisches, überzogen mit einer weichen Haut, durchfurcht von einigen Muskeln und Sehnen, kurz, alles das, woran eine edle Seele nur mit peinlichen Gefühlen und mit Erröten erinnert wird. Aber gehört das Auge und gehört der Ausdruck, den sich der Geist auf seinem Spiegel, dem Antlitz, schafft, nicht auch ein wenig zum Menschen? Was ist edler, der unreife Mensch in jenen Jahren, in denen die Körpersäfte voll schwellender Fülle die Seele zu überwuchern drohen, oder der gereifte Denker, die ehrwürdige Matrone, der weise, gelebte Greis, denen Sorgen und Schmerzen und Opfer und Erfahrung und Denkarbeit und Taten die Glieder zwar ausgemergelt und das Fleisch von den Knochen gezehrt, aber auch die Züge verklärt und das Angesicht vergeistigt haben, so daß niemand sie ohne Verehrung erblickt?

Warum wählt dann die Plastik, wenn sie das edelste Objekt für die Kunst darstellen will, gerade den unfertigen, den im Saft noch nicht einmal trockenen, höchstens aus dem Fleisch sich herausschälenden Menschen zum Vorbild ihres Schaffens? Warum sagen uns dann die Kunstlehrer, daß der Ausdruck des Geistes überhaupt nicht Sache der Skulptur sei?[1] Warum suchen sie — man darf glauben, daß sie wie die römischen Haruspices dabei heimlich über sich und über alle lachen, die ihren Worten glauben —, warum suchen sie, sagen wir, nach Gründen, um selbst für die handgreiflichsten Ungereimtheiten gelehrte Rechtfertigungen zu finden? Den Alten war es um die Sinnlichkeit zu tun, nicht um den Geist. Deshalb bearbeiteten sie die niedern sinnlichen Teile des Körpers mit so wunderbarer Sorge, das Auge aber ließen sie meist tot, höchstens daß sie nach Kinderart mit Edelsteinen seinen Glanz wiederzugeben suchten, und der Kopf wurde unter ihrer Hand — wenigstens seit Lysipp — fast immer zu klein[2]. Wer sieht nicht ein, woher das kam? Und unsere Ästhetiker reden uns selbst da noch von tieferen künstlerischen Notwendigkeiten! Es ist genug!

Wohl feierte also der Humanismus Triumphe auf diesem Gebiet, aber es waren Triumphe der Verirrung, Triumphe der Verführung. Wir können es nur als Glück bezeichnen, daß die Kunst in den christlichen Zeiten auf diesem Weg der alten nicht gleichgekommen ist.

Nicht deshalb jedoch blieb sie zurück, weil es den neuen Künstlern nicht gelang, den klassischen nachzueifern, sondern gerade deshalb, weil es ihnen nur zu sehr gelang, den christlichen Geist zu verleugnen und die alten Außenformen mechanisch nachzuahmen. Sie hatten die Kunst der Alten, aber nicht

---

[1] Vischer, Ästhetik III 435 ff.

[2] Plinius 34, 19 (8), 15.

ihren Geist. Das ist die gerechte Strafe für den Mißbrauch größerer Gaben, daß der, der gegen bessere Einsicht und gegen höheren sittlichen Antrieb fehlt, auch tiefer fällt als der, der mit minder klarem Bewußtsein und weniger entschiedenem Gewissen irrt. Die Gaben Gottes sind nicht derart, daß man sie ungestraft verachtet oder mißbraucht. Dafür erleben wir auf unserem Gebiet die sprechendsten Beispiele. Es hat sich auch an der alten Kunst die Verachtung des Wahren und des Schönen gerächt. Aber in der christlichen Kunst hat das Eingehen auf die humanistischen Grundsätze noch weit nachteiligere Folgen hervorgebracht. Diese Meister der Zwitterschaft mögen sich mühen, wie sie wollen, sie mögen in unbegreiflicher Verblendung Anschauungen zu vereinbaren suchen, die sich gegenüberstehen wie Wasser und Feuer, sie werden doch niemals das erreichen, was die Alten geschaffen haben[1]. Von Überbietung der alten Kunst ist auf solchem Weg in Ewigkeit keine Rede.

Wir sagen: auf solchem Weg. Das vermögen wir nicht einzusehen, daß die Antike auf dem Gebiet der Skulptur schlechthin unübertrefflich oder gar unerreichbar sein soll. Vielmehr sind wir der entschiedenen Überzeugung, daß die Plastik, wenn sie überhaupt vollständig christlich geworden und es ernstlich geblieben wäre, längst auch technisch über die Antike hinausgeschritten wäre. Derselbe Michelangelo, der sonst in seinen antikisierenden Statuen keinen der großen alten Meister erreicht, steht ihnen allen ebenbürtig zur Seite in dem Augenblick, da er nur einmal vom Altertum absieht und sich den großen Führer Israels zum Vorwurf nimmt. Hätte er sich mit seiner riesigen Kraft ohne Rückhalt ganz in den christlichen Geist vertieft, sicher, die Steine wären vor diesem Genie wie Wachs zerschmolzen und hätten gelernt, was sie bei dem üblichen Kunstbetrieb freilich nie recht lernen wollen: die wahre

[1] Vgl. Ez 20, 32.

Sprache christlicher Kunst zu sprechen. Und was wir hier von Michelangelo gesagt haben, das dürfen wir im ganzen auch von Donatello sagen. Beide sind jedenfalls Meister, die es mit den Alten durchaus aufnehmen können.

Aber sie sind nicht die einzigen, deren sich die christliche Kunst rühmen darf. Verrocchio, Leopardo, Niccolò dell' Arca, Alfonso Lombardo, Andrea Sansovino haben vieles geschaffen, was den Vergleich mit der Antike wohl aushält. Und gewiß brauchen wir uns unseres Geschmackes nicht zu schämen, wenn wir gestehen, daß wir wenigstens, hätten wir die Wahl zwischen allen antiken Werken und zwischen dem Engel am Grabe des hl. Dominikus von Niccolò dell' Arca oder so manchen Arbeiten von Luca della Robbia oder den Prälatengräbern von Sansovino, ohne Besinnen die ersten zurückweisen würden. Unserer Überzeugung gemäß ist die Plastik der Frührenaissance wie auch deren Architektur zum größten Teil von einem so feinen, so echt christlichen Geist der Freiheit, des Adels und der Fröhlichkeit beseelt, daß leicht zu sehen ist, diese Kunst hätte das Höchste erreichen können, wäre sie nur vom Altertum unabhängig geblieben[1]. So aber fiel sie von sich selber, d. h. vom christlichen Selbstgefühl, ab und auf die Antike zurück, und groß war ihr Fall.

Die christliche Kunst hat deshalb auf diesem Feld noch am wenigsten ihre Aufgabe erfüllt. Hier hat sie für die Zukunft ihre größte Arbeit zu leisten. Mögen nur auch ihre Jünger bedenken, daß erst dann Hoffnung auf ganzen Erfolg besteht, wenn sie entschlossen mit aller Halbheit brechen und die ungetrübten Grundsätze der Wahrheit und der Tugend ohne Weltfurcht mit jener Charakterstärke ins Leben übersetzen, die bei jeder Kunstübung vonnöten ist, aber bei keiner mehr als bei dieser!

---

[1] Vgl. Burckhardt, Cicerone II (4. Aufl. von Bode) 326 f.

Malerei.

21. Eine leichtere, ebendeshalb aber auch verantwortungsvollere Stellung hat der Maler. Ihm bietet schon von vornherein die altheidnische Kunst nicht so verführerische Konkurrenz wie dem Bildhauer. Er weiß, daß er mit seiner Kunst nur die Wahl hat, entweder unmittelbar und ausdrücklich die Sinnlichkeit zu fördern oder sich ganz und entschlossen über sie zu erheben. Selbst jene Ästhetiker, die, auf dem Standpunkt von Karaiben und Polynesiern stehend, der Plastik immer das Lob des Menschenfleisches vorsingen, sie können nicht umhin, zu gestehen, daß, wenn die Malerei nach den von ihnen gepredigten Grundsätzen verfährt, die Gefahr der Verführung doppelt nahe liegt, da sie mittels der Farbe das Leben viel täuschender nachzuahmen im stande ist als die Bildhauerei[1]. Zudem ist und bleibt glücklicherweise für den Maler eine Hauptbestellerin immer die Kirche, die eigentliche Mutter seiner Kunst. Wenn die Malerei ein eigener bedeutender Kunstzweig geworden ist, so hat sie das, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzüglich der katholischen Kirche zu verdanken.

So ist denn auch der, in dem die religiöse Malerei bisher das Höchste erreicht hat, vielleicht dürfen wir sagen, das Höchste, was sie überhaupt leisten kann[2], ein Diener der Kirche, ein Ordensmann, der selige Fra Angelico.

Was die Hauptaufgabe der christlichen Kunst anbelangt, die Beseelung der äußeren Form durch den christlichen Geist, so ist ein Hinausgehen über Fiesole wohl nicht möglich. Soweit der mit der Schwachheit des Fleisches ringende gläubigfromme Sinn eines Menschen das Übernatürliche in sich aufnehmen und in sinnfälligen Formen zum Ausdruck bringen kann, ist hier das Mögliche vollbracht. Diese Bilder sind darum

[1] Vischer, Ästhetik III 520 f. Carriere, Ästhetik II[1] 213 f.
[2] Ähnlich Burckhardt, Cicerone (2. Aufl. von Zahn) 792.

nicht bloß vom künstlerischen, sondern auch vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus Urkunden ersten Ranges, eine Erscheinung der höchsten Art, der sich im Gebiet der ganzen Kunstgeschichte nichts vergleichen läßt[1], wenn schon die unmittelbar vorausgehende italienische Kunst und die deutsche Malerei des Mittelalters nicht wenige Leistungen aufweisen, die sich daneben gut sehen lassen können.

Die andere Frage, ob Fiesole auch der äußerlichen Form genügend gerecht geworden ist, wird natürlich je nach Verschiedenheit der Standpunkte stets verschieden beantwortet werden. Übrigens behaupten sogar Kritiker von so gewiegtem Urteil wie Crowe und Cavalcaselle, daß Fra Angelico auch in Bezug auf äußerliche Darstellung und praktische Mittel Raffael und Michelangelo ebenbürtig zur Seite stehe[2]. Und daß dieses Urteil nicht übertrieben ist, davon kann sich jeder überzeugen, wenn er in der Akademie zu Florenz, der für die Entwicklungsgeschichte der italienischen Malerei so bedeutsamen Sammlung, sieht, auf welch unvollkommene Weise so viele verwandte Geister vor ihm nach ähnlichen Zielen gerungen haben.

Damit soll nicht behauptet sein, daß die christliche Kunst der äußeren, sinnlichen Seite nicht mehr Bedeutung beilegen dürfe, als es Fiesole getan hat. Gewiß waren auch unter denen, die sie mehr hervortreten ließen, manche, die ihre Aufgabe im wahrhaft christlichen Geist erfaßten und über der Form den Geist keineswegs vernachlässigten. Wir wollen deshalb gerne zugeben, daß Francesco Francia und Giambellini, in minderem Grad auch Pinturicchio, Perugino, Luigi Vivarini und Cima da Conegliano, ebenfalls an das Ideal christlicher Kunst gestreift haben, und daß wir es bei Fiesoles Mitbruder Fra Bartolommeo öfters nahezu erreicht finden.

[1] Burckhardt, Cicerone II (4. Aufl. von Bode) 531.

[2] Crowe und Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei II 171.

Und wenn man uns die heikelste aller Fragen vorlegt, die auf diesem Gebiet erhoben werden können, d. h. wenn man unser Urteil über Raffael verlangt, so nehmen wir keinen Anstand, manchen seiner Schöpfungen dasselbe Lob zuzugestehen, das wir seinem Meister und Freund Fra Bartolommeo gezollt haben. Der Einfluß des eben genannten Meisters war überhaupt lange sehr bedeutend, ein Zeichen, daß in jener gärenden, eben auf dem Scheideweg gehenden Zeit der gute Geist immerhin noch große Gewalt übte. Selbst ein so ungebrochener Geist wie Albertinelli zeigt jedesmal, wo er zu Bartolommeo zurückkehrt, eine solche Reinheit, Höhe und Harmonie, daß er des Besten fähig wird. Nicht minder ist das bei Raffael der Fall, so sehr, daß man selbst streiten konnte, ob ein Werk von ihm oder von Fra Bartolommeo herrühre. Raffael war ein zu edel und zu gesund angelegter Geist, als daß er die Vollkommenheit der von Fiesole vollendeten und in Bartolommeo ausklingenden Richtung hätte verkennen können. Darum stehen manche seiner Leistungen, wenn man es aufrichtig sagen soll, dem Mittelalter näher als der Neuzeit. Uns wenigstens scheint, daß, wer in der Disputa nicht Fiesole finde, weder für das Mittelalter noch für die spätere Zeit einen ungetrübten Blick besitze. Aber freilich, in Raffael leben zwei Seelen, und man kann nicht sagen, daß ihr Widerstreben sich nicht oft recht schmerzlich fühlbar mache, zumal seit der Zeit, wo er mit Michelangelo um den Preis ringen mußte. Er war mit seiner zugänglichen Seele eben auch ein Kind seiner Zeit, wenn schon eines der edelsten.

Nach ihm aber tritt der Verfall rasch ein. Wir bewundern die steigende Formvollendung und Technik. Aber es tut uns wehe, daß die Zartheit und die Innigkeit der alten Italiener und Deutschen nicht mehr aus diesen herrlichen Gestalten sprechen.

Beides wieder zu vereinigen, ist die Aufgabe für die Kunst der Zukunft. Es ist gewiß nicht notwendig, daß man, um

dem Geist den Sieg zu verschaffen, zum Katakombenstil oder zu den papiersteifen Gewändern und zu den Gliederverrenkungen der deutschen Meister zurückkehre. Wenn der Geist nicht so viel Macht hat, eine ihm angemessene, vollendet schöne Form zu bilden und zu durchdringen, so ist er nicht so mächtig, als er sein sollte. Aber freilich, es muß ein starker Geist sein, voll lebendigen Glaubens und ungeheuchelter Frömmigkeit, wie ihn ja auch später noch so manche der spanischen und der neueren deutschen Meister besaßen, zumal der edle Overbeck. Schreitet die Malerei auf den von diesen Führern gewiesenen Bahnen ernstlich vorwärts, so dürfte sie wohl wieder leisten, was man billigerweise von ihr erwarten kann.

Im Augenblick steht es freilich um die Malerei fast noch *schlimmer* als um die übrigen Künste.

Die religiöse Malerei zeigt sich, wenige ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet, fast unfähig, ihre Aufgabe auch nur zu erfassen, geschweige auszuführen. Man sieht ihr an, wie sehr sie sich auf der einen Seite schämt, Christum und die Zusammengehörigkeit mit seiner Kirche offen zu bekennen, und wie sehr sie auf der andern Seite von all den ungesunden, unklaren und gewaltsam ringenden Ideen der Neuzeit beeinflußt ist.

Beschwere sich niemand darüber, daß die religiöse Kunst heute kaum noch beachtet, geschweige geachtet werde. Hat sie es etwa anders verdient? Wer soll auch viel auf eine Kunst halten, die von der Religion ein so schwächliches, ein so abgeblaßtes Bild gibt, die so wenig mit der Welt zu brechen wagt! Dann muß es so kommen, wie es kam, daß man fast nur noch von jenen Leistungen redet, die das Religiöse des Übernatürlichen vollständig entkleidet, die Heiligkeit demokratisiert und das Göttliche als Mittel benutzt, um die Ideen der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit zu predigen. Überall Demokratie, selbst auf dem Altar! Christus wird zum Volks-

mann, Paulus zum Sozialdemokraten, Maria zur Fabrikarbeiterin. Das Christusideal von Uhde ist, wie Pecht mit Recht sagt, ein abgehärmter, müder Arbeiter, für den der Tod eine Erlösung ist; an eine Erlösung durch seinen Tod denkt gewiß niemand[1]. Und die Heiligengestalten von Gebhardt sind hölzerne Leute aus dem Volk, deren natürliche Roheit nur mühsam durch eine erkünstelte Frömmigkeit im Zaum gehalten wird. Der Christus am Kreuz von Aug. Préault benimmt sich so roh, daß ihn der Pfarrer, der ihn bestellt hatte, zurückwies mit den Worten: Das ist ja der linke Schächer, der Vitriol getrunken hat![2] Und den Gekreuzigten von Leo Bonnat nennt das Volk selber den Christus der Zuchthäusler[3].

Aber so muß es kommen. Da können wir es mit Augen schauen, wohin es führt, wenn der christliche Denker oder Künstler mit dem Zeitgeist liebäugelt. Dann kommen Mißgestalten zu stande, für die die Fratzen von Böcklin, die Roßmenschen, die Fischweiber, die Jungfrauen mit Eselsohren und Hundeschnauzen die besten Sinnbilder sind. Das haben wir zur gerechten Vergeltung dafür, daß wir weder Geist noch Mut genug haben, um gegen eine so ungesunde und unnatürliche Kultur wie die moderne entschieden Stellung zu nehmen.

Wie widernatürlich und leichenhaft aber unsere Zivilisation ist, das ersieht man vielleicht nirgends so deutlich wie an der heutigen Malerei. Die Malerei ist überhaupt unter den Künsten jene, an der man den Geist einer Zeit am leichtesten studieren kann, noch leichter als selbst in der schönen Literatur. Die Malerei der Romantik führt uns in ein Hospital für interessante kränkelnde Sentimentale, die der Neuzeit in ein Zwangshaus für Besessene oder für wütend gewordene Anarchisten. Sie

---

[1] Pecht, Die Kunst für alle VI 154.

[2] Rosenberg, Geschichte der neueren Kunst I 439.

[3] Le Christ de forçats (ebd. I 212).

ist ein Tummelplatz für das wilde Heer der Leidenschaften, die stille Schar der Tugenden hat dort kein Heimatsrecht. Die Nachtseiten des Lebens finden allein Beachtung. Entweder schildert sie uns die Kunst mit bacchantischer Begeisterung, um uns für sie zu begeistern, oder mit der barbarischen Treue eines Aristophanes und Juvenal, die uns stets im Zweifel darüber läßt, ob die angebliche Absicht, abzuschrecken, nicht doch ein scheinheiliger Vorwand ist, um der Lust am Bösen ungescheuter frönen zu können.

Mag sich über diesen Punkt täuschen lassen, wer da will, wir sind nicht unter der Zahl dieser Blinden, denn wir lassen uns nicht gern Augen und Verstand von andern leihen. Soweit uns aber die Augen nicht übergehen vor den Flecken und Klexen und Patzen der Impressionisten oder Freilichtmaler, sehen wir, daß die Zeichnung Nebensache und daß der Geist exkommuniziert ist. Was bleibt, ist bald weichliche Lüsternheit, wie bei Kaulbach und Canon, bald üppige Schlüpfrigkeit, wie bei Makart, bald herausfordernde Lasterhaftigkeit und abstoßende Roheit, wie bei Courbet, bei Gérôme und Bastien-Lepage, bald Wühlen im Gräßlichen und Gemeinen, wie bei Wiertz, bei Wereschtschagin und bei Delacroix, von dem man gesagt hat, er schleudere Fässer mit Farben auf die Leinwand und verstreiche sie mit einem betrunkenen Besen.

Es ist nicht gut, lange bei diesem Gegenstand zu verweilen, denn es gibt wenige Zweige der modernen Kultur, bei denen man so sehr der Gefahr ausgesetzt ist, über unsere Zeit ein Urteil von äußerster Strenge zu fällen. Es ist aber doch gut und notwendig, daß die, denen die Aufgabe obliegt, den Geistern die Richtung zu weisen, daß diese ihre Augen auf diese greulichen Auswüchse wenden, damit sie eine Ahnung davon erhalten, welch schwere Pflicht den christlichen Künstlern heute zu lösen obliegt. Wir können es, offen gesagt, schlechterdings nicht fassen, wie sie sich einer solchen Gefahr für Sitte,

Kunst und Kultur gegenüber nicht sagen, daß sie die höchsten Anstrengungen machen müssen, um ihrem Beruf Ehre zu machen und der Welt Hilfe zu bringen.

Statt dessen müssen wir eine sog. religiöse Kunst sehen, über die wir nur Gottes Erbarmen herabrufen können, Statuen aus Gips und Teigmasse, mit Spitzen und Fransen behängt, Farbendrucke, mit Goldsternen und falschen Perlen verklebt, eine Geschmacklosigkeit in der Farbengebung, die den Wilden Ehre machte, und Millionen von Andachtsbildchen, die dazu bestimmt scheinen, im christlichen Volk jeden Sinn für das Schöne zu ersticken und die Neigung zu fader, seichter Frömmelei zu verbreiten. Hier sind arge Mißstände abzustellen und ernstliche Pflichten zu erfüllen.

Baukunst.

22. Wir haben uns bereits gegen eine von der neueren Ästhetik fast zum Dogma erhobene Meinung ausgesprochen, gegen die so oft gehörte Behauptung, die Skulptur sei die erste unter den bildenden Künsten. Eine besonnene Überlegung wird uns recht geben, wenn wir diese Kunst, die sich fast ganz auf Nachahmung von Einzelgebilden beschränken muß, auf die ihr gebührende niederste Stufe unter ihren Schwestern verweisen. Höher steht die Malerei, welche eine viel größere Selbständigkeit, Freiheit und Erhabenheit des schaffenden Geistes voraussetzt. Deshalb hat sich auch die christliche Kunst mit weit mehr Liebe diesem Zweig der Kunst zugewendet als der Plastik.

Die oberste Stufe aber unter diesen Künsten nimmt die Baukunst ein. Freilich wer unter Architektur nichts weiter zu denken vermag als die Kunst, einen vierseitigen Steinhaufen aufzurichten, aus dessen Wänden man nach dem Richtscheit eine gewisse Anzahl von Löchern herausschneidet, der wird sich über diesen Satz billig entsetzen. Wer aber weiß, wieviel Be-

rechnung, wieviel Gedanke, wieviel Geisteskraft in einem Bau, der dieses Namens würdig ist, dem blöden Auge verborgen steckt, der wird an diesem Urteil nichts auszusetzen finden. Im Verhältnis zur Architektur sind alle übrigen bildenden Künste Nachahmungen; die Baukunst ist die Kunst des selbsttätigen, man möchte sagen, des schöpferischen Menschen. Mit Recht sagt Platen:

Alles verleiht beinahe dem Maler die schöne Natur schon,
Baukunst aber erheischt feineren geistigen Sinn . . .
Aber ein wirkliches Bauwerk ist ein versteinerter Rhythmus,
Deshalb selten, wie auch selten ein gutes Gedicht[1].

Wir können die Ansicht, daß die Architektur an Würde die andern bildenden Künste übertrifft, ohne Bedenken die des ganzen Altertums nennen[2]. Das Mittelalter hat sich, wie ohnehin bekannt genug ist, ebenfalls zu ihr bekannt. Auch die Araber, die ja fast nur diese Kunst pflegten, sind derselben Überzeugung, wie denn der arabische Dichterkönig singt:

Ein Fürst, der Ruhm begehrt, muß Bauten gründen,
Die nach dem Tode noch sein Lob verkünden.
Noch ragen himmelhoch die Pyramiden,
Da doch die Könige längst von hier geschieden.
Ein großer Bau, auf festem Grund vollbracht,
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht[3].

Ist das aber richtig, so steht schon darum allein der Ruhm des Christentums in Bezug auf die Kunst fest und sicher.

Die Baukunst ist die Kunst des Christentums. Glänzenderes haben die Griechen, Prächtigeres die Römer, Kolossaleres die Ägypter und Inder, Üppigeres und Zier-

[1] Platen, G. W. II 279.

[2] Plato, Philebus 34, p. 56 b ff. Aristot., Nat. auscult. 2, 2, 9; Metaph. 4, 1, 2. Vitruv. 1, 1. Cassiodor., Var. 7, 5.

[3] Abderrahman III. bei Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien II 202.

licheres die Mauren im Bauen geleistet. Vollkommeneres aber haben die Christen geliefert mit geringeren Mitteln und höherem Geist.

Die Griechen sind Meister im Darstellen, im Hinstellen. Sie sind und bleiben eitle Kinder[1]. Alles muß sich bei ihnen präsentieren, alles wird nach dem besten Licht gewendet, Benehmen, Bild und Bau. Der Grieche lebt nur von der Öffentlichkeit und nur für die Öffentlichkeit. Er will Figur machen, weiter nichts. Figuren sind sein Leben, seine Kunst. Die Plastik ist seine eigentliche Leistung, Statuen sind seine Bücher, eine Prozession von Skulpturen, der Fries, seine Enzyklopädie. Selbst sein Tempel ist eine Figur, kein Bau. Licht, Schmuck, Gestalt ist das einzige, worauf es ihm ankommt. Die herrlichsten Marmore färbt er schreiend rot und blau, das Innere läßt er schmucklos und finster. Außen zierlich, innen vernachlässigt, oben Schein, darunter kein Sein, so ist der Grieche.

Der Römer ist der Mann des Zusammenstellens. Erfunden hat er nichts, genommen, vereinigt alles, Bildung, Kunst, Macht, Geld, Götter. Zusammenscharren, zusammenschleppen, zusammenschweißen, verbinden, ineinanderkitten, das ist sein Ehrgeiz. Seine Kunst sind Straßen und Brücken, nicht als Verkehrswege, sondern als Stränge, um den Erdkreis mit eisernen Netzen unter seine Macht zu beugen. Einzelbilder in der Plastik sagen ihm nichts, er zieht die Gruppe vor. Baut er, und er baut ohne Rast, so gibt er dem geschlossenen Gebäude den Vorzug, ohne Fuge, man möchte sagen, ohne Öffnung, starr, imponierend, massiv nach außen, mehr reich als annehmlich nach innen. Was er nur irgendwo findet an Schmuck, an Pracht, das wird außen und innen gehäuft. Ums Schöne handelt es sich bei ihm nicht, nicht einmal ums Bequeme. Er will einzig Staunen, Furcht und das Gefühl

[1] Siehe oben 2, 10.

einflößen, daß es niemand mit ihm aufnehmen könne. Rücksicht auf Feinheit und Geschmack gilt ihm als ebenso charakterlos, unwürdig und gemein wie das Philosophieren[1].

Wir Christen sind das Volk des Bauens. Des Christen Sache ist Herstellen, Aufstellen, Aufbauen. Grieche und Römer schaffen nichts Neues. Jene verfeinern, diese verwerten praktisch, was andere hergestellt haben. Die Kultur des Christen begibt sich auch dessen nicht. Aber selbst wo sie sich Fremdes aneignet, wie in der Basilika, schafft sie daraus nach und nach etwas Selbständiges. Der Christ ist Erbe der ganzen Welt, nicht durch Krieg und Raub, sondern durch rechtliche Erbschaft. Aber er ist keineswegs angewiesen auf das, was ihm die Welt überläßt, noch an ihren herkömmlichen Gang gebunden. Er muß nur festen Boden unter den Füßen haben und unbegrenzten Raum zum Aufschwung gegen Himmel. Mehr braucht er nicht. Die belebende Seele, fast möchte man sagen, den schöpferischen Geist bringt er selber mit. Kaum hat er sichern Grund gefunden, und sei dieser noch so klein, ein wenig freie Luft und das dürftigste Material, so wölbt er Bogen um Bogen und türmt Spitze um Spitze empor. Sein Bau breitet sich nicht in kalter Todesschönheit auf der Erde aus wie das, was der Grieche bildet, er starrt nicht plump in die Lüfte wie die Pyramide, sondern er strebt aufwärts wie ein lebendiges Gewächs, einheitlich, kraftvoll, leicht, vergeistigt und doch ganz natürlich. Er ist eben aus dem Wesen des Christentums geboren. Darum weiß er sich in alle Himmelsstriche, in alle Bedürfnisse der Menschen, in alle Anforderungen der Zeiten zu schicken, nach allen Mitteln zu richten, dem Kleinen auf dem Dorf draußen sich ebenso anzubequemen als der Würde des Großen gerecht zu werden. Darum versteht er es, außen emporzuheben und zugleich nach innen zu ziehen. Darum

[1] Seneca, Ep. 20, 3.

stehen Äußeres und Inneres wie aus einem Guß da. Der Schmuck ist nicht verschmäht, aber nur mit Maß angewendet und nie als bloße Zier, sondern immer im Dienst eines ernsteren Zweckes. Nicht Massenhaftigkeit macht hier die Festigkeit, nicht Verschwendung die Schönheit aus, sondern Ordnung, Zweckmäßigkeit und Weisheit. Was uns zuerst auffällt, ist das Streben nach oben, das sich in allen Teilen ausdrückt, das zweite die ruhige Sicherheit, das dritte Maß und kluge Berechnung, das vierte die geschlossene Einheit.

Der griechische Bau ist weniger Architektonik als eine wunderbar auf den Eindruck berechnete Plastik. Der römische Bau ist zwar konstruktiv und solid, aber nicht architektonisch, weil nicht organisch. Das einfachste römische Mauerwerk bildet die merkwürdige Ordnungsliebe, die peinliche Genauigkeit, die pedantische und dabei so prahlerische Zweckmäßigkeitsliebe des Volkes ab, das diese Bauten gründete, verschwendet aber auch Material in einer Weise, die offen sagt, daß hier um des Ganzen willen das Besondere allen Ansprüchen auf Schonung entsagen müsse. Ob es gerade nötig war, ob auch Länder darob ausgesaugt werden mußten, was fragt der Römer danach! Genug, daß er zeigen kann, was er hat und was er vermag. Deshalb schleppt er zusammen, was er erreichen kann, und stellt alles auf einmal zur Schau. Ist es auch architektonisch nicht am Platz, so doch, um seinen Reichtum zu beweisen. Der christliche Geist vereinigt die konstruktive Kunst des Römers mit der Poesie des Griechen, die römische Solidität mit der griechischen Feinheit und fügt dazu die Architektonik, die organische Gliederung, die ihm allein eigentümlich ist. Er baut für die Ewigkeit. Wir haben Beispiele, daß das Fundament unter einem Kirchenpfeiler gesunken und daß dieser trotzdem nicht gewichen ist, so fest und sicher war der Schluß der Rippen im Gewölbe, die aus dem Pfeiler herauswuchsen. Und diese Dauerhaftigkeit wird hier mit der größten Spar-

samkeit in den Mitteln erzielt eben durch das organische Ineinandergreifen der einzelnen Glieder, durch die Verteilung der Lasten, durch die gegenseitige Unterstützung aller Teile.

Der Tempel der Griechen ist zierlich von außen, innen bietet er nichts als einen trüben Raum oder eine enge Götterzelle. Er ist der passende Ausdruck für jene ästhetische Gefühlsreligion, die in der Ferne schönen Schein gibt, innen aber leer, finster und öde läßt. Inneres und Äußeres, wo überhaupt ein Inneres ist, sind in dieser sog. Religion zwei getrennte Dinge, die sich wie Licht und Finsternis unterscheiden und ihre eigenen Wege gehen, ohne sich um einander zu bekümmern. Und ein Glück noch, wenn sie einander ohne Feindschaft aus dem Wege gehen und nicht hüben und drüben ziehen, bis alle Stränge reißen. Im geraden Gegensatz hierzu präsentiert sich der römische Tempel, mehr einer Festung als einem Tempel ähnlich, als das würdige Symbol des Rationalismus, jener Ehrenmanns- und Weltmannsreligion, die sich mit Würde zu gebaren und Respekt einzuflößen, die sich aber auch die Menschen gebührend fern zu halten weiß, um nicht von ihnen belästigt zu werden. Der christliche Tempel ist zuerst Innenbau, wie alles christliche Leben. Je mehr sich dieser Geist im Inneren zurechtgefunden hat, um so kräftiger und sinnfälliger tritt er dann auch nach außen. Aber das Äußere entspringt dem Inneren, entspricht genau dem Innenleben und spricht das Innerliche aus. Wie an einem zarten Leib durch die feine, durchsichtige Haut das Geäder hindurchschimmert, wie in Mienen und Gebärden eines durchgelebten Menschen Geist und Muskeln in voller Einheit tätig sind, wie jede seiner Bewegungen die Gefühle des Herzens widerspiegelt, wie man aus dem vollkommenen Einklang von Handbewegung und Körperhaltung, von Sprache und Auge das geschlichtete Innere an einem vollkommenen Mann erkennt, so steht der gotische Bau vor uns. Der Ungeübte ergötzt sich und findet sich unwillkürlich befriedigt. Wer tiefer blickt, ent-

deckt dort, wo er zuerst nur ein entzückendes Ganze geschaut hat, eine solche Fülle von Gliedern, daß er es nicht fassen könnte, wie sie so einheitlich wirken, leitete ihn nicht jeder Teil gleichmäßig entweder nach oben oder dorthin, wo im Brennpunkt des Ganzen der Himmel seine Vertretung auf Erden hat, zum Altar.

Der alte heidnische Bau liegt seiner ganzen Länge nach breit und behaglich auf der Erde. Hier fühlt er sich heimisch. Ein höheres Verlangen stört ihn nicht in seiner Ruhe. Mit großer Sorgfalt bedacht, sich schön fürs Auge bei den Griechen und prächtig bei den Römern darzustellen, ist er befriedigt, wenn dieser Zweck erreicht ist. Die Säulen wurzeln meist unmittelbar im Boden. Mit furchtbarer Last liegt auf ihnen der wuchtige Architrav und drückt sie nieder, gleich als fürchtete er, es könnte ihnen einfallen, aus dem Boden herauszuwachsen. Das ist der echte Ausdruck für den Humanismus. Irdisches Sinnenbehagen, Weltgenügsamkeit und Bequemlichkeit ist ihm sein einziges und alles. Er hat einmal gelebt, er hat auch einmal gearbeitet, jetzt will er ruhen, genießen, schlafen, vergessen für ewig. Der gotische Bau ist wie die Eiche, nein, wie der Eichwald: wohin wir blicken, tun sich Tiefen und Fernen auf, und gehen wir ihnen nach, so stehen wir vor neuen, als wären wir bereits in die Welt der Unergründlichkeit eingegangen. Ebenso unerschöpflich ist auch die Fruchtbarkeit. Allüberall Bewegung, Wachstum, Leben. Wo nur ein Raum, da sproßt es von Trieben, durch welche sich das Ganze aus sich selbst heraus verjüngt. Aber wiewohl diese ganze Welt hinauf zum Licht ringt, so führt gleichwohl gerade ihre Fülle dazu, uns in jenes glühende Helldunkel zu hüllen, das unser Herz mit der Ahnung des Geheimnisses und unsere Phantasie mit dem Reiz des Unendlichen erweitert und unsere Sinne zu ungewohnter Schärfe steigert. Und über den Wipfeln webt und wogt es, als wenn der Allmächtige zu unsern Häupten wandelte,

so daß selbst das unreine Herz sich jener unbeschreiblichen Wehmut nicht zu entschlagen vermag, die, ein Zeichen für die Nähe des Göttlichen, uns mit Mißfallen an der eigenen Unvollkommenheit erfüllt und doch voll Hoffnung und Trost zu höherer Hilfe emporzieht. Fürwahr, hier hat der Geist unseres Glaubens seinen echten Ausdruck gefunden.

Die Griechen bauen sinnlich, die Römer voll trotziger Selbstzuversicht, die Mauren mit zügelloser Phantasie. Die Christen bauen als ganze Menschen, die ihre Kraft und ihr alles vom Himmel empfangen haben und fröhlichen Dankes voll dem Himmel wieder zurückerstatten.

Dabei verleugnen sie nie jenen Zug ihrer Religion, der bei aller Einheit und Gemeinsamkeit im Wesentlichen und Ganzen jeder berechtigten Eigentümlichkeit ihr volles Recht zugesteht. Die Griechen bauen überall gleich, in Athen, in Sizilien, in Asien. Wer einen ihrer Tempel gesehen hat, hat alle gesehen. Eine gewisse Anzahl von Verzierungen und Motiven ist der ganze Vorrat, über den sie verfügen, den einer dem andern weiter überliefert. Die christliche Kunst hat eine solche Mannigfaltigkeit und einen solchen Zug zur Originalität, daß sie sich eben durch das Übermaß mitunter ihren Fall bereitet hat. In jedem Land ist der gleiche Kirchenstil wieder ein ganz neues Werk. Anders ist die spanische, anders die italienische, die englische, die deutsche Gotik. Boden und Klima und Produkte des Landes und Liebhabereien seiner Bewohner haben unbedingte Freiheit, ihren Einfluß auf die Gestaltung des einzelnen auszuüben. Die Überfülle der Gedanken ist geradezu unbegreiflich, zumal in der romanischen Periode. Im griechischen und römischen Bau ermüdet die Einförmigkeit der immer gleichen Kapitäler. Im romanischen Dom ist jede Säule anders gestaltet, trägt jede ein anderes Kapitäl, jedes Fenster eine andere Umrahmung oder Füllung, jede Lisene ein anderes Schmuck- und Leistenwerk. In der Krypta zu Freising hat öfters sogar

jede Fläche desselben Pfeilers andere Formen. Im Dom zu Regensburg entspricht keine Seite der gegenüberstehenden an Höhe der Fenster, an Maßwerk und Schmuck. Es ist eine Freiheit, eine Selbständigkeit, eine Vielseitigkeit, welche dem Humanismus, dessen Ideal die Schablone und die ausgegebene Parole ist, Befremden bis zur Verzweiflung einflößt. Auch wir geben zu, daß des Guten oft zu viel geschehen ist. Aber was wir bemängeln müssen, ist eben auch hier wie sonst nicht die vorgebliche Unselbständigkeit, sondern vielmehr das Übermaß an Freiheit für das einzelne[1].

Wir behaupten also, wie man sieht, auch von der kirchlichen Baukunst nicht, daß sie ihre höchste Aufgabe schon völlig gelöst habe. Sie hat mitunter der Freiheit zu viel zugegeben, sie hat die Selbständigkeit und Sucht nach Originalität im einzelnen auf Kosten des Ganzen zu weit getrieben. Sie hat das Ziel harmonischer Einheit nicht immer erreicht. Sie hat nicht selten in der Absicht, lebendig zu werden, durch Springen und Klettern die Ruhe getrübt, welche dem Haus Gottes, dem Vorbild für die Wohnung Gottes in der Seele des Einzelnen, geziemt. Das sind kleine Mängel, immerhin aber Mängel, die um einer so erhabenen Sache willen zuletzt auch noch überwunden werden müssen.

Kunstgeschmack.

23. Wir sehen nicht ein, warum wir nicht offen gestehen sollten, daß die religiöse Kunst, die Tochter des Christentums, so wenig als ihre Mutter schon ihre ganze und letzte Bestimmung auf Erden vollbracht hat. Ein solches Geständnis hat nur einer zu scheuen, der fühlt, daß entweder die Kraft in ihm schwindet, das Höchste zu leisten, oder der Wille, nicht eher zu ruhen, als bis alles vollbracht ist, was ihm zusteht.

---

[1] Vgl. oben 17, 2.

Das Christentum darf jenes Bekenntnis ungescheut ablegen. Denn einmal hat es, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem, das uns hier beschäftigt, den größeren Teil seiner Aufgabe bereits mit Ruhm gelöst. Anderseits ist es selber und ist jede Tätigkeit, die ihre Wurzeln aus seinem Herzen treibt, fern von jener verhängnisvollen Selbstzufriedenheit, die sich mit der Berufung auf vergangene Großtaten der Vorfahren von neuen und höheren Anstrengungen lossprechen zu dürfen glaubt. Wo immer sich dieser zugleich so stolze und so träge Geist eingenistet hat — wir möchten ihn den Geist des herabgekommenen Adels nennen —, da möge man nicht daran zweifeln, daß nicht bloß die früheren Errungenschaften, um derentwillen man so selbstbewußt ist, verloren gehen werden, wenn sie nicht schon verschwunden sind, sondern daß durch diese Verkehrtheit auch die Erreichung des letzten und höchsten Zieles selbst zur Unmöglichkeit gemacht ist.

Zwar findet sich, mit tiefem Schmerz sagen wir das, dieser Geist des Stillstehens und Rückgehens nicht bloß auf dem Gebiet der Kunst, sondern auch auf manchem andern dann und wann in der Geschichte der Kirche, der vergangenen und leider auch der gegenwärtigen. Indes bei allem Leidwesen, mit dem wir dieses beklagen, ist wieder das unser Trost, daß wir sagen können und müssen, die Kirche habe solche Erscheinungen wohl in ihrem Schoß erlebt und erlebe sie noch immer, sie selber aber sei daran nicht schuld und tue alles, was an ihr liege, um sie zu bessern und unmöglich zu machen.

Unleugbar hängt jede Selbstzufriedenheit und ihre stete Begleitung, die Beneidung und Anfeindung fremder Bestrebungen, sowie deren unvermeidliche Folge, Stillstand und Rückgang, sei es nun in der Wissenschaft und in der Kunst oder im geistlichen Leben, in Aufrechthaltung der Kirchen- und Ordenszucht, oder in der Übung der christlichen Opferliebe, unleugbar, sagen wir, hängt das alles stets mit dem Sinken des kirchlichen Geistes zusammen.

Es darf dagegen der kirchliche Sinn nur wieder einige Stärkung erfahren, so nehmen auch alsobald alle Tätigkeiten zu, die aus der Liebe zu Gott und zur Kirche Nahrung saugen, und der erneuten Tätigkeit entsprechen auch neue Erfolge.

Deshalb darf es uns nicht wundern, daß wir in jenen Zeiten und unter jenen Geschlechtern, die so recht lebendig vom kirchlichen Geist durchdrungen sind, den künstlerischen Sinn fast wie ein Gemeingut in allen Kreisen eingewurzelt finden[1].

Es sollte den Männern, die heute allüberall Vereine zur Verbreitung eines besseren Geschmackes im Volk gründen und jährlich zu diesem edeln Zweck nicht geringe Summen ausgeben, es sollte ihnen doch zu denken geben, daß sie mit all den überreichlich angewendeten kostspieligen Mitteln, mit Ausstellungen, Akademien, Kunstvereinen, Kunstschulen verhältnismäßig so wenig ausrichten, und daß nach ihren eigenen Klagen nur die engen Kreise der Höchstgebildeten davon Nutzen ziehen, während die breiten Massen fast in eben dem Grad von dem angestrebten Ziel sich entfernen, je mehr man für sie tut und gibt. Sind diese wirklich der Bildung so unzugänglich? Oder liegt es nur an der eigentümlichen Bildung, die man heute verbreiten will, und an der Art, in der man sie einzubürgern sucht? Wir glauben, es sei überflüssig, zu sagen, daß der Grund in den letztgenannten Dingen zu suchen ist. Es wird doch hoffentlich das Volk heute nicht weniger bildungsfähig sein, als es vorzeiten war. Das wäre ein schlimmes Zeugnis für unsere Gesellschaft und für unsere Bildung.

Nun aber ist es gewiß, daß eben die Bildung, die man jetzt anstrebt und nicht befriedigend erreicht, im Mittelalter tatsächlich erzielt wurde, ohne Akademien und Kunstvereine. Denn es gab einen Verein, wie es ihn noch gibt, mit offenen

[1] Burckhardt, Cicerone II (4. Aufl. von Bode) 156.

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

Statuten, mit allgemein und kostenlos möglichem Zutritt, mit dem klar ausgesprochenen Zweck, lebendige, wahre Bildung allüberall zu verbreiten.

Das ist die Kirche Christi[1]. Jedes ihrer Gotteshäuser war eine solche Bildungsanstalt im weitesten Sinn des Wortes. Heute haben wir freilich kaum mehr eine Vorstellung davon, welchen Einfluß sie damals übte. Was soll sie auch noch leisten mit den etlichen Pfennigen, die ihr nach tausend Raubanfällen geblieben sind! Wenigstens sollte man ihr darum nicht vorwerfen, daß sie ihre alte Einwirkung auf die Massen nicht mehr hervorbringe. Hätte sie noch die Mittel wie damals, hätte sie nur wenigstens die Freiheit der Bewegung bei ihrer Armut, man sollte schon sehen, ob sie nicht heute noch die Bemühungen ihrer weltlichen Mitbewerber zu Schanden machte!

Denken wir einmal an die Sammlungen, die jetzt in den übervollen Museen unserer Großstädte aus den geplünderten Kirchen zusammengepfercht sind. Jetzt sind sie freilich für das Volk verloren. Man konnte auf keine bessere Weise dem Volk Geschmack und Bildung rauben. Die Kunstwerke nimmt man aus den Kirchen und gibt dafür erbärmliche Machwerke hin, die Ungeschmack predigen, so oft man sie sieht. Und man ärgert sich dann über die Geschmacklosigkeit des Volkes und tadelt die Geistlichen, die natürlich auch hier die Schuld tragen, daß sie der Verwilderung nicht steuern!

Damals standen diese Schätze und tausende dazu, welche unverständige Wut inzwischen vernichtet hat, vor den Augen des Volkes jahraus jahrein in den Kirchen. Die Kirche gab den Auftrag dazu. Das Volk zahlte freudig mit. Täglich sah es sie mit Andacht. Es konnte sie mit Muße studieren. Es bildete seinen Geschmack daran. Es lernte sie nachahmen. Viele Kirchen bargen mehr Kunstwerke, und was wir höher

[1] Vgl. Führich, Briefe aus Italien 122 f.

anschlagen, mehr Vorbilder für das Volk in sich als heute manches Museum[1]. Man denke an die drei herrlichen Nürnberger Kirchen. Diese wundervollen Bauwerke, Erzgüsse, Holzschnitzereien, Steinmetzarbeiten, Gobelins, Glasgemälde, Grabdenkmäler, Altarbilder, Malereien, Orgeln, Gerätschaften, Werke von Roritzer, Peter Vischer, Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Veit Stoß, Adam Kraft, Wohlgemuth, Holbein, Culmbach, neben Kopien nach Raffael und Rubens, wo findet man sie in einem Museum so zusammengehörig vereinigt? Und dort kamen sie nicht bloß ein paar Professoren zu gute, sondern dem Schlosser und Tischler und Weber und Drechsler und Steinmetzen, dem Schulkind, der Mutter, dem Volkslehrer und so dem ganzen Volk und so der wahren Kunst, der aus dem Volk herausgewachsenen und mit dem Volk verwachsenen Kunst.

So erklärt sich ohne Mühe, woher der allgemein verbreitete Kunstgeschmack des Mittelalters.

Wenn wir heute unsere Wohnungen mustern, müssen wir nicht staunen über den Ausbund von Geschmacklosigkeit, der sich darin ausspricht? Eine Farbe schreit die andere tot, kein Einrichtungsgegenstand verträgt sich mit dem andern, geschweige mit dem Ganzen. Die Möbel aus flachen Brettern und viereckigen Balken, höchstens, wenn man es vornehm gibt, buckelig und gekropft nach den schlechtesten Rokokomustern, die Bilderrahmen aus geraden Latten und Leisten, die Gläser ohne alle Form, die Kannen und Tassen, wie sie eben dem Töpfer gelungen sind, oder umgekehrt ein gräßliches Durcheinander von ägyptischen, etruskischen und griechischen Altertümern, von italienischer Renaissance, Übergangsstil, Empire, Sezession und Japanerei, das ist unser künstlerischer Bedarf.

Wie müssen wir uns schämen vor den Alten! Jedes Gerät der Küche, jeder Topf, jeder Krug hat damals eine künstlerische

---

[1] Germain, Histoire de Montpellier III 166 ff.

Form und Verzierung, jeder Balken an dem so poetischen Getäfel, jeder Fensterrahmen ist stilgerecht behandelt, durch ebenso einfache als geschmackvolle Abkantung in Licht und Schatten spielend, Ofen und Türschlösser, Beschläge und Schlüssel, Windfahnen, Schließen, Koffer, Truhen, Betten, Spangen so zierlich, so praktisch, daß es eine Lust ist, das zu studieren. Mit welchem Geschmack, mit welcher Einfachheit und Kraft sind die alten Wappen, Siegel, Standarten und Rüstungen behandelt! Diese Feinheit und charaktervolle Schärfe ist, wie alle Heraldiker mit Bedauern gestehen, unwiederbringlich verloren. Dasselbe müssen wir wohl auch denken, wenn wir die Emails, die Glasgemälde, die Ciselierungen, die Bücherbände der Vergangenheit betrachten. Jedes alte Buch muß seine Malereien und seinen stilgerechten Einband, jeder Einband seine Schutzdecke, jedes Haus, jedes Häuslein seine Heiligenbilder und Gemälde haben. In Wien war im 15. Jahrhundert jedes Haus bemalt. Auf dem Lande im bayrischen und im tiroler Gebirg finden wir das manchmal noch. Man beachte wohl, daß es die armen, kleinen Leute sind, aus deren Häusern die Liebhaber von Altertümern die schönsten Beutestücke ihrer Sammlungen geholt haben. Bis es heute wieder dazu kommt, daß das niedere Volk so viel Geschmack entwickle, bedarf es wohl großer Mühe. Man hat seit einiger Zeit durch Gewerbevereine, Gewerbeausstellungen, Gewerbesammlungen und Industrieschulen wieder bedeutende Fortschritte in der Bildung des gemeinen Geschmackes erzielt. Aber noch immer sind wir weit von dem Ziel, an dem wir damals bereits standen.

Noch mehr gilt das von der poetischen und der musikalischen Bildung des Volkes.

Daß alle Versuche, Lessing und Schiller und Goethe und die Melodien aus Tannhäuser und Lohengrin ins Volk zu bringen, verlorene Mühe sind, wird hoffentlich jeder begreifen. Und doch lebt im Volk eine unverwüstliche Freude an Reim

und Vers und Musik. Die alten kirchlichen Lieder und Melodien, ernst und herzergreifend zugleich, waren dem alten Volk unendlich teuer. Es sang sie auf Weg und Steg. Nach ihnen bildete es neue. An ihnen lernte es selber dichten. Und mit dem eigenen Schaffen kam ihm Geschmack und Freude an unsern großen nationalen Gedichten, wie wir uns das heute kaum mehr recht vorstellen können.

Die, welche von einer so großen Trennung der hohen und der Volkspoesie im Mittelalter träumen, malen sich wohl diese Zeiten nach unsern heutigen Begriffen aus[1]. Nicht bloß die Ritter- und Hofpoesie ist voll von den Tönen der Fiedler und Pfeifer, sondern auch jede Schilderung des Volkslebens. Sogar die Weistümer sorgten statutarisch dafür, daß dem Volk dieses Bedürfnis zur rechten Zeit befriedigt werde[2]. Das Volk sang und dichtete mit wahrer Herzenslust geistliche und weltliche Lieder, von denen nur das wenigste erhalten ist[3]. Sicher ist nicht alles, was das Volk lieferte, Meisterarbeit. Vieles war derb, manches schlecht, vieles aber auch vortrefflich.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als der Geist des alten kirchlichen Lebens am Erlöschen war, als sich bereits ankündigte, was das 16. bringen werde, trat vielfach eine Roheit und Gemeinheit zu Tage, daß einem das Blut gefrieren möchte. Mit der Reformation leitete sich zwar diese gräßliche Zügellosigkeit zum Glück für die Poesie auf das Gebiet der Prosa,

---

[1] Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur I[5] 133 bis 135.

[2] Grimm, Weistümer I 666; II 22.

[3] Gautier, Les épopées françaises I[2] 38 ff. Vilmar, Deutsche Literaturgeschichte[12] 44 f 258 f. Lindemann, Literaturgeschichte[5] 45 55 258 f. Bähr, Geschichte der römischen Literatur im karolingischen Zeitalter 70 76. Gärtner, Te Deum laudamus I XII ff; II III ff. Kehrein, Kathol. Kirchenlieder I 4 ff. Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes[3] 25.

zumal der religiösen Polemik und Satire über, aber um die Poesie, insbesondere die des Volkes, war es geschehen[1]. Der religiöse Verfall im Bund mit der furchtbaren sozialen Zerrüttung, die das Reformationszeitalter begleitete, ließ in unserem Land nichts Edleres mehr emporkommen.

In Spanien, das noch auf lange hin vor solchem Elend bewahrt blieb, erhielt sich auch der alte, feine künstlerische Sinn der Massen, und das in einem Grad, daß es uns völlig unglaublich erscheinen möchte, wäre es nicht so gut bezeugt. Ein falscher Akzent, eine ausgelassene Silbe, welche das Versmaß stört, erregt dort im Theater sofort lautes Mißfallen. Bei uns merken oft die feinfühligsten Leute nicht, ob ein Stück in Prosa oder in Versen geschrieben ist. Dort darf nur ein Vers ausfallen, der die Assonanzreihe unterbricht, und der gemeine Mann erhebt ohne Barmherzigkeit ein abscheuliches Zischen. Hat er einmal ein Stück gehört, das sich in so verworrenen Fäden abspinnt, daß sich nicht einmal einer unserer Gebildeten darin zurechtfindet, so weiß er das Ganze vollständig nachzuerzählen. Stücke, so fein, daß wir sie nur vor einem kleinen, gewählten Publikum vorführen lassen können, hört dort der Mann aus den untersten Klassen mit gespannter Aufmerksamkeit und kauft sich nach der Vorstellung erst noch das Textbuch, um sie zu Haus in voller Muße und Ruhe zu genießen[2].

Nicht anders stand es und steht es noch immer in Italien. Der echte Altitaliener kann Kleidung und Brot entbehren, aber nicht Dichtung und Gesang. Um Siena findet man — jetzt wird das freilich auch schon der Vergangenheit angehören — auf dem Land arme Leute, die nicht lesen können, die aber in ihre aus dem Stegreif gemachten Gedichte Schönheiten zu

[1] Vgl. Gervinus, Deutsche Dichtung II⁴ 276. Janssen, An meine Kritiker 211 f. Nicht ohne schiefe Tendenz stellt das dar Goedeke, Mittelalterliche Dichtung² 825 f.

[2] Schack, Geschichte der dramat. Literatur in Spanien II¹ 659 f.

legen wissen, daß es ihnen kein gelehrter Akademiker nachmachen wird[1].

An all dem aber hat die Kirche ihren redlichen Anteil. Es ist eitel Phantasie, wenn man behauptet, die Geistlichen hätten nur lateinisch gedacht und gesprochen, ja wohl auch lateinisch vor dem Volk gepredigt. Gerade umgekehrt waren sie es, die die Volkssprache pflegten und hoben. Wem anders als den Geistlichen danken wir Deutsche so manche unserer besten Literaturwerke, die Nibelungen, das Rolandslied, das Alexanderlied, den Edelstein, nicht zu reden von der geistlichen Dichtung, von Otfried, Martina, dem Annolied, dem Passional? Wer sprach und schrieb denn die beste Prosa in Deutschland, wenn nicht Bruder Berthold, Seuse und Tauler? Wir lassen Luther schon gelten; möge man nur neben ihm auch Martin von Cochem und Friedrich von Spe gelten lassen! Spanien zählt unter seine ersten Stilisten Ludwig von Granada, Luis de Leon, Johannes von Avila und die Heiligen Teresa und Johann vom Kreuz. Über Bossuet, Fénelon, Massillon, über die hl. Katharina von Siena, über Savonarola und Segneri zu sprechen ist nicht nötig. Wer der Wahrheit Zeugnis geben will, der muß gestehen, daß wir gerade den Predigern und den Mystikern die Ausbildung der Volkssprachen verdanken.

Renaissance.

24. Überblicken wir alles, so haben wir vollen Grund, mit dem zufrieden zu sein, was die Kirche auf dem Gebiet der Kunst zu stande gebracht hat, wo immer sie frei und selbständig ihren Einfluß geltend machen konnte, und wo nicht die, in deren Hände die Ausübung der Kunst gelegt war, sich selber lahm gemacht haben oder gar fahnenflüchtig geworden sind. Das ist aber nur zu häufig geschehen, sowohl in älteren Zeiten als insbesondere seit der sog. Renaissance.

[1] Ozanam, Italiens Franziskanerdichter 29.

Wir sagen absichtlich nicht: durch die Renaissance.

An und für sich und ohne allen weiteren Unterschied die ganze Renaissance und alles, was mit der Kunst und Literatur und Kultur der Renaissance zusammenhängt, zu verdammen, ist weder statthaft noch nützlich.

Wir wollen gar nicht einmal im besondern auf die Tatsache eingehen, die immerhin Nachdenken verlangt, daß es die Gegenreformation war, die diese Kunst mit so großem Eifer trieb, und daß Männer wie Karl Borromäus die Herstellung von Kunstwerken unterstützten, über die wir heute den Kopf schütteln: man denke an den Neptun des Giovanni da Bologna. Aber wir machen wenigstens auf diesen Umstand aufmerksam, um uns zu erinnern, daß in Dingen der Kunst und des Geschmackes der persönlichen Freiheit und Überzeugung ein ziemlich weiter Spielraum zugestanden werden muß.

Sicher hatten Ignatius und Pius V. und Philipp Neri auch ehrliche Anschauungen und guten Willen und sittlichen Ernst, vielleicht ebensoviel als unsere eifrigsten Eiferer für die Reinheit und Würde der christlichen Kunst. Wenn nun gleichwohl solch heilige und hervorragende Männer in diesen Fragen Ansichten hatten und zur Ausführung brachten, die von den unsrigen nicht selten stark abweichen, so sehen wir wohl, daß wir zwischen Zweck und Mittel, zwischen Wesen und Nebensache, zwischen Unbestreitbarem und Fraglichem einen weiten Zwischenraum annehmen müssen, und daß wir nicht vergessen dürfen, wie der geläuterte Geschmack und die berechtigte Richtung einer Zeit keineswegs eine allgemein vollgültige Regel für alle Zeiten, noch ein und dasselbe mit dem eigentlichen Wesen der Kunst ist.

Das gibt uns eine wichtige Lehre für unser eigenes Verhalten nicht bloß auf dem Gebiet der Kunst, sondern allüberall. Wir haben unsere Ansichten in freien Dingen und vertreten sie mit Entschiedenheit, weil wir sie entschieden für besser halten. Andere haben andere. Solang sie aber diese ebenso entschieden

für richtig halten und nicht von der Behauptung freier Nebenmeinungen auf die Verkennung der gewissen Hauptsache abirren, müssen wir ihnen die Freiheit gönnen, die wir selber für uns in Anspruch nehmen. Das darf uns aber nicht hindern, mit allem Ernst für den Sieg dessen zu streiten, was wir als das Zuverlässigere erkannt haben. Nur müssen wir in solchen Fragen auf der Hut sein vor der Verketzerungssucht, die sich nirgends lieber einstellt als dort, wo die meiste Freiheit am Platz ist, wo der Meinungen fast ebenso viele sind als Köpfe, wo keine die andere völlig widerlegen, keine für sich Entscheidung erzielen kann, und wo dann meist Erbitterung den mangelnden Gründen abhelfen soll. Leider gehört dazu auch das Gebiet der Kunst.

Wir jedenfalls wollen uns vor dieser Ausschreitung hüten. Gerade so hoffen wir der Sache, die wir vertreten, am besten zu dienen. Liebe, Schonung und Ernst hilft ja am ehesten zum Sieg der Wahrheit. Behauptungen aber gelten auf freien Gebieten nur so viel, als sie beweisen.

Demzufolge sagen wir, daß es nicht zu rechtfertigen ist, ein so scharfes Verdammungsurteil über die Renaissance im allgemeinen zu fällen, wie es manche unserer besten Kampfesgenossen, sicher aus vollster Überzeugung, zu fällen lieben.

Die Kunst der Gotik hat noch nicht die ganze Aufgabe gelöst. Darüber ist wohl ein Streit nicht möglich. Also muß es einen Fortschritt auch auf diesem Gebiet geben.

Aber, sagt man, dieser hätte eben auf dem betretenen Weg geschehen sollen. Wir sind ebenfalls für unsere Person dieser Ansicht, obwohl wir damit nicht sagen wollen, daß man jede einzelne Form, die sich im romanischen oder im gotischen Stil nicht findet, verdammen dürfe. Wenn aber die mittelalterlichen Meister die Kraft hatten, sich auch fremde, z. B. arabische Formen anzueignen, diese zu idealisieren und zu stilisieren und so selbständige Stilformen, ja endlich neue Stilgattungen aus

einem Guß zu schaffen, warum sollte es nicht möglich sein, durch Zurückgehen auf antike Vorlagen abermals einen kirchlichen Stil zu bilden?

Doch im allgemeinen sind auch wir damit einverstanden, daß es besser gewesen wäre, wenn die ungewöhnlichen Talente, welche die Renaissance einführten, ihre Fähigkeiten nicht zu einer Umwertung der christlichen Werte, wie Nietzsche die Renaissance nennt, nicht zum Bruch mit der christlichen Vergangenheit verwendet hätten — denn ein Bruch war es, man sage, was man wolle —, sondern wenn sie auf den Grundlagen des christlichen Mittelalters fortgebaut hätten. Aber, wenn wir auch das zugeben, und niemand wird das leugnen können, ist damit schon über die ganze Renaissance der Stab gebrochen?

Die Wahrheit ist die: einen absolut besten, einen schlechthin christlichen, einen offiziell kirchlichen Bau- und Kunststil gibt es nicht und hat es nie gegeben. Es gibt eine Kunst in der Kirche, aber nicht eine Kunst der Kirche. So wichtig auch die äußere künstlerische Form im pädagogischen Interesse für die Kirche ist, so steht sie doch mit dem Geist des Christentums, mit Dogma und Moral nicht in so wesentlichem Zusammenhang, daß man je sagen dürfte, es sei einzig diese und keine andere Kunstform christlich und kirchlich.

Soweit also das Wesen der christlichen Religion selber in Betracht kommt, läßt sich in Bezug auf die Kunst keine positive Vorschrift geben. In dieser Beziehung bleibt alles, was sich sagen läßt, bei der negativen Regel: Die Kunst darf nichts aufnehmen, was mit dem Glauben und mit der Sittlichkeit nicht in Einklang steht. Was nicht dagegen verstößt, kann nicht eigentlich unchristlich genannt werden.

Aber auch was die pädagogische Aufgabe betrifft, welche die Kunst in der Hand der Kirche zu erfüllen hat, kann man nicht gerade einen unumstößlichen Ausspruch darüber tun, welcher Stil der eigentlich kirchliche sei. Zweifelsohne der,

welcher dem Zweck der Erbauung, der Erhebung zu Gott und der Aufgabe der Kirche am besten entspricht. Daß aber nach dieser Rücksicht der Stil je in Verhältnis zu Land, Zeit und Sitte sehr vielen Änderungen unterliegen muß, kann nicht fraglich sein. Also ist unter dem Gesichtspunkt der kirchlichen Pädagogik das Gesetz für den kirchlichen Stil, positiv gefaßt, ungefähr das: Der kirchlichste Stil ist jener, welcher je nach Maßgabe der örtlichen, zeitlichen und persönlichen Verhältnisse den Zwecken der Kirche am besten entspricht.

Darüber ist nun ein Streit nicht möglich, daß der Vierpaß seiner Natur nach so wenig christlich ist als der Triglyph heidnisch. Ebenso leicht begreiflich ist es, daß dem Südländer der Akanthus näher liegt als das Eichblatt und die Brombeere. Umgekehrt wird auch der kälteste Nordländer nicht leugnen können, daß eine korinthische Säule aus numidischem Marmor und eine antike Wanne aus Porphyr eine ganz passende Zierde für das Haus Gottes geben. Und was endlich die heikelste Frage betrifft, so glauben wir gestehen zu müssen, daß die Meinung, bloß der Spitzbogen, nicht aber auch der Rundbogen sei der wahre Ausdruck des christlichen Gedankens, wenigstens nicht die Geltung eines Glaubenssatzes beanspruchen darf.

Demzufolge können wir die Einführer und die Verteidiger der Renaissance nicht darum tadeln, daß sie die alten Bauformen zum Ausgangspunkt ihrer Bestrebungen gemacht haben. Damit wollen wir sie freilich auch dafür nicht loben, daß sie für Formen, die in Griechenland heimisch waren, die im Norden von der Natur ungezwungen an die Hand gegebenen in den Bann taten und so an Stelle eines gedankenvollen Idealismus und Symbolismus eine unverstandene und bald unverständige Nachbeterei setzten.

Wenn es ihnen aber gelungen wäre, eine ebenso innige Verschmelzung des christlichen Geistes mit diesen Formen zu stande zu bringen, oder vielmehr — damit wir es nicht halb

sagen, sondern daß wir gleich die ganze Schwierigkeit ausdrücken —, wenn sie es vermocht hätten, diese vom Altertum her entlehnten Formen so durch den *christlichen Geist* zu beleben, sie nicht bloß nachzubilden, sondern so zu beseelen, daß sie wirklich und ganz christlich geworden wären, dann würden wir nicht ein Wort der Mißbilligung gegen sie haben.

Wir sind indes überzeugt, daß bei diesem Umbildungsprozeß, wenn er mit der Folgerichtigkeit des mittelalterlichen Denkens und mit dem ganzen Ernst des christlichen Sinnes beharrlich wäre fortgeführt worden, schließlich ein Ergebnis zu Tage getreten wäre, das von dem Stil des klassischen Mittelalters nicht eben sehr viel verschieden gewesen wäre. Denn auch die christliche Kunst, das mögen doch die Verehrer der Renaissance nicht übersehen, ist ja nicht vom leeren Nichts ausgegangen, sondern hat mit der selbständigen Aneignung und Durchbildung der antiken Kunst begonnen. Gießt man aber demselben Stoff dieselbe Lebenskraft ein, so wird zuletzt im großen und ganzen wohl wieder dasselbe Resultat erzielt werden.

Aber damit haben wir auch schon die schwache Seite der Renaissance getroffen. Um die *äußere Form* streitet ohnehin kein besonnener Mann. Es gibt kein gotisches und kein antikes Gesicht, keine christlichen oder heidnischen Hände. Aber es gibt einen christlichen und einen sog. klassischen, sagen wir lieber humanistischen Typus. Dasselbe Antlitz hat einen ganz andern Ausdruck, je nachdem die Seele, die aus ihm spricht, die Magdalena des Humanismus oder die des Christentums ist. Dieselbe schöne Gestalt kann die Sinnenlust aufs höchste reizen, aber auch den lüsternen Beschauer mit Beschämung erfüllen und zur Einkehr in sich selber mahnen. Das hängt ganz von dem Geist ab, der sie durchdringt, belebt, beseelt.

Wir sagen: durchdringt. Wir sagen: belebt. Wir sagen: beseelt. Damit ist alles gesagt. Das macht die Schwierigkeit. Da scheiden sich die Wege.

Die alten, großen christlichen Meister hätten, wenigstens in der Malerei, der äußeren Form etwas mehr Genauigkeit geben dürfen. Aber daß sie den Geist Herr sein lassen wollten, darüber ist nie ein Zweifel erhoben worden. Und darin haben sie ihre wahre Aufgabe erkannt. Die Späteren haben im Gegensatz zu ihnen vor allem und bei allem und nach allem die schöne Außenform möglichst vollendet herzustellen gesucht. Inzwischen und daneben suchten sie freilich auch oft den Geist zum Ausdruck zu bringen. Aber im günstigsten Fall dachten sie kaum an mehr und an Höheres, als daß neben der Form auch der Geist sein Recht habe. Nach der Ansicht der besten unter ihnen waren Geist und Form zwei Dinge, die gleichberechtigt wie zwei Brüder in einem Hause wohnen. Wie wenig dies aber der Wahrheit und dem Ideal entspricht, bedarf nicht langer Worte. Schon der natürliche Geist beherrscht und belebt und bewegt den Körper. Um wie viel mehr soll erst der Geist, den Gott uns eingegossen hat, der Geist der Gnade und der Heiligkeit — und diesen soll die christliche Kunst verherrlichen —, um wie viel mehr soll dieser die Sinnlichkeit von außen überkleiden, von innen verklären!

Wie oft aber, man rede aufrichtig, wie oft hat die Kunst der Renaissance auch nur an die Bedeutung dieser ihrer Aufgabe gedacht, wie oft also sich ihr hohes Ideal auch nur klar gemacht? Nachahmung der Form ist stets ihr erster und letzter, meist ihr einziger Zweck gewesen. Selbst dem Fra Bartolommeo weiß seine Grabschrift, freilich irrig, kein größeres Lob nachzusagen, als daß er es verstanden habe, jeder Gestalt Fleisch, Knochen, Haut und Lebensgeister mitzuteilen[1]. So konnte von Einheit, von Überwindung des roh Stofflichen, von Verklärung, von Umbildung, von Läuterung der untergeordneten

[1] Marchese, Memorie dei pittori, scultori e architetti domenicani II[4] 165.

Form durch den überlegenen Geist des Glaubens, der Liebe, des Opfers, der Hingabe an Gott wohl keine Rede sein.

Man wird vielleicht sagen, daß wir die Ideale der Renaissancekunst ungebührlich herabsetzten. Aber sagen wir das aus unserem eigenen Kopf? Was sagen wir denn, was nicht die Lobredner der Renaissance zuvor gesagt hätten? Wenn Kritiker dieser Richtung, welche das geistliche Kleid tragen, Kritiker, die immerhin für den Idealismus in der Kunst das Wort erheben, wenn selbst sie der künstlerischen Darstellung einer christlichen Idee Schönheit nur unter der Voraussetzung zuerkennen, daß sie sich in die Formen des Altertums kleide[1], wie sagt man dann, daß wir unrecht tun?

Formen des Altertums! Was sind das für Formen? Wir kennen nur menschliche Formen. Wir wüßten nicht, worin sich die Formen der Niobe und der Juno Ludovisi von menschlichen Formen unterschieden. Allerdings, wir kennen schon auch Formen aus dem Altertum, die sich sehr von allgemein gültigen menschlichen Formen unterschieden. Wir meinen jene, in denen sich der Stolz, der Trotz, die Sinnlichkeit des gefallenen, des lüsternen, des gottlosen Menschen ausspricht. Wenn man diese „Formen des Altertums" nennen will, so protestieren wir dagegen im Namen der Menschheit und des Altertums. Das sind Formen des Humanismus, nicht aber des Altertums.

Wo aber einmal der Humanismus von einer Form Besitz ergriffen hat, mit dieser vermählt sich der christliche Geist nicht mehr, es sei denn, daß sie sich zuvor von ihrer unrechtmäßigen Verbindung scheidet. Eine Form des Humanismus läßt er sich nicht einmal als Maske gefallen. Soll er eine Form zur Darstellung seiner Ideale benutzen, so muß es eine rein menschliche sein. Damit ist er überhaupt nie einverstanden,

[1] Joh. Schrott: Augsb. Allg. Zeitung 1882, Beil. 21, 307.

daß er sich einer schon gegebenen Form bedienen soll wie eines fertigen Kleides, das man unter den abgetragenen Waren auf dem Trödelmarkt kauft. Nicht als ein nach vorgeschriebener Mode gefertigtes Kleid, sondern nur als Stoff nimmt er eine ihm angebotene Form hin, um daraus zu machen, was ihm beliebt, oder vielmehr, was ihm vorgezeichnet ist.

Es liegt aber in der Aufgabe des Christentums, sich jede äußere Form ebenso anzueignen und sie ebenso umzugestalten wie die Seele den Leib. Wie die Seele alles, was man ihr durch den Leib reicht, Brot, Wein, Wasser, in seine einfachen, natürlichen Bestandteile zerlegt und dann durch lebendige Aneignung sich unterwirft, so muß sich alle äußere Form in der christlichen Kunst dem Geist des Glaubens und der Gottesfurcht als gefügiges Mittel unterordnen und so durch dessen überlegene, ordnende, schaffende Kraft mit ihm zu einer lebendigen Einheit verbinden.

Daß die Kunst der Renaissance ihre Aufgabe nicht in diesem Sinn verstanden hat, darüber ist ein Streit nicht denkbar. Sie selber ist sicher die erste, die gegen diese Auffassung der Kunst Protest erheben und sie als Nazaräertum, als Unterdrückung der Form, als einseitigen Idealismus verurteilen wird. Wir lassen uns darüber in keine weitere Erörterung ein, denn wir wissen, wie wenig Hoffnung vorhanden ist, daß in diesem Stück je eine Einigung erzielt werde. Von hier aus, aber auch erst von hier aus, scheiden sich unsere Wege.

Die äußerlichen Formen sind es also nicht, die den Streitpunkt bezüglich der Renaissancekunst bilden, wenigstens nicht jene Formen, welche echte und zulässige Kunstformen sind. Die dem Humanismus abgeborgten Formen, die eine ersprießliche Einigung mit dem christlichen Geist nie und nimmer zulassen, verwerfen wir freilich, denn sie sind nicht einmal rein menschliche Formen, sondern vielmehr mit einem Geist getränkt, der schon den Abfall von der echten Humanität

bedeutet. Leider hat sich die Renaissance hauptsächlich gerade an diese gehalten.

In diesem Stück fängt die moderne Ästhetik an, viel unbefangener und aufrichtiger zu urteilen als der ungebildete Kunstgeschmack alter Tage, die ihre Ansichten von Palladio, von Lessing und Winckelmann bezogen. Jetzt leuchtet uns ein, wie kritiklos die ersten Meister der Renaissance auf das Altertum nicht zurückgingen, sondern zurückstürzten. Ob griechisch, ob römisch, ob aus der klassischen Periode oder der des Verfalles, ob selbständig oder selbst schon ein Gemengsel aus allen möglichen Dingen, das kümmerte sie nicht, wenn nur etwas antik war. Ihre blinde Begeisterung für das Altertum verschloß ihnen die Augen für die handgreifliche Tatsache, daß, um mit Pecht zu reden, die Göttinnen selbst der klassischen griechischen Kunst schon von naiver Natürlichkeit ungefähr ebensoviel an sich hatten wie die modernen Pariserinnen, und daß die Blüte der römischen Kunst ihre Anschauungen aus dem Theater und aus der Arena bezogen hat[1].

Unter solcher Voraussetzung ist die Unnatur und der Schwulst, woran die Kunst der Renaissance litt, leicht begreiflich. Sie wählte ja von Anfang nicht die Natur, sondern die verkünstelte Kunst des Altertums zu ihrem Vorbild. In dieser Hinsicht hielt sich die Kunst des Mittelalters weit mehr an die Natur — man denke an die Ornamentik der Gotik. Das Mittelalter betrachtete die Welt mit einem gewissen Rückhalt, aber mit ernstlicher, bescheidener Liebe zur Natur[2]. Die Renaissance aber sah die Natur durch die Brille des Altertums, nie so, wie sie wirklich ist.

Wo sie indes vom Altertum Vorbilder entlehnte, die sich mit der natürlichen Wahrheit und sittlichen Güte, also mit der

---

[1] Pecht: Allg. Zeitung 23. Juli 1895, Nr 202.

[2] Frantz, Geschichte der christlichen Malerei II 231 f.

Humanität vertragen, hat sie gar manches Werk geschaffen, in dem wir die Aufgabe der Kunst gelöst finden können.

Wenn man sich also bloß auf die Technik der Renaissance beruft, so umgeht man die eigentliche Streitfrage.

In Dingen, wo die äußere Form alles ist, hat sie zweifellos ganz Vorzügliches geleistet. Wer wollte in Abrede stellen, daß sie im Fach des Porträts, in der Naturnachahmung, z. B. der Blumenmalerei, der Landschaftsmalerei, der Perspektive, der Tiermalerei, der Ornamentik, des bloßen Zierates, überhaupt in der Kleinkunst alles Lobes wert ist?

Auch darüber ist wohl ein Streit nie geführt worden noch auch möglich, daß sie in Bezug auf die Darstellung von Vorgängen aus dem gewöhnlichen Leben, im sog. Genre, eine große Fertigkeit der Nachahmung entfaltet hat.

Wenn aber das alles die Kunst ausmacht, dann ist jedenfalls die Photographie die erste aller Künste.

Wie müssen wir dagegen urteilen, wenn wir jenen Kunstzweig ins Auge fassen, bei dem es sich um das Gestalten handelt, die historische Kunst, zumal die religiöse?

Auch in diesem Stück bedeutet die Renaissance — wir nehmen keinen Anstand, es zu sagen — einen Fortschritt zum Ziel der Kunst. Aber freilich tat sie nur einen Schritt vorwärts und fiel dann um so tiefer zurück.

Wir bemerken übrigens, daß wir das im allgemeinen nur von der Skulptur und der Malerei gelten lassen wollen. In der Architektur sind freilich einzelne Leistungen ganz hervorragend, ja unerreicht und unübertrefflich — die einzige Kuppel von St Peter wiegt alles auf —, aber im ganzen steht doch wohl außer Frage, daß die Baukunst der Renaissance trotz ihrer bestechenden, großartigen und malerischen Wirkung weder mit der des Mittelalters noch mit der griechischen den Vergleich aushält. Nicht in kolossalen Dimensionen, sondern in mathematischen Proportionen; nicht in malerischen Effekten,

sondern in architektonischer Struktur und Schöpferkraft; nicht in Eklektizismus des Wirkungsvollsten und in Komposition des Schönsten, sondern in selbständiger, einheitlicher Gestaltung aus einem Geist und einem Guß liegt die Vollendung eines Bauwerkes. In diesen drei Stücken ist aber die Überlegenheit des griechischen und des gotischen Stiles, der einzigen zwei *konsequenten* Stile, über den Renaissancestil unbestreitbar. Darüber mochte man vielleicht früher streiten, da man aus Vorurteil die Gotik kaum eines Blickes würdigte und von der antiken Baukunst nur die römische kannte. Jetzt haben wir keine Schwierigkeit mehr, zu gestehen, daß die Architektur der Renaissance zwar über der römischen steht, die der Frührenaissance durch malerischen Reiz, die der Hochrenaissance durch Gewaltigkeit, aber keineswegs über der jener zwei andern Kunstperioden. Man stelle einmal im Geist den Dom zu Mailand neben den Turm des Freiburger Münsters, und man wird sich sagen müssen, daß man in Freiburg anfangs eigentlich bloß ein steinernes Rechenexempel zu sehen glaubt, mit jedem Tage länger aber eine wahrhaft klassische Schönheit genießen lernt, während man dort ein Gebäude voll wunderbaren malerischen Eindruckes vor sich hat, ohne daß es auch nur ein Bau genannt werden könnte. Wen dieses Urteil zu hart dünkt, der wird uns vielleicht eher recht geben, wenn wir ihn vor den Dom in Florenz führen. Erst jetzt, nach Vollendung des Äußeren, treten seine großartigen Mängel in voller Klarheit zu Tage. Eine riesige Kruste des kostbarsten versteinerten Zuckers, darüber eine schwerfällige Kuppel, die uns nur darum so sehr interessiert, weil wir an ihr studieren können, wie viel ein großer Mann wie Michelangelo von den Fehlern seiner großen Vorgänger lernen kann, und das alles gespreizt und ausgestopft durch ein geradezu unglaubliches Mauergerüst.

Was die beiden andern genannten Kunstzweige, die *Bildhauerei* und die *Malerei*, betrifft, so geben wir unbedenk-

lich zu, daß sich die wahre und echte Renaissance weit über die mittelalterliche Kunst erhoben hat.

Wir sagen: die wahre und echte Renaissance. Die wahre Renaissance aber — wir sprechen zunächst von Italien, ihrer Heimat — ist nicht die des 16., sondern die des 15. Jahrhunderts[1]. Ihre höchste Leistung, Lionardos Abendmahl, schloß ja das 15. Jahrhundert ab. Sie war auch in jenen Zeiten nicht allenthalben ohne ihre Schattenseiten. Aber damals herrschte doch der christliche Geist in ihr vor, so daß man im ganzen nicht anders als mit ihr einverstanden sein kann.

Cimabue, Duccio, Orcagna und die Pisani haben die Renaissance eingeleitet. Ihre eigentliche Geburtsstunde war der Tag, an dem das Papsttum nach Italien zurückkehrte. Zwei Jahrzehnte darauf hatten bereits die großen Meister der Renaissance: Brunellesco, Donatello, Ghiberti, Fiesole, und in weiter Ferne die Brüder van Eyck das Tageslicht erblickt.

Man muß in Niccolò Pisano und Giotto den Ausgangspunkt, in Fiesole den Höhepunkt, in Savonarola und in der von ihm begeisterten Schule den Schluß der Renaissance erblicken. Denn daß Savonarola nicht gegen die Kunst stritt, sondern für deren Ehre und Reinheit gegen den drohenden Verfall, und daß über seine Leiche das Verderben in die Kunst einzog, das ist nicht zu bestreiten[2]. Der größte seiner Jünger, der letzte reine Stern der Renaissance, Fra Bartolommeo,

---

[1] Marchese, Memorie I[4] 313 ff.

[2] Schon Rio hat diesem Gegenstand ein Kapitel geschenkt. Genauer noch handelt darüber Marchese in seinen vortrefflichen Memorie dei pittori, scultori e architetti domenic. I[4] 488—513. Besonders aber Gruyer, Les illustrations des écrits de Jér. Savonarole publiées en Italie aux 15e et 16e siècles, et les paroles de S. sur l'art; avec 33 illust. Vgl. darüber Année Dominicaine 1880 und 1881, 245, 497 ff; 249, 122 f; 253, 360 ff; 256, 452 ff, wo auch einige der Illustrationen nachgebildet sind.

wurde am nämlichen Tag in das Grab gelegt, an dem Luther seine Thesen in Wittenberg anschlug. Was nun folgte, ist nur noch zum Teil Renaissance, zum größeren Teil Décadence.

Die Renaissance dauerte also, wenn man genau rechnen will, 150 Jahre, von 1367 bis 1517. Bei Raffael, bei Lionardo und insbesondere bei Peter Vischer hat im ganzen noch die vorausgehende bessere Zeit die Oberhand[1]. Von Albrecht Dürer möchte man sogar sagen, er gehöre trotz aller Einflüsse des Zeitgeistes dem eigentlichen Mittelalter an.

Mit Michelangelo dringt das Verderben vollends in die heiligen Hallen.

Über diesen Riesengeist und über seinen gewaltigen Einfluß das richtige Urteil zu fällen, ist keine leichte Sache. Zeitgenossen haben ihn den Erfinder der Schweinereien genannt[2]. Das ist sicherlich zu hart gesprochen. Richtig ist aber, daß er dem Unheil für die Kunst das Tor geöffnet und den Weg gewiesen hat. Er wollte nicht mit der Sinnlichkeit spielen: um sich lüstern zu zeigen und um zu spielen, dazu war er zu wild, zu schroff, zu stolz. Aber er wollte im Gefühl der eigenen Kraft und aus Verachtung gegen die Welt den Titanen machen und alles meistern, Herkommen, Sitte, Zucht, Ordnung, Symmetrie, Harmonie, Göttliches und Menschliches; er wollte zeigen, daß er eisern gegen alle Regungen, daß er erhaben über alle Schranken sei, daß alles sich ihm beugen müsse. Wenn er dem Menschen jede Hülle abreißt, und das tut er mit Vorliebe, so tut er es nicht, um mit ihm zu reizen, sondern um ihm allen Schein des Schönen, jeden Zug von Romantik zu nehmen. Daher das Herbe, das Abstoßende, das seine Gestalten zur Schau tragen, die Gewaltsamkeit, womit sie sich drehen und winden, um sich zur Geltung zu bringen, die

---

[1] Vgl. Jaumot, Opinion d'un artiste sur l'art 154.

[2] Marchese, Memorie II[4] 9.

Roheit und ungebändigte Leidenschaft, womit sie großtun. Der Geist Michelangelos ist also Überschätzung der eigenen Kraft und die herkömmliche Folge davon, Welt- und Menschenverachtung und Pessimismus. Er nahm der Kunst die Achtung vor dem Menschen und setzte an die Stelle von Bescheidenheit den Titanenkitzel, an die von Zart- und Schamgefühl die Lust am Derben, die bald in die zum Niedrigen überging.

Gemeinere Geister verlegten sich natürlich bloß auf die Pflege des Gemeinen. Schon jenes zucht- und gottlose Gesindel der kleinen Schmierer und Schnitzler, die dem wilden Heer der Reformatoren sengend und brennend als Vortrab voraneilten oder als Troßbuben und Plünderer nachliefen, tat sich viel darauf zu gute, den Pöbel durch die Frechheit zu verblüffen, womit sie die gemeinsten Unanständigkeiten bloßstellten.

Die andern Meister, die es auf den Beifall der feingebildeten Kreise abgesehen hatten, waren zwar minder roh, dafür statteten sie ihre Leistungen mit einem Aufwand von raffiniertem Sinnenkitzel aus, der noch mehr Verderben anrichten mußte. An ihrer Spitze steht der Meister der Verschwommenheit, der seinen Pinsel nur in Salben und in Düfte taucht, der weichliche Correggio. Alle jedoch übertrifft Tizian, wert, zum Hofmaler im Venusberg ernannt zu werden.

Was diese und verwandte Männer für Unheil angerichtet haben, das vermag keine menschliche Zunge zu schildern. Während in Deutschland eine Kunst, die von der zum elendesten Zopf ausgearteten Gotik und von der bereits verfallenden Renaissance nur je das Schlechteste aufnahm, während diese aller Grazie bare Sudlerzunft die Reformatoren mit den greulichsten Karikaturen in „Vermaledeiung des höllischen Papsttums und seines ganzen geistlichen und weltlichen Geschwürms“ [1]

[1] Janssen, An meine Kritiker 211; Geschichte des deutschen Volkes III[1] 533.

treulich unterstützte, schienen die eleganten italienischen Künstler fast kein anderes Lebensziel mehr zu kennen als die Verherrlichung des heidnischen Olymps und die Darstellung der schmutzigsten Sagen, welche die befleckte Phantasie der Alten ausgesonnen hat. Wir sehen da immer nur Leda, Danae, Jo, Venus, Nymphen und Bacchantinnen in unzähligen Wiederholungen. Wenn sie je zu biblischen oder zu christlichen Gegenständen greifen, so ist es gewiß Eva, Bethsabee, Susanna, gleich als wäre sie wirklich schuldig, Magdalena, nicht die büßende, sondern die Sünderin, oder gar Lot mit seinen Töchtern. Es hatte sich der Herzen ein wahrer Sinnenrausch bemächtigt, gerade wie in den dionysischen Orgien oder bei den Festen der Isis und der großen Mutter. Es kamen Bilder selbst an heilige Orte, die ein Vater, der Kinder hat, sicher nicht an die Wände seiner Wohnung hängen ließe [1].

Entschuldige niemand diese Kunst mit der Ausrede, daß der Geist der Zeit das so mit sich gebracht habe. Sie würde nichts entschuldigen, auch wenn sie auf Wahrheit beruhte. Sie ist aber nicht einmal wahr. Obwohl der Südländer in derlei Dingen minder empfindlich und reizbar ist als der Nordländer, so verdammte doch auch zu jener Zeit der bessere Teil des italienischen Volkes eine solche Kunst als Hohn auf Glauben und Sitte [2]. Insbesondere bemühten sich Paul III. und Gregor XIII., dem Verderben Einhalt zu tun [3].

Aber es war damals, wie es immer ist. Die Guten seufzten im stillen. Die, welche die Macht gehabt hätten, der Strömung in Schrift und Tat entgegenzutreten, wollten sich nicht um den Ruf von hellen Geistern bringen und schwiegen aus Eigenliebe und Menschenfurcht, wo sie reden sollten. Und

---

[1] Marchese, Memorie II[4] 9.

[2] Antonin. IV, t. 8, c. 4, § 11. Marchese II[4] 9

[3] Marchese II[4] 372 ff.

die Schwachen, und die starken Geister vielleicht noch mehr, fielen der Sinnenlust zum Opfer und redeten sich vor ihrem Gewissen darauf aus, daß ja auch jene diese Kunst billigten, auf die sie fragend blickten. Die wenigen frechen Geister dagegen, die zuvor nur versucht hatten, bis wieweit sie gehen dürften, warfen nun alle Scham ab und machten triumphierend öffentliche Meinung in ihrem Sinn, d. h. jenen Geist der Zeit, der angeblich solche Greuel forderte.

So war es, sagt selbst Goethe über dieses Unheil, wie damals, als sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten. Daraus entstanden mancherlei Ungeheuer. Man kommt bei dieser Kunst gar nicht mehr von der Anatomie, vom Rabenstein, um nicht noch Schlimmeres zu sagen[1]. Gott konnte jetzt wieder sagen: Mein Geist kann's beim Menschen nicht mehr aushalten, denn er ist zum Fleisch geworden[2].

Ohne einen schlangenartig verwickelten Knäuel von entblößten Beinen oben am Himmel — Froschragout nannte dies der gesunde Volkswitz —, ohne etliche unanständige Amore und Amorinnen rechts und links, die man jetzt Engel nannte zum Ersatz dafür, daß man Gott Vater als Jupiter und die seligste Jungfrau als Diana oder als keusche Lucina begrüßte, kurz, ohne einen halben Olymp konnte man keine Geburt Christi, keine heilige Jungfrau mehr malen. Für das Christuskind waren sogar die ärmlichen Windeln ein unverzeihlicher Luxus geworden. Kaum daß man dem Herrn am Kreuz die ärgste Schmach ersparte. Wo eine Gestalt noch Reste von Kleidung trug, nahmen diese, zumal bei weiblichen Figuren, die Form von chirurgischen Bandagen oder feuchten Schleiern an, die erst recht hervorhoben, was sie verhüllen sollten.

---

[1] Goethe, Italienische Reise (G. W. XXVII [1829] 166 f).
[2] Gn 6, 3.

Man darf von den meisten italienischen Künstlern, zumal von den Venetianern, wohl sagen, was Lecky von Tizian sagt, daß nie ein griechischer Meißel die Sinnenlust in gleicher Weise gefördert habe[1]. Sie indes bewahrten immerhin noch eine gewisse künstlerische Zucht. Bis zum Ekelhaften aber trieben die Verpestung der Kunst die Niederländer, Rubens und van Dyk. Die häßlichsten Leidenschaften, den üppigsten Sinnengenuß, die glühendste Lust stellten sie mit offener Freude, wahrhaft zynisch stillos, vor dem Beschauer aus[2]. Ganze Kaskaden von Menschenfleisch — und von welchem Fleisch! — stürzen hier aus den Wolken an uns vorüber wie aus dem Eimer geschüttete Fische, und das auf angeblich religiösen Bildern. Fürwahr, wer an dergleichen mit religiösen Gefühlen herantreten kann, der muß einen seltsamen Geschmack oder eine englische Unschuld besitzen[3]. Eine solche Ausartung vermochte selbst die moderne sittenlose Kunst in ihrer charakterlosen Schwäche nicht mehr zu überbieten.

Wenn wir also auf der einen Seite an der Kunst der Renaissance anerkannt haben, was anzuerkennen ist, so müssen wir auf der andern mit allem Nachdruck das tadeln, was nicht genug getadelt werden kann. Wir behaupten damit nicht, daß die Meister der späteren Renaissancekunst ihre Fähigkeiten ausschließlich dem Dienst der Sinnlichkeit weihen wollten. Oft, nur zu oft, taten sie es wirklich. Es ist übrigens schon das schlimm genug, daß sie die Verantwortlichkeit und die hohe Aufgabe der christlichen Kunst fast alle verkannt haben.

In dieser Hinsicht müssen wir uns einmal ein selbständiges Urteil bilden. Für was sagt denn das Sprichwort: Wer selber einen Kopf hat, braucht keinen zu borgen?[4] Sollen wir uns

---

[1] Lecky, Geschichte der Aufklärung I 191 f.
[2] Vischer, Ästhetik III 743.
[3] Hermann Grimm, Michelangelo II 521 f.
[4] Körte, Sprichwörter der Deutschen[2] 4380.

auf ewig abhängig machen von Kunstrichtern, deren einziger Zweck ist, das Christentum als den Feind der Kultur und das Schöne als unvereinbar mit seinen Geboten hinzustellen? Ist etwa deren Kunstverständnis so tief, daß dagegen gar nichts mehr aufkommen kann? Aber wenn sich alles, was sie zu sagen wissen, auf Inkarnat, Helldunkel, Verkürzungen und Perspektive einschränkt, wenn sie über jeden verzeichneten Knöchel und über eine zerstreute Beleuchtung ein größeres Bedauern haben als über die sittliche Roheit des Dargestellten, wenn sie an Raffaels Isaias und am Moses auf dem Grabe Julius' II. über nichts so sehr in Ekstase geraten als über das wundervolle Knie, wenn ihnen an Michelangelos Christus das am meisten Bewunderung einflößt, daß er sich so reizend in der Hüftpfanne wiegt, warum dann diese abergläubische Furcht vor ihren Machtsprüchen? Wahrlich, ja, es ist Zeit, daß wir endlich einmal anfangen, unsern eigenen Augen und unserem eigenen Verstand zu vertrauen.

Noch mehr tut es not, daß wir uns den Mut nehmen, denn es gehört schon Mut dazu, den unveränderlichen Grundsätzen christlicher Religiosität und Sitte auch in Sachen des Kunstgeschmacks wieder ihre Bedeutung zuzusprechen. Übrigens wird uns gerade ein unbefangener Blick auf die Renaissance hierin am besten unterstützen.

Es hat eine christliche Seherin jüngerer Tage mit erschütterndem Ernst gesagt: Ja die, die vor den alten, rührenden Kreuzbildern weichlich schaudern und statt deren reizende, schöne, heidnische Formen einführen oder sonst üppige, verführerische Heiligenbilder machen, die sah ich mit jenen zusammen verbunden, die auf dem Kalvarienberg einen Venustempel und in der Krippenhöhle noch Greulicheres erbauten[1]. Was würde sie erst von der Kunst gesagt haben, die die schnödesten Aus-

[1] Leben Jesu Christi nach A. K. Emmerich III[1] 483.

geburten heidnischer Unsittlichkeit und heidnischen Aberglaubens als mustergültige Vorbilder für die Darstellung des Heiligen selber gewählt hat!

Ein deutscher Gelehrter hat behauptet, die Wiederhersteller des Klassizismus hätten es samt und sonders als ausgemachte Tatsache betrachtet, daß das Altertum alles geleistet habe, was sich leisten lasse, und Christentum und Altertum sei ihnen schlechterdings unvereinbar erschienen[1]. Fast möchte man sagen, es wäre besser gewesen, hätten sie wirklich so gedacht.

So aber suchten sie Gott und Belial zugleich zu dienen und mißbrauchten das Heidentum zu einer christlichen Maskerade. Sie wollten die Ägypter plündern und deren Schätze zum Schmuck der Bundeslade verwenden. Aber dazu hatten sie keine Vollmacht von Gott. Darum fehlte es ihnen an seinem Segen. Unvermerkt wurden sie selbst vom Heidentum angesteckt und führten dann mit der heidnischen Form — denn was sie verwerten wollten, war tatsächlich heidnische, nicht allgemein menschliche Form —, so führten sie, sagen wir, auch den heidnischen, humanistischen Geist in die christliche Kultur ein.

Die Folge davon war eine fanatische Hochschätzung des Altertums, die sich mit dem christlichen Geist nicht mehr vertrug[2]. Die Kreise, in denen diese Richtung herrschend geworden war, standen regelmäßig der Kirche, dem Glauben und der Theologie gleichgültig gegenüber[3], ja vielfach waren mit dem Sieg dieses neuen Humanismus die Fundamente des Christentums völlig untergraben[4].

Nein, nein, man spottet nicht ungestraft, weder mit dem Bösen noch mit dem Heiligen. Hier haben wir den augenscheinlichen Beweis dafür. Manche dieser Meister meinten vielleicht

---

[1] Körting, Geschichte der Literatur Italiens I 192.
[2] Voigt, Wiederbelebung des klassischen Altertums II² 479.
[3] Ebd. II² 472 ff. [4] Ebd. II² 213.

— wir wenigstens wollen es ihnen milde so auslegen —, sie könnten durch die Darstellung des Sinnenreizes auf die Gefahren der Sinnlichkeit hinweisen. In dieser Absicht gaben sie sich daran, das Fleisch und seine Wege zu studieren. Aber ehe sie sich dessen versahen, hatten sie Zweck und Mittel verwechselt und machten das Fleisch, wenn nicht zum einzigen, so doch zum hauptsächlichsten Gegenstand ihrer Kunst. Erst schmeichelten sie sich mit dem Gedanken, die übersinnlichen Wahrheiten durch sinnliche Darstellung faßlicher und anziehender zu machen. Und unvermerkt kamen sie dahin, daß ihnen die religiösen Gegenstände nur ein Anlaß waren, um der Sinnlichkeit das Bürgerrecht in der christlichen Welt zu verschaffen.

So kam es, daß diese Meister in ihren Ateliers immer zu gleicher Zeit auf der Schattenseite ein Heiligenbild und auf der helleren ein Abenteuer Jupiters stehen hatten, ähnlich wie J. B. Rousseau — David bei Hof und Petronius in der Stadt — neben seinen frommen Hymnen für den alten Ludwig XIV. schmutzige Couplets zur Unterhaltung des Großpriors Vendôme und seiner ausgelassenen Gesellen dichtete, lockere Witzeleien eines epikureischen Tartüffe, die er selbst blasphemisch das Gloria Patri zu seinen Psalmen nannte.

Selbstverständlich wurde das Christentum dabei zur leeren Formsache. Von christlichem Ernst konnte keine Rede mehr sein. Man betrachte nur den angeblich kreuztragenden Christus von Correggio, den höchsten Triumph der Morbidezza. Ein weichlicher, feiner Jüngling — sicher ein Gönner des Malers — mit feinen, weichlichen Zügen, in vornehm weichlicher Haltung, mit weichlich blickenden Augen, in weichlicher, vor dem Spiegel einstudierter Ruhe. Er trägt das Kreuz so elegant und blickt uns so eindringlich an, daß man leicht sieht, er wolle unsern Beifall haben. Was er eigentlich im Sinn hat, das ist, uns die wunderbar feine Hand zu zeigen, die zum Kreuztragen einmal zu schön ist.

Dieses Bild ist der echte Ausdruck für die Stellung, die die Renaissance dem Christentum gegenüber einnahm. Man erwies ihm ein gewisses gnädiges Wohlwollen, man ließ sich aus Gefallsucht zu ihm herab, insofern es Gelegenheit bot, mit den eigenen künstlerischen Gaben zu glänzen[1]. Man stellte das Heilige dar, nicht mehr um des Heiligen willen, sondern um eine schöne und preiswürdige Gestalt abzubilden[2]. Ein sprechendes Beispiel dafür ist die hl. Justina von Moretto.

In Bezug auf Religion und Sittlichkeit wahrte man den Schein; wo aber Vorteil und Ehre winkte, dort diente man unbedenklich auch dem Unglauben und der Sittenlosigkeit[3]. Da mußte alles Edle Schaden leiden. Die Technik nahm allerdings zu, aber Charakter, Religiosität und Sittlichkeit sanken[4]. Selbst das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit schwand in erschreckendem Maße[5]: man denke an die Mediceergräber oder an das Grab Pauls III. Die Furcht, die Schamhaftigkeit zu verletzen, schien weder bei den ausübenden Meistern noch beim kunstbeflissenen Publikum mehr vorhanden[6]. Gerade gegen die zarteste aller Tugenden betrug sich diese Kunst am gleichgültigsten und leichtsinnigsten[7]. Mehr und mehr wurde sie empörend roh, ja, was noch ärger ist, bezaubernd, fast dämonisch. Je vollendeter die äußerliche, sinnliche Darstellung, um so verführerischer wurde der innere Gehalt[8]. Ohne Zweifel schreibt sich die Auflösung der öffentlichen Sitte und der Verfall des religiösen Lebens zum großen Teil von dieser Kunst her[9].

---

[1] Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte II[6] 85.
[2] Pecht, Venedigs Kunstgeschichte 6.
[3] Voigt, Wiederbelebung des klassischen Altertums II[2] 373.
[4] Körting Geschichte der Literatur Italiens I 190; II 243.
[5] Frantz, Fra Bartolommeo della Porta 83.
[6] Rio, Michelange et Raphaël 244.
[7] Voigt a. a. O. II[2] 468 f. [8] Körting a. a. O. II 243.
[9] Marchese, Memorie II[4] 8; vgl. I 246.

Damit haben wir die echte und die falsche Renaissance oder das, was überhaupt an dieser Richtung zu billigen und was zu verwerfen ist, scharf genug auseinandergehalten.

Mit jenen Lobrednern der Renaissance nun, die auch jetzt noch ohne alle und jede Einschränkung für sie eintreten wollen, haben wir weiter kein Wort zu verlieren.

Es wird aber deren geben, die die soeben gerügten Verirrungen nicht minder entschieden verurteilen als wir und dennoch der Renaissance das Wort sprechen. Bis zu einem gewissen Grad gehören auch wir zu diesen, denn wir erachten es für Pflicht, unparteiisch gegen alle Richtungen zu sein, welche die Kirche duldet.

Unter dieser Voraussetzung aber dürfte eine Verständigung und ein gerechtes Endurteil nicht so schwer sein.

Um die äußeren Formen als solche, soweit sie sich mit den Gesetzen der Schönheit und der Sitte vertragen, erheben wir überhaupt keinen Streit. Wir haben das schon bemerkt, wir finden es aber nicht überflüssig, es nochmals hervorzuheben.

Was den inneren Geist betrifft, so läßt sich die ganze Frage in zwei Hauptpunkte zusammenfassen.

Einmal handelt es sich um den Gegensatz von Idealismus und Realismus[1]. Wir sind so weit davon entfernt, den Realismus in Bausch und Bogen zu verdammen, daß wir vielmehr einen gesunden, kräftigen Realismus, oder wie man jetzt sagt, einen besonnenen Naturalismus als Grundbedingung für jede echte Kunst verlangen. Sowenig der Glaube die Vernunft ausschließt, sowenig der Christ den Menschen ausziehen darf, so wenig kann die Kunst ohne Nachahmung der Natur bestehen.

Nur darf die Kunst nicht bei der bloßen Wiedergabe des Äußern stehen bleiben. Eine Nachäffung, die nach dem Rat

[1] Vgl. hierzu Gietmann, Kunstlehre. I. Allgemeine Ästhetik 258 ff 283 ff; II. Poetik 65 ff 326 ff.

von K. Fiedler grundsätzlich alle sog. Denkwerte ausschließt und sich einzig auf die Wiedergabe des Sichtbaren beschränkt, steht weit unter der Photographie. Sie ist nichts als Handlangerei. Kunst dagegen muß etwas Höheres in die sinnliche Hülle zu legen verstehen, sie muß, wie man sich ausdrückt, idealisieren, d. h. verklären. Erst so wird sie ihrer Aufgabe gerecht.

Es gibt nun aber einen doppelten Idealismus — die Neuzeit sagt lieber Symbolismus —, wie es eine doppelte Reihe von Ideen gibt: einen natürlichen und einen übernatürlichen.

Vom letzten kann nun freilich bei der Renaissance wohl selten die Rede sein. Sie wird aber oft nicht einmal den billigen Anforderungen des natürlichen Idealismus gerecht. Und man glaube nicht, daß wir bei diesen Worten bloß an jene Richtungen denken, die den gemeinen Realismus bis zur Verleugnung alles Höheren, bis zum schmutzigen Materialismus treiben. Nein, wir reden von den besseren, den sog. idealistischen Richtungen. Sie mögen vielleicht diesen Namen verdienen, wenn man sie den extrem naturalistischen Strebungen gegenüberstellt. Nach den strengen Anforderungen des Wortes aber sind sie es, im Ernst gesagt, nur selten. Idealismus ist einzig jene Kunstrichtung, in der das Ideale, d. h. der Geist, wirklich die volle Herrschaft über die Materie ausübt. Wird das Ideale dem Materiellen auch nur gleichgestellt oder beigeordnet, werden beide als gleichgeltend und ebenbürtig behandelt, so ist es schon Realismus, und zwar nicht mehr berechtigter, sondern ein verkehrter Realismus. Wir fürchten aber sehr, daß in der ganzen späteren Renaissance wenige Werke zu finden sein dürften, in denen das Ideale auch nur gleiches Recht mit dem Sinnlichen behauptet hat. Fast ausnahmslos kommt selbst bei den besten Werken die Form als die Hauptsache, der Geist erst als das Zweite in Betracht.

Daher das Zusammenkleben, der Eklektizismus, das Aneinanderreihen ganz verschiedenartiger Dinge in der Baukunst,

daher das Gemachte, Gewaltsame, Erzwungene in der Skulptur und Malerei der Hochrenaissance, jene Künstelei, die sich unverkennbar schon zu Anfang zeigt, wo doch der christliche Geist noch nicht geradezu bekämpft wird, die aber bald, je mehr die alte Kunst absichtlich zum Gegenstand des Hasses gemacht wird, ins Gespreizte und Unnatürliche ausartet. Mit Recht sagt Riehl, daß keine Periode der Kunst eine so spannenkurze Blütezeit hatte wie die Renaissance. Begreiflich: schon da sie zur Welt kam, trug sie das Muttermal der Manier an der Stirne[1].

Das andere, um was es sich handelt, ist der ewig wieder zum Vorschein kommende Gegensatz von Humanität und Humanismus. Der Humanismus, der Mensch und Natur einfach nimmt wie sie sind, anerkennt kein Gesetz als das der Naturwahrheit. Wir haben aber schon früher, da wir von der Bildhauerei sprachen, erklärt, daß der Kunst in Bezug auf Darstellung von menschlichen Formen und Taten durch die bedauerliche, aber nun einmal vorhandene Verderbnis der Sinnlichkeit Schranken gezogen sind, über die sie nicht hinwegschreiten kann, ohne sich und andern zu schaden. Nicht die Wahrheit der sinnlichen Gegenstände und Handlungen rechtfertigt schon eine Darstellung durch die Kunst, sondern nur die Übereinstimmung des Tatsächlichen mit dem, was vor Vernunft und Gewissen wahr und gut ist, also nur die sittliche Schönheit. Es kann ein Bild oder ein Buch eine Unsittlichkeit naturgetreu schildern. Dann stellt es eben wahre, naturgetreue Unsittlichkeit, vollendeten Schmutz, echte Abscheulichkeit, ungeschminkte Roheit dar. Aber Geist drückt sich darin kein anderer aus als eben der nämliche Geist der Lüge oder Bosheit, der die geschilderte Tat oder Sache selber hervor-

[1] Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten 129. Vgl. Burckhardt, Cicerone II[4] 743 755.

gebracht hat. Dieser aber kann gewiß ein unsittliches Äußere nicht adeln, geschweige denn rechtfertigen.

Damit ist entschieden, daß die Aufgabe der Kunst und die Berechtigung ihrer Ausübung nicht nach den Gesetzen der bloßen Naturwahrheit, sondern nach den Vorschriften der geistigen Wahrheit, der sittlichen und der religiösen Schönheit, also nicht nach den Anschauungen des Humanismus, sondern nach denen der Humanität und des Christentums beurteilt werden muß.

Wollen die Vertreter und die Verteidiger der Renaissance diese beiden Grundsätze anerkennen, so werden sie an der Kirche stets eine Freundin ihrer Richtung finden, wie ja auch Ignatius von Loyola und Karl Borromäus ihr gut waren, da sie die Hoffnung hegten, der christliche Geist werde zuletzt auch sie zu einem dienlichen Werkzeug umwandeln.

Doch müssen wir, es sei das nochmal gesagt, uns zuvor stets darüber verständigen, daß dem christlichen Geist die volle Herrschaft über alle Kunstformen und über jede Kunstübung gebührt. Der christliche Geist in der Kunst ist aber vorerst der Geist des lebendigen, übernatürlichen Glaubens, und dann der Geist der Keuschheit, nicht jener Keuschheit, von der auch die Ästhetiker des Humanismus manchmal reden, wenn sie von der Schamhaftigkeit der mediceischen Unholdin und von den keuschen Formen Tizians sprechen, etwa wie der Zornige von seiner Geduld und der Geizige von seinen Wohltaten redet, sondern jener, außer der es keine gibt, der züchtigen, der reinen, der heiligen christlichen Keuschheit.

25. Möge uns Gott den Tag erleben lassen, da wir nicht mehr um Namen streiten, sondern einigen Sinnes schöne Taten vollbringen, uns herzlich freuend über alles, was hier und dort Wahres und Edles geleistet worden ist, und einmütig danach ringend, daß wir die Heiligkeit des christlichen Lebens und das Licht des göttlichen Glaubens, den Leitstern unseres

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

Lebens, das Ideal der wahren Schönheit, zum Ausdruck bringen in Worten und Werken, die dieses Ideals würdig sind!

Will also ein Künstler — und zum Künstler des Lebens ist jeder berufen — den rechten Weg zu diesem Ziel einschlagen, so darf er nie die Worte des großen Kunsthistorikers vergessen: „Alle, welche kirchliche und religiöse Gegenstände darstellen, sollen im Geist wandeln, ja heilige Menschen sein. Man kann sich durch den Augenschein überzeugen: werden solche Gegenstände von Künstlern dargestellt, die wenig Glauben haben und ihre Religion nicht befolgen, so regen sie im Herzen oft nichts anderes an als unanständige Empfindungen und lüsterne Begierden. Damit ist nicht gesagt, daß die äußerliche Darstellung heiliger Gestalten minder schön zu sein brauche. Im Gegenteil. Ihre Schönheit sollte weltliche Schönheit ebenso übertreffen, als der Himmel schöner ist denn die Erde. Bei dieser Schönheit muß aber stets die Sittsamkeit und jener Ausdruck den Ausschlag geben, wie er sich für den heiligen Ort geziemt und für Beschauer, die sich religiös erbauen und erheben wollen. Deshalb hat Fra Angelico Heilige gemalt, die mehr den Heiligen gleichen als alle andern, weil auch er selber ihnen ähnlicher war als die übrigen. Eine so vollendete künstlerische Begabung ist nur an einem so heiligen Mann denkbar. Er war ein gerader, natürlicher Mensch und ein vollendeter Heiliger. Und was er am öftesten von seiner Kunst sprach, das waren die Worte: Wer Dinge machen will, die auf Christus Bezug haben, muß immer des Umgangs mit Christus pflegen.“ [1]

[1] Vasari, Vita dei pittori etc. I, Firenze 1568, 362.

Vierte Abteilung.

Das christliche Leben.

Neunzehnter Vortrag.

Die Wiedergeburt.

1. In Siena lebte zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein Jüngling, der selbst für das Mittelalter, inmitten so vieler Beispiele von großartiger Sünde und großartiger Buße, ein außerordentliches Leben führte.

Schon vor dessen Geburt hatte seine Mutter ein Gesicht, als ob sie einem gräßlichen Ungeheuer, das erst nach und nach Menschengestalt annehme, das Dasein gäbe. Und so kam es wirklich. Als Knabe bereits war Franco seinen Jahren an Lastertaten so weit voran, daß er der Mutter das Herz brach. Erst Student, dann Soldat, schließlich Straßenräuber, trieb er ein Leben, das sich mit menschlichen Worten schwer schildern läßt. Auf ernste Weise rauben und morden hatte keinen Reiz für ihn. Wo er nicht Verbrechen in einer Weise ausüben konnte, daß er die seinem Mordstahl Erliegenden noch im letzten Augenblick die Überlegenheit seines Witzes fühlen lassen, daß er mit Gott und dem Tod spielen konnte, war es ihm nicht der Mühe wert, eine Schandtat zu begehen.

Wer möchte glauben, daß sogar ein solches Ungeheuer dem Herzen Gottes teuer ist! Wie oft mögen die Angriffe der Gnade an diesem Tigerherzen abgeprallt sein! Aber Gott kennt seine Stunde. Und er kannte auch die, in der dieses Herz mürbe werden sollte. Franco hatte im Spiel alles verloren, selbst die Kleider, die er am Leib trug. Nur der

Haß gegen Gott war ihm geblieben. Da setzte er zum letzten Wurf mit einem lästerlichen Fluch auf Gott seine Augen ein[1]. Kaum war das Wort über seine Lippen, als ein furchtbares Feuer in seinen Augen brannte, gleichsam ein Vorgeschmack von dem Ort, den er tausendmal verdient hatte. Fast erblindet, sah er sich von allen Menschen ausgestoßen, geflohen wie ein Verdammter.

Jetzt brach ihm das Herz. Und wie dieses einmal mürbe war, begann auch der Verstand die Größe der begangenen Frevel einzusehen. Der Wille aber, eisern wie immer, warf sich nun mit ebenso großer Macht auf die Buße, als er sich zuvor dem Laster ergeben hatte.

Erst rechnete Franco mit Gott ab, dann suchte er auch an der Welt das Unrecht gutzumachen, das er ihr angetan hatte. Nach beschwerlichen Wallfahrten zu allen Heiligtümern, nach Bußwerken, die er in jahrelanger Zurückgezogenheit als Einsiedler in solcher Menge und Strenge verrichtete, daß ihn das Volk für einen Heiligen hielt, glaubte er doch noch immer nichts getan zu haben. Er trat in den Karmeliterorden und begann ein Leben verdoppelter Sühne. Dazu brannte er von einem unauslöschlichen Durst, sich andern nützlich zu machen. Er wollte mindestens ebensoviele Unglückliche glücklich machen und ebensoviele Missetäter mit Gott aussöhnen, als er früher Menschen beschädigt und Seelen gemordet hatte. Und Gott segnete überall diesen ergreifenden Ernst der Buße[2].

2. Man sollte denken, es dürfte schwer halten, jemand zu finden, den ein solches Beispiel nicht bis in die tiefste Seele

---

[1] Hos tuum in despectum, qui dedisti, Deus, ludo depono. Specul. Carmel. II, 4, n. 2742.

[2] Daniel a Virgine Maria, Specul. Carmelit. II, 4, Antwerp. 1680, p. 798—832.

hinein erschütterte. Gleichwohl nennt ein Kritiker, und noch dazu ein sonst nicht unbilliger, diesen tief tragischen Stoff eine der wüstesten und abenteuerlichsten Heiligenkomödien[1].

Wenn der Welt ein solches Schauspiel nichts als eine Komödie, wenn ihr der Anblick so ernster Buße ein Abenteuer ist, dann fehlt uns die Sprache, um uns mit ihr zu verständigen, denn hier muß ihr der Sinn für das Große, das Erschütternde und das Erhabene ganz abhanden gekommen sein. Auf uns macht ein solches Gebaren denselben Eindruck, als wenn ein siegreiches Heer aus dem Feldzug zurückkommt, und die gezierten Modepuppen, die man um ihrer Schwächlichkeit willen nicht zum Dienst hat brauchen können, stehen am Fenster und rümpfen die Nase über die gebräunten Gesichter, die Narben und die abgeschlissenen Uniformen der Helden, die für sie geblutet haben.

Spotten im Angesicht von Großtaten, die einem ein Beispiel sein sollten, ist eine niedrige Gesinnung. Wie soll man es dann erst nennen, wenn der Spötter ganz vergißt, daß er dem Verspotteten selber so vieles verdankt!

Es spottet sich leicht in einer Gesellschaft lockerer Zecher über den bestaubten Kittel des Bauern und über die Schwielen des Winzers. Aber keinem steht das Spotten übler an als dem, der gerade von den Früchten der verachteten Arbeit schwelgt. Genau so ungeziemend, ja frevelhaft, klingt nach unserem Gefühl dieses vornehm ekle Gebaren über die angebliche Maßlosigkeit der katholischen Büßer und Heiligen.

Wer weiß, ob diese Nasenrümpfer es nicht eben der Buße und dem Überverdienst jener verhöhnten Toren verdanken, daß sie selber die hundertmal verdiente Strafe Gottes nicht schon längst ereilt hat!

---

[1] Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien III[1] 345.

Doch das mag für jetzt unserer Betrachtung fernbleiben. Aber das lassen wir keinem ungerügt hingehen, daß er sich lustig macht über den zerrissenen Kittel des schweißbedeckten Arbeiters, der mit unerhörter Anstrengung aus einer dornenbesäten Wildnis einen fruchtbaren Garten schafft.

Dann aber darf auch über den Büßer keiner spötteln, der bedenkt, was es heißt, das Böse ausrotten und die Natur verbessern, die Verwüstungen gutmachen, die das Böse in der Seele angerichtet hat. Wer darin nicht etwas Großes und Bewunderungswürdiges erblickt, der muß es sich schon gefallen lassen, daß wir ihm unser Bedauern aussprechen.

Leider trifft dieser Vorwurf beinahe unsere ganze Zeit. Seitdem sie die Lehre von der Buße und der Wiedergeburt als Überrest einer veralteten, unmännlichen Gesinnung verworfen hat, ist sie wieder zu einer der größten Schandtaten des Heidentums zurückgekehrt, die den Charakter unseres Geschlechtes bis zu dem Grad verdorben hat, daß es feigen Trotz für Mannestat und Bankrott für einen ehrenhaften Abschluß des Lebens ansieht. Woher denn sonst die Vorliebe und Achtung für diese gemeine Selbstmordseuche? Wo ehemals die Frevler ein Leben der Schande noch rechtzeitig abschlossen, um ein neues Leben der Ehre und der Gerechtigkeit zu beginnen, indem sie die Wiederherstellung der freventlich verletzten Ordnung zu ihrem Beruf wählten, fährt jetzt der Verbrecher feig mitten aus der Verwüstung und aus dem Schaden, den er angerichtet hat, davon und überläßt es der Welt, die Folgen seiner Frevel zu tragen. Und eine Gesellschaft, die diese Schändlichkeit übt und verteidigt, hat den Mut, über den Büßer hämisch zu spotten oder doch seinen Geist und sein Tun als Verirrung zu bedauern?

3. An diesem einzigen Punkt schon ersieht jedermann die große, beinahe möchte man sagen, unüberbrückbare Kluft, die das Christentum von der Welt trennt. Drüben betrachtet

man die Bekehrung als Inkonsequenz, ja fast als Charakterlosigkeit, die Buße als Herabsinken zu weibischer Schwäche und als unnütze Kraftvergeudung, den Anfang eines neuen Lebens als Abfall von sich selber, als ein Abbrechen der Brücken auf der Flucht aus der Schlacht, als öffentliche Bankrotterklärung. Wir erblicken in ihr eine der heldenmütigsten Überwindungen, eine der mannhaftesten Taten und die unerläßliche Vorbedingung für die Ausbildung eines gesunden, kraftvollen Charakters.

Welche von diesen beiden Anschauungen die richtige ist, darüber stellen wir keine weitere Betrachtung an. Uns dünkt, in diesem Fall spreche die Wahrheit laut und deutlich genug für sich selber. Ohne Zweifel gehört eine große Überwindung dazu, daß einer sich selber gestehe: Ich habe gefehlt, ich habe mich verirrt. Noch größerer Kraft bedarf es, damit er es über sich bringe, dieses Geständnis abzulegen im Angesicht derer, denen er bisher fremd, ja feindlich gegenüberstand. Der größte Sieg über sich selber jedoch besteht darin, daß er diesem Geständnis durch die Tat offenen Ausdruck verleiht.

Ist aber der Abgrund zwischen diesen beiden Gesinnungen so groß, muß einer, der den Schritt, wir dürfen schon sagen den Todessprung, über ihn machen will, über solche Vorurteile und solche Gegensätze siegen, dann liegt darin allein schon ein Hinweis darauf, welche Großtat der Übergang zu einem neuen Leben ist.

4. Der Schritt wird um vieles erschwert durch alles das, was der Mensch in sich selber überwinden muß, wenn er diese Aufgabe durchführen soll. Es ist schwer zu sagen, was da größer ist: das Widerstreben der Natur, die Furcht vor den wirklichen und den eingebildeten Schwierigkeiten und all die Versuchungen, die den Geist zum voraus schon bestürmen, oder die Arbeiten und die Kämpfe, die es hinterher kostet, um dem ersten Schritt durch tausend andere

Nachhalt, Ausdauer und zuletzt Vollendung zu verschaffen. Da vereinigt sich alles, was geeignet ist, das Herz zu erschüttern: das wehetuende Untergehen des alten Menschen, nicht mit Unrecht Tod des alten Adams genannt, die Geburtswehen des neuen Menschen, die ihm diesmal nicht die Mutter abnehmen kann, die er selber bis ins Innerste seiner Seele hinein tragen muß, und all die Fährlichkeiten, die Anstrengungen und Vorsichtsmaßregeln, deren es bedarf, bis ein so kostbares und dabei so vielfach angefochtenes Leben sichergestellt, großgezogen und bis zu der ihm möglichen Vollkommenheit entwickelt ist.

Und glaube doch niemand, wir redeten hier nur von Menschen, die durch ihr ganzes bisheriges Leben ihre Natur verwüstet und die leidige eiserne Kette der Gewohnheit hundertfach um sich geschlungen haben. Daß für solche der Übergang zu einem neuen Leben eine heroische Überwindung sein muß, das begreift jedermann ohne Mühe. Jedoch man würde irregehen, wenn man den Ausdruck Wiedergeburt ausschließlich von der Bekehrung großer Sünder verstehen wollte. Will man ihn richtig fassen und die ganze Größe und Schwierigkeit alles dessen, was er in sich schließt, ermessen, so muß man den Blick viel weiter ausdehnen, und zwar nach zwei Seiten hin.

5. Der Ausdruck Wiedergeburt bedeutet nicht bloß den Übergang von einem Leben voll böser Taten zu einem besseren Lebenswandel, sondern vor allem die Versetzung aus dem natürlichen Leben in das übernatürliche. Der Abstand, der die beiden Welten der Natur und der Übernatur voneinander trennt, ist aber so groß, daß er durch keine Anstrengung, durch keinen Fortschritt und keine Entwicklung noch so langer, ja endloser Zeit vom Menschen selber könnte zu stande gebracht werden. So wenig sich je ein Mensch selber das Leben des Leibes geben kann, so wenig kann er sich das übernatürliche Leben verschaffen. Das ist ein Werk, das sich die göttliche Allmacht und Liebe selber vorbehalten hat, denn

es ist das Leben Gottes selber, das im Werk der Wiedergeburt an den Menschen verliehen wird.

Über das alles brauchen wir hier nicht weiter mehr zu sprechen, da es im vorausgehenden bereits ausführlich behandelt worden ist. Genug für hier die Folgerung, die sich für uns daraus ergibt, daß die Größe, die unverdiente Gnade und das Unerreichbare, das im Werk der Wiedergeburt liegt, nicht erst durch die Sünde herbeigeführt worden ist, sondern daß der Abstand, der durch die Wiedergeburt überwunden wird, im Wesen des Übernatürlichen begründet ist, also auch ohne Sünde bestanden hätte [1].

6. Nun ist freilich durch die sog. Erbsünde, d. h. durch den Fall des ganzen Menschengeschlechtes das Verderben in die menschliche Natur eingedrungen und hat diese, wenn auch nicht völlig, so doch in großem Umfang zerrüttet und verdorben. Auch hierüber brauchen wir hier nicht mehr zu handeln, da der ganze zweite Band dem Erweis und der Erklärung dieser Tatsache gewidmet ist.

Infolge hiervon ist zwar die Entfernung von Natur und Übernatur nicht noch größer geworden, jedoch die Natur selber ist arger Verwüstung und Schwächung unterlegen. Demgemäß hat nun die Übernatur oder, wie wir gewöhnlich sagen, die Gnade beim Werk der Wiedergeburt zum neuen Leben eine neue, bisher nicht bestandene Aufgabe erhalten: die Heilung der Natur von ihren Wunden und die Zurückführung zu ihrer ursprünglichen Bestimmung.

Diese Aufgabe erfüllt sie indes nicht sogleich und einzig von ihrer Seite, sondern hierzu verlangt sie unsere Mitwirkung; denn was wir selber leisten können, das erleichtert sie uns zwar, nimmt es uns aber nicht vollständig ab. Daher

[1] Darüber handelt das von uns neu herausgegebene Werk von Scheeben, Die Herrlichkeiten der göttlichen Gnade.

kommt es, daß wir nach dieser Seite hin eine so langwierige, ja wir dürfen wohl sagen, lebenslängliche Arbeit zu vollbringen haben. Denn die ganze Natur, die bis ins Mark hinein erkrankt ist, auszuheilen, das verlangt keine geringe Arbeit und keine kurz vorübergehende Frist.

7. Somit ist das Werk der Wiedergeburt eine ganz gewaltige Aufgabe, die der Mensch ohne übernatürliche Hilfe schlechterdings nicht leisten könnte, die ihm aber trotzdem selber eine ebenso schwierige als langwierige Mitarbeit auferlegt.

Kommen dazu die Wirkungen der persönlichen Sünden — und wer ist, der nicht unter diesen zu leiden hätte! —, so wird dadurch die Aufgabe der Wiedergeburt um ein Bedeutendes erschwert und verzögert; allerdings auch die Notwendigkeit unserer eigenen Mittätigkeit in eben demselben Grad mehr eingeschärft. Denn nun haben wir keinen Grund mehr, uns über die Schwierigkeit unserer Mitarbeit zu beklagen oder unsere Stammeltern und das ganze Geschlecht wegen der Schwierigkeiten, die uns die Aufgabe der Wiedergeburt bereitet, anzuklagen. Vielmehr müssen wir jetzt, nachdem wir die ererbte Sündhaftigkeit zu unserem eigenen Werk gemacht haben, auch die Folgen davon als unsere eigene Schuld betrachten, und haben somit in all den Kämpfen, die wir dadurch heraufbeschworen haben, einen mächtigen Antrieb, all unsere Kraft daran zu setzen, um die Folgen davon zu überwinden und so das Werk der Wiedergeburt, das die Gnade begonnen hat, unter ihrer Leitung zu vollenden.

8. Aus all dem Gesagten ergibt sich, daß die unleugbar großen Beschwerden, die die Wiedergeburt mit sich bringt, nicht der Übernatur zur Last gelegt werden müssen, sondern der Natur, oder besser gesagt, dem Verderbnis der Natur. Der eigentliche Grund der Schwierigkeit liegt nicht auf seiten unserer Aufgabe als Christen, sondern auf der unserer menschlichen Verpflichtungen. Das ist eine Wahrheit, die wir

schon oft bestätigt gefunden haben. Aber wir haben sie noch immer nicht oft und nicht nachdrücklich genug ausgesprochen.

Darum wiederholen wir sie und sagen mit allem Nachdruck: Christi Joch ist leicht. Aber das Joch, das auf den Kindern Adams liegt von ihrer Geburt her, das ist schwer [1].

Damit ist nicht gesagt, daß es leicht sei, ein vollkommener Christ zu werden. Es ist sogar schwerer, als viele glauben. Aber ein Hauptgrund der Schwierigkeit liegt darin, daß es so schwer ist, ein ganzer Mensch zu werden, und daß einer kein ganzer Christ ist, solang er nicht zugleich ein ganzer Mensch ist. Ein ganzer Mensch werden wollen verlangt aber ernstlichen Kampf und eine lange, bittere Läuterungsarbeit.

Mit dieser Erkenntnis ist übrigens nur der erste Schritt zur sittlichen Erneuerung geschehen. Ehe die Einsicht zur Tat wird, muß nämlich eine zweite Frage mit voller Klarheit beantwortet sein. Es handelt sich um das Wie.

Wie müssen wir mit der menschlichen Natur umgehen, wollen wir sie veredeln und vollkommen machen?

Hier stehen wir aber zwischen zwei großen Gegensätzen, dem Humanismus und der baren Inhumanität.

Der Humanismus gibt zur Antwort: Sich aus sich selbst heraus entwickeln, alles echt Menschliche pflegen, das macht den Menschen. Einem Trieb Gewalt antun, menschliche Regungen einschränken, scheint ihm ebenso ungerecht als unmöglich.

Die andere, gerade entgegengesetzte Richtung ist die gnostische, die manichäische, die reformatorische und jansenistische, die auch in der neueren Philosophie, bei Kant, Hegel, Schopenhauer, ihre Vertretung gefunden hat. Wir können sie kurz die Schule der Inhumanität nennen. Sie kann vom Menschen nur

[1] Sir 40, 1.

mit Zorn oder mit Spott oder mit Verachtung reden. Ihr zufolge ist der Mensch radikal böse, bis in seine letzten Fasern hinein verdorben. Solle es mit ihm besser werden, so müsse er zuerst die Natur lästern, den Menschen vollends ausziehen, alles Menschliche mit Füßen treten.

Begreiflich ist auf diesen beiden Standpunkten eine Veredelung unmöglich. Der Humanismus läßt den Menschen in seinem Saft ersticken, die Inhumanität läßt ihn verschmachten oder verbluten. Im Humanismus muß er verwildern, in der Inhumanität wird er zertreten, gebessert nirgends.

Wir ersehen daraus, daß unsere Aufgabe große Umsicht und vieles Maßhalten erfordert. Es darf der Natur nicht geschmeichelt, es darf ihr aber auch nicht unrecht getan werden. Mit Vernachlässigung ist so wenig gedient als mit Übertreibungen. Das rechte Maß zu finden ist aber nicht so leicht.

Nehmen wir ein Beispiel, das jeder von sich selber holen kann. Sicher ist keiner, dem es nicht schon begegnet wäre, daß er einmal mit der Zunge fehlte, ein anderes Mal das Maß in der Erholung überschritt oder im Umgang mit der Welt erfuhr, wie leicht sich der Mensch verliert, sobald er unter Menschen kommt. Da ist es nun bald gesagt, sei es im ersten Verdruß der gereizten Ungeduld, sei es im Aufbrausen des verletzten Tugendstolzes: Jetzt gehe ich aber nie mehr zu einer Unterhaltung, von nun an will ich ganz schweigen und mich von allem zurückziehen. Ja, wenn du damit nur auch besser würdest! Und wenn du diesen Vorsatz nur auch halten könntest! So aber heißt das gerade so viel, als wenn du gesagt hättest: Ich bleibe, wie ich bin. Es handelt sich also nicht darum, daß du nicht mehr mit Menschen verkehrest, sondern darum, daß du recht mit ihnen umgehen lernest. Nicht darauf kommt es an, daß einer die Fische nachahme, sondern darauf, daß er zur rechten Zeit das, was sich geziemt, daß er nur so viel, als ihm und andern nicht schadet,

kurz, daß er als vollkommener Mensch spreche. Und das ist weit besser, aber auch schwerer als gar nicht mehr zu sprechen. Es ist freilich ein guter Rat:

Schweigen ist ein' große Tugend
So am Alter wie an Jugend[1].

Aber es ist eine viel wichtigere und weit nützlichere Lehre:

Man soll auch zu viel schweigen nicht,
Weil vom viel Schweigen oft geschicht,
Was vom viel Klaffen mag geschehn;
Drum soll man stets das Maß ersehn[2].

Wie aber hier, so immer und überall, außer bei jenen gewissen Gefahren, in denen es Torheit und Sünde wäre, sich auch nur der leisesten Versuchung durch eigene Wahl auszusetzen. Übermaß ist eben immer Schaden. Unsere Aufgabe besteht weder im Zerstören der Natur noch im Wuchernlassen, sondern im Beschneiden und Veredeln.

9. Das will der so gründlich mißverstandene Ausdruck Abtötung sagen. In seinem richtigen Verständnis liegt das ganze Geheimnis der menschlichen Vollendung.

Wir sagen nicht: ertöten. Damit wird die Natur nicht besser, daß wir sie mit Keulen totschlagen. Wir sagen auch nicht: die Natur verleugnen oder vergewaltigen. Wir sagen bloß: uns abtöten, uns verleugnen, uns Gewalt antun.

Damit haben wir eine mehrfache Aufgabe vor uns. Einmal müssen wir alle jene Neigungen abtun, die wir dem Unkraut gleich in uns haben Wurzel fassen lassen. Wir müssen ferner auch die erlaubten und gesunden Triebe mäßigen und einschränken, wie man die Reben und die Zweige aus pädagogischer Weisheit beschneidet. Und wir müssen endlich das Widerstreben gegen diese Zucht des Geistes, das ja gewiß nur das Zeichen

[1] Der deutsche Cato 129 f (Zarncke 34).
[2] Thomasin von Zerklære, Der welsche Gast 719 ff.

eines krankhaften Hanges ist, ohne Schonung unterdrücken. Das ist der dreifache Sinn dieses gefürchteten Wortes, eines der notwendigsten und naturgemäßesten, welche die edelste aller Sprachen, die der Aszese, d. h. der sittlichen Bildung, enthält.

Abtötung ist also nichts anderes als der Anfang zur Vervollkommnung durch die ernstliche Bemühung, unserer echten Natur wider unsere bösen Neigungen Luft zu machen.

Somit gehört die Pflicht der Abtötung nicht zu dem Joch, das uns Christus, sondern zu dem, welches uns die Menschheit durch ihren Stammvater, und welches jeder Einzelne sich durch eigene Schuld auferlegt hat. Weniger um christlich, als vielmehr um menschlich und natürlich zu leben, müssen wir lernen, uns zu verleugnen, uns wehe zu tun, mit einem Wort, uns abzutöten.

10. Man kann überhaupt die Pflicht der Bekehrung nicht unter die Dinge rechnen, zu denen wir erst durch das übernatürliche Gesetz Jesu Christi verpflichtet worden sind.

Was umgewandelt werden soll, das ist nicht der Christ, sondern der Mensch, der so tief gesunken ist. Der Sünder hat die Gnade und das Leben in Gott weggeworfen. So blieb nur der Mensch zurück, aber der entwürdigte, der verwüstete.

Der Mensch hat sich von Gott abgewendet, er hat sich dem Bösen zugewendet, er hat seine eigene Natur verdorben.

Dieses dreifache Unheil muß gut gemacht werden. Der Mensch muß sich vom Bösen abwenden, er muß sich Gott wieder zuwenden, damit dessen Gnade in ihn ströme, seine Natur heile und ihn den Weg des übernatürlichen Lebens führe. Das alles umfaßt das kurze Wort Bekehrung.

Nun ist klar, daß sich der bekehren muß, der sich verkehrt hat. Das aber ist der Mensch, der irdisch gesinnte Mensch. Der übernatürliche Mensch, der aus Gott geboren wird, kann und soll dem natürlichen Menschen diese Arbeit allerdings erleichtern. Jedoch wenn der Christ das tut, so übernimmt er

nur die Aufgabe, die dem Menschen zusteht, ihm allein aber zu schwer ist.

Indes eben dieses Zusammenwirken macht die Wiedergeburt so schwer.

Denn wie später genauer dargestellt werden wird, handelt es sich darum, das Natürliche und das Übernatürliche so in Einklang zu bringen, daß keines das andere beeinträchtige, daß das Natürliche dem Übernatürlichen untergeordnet, daß das Übernatürliche zur Herrschaft gebracht werde ohne Verkümmerung des einen, ohne Übergreifen des andern, ohne Lücke zwischen beiden. Immer und überall soll er beides sein, Mensch und Christ in einer einheitlichen Person, ohne daß der Mensch dem Christen oder der Christ dem Menschen irgend eine Verkürzung antut, gerade wie es sich mit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, unserem Haupt und Vorbild, verhält.

Aber so schön das klingt und so schön das anzusehen ist, wo man es verwirklicht sieht — und Gott sei Dank, man sieht es nicht so selten —, so schwierig ist es durchzuführen.

Dem Christen hat seine Religion keine der Schwächen abgenommen, die er mit Adams Kindern teilt, keine natürliche Pflicht erspart, keine erlaubte menschliche Freude, keinen vom Naturgesetz gebilligten Genuß, keine Freiheit, die sich der natürliche Mensch erlauben darf, verboten. Was natürlich Recht und Pflicht ist, ist ihm geblieben, wenn ihm auch das übernatürliche Gesetz neue, höhere Pflichten dazu auferlegt hat.

Am natürlichen Leben also hat die übernatürliche Religion nichts geändert, nur daß sie die Schranken, welche schon durch das Naturgesetz gezogen sind, fester aufgerichtet, den Mißbrauch der Kräfte strenger verboten, der Willkür stärkere Zügel angelegt und jede Übung des natürlich Guten auf ein höheres Ziel hingelenkt hat.

Der Christ darf sich also jedes Vergnügen erlauben, das Vernunft und Gewissen jedem Menschen erlauben. Was sein

Glaube hinzugefügt hat, das ist bloß die Kunst, dabei nicht bloß die eigene Unterhaltung zu suchen, sondern durch größere Selbstbeherrschung und Nächstenliebe und heilige Absicht auch Gott zu ehren[1]. Jedoch eben diese Verpflichtung, zu Tisch und in die Gesellschaft zu gehen als Mensch wie als Christ, inmitten aller Freude nicht der natürlichen Selbstbeherrschung, nicht der menschlichen Würde noch dessen zu vergessen, den er als Wiedergeborner in seinem Herz trägt, und besser wiederzukehren, als er hingegangen ist, das ist es, was ihm schwerere Arbeit verursacht als dem Weltkind.

Geradeso ist es mit der Sorge für die Ehre. Nichts kann irriger sein als die Meinung, der wahre Christ müsse auf Ehrgefühl und Ehrenpunkt Verzicht leisten. Im Gegenteil. Der Weltmensch betrachtet die Sorge für die Ehre als ein Recht, der Christ als Pflicht, ja als heilige Pflicht. Jener glaubt, er dürfe mit seiner Ehre umgehen, wie er will, dieser ist überzeugt, daß er für sie sorgen muß als für eine Sache, die er nicht bloß sich, sondern Gott selber schuldig ist. Wo andere nur Genuß von der Ehre haben wollen, weiß der Christ, daß er nicht bestimmt ist, hier auf Lorbeeren auszuruhen, sondern daß er Taten säen muß, aus denen allein die Ehre sproßt, Gerechtigkeit und wahre innere Tugend[2]. Denken andere bei dem Wort Ehre nur an sich, so weiß der Christ, daß seine eigene Ehre bloß das Mittel ist, um Gottes Ehre zu fördern.

Und wiederum in gleicher Weise verhält es sich mit der Arbeit. Der Christ ist auch zur Arbeit geboren so gut als der Mensch. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen christlicher und nicht christlicher Arbeit. Ohne den Glauben, der ihn im Namen Gottes zur Arbeit für Gott verpflichtet,

---

[1] 1 Kor 10, 31. Kol 3, 17. Phil 4, 4. 1 Thess 5, 16.

[2] August., Civ. Dei 5, 12, 3. Bernard., In nat. S. Bened. 11. Thomas 1, 2, q. 129, a. 4 ad 1; q. 131, a. 1.

arbeitet der Mensch, weil er muß oder weil er gewinnen will, mit Seufzen, mit Gier, mit unruhiger Hast, aus Selbstsucht oder gar mit Zorn. Der Christ arbeitet aus Pflichtgefühl, und zwar um seiner doppelten Verpflichtung gegen Gott und seinen Beruf Genüge zu tun, aber auch mit dem erhebenden Gedanken, daß seiner Hinfälligkeit ein höherer Segen und eine übernatürliche Kraft zu Hilfe kommt. Dies stärkt ihn, daß er mit aller Macht und doch nicht über Macht arbeitet, und daß er in Mühe und Mißerfolg die Ruhe nicht verliert, die ihm aus der Überzeugung erwächst, es sei ihm für alle Fälle ein Lohn sicher, wo nicht ein zeitlicher, so doch einer, der ewig währt.

Wenn also irgend eine Furcht unbegründet ist, so ist es die, es könnten durch das christliche Leben die Menschenrechte oder die Menschenpflichten Schaden erleiden.

Um so zuversichtlicher kann dafür jeder unter Leitung des christlichen Geistes das Werk der höchsten und notwendigsten Kultur, der inneren, sittlichen Umgestaltung, auf sich nehmen. Das zwar muß er sich gefallen lassen, daß ihn der Glaube mit Ernst auf seine Pflichten aufmerksam macht und mit starker Hand auf sein Ziel und auf den einzigen Weg zum Ziel hinweist. Mehr Zwang aber wird ihm nicht auferlegt. Ob er das Gebot auf diese oder jene Art erfüllen will, wie sie seiner Lage, seinen Neigungen, ja selbst seinen Liebhabereien am besten zusagt, das ist ihm überlassen[1].

Enge Seelen stoßen sich daran und meinen, man sollte den Frauen und so manchen exzentrischen Geistern die Zügel strenger anziehen. Die Kirche aber duldet lieber kurzsichtigen Tadel, als daß sie jemand in etwas wehe täte, was sein Heil nicht hindert und Gottes Zwecke nicht vereitelt.

---

[1] Röm 14, 5. Siehe besonders den Ambrosiaster zu dieser Stelle.

Wo ist außer dem christlichen Gesetz ein zweites, das um der Freiheit des Einzelnen willen seine eigene Sache so großmütig aufs Spiel setzen möchte? Man muß sich nur die ganze Gefahr vor Augen stellen, der es sich dabei unterzieht. Wie leicht könnte es sich seine Aufgabe machen, wollte es sich mit einer Summe von gewissen einförmigen Äußerlichkeiten, mit einer nach allgemeinen Schablonen zugeschnittenen Kirchlichkeit zufrieden geben! Hunderte von Angriffen, die jetzt auf Gottes Vorsehung und auf die Macht des Glaubens fallen, hätten ein Ende, würde es der persönlichen Freiheit mehr Zwang antun. Indem es aber nur die allgemeinen Normen aufstellt und im übrigen dem Belieben, ja man kann wirklich sagen, der Willkür und Laune den weitesten Spielraum dafür gönnt, wie einer sie erfüllen wolle, gibt es seine Sache stets wieder der Ungewißheit preis und setzt sich den Vorwürfen menschlicher Engherzigkeit aus. Der Mann tadelt das christliche Leben, weil es der Frau nicht mit einem Schlag ihre natürlichen Schwächen nimmt, der ernstere Norddeutsche, weil es dem Italiener noch immer die Sorglosigkeit seines Wesens nicht ausgesogen hat. Der Franzose meint, die Kirche sollte dem Deutschen seine Pedanterei mit größerer Strenge verbieten, der Germane ist überzeugt, daß sie viel zu viel Nachsicht gegen die Marotten des Franzosen übt. Inzwischen aber trägt die christliche Religion geduldig die Schwächen und fördert maßvoll das Gute an jedem, ohne einem unnötig Gewalt anzutun. Sie läßt aber auch keinen auf dem Glauben, er habe ihr eher Genüge geleistet, als bis er ihren Geist zu seinem Eigentum macht und seine eigene Natur dadurch läutert und zur Vollendung bringt, daß er sich selbsttätig und frei in seine übernatürliche Aufgabe hineinlebt.

11. Die Wiedergeburt erfordert also, um alles zusammenzufassen, drei Dinge von uns. Nicht das macht uns zu neuen Menschen, daß wir die Natur ausrotten, daß wir

den Menschen ausziehen, daß wir alles, was unsere erste Geburt uns gegeben hat, böse nennen und verdammen, sondern darin besteht die übernatürliche Erneuerung, daß wir das neue himmlische Reis auf den natürlichen Baum pfropfen[1]. Unsere Natur mag also bleiben. Und gerade das ist der erste Teil unseres Berufes, dem Guten, das sie in sich trägt, durch Unterdrückung des Bösen Luft zu machen. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir zweitens dem Übernatürlichen vollen Zutritt in unser Herz gewähren, und wenn wir drittens alle eigene Anstrengung darauf richten, daß beides, Natur und Übernatur, in uns zu einem Ganzen verwachse.

12. Erst wenn diese dreifache Aufgabe gelöst ist, darf einer sagen, das Werk seiner Wiedergeburt sei getan.

Die Wiedergeburt ist eines jener Geschäfte, die nie zu früh begonnen, nie ernst genug betrieben, nie lange genug fortgesetzt werden können. Weil aber sein Erfolg an diesen drei Bedingungen hängt, darum kommt sie so selten zu stande. Die meisten zögern, bis es zu spät ist; bei den wenigen, welche beginnen, fehlt es bald am Ernst bald an der Ausdauer bis zum Ende.

Ein trauriger Beweis dafür, wie wenig der Mensch seine Lage ermißt, wie wenig er sich wert ist. Denn wenn er sich besinnt, so muß er sich sagen, daß ein Werk, das den ganzen Menschen, den ganzen Christen, das Schicksal für hier und ewig macht, daß ein solches Werk die ganze Kraft, den ganzen Ernst, das ganze Leben erheischt.

Und doch eigentlich immer nur den rechten Augenblick. Das ist eine ernste Wahrheit, daß unser Schicksal in unsern Händen liegt, daß unser Leben, unsere Ewigkeit von Augenblicken abhängt, von keinem mehr als von dem der geistigen Geburt. Geburt verfehlt, Leben verfehlt.

---

[1] Röm 11, 24.

Jeder von uns hat seine Augenblicke gehabt, Gott weiß, wie viele, wo ihm die Erregung seines Herzens sagte, und vielleicht noch mehr deren, da er nicht einmal ahnte, daß sich jetzt sein Leben, seine Ewigkeit entscheiden solle, und es hat sich nichts entschieden. Das Kind kam bis zur Geburt, aber es war keine Kraft da, es zu gebären[1]. Die Gnade wurde abgewiesen. Sie hätte für immer von unserer Tür gehen und an eine fremde pochen können. Sie blieb aber und wartete ihre Zeit ab und bat von neuem um Aufnahme.

Aber einmal muß es sich entscheiden, was aus uns werden soll, ob es zur Geburt und zum Leben oder zum Tod gehen soll. Darum steht geschrieben: Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht[2].

An diesem Heute, an diesem Augenblick der Wiedergeburt hängt alles, nicht bloß unser eigenes Leben, sondern auch das Leben vieler, Zeit und Ewigkeit, der Himmel und die Welt.

Ja wahrhaftig, auch die Zeit und die Welt. Wenn wir sagen: Ewigkeit und Himmel, so denkt jeder, das verstehe sich von selber, und macht sich weiter keine Gedanken. Denn der Himmel ist hoch über uns und die Ewigkeit, so glauben wir wenigstens, ferne. Jedoch was soll die Welt und die Zeit damit zu schaffen haben? Viel! Jeder ist die Welt. Jeder macht die Zeit. Jeder kann, je nachdem er selber wiedergeboren ist oder nicht, Hunderten, Tausenden zum Leben oder zum Tod sein. Es ist gar nicht gleichgültig, ob einer im Tod bleibe oder zum Leben wiedergeboren werde. Für ihn handelt es sich um Leben oder Tod, das ist gewiß. Für wie viele aber das nämliche dabei in Frage steht, das weiß nur jener, der alles weiß. Keiner lebt für sich allein. Möchte das keiner vergessen! Was einer in einem unbewachten Augenblick tut und spricht, was einer im verborgensten Winkel vollbringt

---

[1] Is 37, 3. [2] Ps 94, 8. Hebr 3, 7.

oder unterläßt, davon können in fernen Zeiten und Orten Hunderte leben oder sterben.

Da kann also keiner sagen: Was wird es auf mich ankommen? Jedenfalls hängt das von ihm ab, wie sein Leben und sein Los auf ewig sein wird, und das ist schon genug.

Das ist die furchtbare, geheimnisvolle Macht, die Gott in die Hand des Menschen gelegt hat. Zwar ist Gott alles in allem, zwar hängt alles an Gottes Vorsehung, alles an der Gnade, aber auch alles am Menschen, eigene Wiedergeburt und Erneuerung der Welt, Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit.

Wüßte der Mensch in jedem Augenblick, was von seiner Entscheidung bedingt ist, er müßte oft dem Bewußtsein der Verantwortung erliegen.

Doch nein! Nicht erliegen soll er, sondern eine Wahrheit soll er sich ins Herz prägen, an deren Beachtung alles liegt. Diese aber lautet: Unser Alles, Anfang wie Ende, hängt an einem Augenblick, der Anfang an dem Augenblick, in dem wir die dargebotene Gnade ergreifen, das Ende daran, daß wir der ersten Entscheidung fürs Leben treu bleiben bis zu jenem Augenblick, da die Zeit zur Ewigkeit wird.

Zwanzigster Vortrag.

Das übernatürliche Leben.

1. Von allen Dingen wissen die Dichter Schönes zu sagen und zu singen. Über jede Blume, über jeden Baum haben sie Gedichte in endloser Auswahl. Selbst der Dornstrauch, die Natter, die Unke haben ihre Sänger gefunden. Nur über ein Geschöpf haben Dichter und Denker mehr Böses als Gutes gesprochen, und dieses Geschöpf ist der Mensch.

Man kann es nun allerdings nie billigen, wenn der Mensch vom Menschen mit so viel Bitterkeit und Hohn redet. Jedoch man lernt es begreifen, wenn man das Leben der Mehrzahl beobachtet.

Zwar ist es ein furchtbares Wort, das wir geschrieben lesen: Der Mensch kommt um wie das Tier, dasselbe Los teilen beide[1]. Allein es sind deren viele, die es beinahe rechtfertigen. Die einen verzehren sich murrend und stumpf unter dem Joch der Arbeit, die andern haben bloß einen Gedanken: Nichts Besseres unter der Sonne als essen und trinken und sich's bequem machen; das ist das einzige, was dem Menschen im Elend dieses Lebens bleibt[2].

Nur ein kleiner Bruchteil erhebt sich über dies niedrige Treiben und begreift, daß Sklavenarbeit tun nicht der einzige Zweck des Lebens sein kann, daß aber arbeitslos die Gaben

[1] Prd 3, 19. [2] Prd 8, 15.

der Erde verzehren auch nicht verdient leben zu heißen. Diese werfen sich dann auf Wissenschaft und Literatur, oft mit solchem Eifer, daß sie die wirkliche Welt und die eigenen Bedürfnisse vergessen. Aber abgesehen davon, daß sie häufig der Menschheit zur Last fallen, indem sie sich lächerlich, krank, unbehilflich, in jedem Fall unbrauchbar machen: ist dies der wahre Zweck des Lebens, und füllt es das Leben aus? Und wenn einer mit dem Weisen von sich behaupten könnte: Ich habe nach Neuem geforscht und mich bestrebt, alles zu ergründen, was unter der Sonne vorgeht[1], hätte er darum schon in Wahrheit gelebt? Wir brauchen die Antwort nicht selber zu geben. Derselbe Weise sagt uns, was er davon hatte: Das, klagt er, ist unter allen Beschäftigungen noch gar die peinlichste, gerade als hätte sie Gott den Menschen bloß dazu gegeben, damit sie sich daran abmatten[2].

Nein. Salomo hat alles versucht, womit man gewöhnlich die Zeit des Erdendaseins ausfüllt, er hat großartige Werke geschaffen, er hat alle Schätze der Welt gesammelt, er hat alle Genüsse der Erde gekostet, er hat alle Geschlechter an Menschenweisheit übertroffen, sein Leben jedoch dünkte ihm schal und leer. So kommt er zuletzt zu dem Urteil: Der Mensch begreift nicht, was ihm frommt in seinem Leben, in den wenigen Tagen der Wanderschaft, in der Zeit, die vorüberfliegt wie ein Schatten[3].

Das ist hart geurteilt, aber es ist schwer dagegen etwas zu sagen, denn es ist der tiefste Geist und der erfahrenste Kenner der Welt, der hier redet, und dieser versichert uns, die Mehrzahl begreife nicht einmal, was leben heiße.

2. Zur Entschuldigung sei es übrigens gestanden, daß es in der Tat nicht einmal so leicht ist, das richtig zu beantworten.

---

[1] Prd 1, 13. [2] Ebd.
[3] Prd 7, 1.

Was ist Leben? was ist lebendig? Das Wasser, das im Sumpf stockt, nennen wir tot, die sprudelnde Quelle lebendig. Dem Quecksilber haben alle Sprachen den Namen lebendiges Silber gegeben. Die schneidende Luft, eine durchdringende Kälte heißt der Franzose lebendig. Ein Haus, in dem sich kein Ton hörbar macht, wird tot genannt; kommt alles darinnen in Erregung, so sagen wir, es sei lebendig geworden. Dem Dunkel der Nacht, der Kälte des Winters legen wir die Bezeichnung tot bei. Ein Bekannter, der sich für nichts erwärmen, der sich durch keinen Sporn zu einem rascheren Schritt bringen läßt, verdrießt uns, weil, wie wir sagen, mit einem toten Menschen nichts anzufangen sei. Dagegen entsetzen wir uns, wenn unsere Nerven lebendig werden, und klagen uns darum an, daß uns bei einer Beleidigung oder bei einer Versuchung das Blut lebendig geworden sei.

All diese verschiedenen Ausdrucksweisen bahnen uns den Weg zur Beantwortung der Frage, was Leben ist und was zum Leben gehört. Die menschliche Sprache ist hier wie so oft einer der besten Wege, um einer dunkeln Wahrheit habhaft zu werden, ein deutlicher Beweis dafür, daß in der Entstehung der menschlichen Sprache eine höhere Macht tätig war als die des bloßen Menschengeistes. Denn weit entfernt davon, daß uns die Sprache nur das sagte, was unsere Vernunft zuvor in ihr niedergelegt hat, ist die Zergliederung des sprachlichen Ausdruckes gerade da ein sicheres Mittel, um zur Klarheit zu kommen, wo der menschliche Verstand aus sich selbst über den im Wort ausgedrückten Begriff unklar ist[1].

Wie kommt es, daß die Sprache die Begriffe *Licht* und *Wärme* mit dem Begriff *Leben* in Zusammenhang bringt? Das kann allerdings auf rein äußerliche Weise erklärt werden. Als erstes äußerliches Erfordernis, damit das keimende

[1] Unten 23, 1.

Leben gedeihe, erkennen wir das Licht. Im dunkeln Raum kommt kein frisches Leben auf, höchstens ein Leben, das farblos und stumm, schleichend und kriechend sich seiner selbst zu schämen scheint. Als inneres Anzeichen eines frischeren Lebens betrachten wir die Wärme. Das laue Frühlingslüftchen weckt in unserem Herzen die Hoffnung auf eine neue, blühende Welt. Solang die fühlende Hand eine Spur von Wärme am erstarrenden Leib unserer Lieben zu entdecken glaubt, lassen wir uns die Hoffnung nicht nehmen, daß noch Leben in ihnen weile.

Es hat aber vielleicht auch eine tiefere Bedeutung. Die Sprache setzt vermutlich einen inneren Zusammenhang voraus. Es hat lange gedauert, bis die Naturwissenschaften uns darüber belehrten, daß Licht und Wärme auf Bewegung beruhen. Die Sprache aber hat das angedeutet, längst ehe wir darüber im klaren waren. Sie betrachtet Licht und Wärme als die ersten Regungen, die Vorboten und Anzeichen, Laut, Stimme und Tätigkeit aber als die deutlichen Kundgebungen des Lebens. Wo schwache Bewegung, da schwaches Leben, wo kräftige Bewegung, da kräftiges Leben. Ohne Bewegung aber kein Leben.

Leben ist also eigene Tätigkeit eines Wesens, d. h. Bewegung, die von ihm selbst, von innen ausgeht. Lebendig ist somit das, was Bewegung in sich hat, oder was zum mindesten fähig ist, sich selber zu bewegen oder eine Tätigkeit kundzugeben[1].

3. Somit können wir auch unter menschlichem oder menschenwürdigem Leben nichts anderes verstehen als Bewegung oder Tätigkeit, die des Menschen würdig ist.

Wir sagen: Tätigkeit, die des Menschen würdig ist. Damit ist schon ausgesprochen, daß zum Leben keines-

[1] Plato, Leg. 10, p. 895 c. (Aristot.,) Moral. Eudem. 2, 1, 10. Bernard., Gratia et lib. arb. 2, 3. Thomas 1, q. 18, a. 1 2; C. Gent. 4, 20.

wegs notwendig ist, sich und andere beständig in Unruhe zu erhalten; in ewiger Bewegung von Ort zu Ort, von Zerstreuung zu Unterhaltung zu fliegen oder jahraus jahrein ohne Stillstehen, ohne Ruhetag, ohne einen höheren Gedanken die Maschine seiner Körperkräfte auszunutzen, bis sie zusammenbricht. Das mag ein Leben sein, das für den gedankenlos flatternden Vogel und für das gemarterte Zugtier gut genug ist; aber der Mensch muß eine höhere Tätigkeit entwickeln, will er ein Leben führen, das ihm geziemt.

Ein menschenwürdiges Leben ist einzig jenes, wozu Gott den Menschen bestimmt hat, als er ihm den Geist gab, durch den er sich über alle irdischen Geschöpfe bis zu Gottes Nähe erheben kann. Der Mensch, der sich nicht über das irdische Treiben zum Geistigen emporschwingt, lebt nicht, wie es sich für den Menschen geziemt[1]. Beim Tier mag sinnliche Tätigkeit, sehen, tasten, fühlen und genießen, hinreichen, daß wir sagen, es lebe seiner Natur gemäß. Das ist aber für den Menschen nicht genug. Als Geistwesen muß er zur körperlichen und zur Sinnestätigkeit die geistige fügen, oder vielmehr, er muß die Tätigkeit der Glieder und der Sinne durch die Tätigkeit des Geistes verklären und zu einer höheren Ordnung emporführen. Sonst trägt er mit Unrecht den Namen eines Lebendigen, wenn er sich nicht durch eine seiner Natur entsprechende geistige Beschäftigung über die unvernünftigen Geschöpfe erhebt[2].

Nun aber ist der Mensch nicht bloß mit Verstand begabt, sondern auch mit freiem Willen. Es genügt also nicht, daß er sich als denkendes Wesen zeige, er muß auch beweisen, daß er eine sittliche Natur hat. Nur dazu hat ihn Gott mit Vernunft begabt, damit er Herz und Willen nach Gottes Gesetz

---

[1] Vgl. Aristot., Part. animal. 4, 10.
[2] Aristot., Moral. 9, 9, 7.

veredle. Erst durch die sittliche Tätigkeit erfüllt er seine Aufgabe. Arbeitet er nicht an seiner sittlichen Veredelung, so hat er seine Geistesgaben, so hat er sein Dasein umsonst.

Man kann es darum nicht ausdrücklich genug sagen: Will einer menschenwürdig leben, so muß er sich vor allem der Vervollkommnung des Herzens widmen. Den Geist mit totem Wissen erfüllen ist lange nicht das wahre Leben. Es ist auch ein Leben, und zwar ein Leben höherer Art, aber es ist nicht das Leben, das unsere wahre Aufgabe bildet. Wenn dies die eigentlich und allein menschenwürdige Tätigkeit wäre, dann müßte sich der größte Teil der Menschheit von Geburt aus zu einem des Menschen unwürdigen Dasein verurteilt erachten.

Nein, wir sind gewiß geneigt, den Wert wissenschaftlicher Bestrebungen hoch anzuschlagen. Wir halten es für ein schönes und beneidenswertes Los, wenn einer sein ganzes Leben ungestört den Künsten oder dem Studium widmen kann. Aber wir dürfen nicht leugnen, daß der Zweck des Lebens viel höher und allgemeiner ist. Die Aufgabe des Menschen ist so unermeßlich hoch und weit, daß selbst der, der ausschließlich die höchste aller Wissenschaften gepflegt hätte, die Wissenschaft von den göttlichen Dingen, ein verfehltes, weil einseitiges, ein halbes Leben geführt, also umsonst gelebt hätte. Und wenn einer mit Salomo zu reden weiß über die Bäume, angefangen von der Zeder des Libanon bis herab zum Ysop, der aus der Wand wächst, und über die Tiere und die Vögel und das Gewürm und die Fische[1], und wenn er den fernsten Kometen ihre Bahnen vorzuzeichnen versteht, und wenn sich über seine Sprüche und Lösungen die fernsten Länder verwundern[2], wenn er aller Sprachen Herr ist und über die Geschichte und Kultur alter und neuer Zeiten Bücher zu schreiben vermag,

[1] 3 Kg 4, 33. [2] Sir 47, 17 f.

das alles ist viel zu eng, viel zu klein, viel zu wenig. Das ist Arbeit lediglich für den Kopf, aber das Herz geht leer aus, ja nur zu oft verkümmert es über dieser Beschäftigung auf erbarmungswürdige Weise.

Und was das schlimmste ist, alle diese Tätigkeit vergräbt sich in die Geschöpfe, beschränkt sich auf die Sinnenwelt, reicht nicht über die engen Grenzen dieses kurzen Lebens hinaus. Des Menschen Leben aber währt ewig, und der Geist lebt fort, auch wenn er die Schranken dieser kleinen, sichtbaren Welt überschritten hat. Was dann, wenn einer nicht hier schon seine Tätigkeit in jene Welt ausdehnt, die das blöde Auge nicht schaut noch die stumpfe Hand betastet, wenn einer nicht hier schon für jene Welt gelebt hat, die seine ewige und wahre Heimat sein wird? Dann läßt er alles, was er hier gewesen ist, dann läßt er alles, was sein Leben ausgemacht hat, am Rande der Ewigkeit zurück und geht hinüber, um ewig drüben fortzudauern, ohne rechtzeitig gelernt zu haben, wie man dort lebt! Dann ist sein ganzes Dasein durch eine Kluft, über die niemand hin oder zurück kann, in zwei ungleiche Hälften zerspalten, von denen die eine, kurze, ein halbes Leben war, indes die andere, endlose, ein Fortdauern sein wird ohne Leben, also ein ewiger Tod!

Armer, verlorener Mensch! In diesem Augenblick wird es dir klar sein, daß nicht ein Leben für vorübergehende, irdische Zwecke und für die Dauer einer kurzen Zeit, sondern nur ein Leben für den, der unser Ursprung und unser höchstes Ziel ist, daß nur ein Leben für unsere ewige Bestimmung ein menschenwürdiges Leben ist, das einzige, in dem der ganze Mensch seine Vollendung findet, glücklicherweise zugleich ein Leben, das alle führen können, wenn sie anders wollen.

4. Man beachte aber, daß wir bisher ausschließlich von der Pflicht gesprochen haben, nach unserer Natur zu leben, und von der Aufgabe, die wir als Menschen zu erfüllen haben.

Es ist ein großer, leider häufiger Irrtum, alles, was sich auf Gott, auf Religion und auf ein Leben für die Ewigkeit bezieht, als übernatürliche Fragen anzusehen, die wohl den Christen angingen, aber nicht den Menschen. Nein, die Mehrzahl davon sind *natürliche*, zu deren Beantwortung der Mensch keines Christus und keiner Offenbarung bedurfte, da ihm Vernunft und Gewissen darüber genügenden Aufschluß geben [1].

Darüber hinaus aber gibt es ein weiteres Feld, von dem wir ohne die Offenbarung keine Kunde gehabt hätten, das Gebiet des *übernatürlichen Lebens*.

So verschieden das Leben des Leibes und der Sinnestätigkeit von dem des Geistes ist, so sehr unterscheidet sich das natürliche Geistesleben von dem übernatürlichen.

Daß wir ein menschliches Leben führen, das kommt von der Seele, die in uns wohnt. Wenn wir übernatürlich leben, so danken wir das Gott selber, der in uns Wohnung nimmt [2].

Der Ursprung des natürlichen Lebens ist unser Geist mit seinen angebornen Kräften, der Ursprung des übernatürlichen ist die eingegossene *Gnade*, die Teilnahme an der göttlichen Natur [3], die Erhebung zur Kindschaft Gottes [4] nebst all den Gaben, die ihr Gefolge bilden.

Die Aufgabe unseres natürlichen Lebens ist, daß wir dem in unserem Gewissen ausgesprochenen Gesetz Gottes in einer Weise dienen, die uns berechtigt, der Verantwortung vor Gott und unserer ewigen Zukunft mit Ruhe entgegenzusehen. Die *Aufgabe des übernatürlichen Lebens* besteht darin, daß wir unserer Würde als angenommene Kinder Gottes mit Hilfe der Gnade Ehre machen und so würdig werden, als Miterben mit seinem Sohn sein ewiges Reich in Besitz zu nehmen.

---

[1] Vgl. I[4], 2, 4 ff; 13, 1; 24, 4. [2] Jo 14, 23. 2 Kor 6, 16.
[3] 2 Petr 1, 4. [4] Röm 8, 17. 1 Jo 3, 1.

Zu diesem Zweck hat Gott in unsere Seele einen neuen Grund gelegt und sie mit neuen Gaben ausgestattet.

Der Grund ist die sog. heiligmachende Gnade, die die Seele selber umgestaltet, adelt und erhöht. So hoch die vernünftige Seele über der Seele des Tieres steht, so hoch und noch viel höher erhebt sich die Seele über sich, sobald sie der Gnade teilhaftig wird, so hoch, daß der Ausdruck Vergöttlichung oder Teilnahme an der göttlichen Natur, d. h. der göttlichen Heiligkeit, buchstäblich zu nehmen ist[1].

Die Gaben, die die Gnade begleiten, sind doppelter Art wie die Kräfte der Seele. Dem Denkvermögen entspricht die Erleuchtung durch den Heiligen Geist oder die Eingießung des göttlichen Lichtes. Das natürliche Vermögen zu wollen, wird durch die eingegossenen Fähigkeiten zur Übung der einem Kind Gottes ziemenden Tugenden übernatürlich vervollkommnet[2].

So ist der Mensch durch die Gnade zur Lösung seiner neuen Aufgabe und zur Erreichung seines höchsten Zieles ganz in ähnlicher Weise ausgerüstet wie durch die Schöpfung zur Verwirklichung seiner natürlichen Bestimmung.

Es liegt also an ihm, von diesen *übernatürlichen Gaben* den rechten Gebrauch zu machen, mit andern Worten, ein übernatürliches Leben zu führen.

Wir sagen: ein übernatürliches Leben führen.

Leben *haben* und ein Leben *führen* sind nämlich zwei verschiedene Dinge. Im Besitz des Lebens ist auch das eben geborne Kind, ein seinen Anlagen angemessenes Leben führt aber nur der, der diese frei in rechter Weise verwendet. Ebenso kann es nicht genügen, daß wir durch die Gnade Gottes das übernatürliche Leben empfangen haben, sondern wir müssen es

---

[1] Thomas 1, 2, q. 110, a. 3; 3, q. 2, a. 10 ad 1; q. 3, a. 4 ad 3. Scheeben-Weiß, Herrlichkeiten der Gnade[7] 43 ff 53 73 ff.

[2] Thomas 1, 2, q. 63, a. 3.

durch eigene freie Mitwirkung stärken und fruchtbar machen. Wir haben die Gaben Gottes nicht dazu erhalten, daß wir sie im Schweißtuch vergraben, sondern daß wir damit zu unserem Besten wuchern, nicht dazu, daß wir den Samen Gottes vertrocknen lassen, sondern daß wir ihn anpflanzen und großziehen.

5. Zuerst obliegt uns die Pflicht, dieses Geschenk des übernatürlichen Lebens zu *bewahren*. Mit einem Gut, das einer nicht sich, sondern fremder Gnade verdankt, darf keiner schalten, wie seine Willkür ihm eingibt. Nicht einmal über dieses leibliche Leben des Todes, das wir aus dem Blut und aus dem Willen des Fleisches empfangen haben, darf einer eigenmächtig verfügen. Wie muß er erst verpflichtet sein gegenüber einem Leben, das ihm Gott mit seinem Blut verdient hat, das Teilnahme am Leben Gottes selber ist! Keiner von uns lebt für sich, und keiner verliert dies Leben für sich. Leben wir, so leben wir Gott, und sterben wir diesem Leben ab, so trifft der Verlust freilich uns, aber er gilt auch dem Herrn[1]. Die absterbende Rebe geht dem Weinstock verloren, aus dem sie ihr Leben hat, und dieser Weinstock ist für unser wahres Leben der Herr[2].

Der göttlichen Natur teilhaft geworden[3], als uns Gott durch die Gnade zu seinem eigenen Leben erhob, verlieren wir, wenn wir es preisgeben, nicht zwar das irdische, wohl aber ein viel *wertvolleres*, das göttliche Leben.

Der größte Schatz auf Erden ist die Gnade Gottes, der schwerste Verlust die Einbuße des übernatürlichen Lebens.

Es ist aber zugleich ein überaus *zartes* Leben. Je vollkommener ein Leben, desto leichter ist es gefährdet. Unter

---

[1] Röm 6, 10; 14, 7 ff.

[2] Jo 15, 1. August., Sermo 62, 2; 65, 3; 156, 6; 161, 6; 180, 3; 212, 1; 297, 8 u. ö. Bernard., In Psalm. 90, 10, 4.

[3] 2 Petr 1, 4.

den niedern Tieren sind deren, die zu Eisklumpen gefroren, glühender Hitze ausgesetzt, verstümmelt, zerschnitten, zerrissen, mit unbegreiflicher Zähigkeit ihr stumpfes Leben bewahren[1]. Dagegen gehört wenig dazu, eine Erschütterung, ein leiser Druck, ein leichter Fall, um ein menschliches Leben zu verletzen, für dessen Rettung wir gern eine Welt opfern möchten. Was Wunder, wenn der kostbare Schatz des übernatürlichen Lebens, den wir in gebrechlichen Gefäßen tragen[2], so zahllosen Gefahren ausgesetzt ist!

Darum können wir nicht vorsichtig und wachsam genug damit umgehen und können uns nicht genug unter die Hut dessen stellen, von dem wir es empfangen haben. Die Weisheit des Schöpfers hat es so gefügt, daß die Mutter mit ihrem Leben das Leben des Kindes deckt, ja — man darf den Ausdruck gebrauchen — das Leben des Kindes lebt, solang dieses nicht im stande ist, sein eigenes Leben zu leben, noch stark genug, um selber Gefährdungen abzuwehren. Unter dieser Hut gedeiht es in Sicherheit, so schwach es für sich selber ist. So muß auch Gott das übernatürliche Leben erhalten, bis wir, diesem Leben des Todes und der Gefahr entrückt, an dem Ort unserer Bestimmung, in der Heimat bei Gott angelangt sind und das Vollmaß unserer Entwicklung in Christus erreicht haben[3]. Alsdann wird das übernatürliche Leben, vorerst den fleischlichen Sinnen verborgen, vor aller Welt offenkundig werden, erst in der Verklärung des Geistes und schließlich, nach der Erweckung, auch an dem verherrlichten Leib[4].

---

[1] Autenrieth, Ansichten über Natur und Seelenleben 18 ff 265 ff. Naturwissenschaftliches Jahrbuch 1902, 153 ff. Jakob, Unsere Erde[2] 493. Genaueres über die Grenzen der „Anabiose" Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft V (1892) 266 ff, X (1897) 105 ff; Gutberlet, Naturphilosophie[3] 162 ff. Darüber schon Theophrast., Fragm. 171, 8 ff.

[2] 2 Kor 4, 7. [3] Eph 4, 13. [4] 2 Kor 4, 10.

Bis dorthin aber hängt alles daran, daß wir durch Demut, durch Weltflucht und durch innerliches Leben in Gott verborgen bleiben. Dadurch bewahren wir am leichtesten das Leben, das aus Gott geflossen ist.

Jedes Ding erhält sich am gewissesten auf eben die Weise, in der es entstanden ist. Stürzt sich aber einer, sei es aus Ungeduld, sei es aus Vertrauen auf vermeinte Selbständigkeit, ohne zwingenden Grund aus Gottes Schoß in das Treiben der Welt, so ist sein Leben leicht gefährdet, gewisser als das des törichten Vögeleins, dem der Schutz des Nestes zu früh als unwürdige Haft erscheinen wollte [1].

6. Es wäre aber eine verhängnisvolle Täuschung, wollten wir glauben, weil Gott den Baum des übernatürlichen Lebens gepflanzt habe, so werde er von selber ohne unser Zutun dafür sorgen, daß dieser seine Früchte bringe. Hat etwa der Herr des Weinbergs den Feigenbaum nicht selber gesetzt, daß er ihm mit Ausrottung droht, nachdem er drei Jahre vergebens Frucht an ihm gesucht hat? [2] So ist jedem, der nicht Früchte, und zwar gute Früchte, trägt, das Urteil der Verwerfung angekündigt [3].

Allerdings trägt keiner Frucht außer in Kraft der Lebenssäfte, die ihm aus der Verbindung mit Gottes Gnade zuströmen. Wenn diese nicht mit uns wirkt, mehr noch, wenn diese nicht die eigentliche Kraft bildet, aus der unsere Werke hervorgehen, so ist alles, was wir bauen, vergebens für unser ewiges Leben.

Das hindert aber nicht, daß wir selbst das Unsrige tun müssen. Schon Adam ist ins Paradies versetzt worden, nicht um sich's dort bequem zu machen, sondern um es zu bebauen [4]. Das gleiche Gesetz gilt auch uns. Wer nicht selber

---

[1] Vgl. Is 16, 2. [2] Lk 13, 6 ff.
[3] Mt 3, 10; 7, 19. [4] Gn 2, 15.

die Gnade benutzt, wer nicht selber an sich arbeitet, gleicht einem Schlummernden. Zwar ist das Leben auch in diesem, aber er unterscheidet sich wenig von einem Toten, und bleibt er allzulange in diesem Zustand des Schlafes, so tritt die Gefahr des Todes nahe.

Das Leben muß durch Nahrung gefördert, durch Tätigkeit gestärkt werden. Die Nahrung der Seele ist die Gnade, die wir in uns mehren müssen. Wir mehren sie aber gerade durch unsere Tätigkeit [1].

Wie die Arbeit die Kräfte des Leibes dadurch auffrischt, daß sie das Bedürfnis zur Nahrungsaufnahme weckt, so erneuert sich die Gnade durch jede Anstrengung, mit der wir die in uns niedergelegten Gaben fruchtbar machen, indem wir Glauben und Liebe durch Gebet und Betrachtung stärken oder uns in den Tugenden üben, zu denen uns die Gnade befähigt.

Unterlassen wir aber dies, so wachsen wir nicht bloß nicht, sondern wir gehen zurück und sterben zuletzt ab [2]. Da ist keiner so vollkommen, daß ihn nicht die Mahnung träfe: Wer gerecht ist, werde noch gerechter, wer heilig, der werde noch mehr heilig: ich werde nur zu bald kommen und jedem vergelten nach seinen Werken [3].

Bei einem Leben, wie das hier in Frage stehende ist, göttlich seinem Ursprung, unermeßlich dem Wert, ewig seiner Bestimmung nach, kann es aber nicht genug sein, wenn man darauf nur die gewöhnliche Sorge verwendet, die man jedem andern anvertrauten Gut zu teil werden läßt. Nichts darf der Mühe, nichts der Vorsicht gleichkommen, die wir auf die Förderung des übernatürlichen Lebens verwenden müssen. Nie dürfen wir glauben, genug dafür getan, nie, es bereits sicher genug gestellt, nie, es genug vervollkommnet zu haben.

---

[1] Concil. Trident. 6, cap. 10. c. 32. Thomas 1, 2, q. 114, a. 8. Hieron., Adv. Iovin. 2, c. 18.

[2] Ez 33, 12 f. [3] Offb 22, 11 ff.

Es darf ein *festes* Leben sein und muß etwas ertragen können, soll Gott darin seine Pflanzung erkennen. In Reif und Sturm und Sonnenbrand soll es nicht bloß zur Not ausdauern, sondern wachsen und edle Früchte reifen.

Es muß ein *frisches* Leben sein, das fröhlich fortwächst und immer neue Sprößlinge treibt. Jenes kränkelnde, halbe Wesen, demzufolge wir über jedes Opfer wie über eine Last seufzen und sofort wieder ausruhen, wenn wir kümmerlich das Unvermeidliche über uns gebracht haben, kann weder Gott zufriedenstellen noch unserem Herzen Trost und Wärme gewähren.

Es muß endlich ein Leben stetigen *Wachstums* nach oben sein, nicht nach Art der schwachen Ranken, die sich so leicht zur Erde senken und dort ersticken oder verwildern.

Bei so vielfacher Aufgabe ist jeder Stillstand und jede Unterbrechung gefährlich. Wer fürchtet, er könnte je zu reich an Werken des Glaubens, der Tugend, der Frömmigkeit werden, von dem ist sehr zu fürchten, er könnte einmal arm werden, wenn er es anders nicht schon ist.

7. Bei alledem aber muß es, soll es sich als echt *übernatürlich* bewähren, zugleich auch ein wahrhaft *natürliches* Leben sein. Zwar stammt es vom Himmel und zielt nach dem Himmel. Aber, obwohl übernatürlich, soll es doch ebenso natürlich auftreten, wie der eingeborne Sohn Gottes gleich jedem Menschen auf Erden wandelte, er, dessen Person der Quell, dessen Leben die Richtschnur des übernatürlichen Lebens ist.

Das ist sogar, wenn auch nicht der einzige, so doch ein zuverlässiger *Prüfstein*, an dem sich mit Sicherheit messen läßt, ob das übernatürliche Leben ungetrübt und stark ist.

Wir wollen damit nichts übertreiben und nichts übertreiben lassen. Auch der Christ bleibt Mensch. Darum dürfen wir nicht verlangen, daß er sofort jede Menschlichkeit ablege, und dürfen eine Schwachheit, die wir an andern begreiflich finden,

an ihm nicht gleich zum Verbrechen stempeln. Es ist höchst ungerecht, einen Christen zu verdammen, wenn er nicht sofort beiden Richtungen seiner unermeßlichen Aufgabe, den menschlichen und den christlichen Pflichten, gleichmäßig und tadellos gerecht geworden ist.

Aber das hindert uns nicht, trotz aller Geduld, die wir bei Beurteilung des Einzelnen üben, für alle ohne Ausnahme mit Nachdruck den Satz auszusprechen, daß sich das übernatürliche Leben durch ein Wachstum an natürlicher Vollkommenheit kundgeben muß. Beide sind ja eng miteinander verbunden, und deshalb ist es sicher, daß, solang das natürliche Leben nicht ohne Schlacken gefunden wird, auch das übernatürliche noch nicht vollendet ist, und daß dort, wo das übernatürliche Leben in voller Reinheit auftreten soll, auch die Natur ihre Verklärung gefunden haben muß.

Leider haben selbst Christen von diesem so wichtigen Grundsatz nicht immer die richtigen Vorstellungen. Wie wäre es sonst denkbar, daß es unter ihnen immer deren gäbe, die fast einen Beweis für ihre christliche Gesinnung geliefert zu haben meinen, wenn sie die Natur mit ihren Pflichten unterschätzen!

Das ist ein großer Schaden. In der Welt gilt es ohnehin als ausgemachte Sache, ein frommer Christ sei zu zeitlichen Geschäften weniger brauchbar als einer, den keine religiösen Rücksichten hinderten, sich allgemein nützlich zu machen. Allerdings macht man uns diesen schmählichen Vorwurf tausendmal ohne Grund, sei es aus Vorurteil, sei es aus böser Gesinnung. Aber wenn ein Christ auch nur einmal gegründeten Anlaß dazu gibt, daß man diese Anklage erhebe, dann sind oft tausend Christen, denen man im gewöhnlichen Leben nichts vorzuwerfen hat, kaum im stande, den Eindruck davon zu beseitigen.

Möge es darum jeder als seine heiligste Pflicht betrachten, der Welt zu zeigen, daß es Irrtum ist, wenn sie behauptet, das Streben nach Tugend und übernatürlicher Vollkommenheit

führe notwendig zur Roheit, sei von äußerlicher Vernachlässigung und Unbildung unzertrennlich, mache unerträglich, unklug, ungeschickt und gleichgültig gegen irdische Pflicht und gegen zeitliche Bande. Wer das im Ernst glaubt, dem sagen wir kühn, daß er wohl noch nie ein echt übernatürliches Leben gesehen hat. Wer aber in Wahrheit zu solchen Klagen Anlaß gibt, der möge bedenken, daß eine Frömmigkeit oder Heiligkeit, die nicht jeder billigen Anforderung an Anstand, an Umgänglichkeit und an Berufstüchtigkeit im natürlichen Leben gerecht wird, stets ernste Bedenken darüber wachruft, ob sie als übernatürliche jede Probe bestehe.

Die Gnade ist nicht die Feindin der Natur, sondern ihre Zier und Vollendung. Daß Natürliches und Übernatürliches ungezwungen eine vollkommene Einigung eingehen, das ist eben die Aufgabe, und die Kunst, dies zu erreichen, das Meisterstück des christlichen, d. h. des übernatürlichen Lebens.

Und nicht bloß so unvermittelt nebenher sollen Natur und Gnade zusammenwirken, sondern sie sollen in einträchtigem und unzertrennlichem Verband miteinander wirksam sein. Das kann wenig fruchten, wenn jemand zwar die Pflichten eines Christen pünktlich erfüllt, aber sich erst hinterher erinnert, daß er dabei auch ein treuer Verwalter, ein guter Hausvater, ein achtsamer Diener hätte sein sollen. Niemand werfe deswegen einen Stein auf das Christentum. Es ist doch besser, wenn das christliche Bewußtsein wenigstens nach der Tat dem Sünder die Erkenntnis eines Fehlers erschließt, in den er — wer weiß das so genau? — vielleicht auch verfallen wäre, hätte er sich darin gefallen, die Rolle eines starken Geistes, eines unchristlichen Menschen zu spielen. Aber das ist zweifellos, daß er kein vollkommener Christ sein wird, solang er nicht gelernt hat, ein ganzer Christ und ein ganzer Mensch in einer Person und zu einer Zeit zu sein. Wenn einer nicht eben in seinem Glauben und in seiner Frömmigkeit den Antrieb sowohl als

die Kraft findet, seine Zunge zu meistern, seine Leidenschaften zu zähmen, Opfer zu bringen, pflichttreuer, liebenswürdiger, nachgiebiger und anspruchsloser zu werden, dann steht es sehr in Frage, ob nicht sein übernatürliches Leben mehr oder minder Schein sei [1].

Wir verurteilen niemand — wir werden nicht satt, das zu wiederholen — um menschlicher Schwächen willen. Wir muten niemand zu, daß er erhaben sei über jede menschliche Halbheit, Furchtsamkeit und Armseligkeit. Wir verdammen niemand, den einmal eine Übereilung fortreißt, den eine ehemals zu lang vernachlässigte Leidenschaft hundertmal anfällt, obwohl er sich Mühe gibt, sie zu unterdrücken. Wir verlangen auch keine großartigen und außergewöhnlichen Leistungen. Niemals haben wir von jemand gefordert, daß er den ganzen Tag im Gebet und in der Kirche zubringe, daß er die Bußwerke der Heiligen in ihrer ganzen Strenge nachahme. Wir sind herzlich zufrieden, wenn sich ein Lebenslauf innerhalb der alltäglichen Übungen eines Christen und der kleinen, gewöhnlichen Tugenden aller Rechtschaffenen bewegt. Wir legen sogar mehr Gewicht auf diese als auf außerordentliche Leistungen, vorausgesetzt, daß sie gediegene und wahre Tugenden sind [2].

Aber wir wissen auch, selbst auf die Gefahr hin, lästig zu werden, nicht oft und nachdrücklich genug die Mahnung, eine der wichtigsten Grundlehren des christlichen Lebens, einzuschärfen, daß der Christ danach streben muß, nicht bloß seine kirchlichen Gebote getreu zu beobachten, sondern zugleich der beste, der pflichtgetreueste, der zuverlässigste Mensch zu werden.

Was wir brauchen, das sind einfache, fromme, gerade, natürliche Charaktere, Menschen, die treu ihre Christenpflichten üben, Christen, die eben um des christlichen Geistes willen und nicht bloß aus weltlichen Rücksichten tadellose, ganze, ehren-

---

[1] Jak 1, 26. [2] Vgl. I[4], Vortrag 23.

werte, gewissenhafte, anstandsvolle Menschen sind. Mit Recht sagt ein mittelalterlicher Bischof: Mag man das auch für weltlich halten, ich jedenfalls weiß die Religion als die Seele des Ganzen nicht von den äußeren Formen des Lebens und des Umganges zu trennen; ja mir ist sogar die Übung des Anstandes eine religiöse und eine Tugendübung[1].

8. Das ist sicher keine Forderung, von der einer sagen könnte, sie sei übertrieben oder gar unmöglich zu erfüllen. Gleichwohl scheint, wenn wir die Menschen betrachten, darin eine so unüberwindliche Schwierigkeit zu liegen, daß man kühn sagen darf: jene Religion, die uns anhält und befähigt, diese Aufgabe auszuführen, habe sich dadurch allein schon als die vollkommenste erwiesen.

In der Tat nimmt unter allen Religionssystemen in diesem Stück keines mit dem katholischen auch nur den Wettstreit auf. Weit entfernt davon, eine Einigung von Natur und Übernatur zu erstreben, glauben die andern nicht einmal, daß es möglich sei, die einzelnen Kräfte des gewöhnlichen Menschen zu einem schönen Ganzen zu verbinden.

Seitdem die Reformation die heilige Ehe zwischen Natur und Gnade geschieden hat, ist allenthalben auch der natürliche Mensch aus dem Gleichgewicht gekommen. Die verschiedenen Tätigkeiten des Menschen, die bisher unter der Hut der Gnade ein einheitliches übernatürliches und natürliches Leben geführt hatten, traten nun auseinander, ja in Gegensatz zueinander, und jede, so einseitig sie auch für sich sein mochte, erhob Anspruch darauf, allein das rechte Leben zu lehren.

Dem Pietismus galt Religion nur, insofern sie dem Herzen Rechnung brachte. Ob der Geist dabei Nahrung fand, das war ihm gleichgültig. An die Stelle des übernatürlichen Lebens trat Schmachten und weichliches Seufzen, höchstens

[1] Ioann. Saresber., Polycrat. 8, 9.

unterbrochen durch Gewaltauftritte und vulkanische Ausbrüche der lange gelockten Leidenschaften.

Ihm gegenüber legte der Rationalismus, das Schreckenskind des Protestantismus, die religiöse Erhebung in ein dürres Vernunftchristentum. Trockenlegung des Herzens, Verbitterung des räsonnierenden Verstandes, nüchternste Spekulation auf den unmittelbaren Nutzen galt da für die einzig menschenwürdige Religion. Eine salbungsvolle Betrachtung über den Bau eines Schneckenhauses oder über den Wandertrieb der Vögel war jetzt weit mehr wert als hundert Klöster samt den Gebeten und Bußwerken und den Opferdiensten ihrer Bewohner zum Besten der Armen und der Kranken und der Christensklaven und der leidenden Verstorbenen.

Hier und dort nur halbe Menschen und ein zerstückeltes natürliches Leben, vom übernatürlichen Leben aber keine Spur! Ein ganzes Leben zu verlangen und den ganzen Menschen in Mitwirkung zu versetzen und ihm über alles das hinaus übernatürliche Erhebung zuzumuten, das wagte keine dieser Richtungen. Das überließen sie neidlos der alten Kirche, ja sie spotteten ihrer darob, nicht ahnend, daß sie sich selbst damit das Urteil sprachen und ihrer verachteten Gegnerin den Preis zuerkannten.

Denn in der Tat, einen schöneren Ruhm kann sie nicht beanspruchen als das Zeugnis ihrer Ankläger, daß sie allein Himmel und Erde, Natur und Gnade mit ihren Lebensvorschriften umfaßt, daß sie allein den Zweck verfolgt, Kinder Gottes und ganze Menschen in einer Person zu schaffen.

Wie wenig dieses Geheimnis außerhalb der Kirche begriffen wird, das zeigt der landläufige Einwurf gegen die Lehre vom Übernatürlichen. Wir sehen, heißt es, am Christen auch nichts weiter als einen gewöhnlichen, natürlichen Menschen. Daß er Gott dient, mag wahr sein. Allein das ändert nichts an unserer Überzeugung, daß seine Tätigkeit rein menschlich ist. Er übt seine Christenpflichten mit denselben Händen, wie alle

Weltmenschen die ihrigen; was er spricht und was er denkt, das sind eben auch menschliche Worte und menschliche Gedanken. Wo bleibt also das übernatürliche Leben?

Die Antwort darauf ist nicht schwer.

Es ist richtig, und wir rühmen uns dessen, daß jedes Werk, das der Christ im Geist des Glaubens und in der Kraft der Gnade vollbringt, von ihm durch seine *menschlichen Kräfte* zu stande gebracht wird. Insofern ist es, dem Äußerlichen nach betrachtet, ein natürliches Werk. Wenn er betet, wenn er einen Leidenden liebreich tröstet, so ist das Falten der Hände, das Beugen der Knie, das Sprechen eine Tat des Menschen. Das Werk ist also in seiner *Grundlage natürlich*.

Dennoch ist die nämliche Tat zugleich *übernatürlich*. Was treibt ihn denn, dieses Werk zu tun? Er will vielleicht mit dem Gebet nichts erbitten, er will sich nicht groß damit machen, er hat keinen natürlichen Antrieb oder Zweck dabei, er will nur Gott dienen, nur Gott die schuldige Ehre erweisen. Hunderte könnten sich nicht dazu entschließen, sie hielten es für Erniedrigung, für Torheit. Und er sieht eine Ehre, die Erfüllung einer Pflicht darin, er empfindet eine Wonne dabei, die er selber nicht versteht, er fühlt sich dazu getrieben von einer Kraft, der er sich fast unwillkürlich beugt. Es ist ihm, als sei sie unwiderstehlich, und doch kann er nicht leugnen, daß er selber frei und freudig handelt. Wie ist das zu erklären? Es ist die *Kraft* dessen, der in ihm lebt und wirkt, mit dem er so innig verbunden ist wie das Glied mit dem Leib, wie der Leib mit der Seele[1], es ist, mit einem Wort: die Gnade. Von ihr geht der Anstoß zu jedem guten Werk aus. Wir folgen ihr nur mit unserer menschlichen Tätigkeit. Deshalb sind alle unsere Taten, die wir in und mit der Gnade wirken, unsere Werke und dennoch übernatürlich.

[1] Vgl. oben 10, 4; 18, 7.

Dazu gehört freilich, soll das Werk vollkommen werden, ein zweites: daß wir es nicht aus rein natürlicher Absicht, sondern mit übernatürlicher Meinung vollbringen[1].

Das ist unter allen Lehren des Christentums jene, die der Welt am fremdesten klingt. Wer kennt nicht die häßlichen Anschuldigungen, die sie deshalb auf uns häuft? Aber gerade darum sagen wir nur um so nachdrücklicher: Die Meinung macht das Werk und gibt ihm Wert und Bedeutung, wie der Geist dem Leib sein Leben[2].

Sollte das wirklich so schwer zu fassen sein? Denken wir drei Menschen, die für ein armes Kind Almosen geben. Der eine tut es, um sich den unangenehmen Eindruck des Elends aus den Augen zu schaffen, der andere aus natürlichem Mitleid, der dritte, weil er in dem hilflosen Kleinen das göttliche Kind von Bethlehem erblickt, oder weil er sich für seine Sünden ein Werk der Genugtuung auferlegen will. Es war dreimal dieselbe Tat, und doch nie die gleiche, denn die Absicht war jedesmal anders. Der erste hat wohl kein Werk getan, das gut heißen könnte. Der zweite hat eine Handlung vollbracht, die gewiß natürlich gut ist. Der dritte hat ebenfalls das natürliche Mitleid geübt; er war sicher nicht weniger mitfühlend als der zweite. Somit ist seine Tat natürlich ebenso gut als die seines Vorgängers. Aber er hat damit eine höhere Meinung verbunden, und dadurch wurde sein Werk, obwohl es echt natürlich blieb, doch im Wesen übernatürlich. Niemand kann zweifeln, daß die natürliche Güte des Werkes

---

[1] Oben 8, 8.

[2] Vgl. August., Conf. 13, 26, 41. Greg. Mag., Moral. 28, 30. Thomas 1, 2, q. 19, a. 7 8. Vgl. dazu außer den Auslegern besonders Rainer a Pisis, Pantheologia v. intentio c. 2 (Nicolai II [1655] 618 f). Rodriguez, Übung der Vollkommenheit I 3. Faber, Alles für Jesus (Reiching) 198 ff 202 ff. Scheeben-Weiß, Herrlichkeiten der Gnade[7] 404.

durch die übernatürliche Absicht nicht im geringsten beeinträchtigt ward. Sie blieb, was sie war, ja sie wurde offenbar durch die christliche Gesinnung geläutert und vervollkommnet. Aber während das Natürliche, das echt Menschliche bestehen blieb, trat dazu eine neue Güte, die übernatürliche, die christliche.

So übt also jeder, der in der Gnade lebt und mit ihr wirkt, in ein und derselben Tat, wenn er sie aus übernatürlich guter Absicht verrichtet, ein zweifach tugendhaftes Werk, ein vollkommen menschliches und ein göttliches zugleich, und bleibt wahrhaft Mensch oder vielmehr wird es erst dadurch, daß er aufrichtiger Christ zu werden strebt.

Das übernatürliche Leben, obwohl von Gott selbst begründet und über das natürliche erhaben, hört also nicht auf, ein ungeschmälert menschliches zu sein. Nicht durch plötzliche Wunder, die uns die Arbeit ersparen, nicht durch sich allein, sondern durch unsere eigene Mitwirkung, also auf echt menschlichem Weg bei aller übernatürlichen Hilfe, und Stufe um Stufe will uns Gott zu sich emporheben. Gott und Mensch, Gnade und Freiheit müssen stets zusammenwirken[1].

Gott beginnt, der Mensch entspricht, das Übernatürliche zieht, das Natürliche läßt sich ziehen. Die Aufforderung, die Annäherung, die Kräftigung, den Abschluß übernimmt die Gnade, die Einwilligung ist Sache der Freiheit. Dem ersten Entgegenkommen Gottes muß ein Entgegenkommen des Menschen entsprechen. Alsbald folgt diesem ein zweiter Schritt der Gnade, verlangt aber auch unverweilt einen zweiten Schritt von uns. Und so ist es mit dem dritten und dem vierten bis zum letzten, immer gegenseitig.

Das ganze übernatürliche Leben, soll es ungestört verfließen und sein Ziel erreichen, muß also eine fortwährende Abwechslung, oder daß wir es besser sagen, ein ununterbrochenes

[1] Vgl. oben 5, 7; 17, 7; 19, 7.

Ineinandergreifen von Gnade und Natur sein. Jeder Mitwirkung der Freiheit mit der ersten Gnade entspricht eine neue Gnade, jeder Unterwerfung unter die frühere Eingebung eine erneute Erleuchtung. Verweigert der Mensch seine Hingabe an den Trieb der Gnade, seine Treue gegen die innere Einsprechung, so hat er die Kette unterbrochen und muß es sich selber zuschreiben, wenn sich die Gnade zurückzieht oder doch ein Erkalten und Ermatten in ihm fühlbar wird.

Tu also heute, wozu dich der Geist heute treibt, und sei überzeugt, daß er morgen mit größerer Kraft an dein Herz pochen und dich noch weiter führen wird. Und folgst du morgen mit derselben Treue, so darfst du am dritten Tag noch größerer Hilfe und endlich einer glücklichen Vollendung sicher sein.

Selig der Mann, der seine Hilfe von Gott hat. Mit ihr steigt er empor in seinem Herzen von Stufe zu Stufe, empor durch das Tränental bis hin an den Ort, der ihm als Anteil gesetzt ist, den Ort, wo die Träne in Freude, den Ort, wo Glauben in Schauen, wo Gnade in Verklärung verwandelt wird. Derselbe, der ihm das Gesetz gegeben hat, der gibt ihm auch die Gnade, und der ihm die Gnade einmal verlieh, der sorgt auch dafür, daß sie ihres Erfolges und ihres letzten Segens nicht entbehre, wenn nur er es nicht an Treue, an Gehorsam und Ausdauer fehlen läßt. So schreitet der Mensch unter sicherer Hut und kräftiger Leitung voran, von Tugend zu Tugend, bis er einstmals im Licht und Jubel Gott sich gegenüber zu schauen verdient, Gott, den er bisher in Schmerzen gesucht und im Dunkel in sich gefühlt hat[1].

9. Das sind freilich Geheimnisse. Niemand hat es mit leiblichen Augen geschaut, wie einer, der bisher tot an der Seele war, zum neuen Leben des Geistes erstand. Wir selber fühlen es zwar bis in das Mark hinein, was es um

[1] Ps 83, 6 ff.

jeden Schritt vorwärts, um jeden Fall rückwärts auf der schwierigen und gefährlichen Bahn des übernatürlichen Lebens ist, aber es ist uns unmöglich, davon einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Man kann das an sich erleben, man kann es mit dem Auge des Glaubens schauen, aber es bleibt unerklärlich.

Dennoch wäre es irrig, zu glauben, daß dieses übernatürliche Leben schlechterdings verborgen sei. Es ist zwar immerhin möglich, daß Leben in einem sei, der davon nach außen keine Beweise ablegen kann. Doch können wir uns dabei nie der Besorgnis erwehren, es möchte dem Erlöschen nahe sein. Kräftiges Leben wird nie und nimmer im Innern schlagen, ohne daß es sich äußerlich wahrnehmbar macht. So kann es wohl auch geschehen, daß übernatürliches Leben in einem Herzen wohnt, ohne daß es sich eben nach außen kundgibt. Es ist nicht einmal nötig noch gut, daß es sich immer und überall handgreiflich zeige. Es wäre lästig und unklug, wollte einer zu jeder Zeit, ob gelegen oder ungelegen, auch wo keine Veranlassung dazu vorliegt, von seinem christlichen Denken vor jedem Menschen Bekenntnis ablegen. Wir wollen also niemand verurteilen, weil wir an ihm kein Zeichen christlichen Glaubens sehen. Aber daß wir ihn mit Besorgnis betrachten, wenn er stets nur von dem inneren Kämmerlein spricht, wo er mit seinem Gott allein zusammenlebt, das können wir auch nicht verhehlen. Wo kräftiges Leben und Gesundheit herrscht, da muß es sich durch Tatkraft und Schaffensfreudigkeit nach außen kundgeben[1]. Die Werke, spricht der Herr, sagen mir, was du bist: du trägst vom Lebenden bloß den Namen, in Wahrheit aber bist du tot, denn ich erfinde deine Werke nicht als vollkommen[2]. Zeige mir durch

[1] 1 Tim 4, 15; 5, 25. 2 Kor 5, 11.
[2] Offb 3, 1 2.

die Tat, daß dein Glaube Leben hat, dann will ich an dein Leben glauben[1].

Man beruft sich freilich darauf, daß das Christentum im Herzen leben müsse. Nichts ist wahrer als dieser Satz. Im Herzen ruht das Leben. Wenn es im Herzen nicht schlägt, dann kann es sich im Werk nicht zeigen. Aber wenn es sich unfähig erweist, ein Werk zu treiben, ein Wort zu flüstern, was soll das für ein Leben sein! Wo weder Bewegung noch irgend ein Lebenszeichen, soll uns da nicht ums Leben bange werden?

Nein, in der Brust, aus der sich nie ein Laut bis zum Himmel erhebt, auf der Zunge, die stumm bleibt, wo Bekenntnis des Glaubens Pflicht wird, in den Händen, in den Knien, die längst verlernt haben, was zu einem ganzen Gebet gehört, in dem Herzen, das keines Opfers für Gott fähig ist, in den Gliedern, die sich zu jeder Übung der Frömmigkeit, der Überwindung, der Liebe unbrauchbar erzeigen, in dem Kopf, der jedem ernsten Gedanken an Gott und die ewigen Dinge ausweicht, in dem Lebenslauf, in den sich höchstens zu gewissen heiligen Zeiten eine Erinnerung an die Christenpflichten wie eine störende Unterbrechung eindrängt, da wird niemand himmlisches Leben suchen.

Was ist nun aber erforderlich, damit übernatürliches Leben bestehe, und an welchen Merkmalen ist es zu erkennen?

Die erste Vorbedingung für das Leben ist das Licht, sein erstes Kennzeichen die Wärme, seine erste Einwirkung auf die Außenwelt der Laut, die Stimme.

Die erste Bedingung also, ohne die das übernatürliche Leben eine Unmöglichkeit bleibt, ist das Licht für den Geist. Nun hat aber derselbe Gott, der einst das Licht aus der Dunkelheit aufblitzen ließ, unsere Herzen durch die Offenbarung erleuchtet und das Licht der Erkenntnis in sie strahlen lassen[2].

---

[1] Jak 2, 18. [2] 2 Kor 4, 6.

Somit ist die Annahme des Glaubens das Licht, von dem das Leben der Seele abhängt. Der Glaube zeigt uns vorerst das Ziel, das allein die Mühe des Lebens lohnt, und weist uns den Weg zu diesem Ziel, das so unermeßlich weit über uns und über die Erde hinausragt. Haben wir einstmals dieses erreicht, ist der Morgenstern aufgegangen und der Tag angebrochen[1], an dem es fernerhin keiner Leuchte bedarf, weil der Herr selber dann unser ewiges Licht sein wird und unsere Herrlichkeit[2], so wird auch der Glaube nicht mehr notwendig sein, sondern sich in Schauen verwandeln. Inzwischen muß das gemilderte Licht des Glaubens unser schwaches Leben schützen, bis wir einmal so weit gekräftigt sind, um dem Licht Gottes gewachsen zu sein, das uns jetzt noch unzugänglich ist[3].

Niemand stellt die junge Pflanze gleich ins höchste Licht. Im gedämpften Licht gedeiht das zarte Leben des Keimlings sicher und beharrlich. So hat auch Gott aus Vorsicht unser noch so gefährdetes Leben in das dämmernde Licht des Glaubens gestellt. In seiner Hut keimt das Leben, das Gott in unser Herz gepflanzt hat. Ohne das Glaubenslicht ist also übernatürliches Leben so wenig möglich, als sich irdisches Leben ohne mildes Licht entwickelt. Ein grelleres Licht als das des Glaubens würde der gemessenen Entwicklung, welche unserem Leben geziemt, nur zum Hindernis sein.

Da ist alles mit höchster Weisheit so geordnet, daß der Keim, den die Hand des göttlichen Gärtners in unsere Seele gelegt hat, zu kräftigem Leben gedeihen kann.

Wann er aber seine Lebensäußerungen beginnt, das ist leicht zu erkennen. Die Wärme ist das erste Zeichen dafür, daß das Leben zunimmt. So auch in der Seele. Wer erinnert sich nicht daran, welches Feuer uns durchdrang in jenen

---

[1] 2 Petr 1, 19. [2] Offb 21, 23; 22, 5. Is 60, 19.
[3] Vgl. August., Sermo 212, 1.

seligen ersten Zeiten, wo wir so recht den Unterschied zwischen dem Winter des Sinnenlebens und dem neuerwachten himmlischen Frühling in unserer Seele fühlten? Mit welchem Ernst haben wir damals unsere Pflichten erfüllt! Welche Glut der Andacht hat uns das Herz bewegt, sobald nur ein Gedanke an Gott, ein Hauch von ihm unser Herz streifte! Ja, wir begreifen es, sie waren zu schön, jene Erstlingswochen, als daß sie ewig so hätten bleiben sollen! Und doch ist es unser steter Schmerz, daß sie nicht geblieben sind. Mögen sie nur wenigstens nicht durch unsere Schuld vor der Zeit ein Ende genommen haben![1]

Aber sie mußten einer höheren Stufe des Lebens Platz machen. Die Mutter kann ihr Kind nicht ewig an ihrem Busen wärmen. Sie muß es, soll es kräftig werden, von sich tun und den Einflüssen der Luft und der Witterung preisgeben. Das Kind wird freilich wimmern. Aber schon das ist der Beginn einer neuen Lebenstätigkeit. Aus dem Seufzen und Rufen wird Stammeln, aus dem Stammeln Sprechen. Statt sich an fremder Wärme zu wärmen, lernt der kleine Wurm durch Schreien, durch Anklammern und Klettern mit dem Gehen zugleich Wärme aus sich selbst heraus erzeugen. So stößt auch uns Gott gleichsam von sich, indem er uns die ersten Wonnen hinwegzuckt. Aber das ist notwendig, damit unser Leben wachse. Nun lernen wir seufzen und rufen nach dem scheinbar verlorenen Gut, und damit machen wir den

---

[1] Ein besonders durch Molinos verbreiteter Irrtum im geistlichen Leben ist der, als ob an dieser fühlbaren Frömmigkeit gar nichts gelegen sei. Sie ist nicht die Andacht selbst, aber ein Erleichterungsmittel für sie und insofern hoch zu schätzen. Alvarez de Paz, De vita spirit. III, l. 2, p. 3, c. 2. Scaramelli, Myst. direct. p. 3, tr. 6, c. 3, n. 8 9. Schram, Theol. myst. § 69. Rogacci, De uno necessario 3, 30. Bernard., De circumcis. sermo 3, 10. Thomas 2, 2, q. 82, a. 4.

entscheidenden Schritt ins volle Leben. Der Laut ist die erste frei gewordene Tätigkeit des vollkommen entwickelten Lebens. So ist das Rufen zu Gott, das Gebet, der erste Beweis dafür, daß das übernatürliche Leben sich zur Selbständigkeit entwickelt hat.

Nach diesem vielversprechenden Beginn haben wir endlich Hoffnung, daß sich auch die übrigen Lebensäußerungen nach und nach einstellen werden.

Leben aber ist Bewegung und Tätigkeit, nicht eine von außen erzwungene, nicht eine in plötzlichen, kurzen Zuckungen bestehende, sondern eine wie natürlich von innen heraus sich ergebende, ruhige, beharrliche Tätigkeit.

Die Anwendung auf das geistliche Leben ergibt sich ungezwungen. Nicht gewaltsames Aufraffen zu Sonderbarkeiten, nicht der Ausbruch kurzer Begeisterung, nicht hohes Spekulieren, nicht gelehrtes Disputieren macht das übernatürliche Leben aus. In aller Trockenheit beim Gebet ausdauern, von Gott scheinbar verlassen nichts von den gewohnten Pflichten und Übungen aufgeben, ohne Anerkennung bei den Menschen, ja mißkannt, gelästert, verfolgt, ohne fühlbare Belohnung von Gott alle Werke treu tun, einzig um Gott zu gefallen, das ist mehr als Wunder verrichten und in der Zukunft lesen, das ist wahrhaftig geistiges, christliches, übernatürliches Leben.

Wenn wir einen Christen sehen, der frei und freudig als liebender Sohn, nicht als seufzender Sklave, Gott seinen Dienst leistet und jede Ausübung seiner Pflichten als Mensch und Bürger, als Gatte und Vater, als Herr und Diener mit derselben Liebe zu Gott beseelt, mit der er ihn im Auge hat, wenn er an der Vervollkommnung seiner eigenen Seele und an der Erfüllung seiner Gebetspflicht arbeitet, dann wollen wir nicht mehr fragen, wo übernatürliches Leben herrscht, dann haben wir es mit eigenen Augen geschaut. Wir haben Glauben

gesehen, der in Liebe tätig ist[1], und das ist, mit einem Wort gesagt, jenes übernatürliche Leben, um das es sich hier handelt.

Dieses Leben also, um alles zusammenzufassen, wurzelt im Glauben, keimt in der Andacht, tritt zuerst tätig im Gebet auf und vollendet sich in den Werken, den Leiden und den Opfern, die nach dem Gesetz des Glaubens im Geist der Liebe geübt werden.

10. Hier müssen wir mit dem Propheten sagen: O Israel, wie groß ist das Haus deines Gottes, wie ausgedehnt das Besitztum, das sein eigen ist! Groß und endlos, hoch und unermeßlich![2] Und dieses Haus ist dein Haus, dieses Besitztum ist dir zum ewigen Erbe bestimmt. Wahrhaftig, du kennst dich selber nicht und verstehst deine Größe nicht, wenn dir dein Leben so wertlos und dein Berufskreis so eng erscheint. Erhebe doch deine Augen und blicke um dich und dann sage selber, ob es etwas Größeres gibt als das Los, das Gott dir bereitet hat, zu leben für dich und für ihn zugleich, zu arbeiten für Zeit und für Ewigkeit, Erde und Himmel zu erwerben.

Groß und schwer ist schon die Aufgabe des gewöhnlichen Menschen. Aber was bedarf es erst, bis das übernatürliche Leben begründet, befestigt und vollendet ist! Und hätte einer Methusalems Alter, er dürfte keine Stunde versäumen, wollte er dessen Verpflichtungen alle bis zum Ende verfolgen. Und dann beginnt erst abermals ein neues, noch höheres Leben, ein Leben ohne Fehler und Täuschung, ein Leben im Licht, an der Quelle des Guten, das wahre, ewige Leben. Gegen jenes künftige Leben ist das Leben hier, und selbst das Leben des Glaubens und der Gnade, Schatten, Kampf und Furcht. Und doch ist es die Vorbereitung, und doch ist der Himmel die letzte Stufe des Weges, auf dem wir jetzt wandeln.

---

[1] Gal 5, 6. [2] Bar 3, 24 25.

Wie wir jetzt im Fleisch das natürliche und das übernatürliche Leben beginnen, so werden wir einst im Geist die Vollendung des Lebens feiern.

So hängt alles zusammen. Die Natur ist die Grundlage, die Gnade die Wiederherstellung und Erhebung der Natur, die Seligkeit die Verklärung und Vollendung von Natur und Übernatur. Das Erdenleben ist eine notdürftige Unterkunft für unsere Lebensreise, das übernatürliche Leben die beschwerliche Wanderschaft über die Wunderbrücke, die Gott mit eigener Hand von hier zum Himmel gebaut hat, das ewige Leben endlich die Besitznahme der Heimat im Vaterhaus. Das irdische Dasein gleicht der Nacht, im besten Fall der Dämmerung; das Wandeln im Glauben der tröstlichen, vielverheißenden Morgenröte; dort oben wandeln wir im Licht, das Sonne und Mond entbehrlich macht[1]. Als Menschen dürfen wir uns glücklich schätzen, wenn es uns gelingt, unter der Hand Gottes und nach Gottes Willen zu leben. Als Christen leben wir aus Gott, mit Gott, in Gott. Sind wir aber als Bürger des Reiches, als Kinder und als Vollerben Gottes zum Leben eingegangen, dann ist Gott alles in allem, dann ist Gott selbst unser Leben[2].

---

[1] Offb 21, 23. [2] Vgl. August., Sermo 297, 8.

Einundzwanzigster Vortrag.

Das Glaubensleben.

1. Der Glücklichste auf Erden ist der, der nicht weiß, wie glücklich er ist. Darum beneiden wir aufrichtig jedes katholische Kind. Es weiß fürwahr nicht, wie glücklich es aufwächst. Das Licht des Glaubens strahlt seinen Glanz auf dessen Stirn, daß jedes Auge unwillkürlich darauf hinblickt. Noch weiß das junge Herz, das unter den Fittichen der Mutterliebe in seliger Zufriedenheit lebt, wenig von dem Dorf, in dem es geboren ist, und schon schwebt es voll kindlicher Freude durch die Unendlichkeiten der überirdischen Welt, für die es wiedergeboren ist. Es spielt mit den Engeln so vertraut, wie wenn sie seine Brüder wären. Wie die Biene von Kelch zu Kelch, so fliegt das kleine Würmlein durch die Räume des Himmels, als ob es dort zu Haus wäre, und weiß jedem seiner Bewohner etwas zu erzählen oder abzufragen. Und ist es mit den Heiligen zu Ende, dann eilt es in den Schoß seiner Mutter, der Königin über Himmel und Erde. Und hat es sich endlich müde geplaudert, so legt es sich vertraulich zum Schlummer hin vor die Füße seines Vaters und Gottes, in dessen Nähe seinem reinen Herzen am wohlsten ist. Wie fühlt es sich hier heimisch! Wie gerne will es alles tun und dulden, wenn es nur einmal ewig bei ihm ruhen darf!

O der seligen Zeit, wo der Glaube im Herzen lebt und herrscht! O daß sie uns nie entschwunden wäre! O daß sie alle kennen möchten! Friede im Gewissen und Herzensseligkeit

ist alles, was das Kind in der Unbefangenheit seines Glaubens kennt. Von Streit und Trennung keine Ahnung, keine von der Zerrissenheit, die der Zweifel im Herzen schafft! Von jenen düstern Schatten, von jenen Schärfen der Bitterkeit, womit außerhalb der Kirche bereits der Konfirmationsunterricht samt seinen Unterscheidungslehren dem jugendlichen Herzen die stille Innigkeit des Glaubens trübt, erfahren unsere Kinder nichts, nicht einmal unsere Jünglinge und Jungfrauen, die das Glück haben, unter der Hut eines wahrhaft katholischen Lebens aufzuwachsen.

Man kann Seelen bei uns finden, die ihre Erziehung beendigt, ihre Studien abgeschlossen haben und eine strenge Prüfung über das, was sie zu wissen verpflichtet sind, nicht zu scheuen brauchen. Würde man sie aber fragen, wie sich die Protestanten von uns Katholiken unterscheiden, sie wären in Verlegenheit gebracht. Sie würden vielleicht sagen, daß sie nicht begreifen können, wie unsere getrennten Brüder so hart gegen sich und ihre Teuern sein mögen, die Lehre vom Reinigungsort zu leugnen. Sie würden etwa ihre Verwunderung darüber ausdrücken, wie sie sich und unserem Herrn so wenig Herz und Liebe zutrauen mögen, daß sie an unserer Liebe zu seiner gebenedeiten Mutter irre werden können. Damit wären aber wohl viele mit ihrem Wissen am Ende. Doch nein! Eines hätten sie noch gegen sie auf dem Herzen. Oder wenn sie jetzt bereits so klug geworden, daß sie darüber lächeln, jedenfalls hatten sie früher dieses Bedenken, und zwar als Hauptbedenken, gegen die Protestanten in der Seele.

Das galt uns als Kindern immer für die hauptsächlichste Unterscheidungslehre, daß die Protestanten geradeso wie die Mehrzahl der heidnischen Völker[1] den Tag mit Auszeichnung

[1] So feierten den Geburtstag die Perser (Herodot. 1, 133; 9, 110. Xenoph., Cyrop. 1, 3, 10), die Ägypter (Gn 40, 20;

feiern, an dem sie das Licht der Welt erblickten, während wir Katholiken das Fest des Heiligen begehen, unter dessen Schutz und Namen wir in der Taufe den Ruf zum Himmel empfangen haben.

2. Das war vielleicht recht kindisch von uns gedacht. Aber Kinder fühlen die Wahrheit, sie haben mit der Lüge noch zu wenig Vertrautheit gepflogen. Hier haben die Kinder wirklich, so klein der Gegenstand scheinen mag, einen Punkt herausgefunden, in dem der Unterschied zwischen dem Denken des irdisch Gesinnten und des vom Glauben durchdrungenen Geistes recht anschaulich zu Tage tritt.

Wo man sich an die Welt verliert, da feiert man den Geburtstag als Freudenfest. Wo man sich genug an ihr getäuscht hat, da legt man bei der Geburt eines Menschen Trauer an und jubelt bei seinem Tode[1]. So hat es das Heidentum in seinem Pessimismus gehalten. Das größte Unglück, sagt es, das schwerste Unrecht des Menschen sei, daß er geboren ward. Das beste sei, nicht geboren zu sein, das nächste, sobald als möglich zu sterben.

Beide Verirrungen sind dem Christentum fremd. Der Christ hat am Leben und am Tod genau so viel Freude als Schmerz[2]. Ihm ist auch das natürliche Leben ein großes Gut, für das er Gott nicht dankbar genug sein kann. Der Glaube gibt

---

vgl. Herodot. 2, 82), die Griechen (Plato, Leg. 6, 784 d. Diogen. Laert. 4, 41; 10, 18) und ganz besonders, wie allbekannt, die Römer (z. B. Plinius 10, ep. 89; Horat., Ep. 2, 2, 210), was auch der König Herodes nachahmte (Mt 14, 6).

[1] So manche thrakische Völker (Herodot. 5, 4, 2. Mela 2, 2. Valer. Max. 2, 6, 12), die Gaditaner (Philostratus, Vita Apollon. 5, 4), die pessimistischen Gymnosophisten und Brahmanen (Strabo 15, 1, 59). Mit weißen Kleidern trauerten die Frauen in Argos (Plutarch., Quaest. Rom. 26), und im späteren blasierten Rom (Plutarch. a. a. O. Statius, Sylv. 3, 3, 3).

[2] Bernard., Ep. 100.

ihm keinen Grund, sein Leben gering zu schätzen. Dennoch können wir uns nicht so ganz des Tages freuen, an dem wir es angetreten haben. Wir wissen, daß wir das Licht der Welt erblickten, beladen mit dem Mißfallen Gottes. Deshalb ist für uns das Leben ein Anlaß zu ungetrübtem Jubel erst in dem Augenblick geworden, wo uns die Gnade Gottes zur Gemeinschaft der Heiligen und zum Leben wiedergeboren hat.

So ändert sich das Urteil über die natürlichste Sache, je nachdem der Standpunkt, von dem aus sie betrachtet wird, der irdische oder der gläubige ist. Hat einer nur erst durch den Glauben gelernt, in die dunkeln Rätsel des Daseins mit der Flamme zu leuchten, die ihm dieser vom Licht Gottes leiht, so sieht er in dem kleinsten Ereignis ganz andere und höhere Dinge als zuvor, da er bloß mit dem schwachen Lämpchen seiner kurzsichtigen Vernunft an ihrer Oberfläche herumleuchtete. Schon den Eintritt in diese Zeit mißt er an dem Maßstab der Ewigkeit. Und was immer, klein oder groß, in dieser Welt vor ihn tritt, das wird bei ihm gewogen nach dem Gewicht des Heiligtums, das dem Kleinsten einen ewigen Wert und dem Größten doch nur eine bescheidene Geltung zuwägt.

In diesem Stück hat der Geist des Glaubens eine große Aufgabe zu erfüllen, denn die Urteile und Anschauungen der Menschen sind sehr seicht. Man macht selbst in Fragen, die ins Gebiet des rein natürlichen Wissens gehören, Erfahrungen, die uns darüber staunen lassen, wie eng mitunter der Gesichtskreis von Gebildeten, ja von Gelehrten ist. Man kann einen Forscher treffen, für den die ganze Welt aus dem einzigen Städtlein besteht, dessen Geschichte er seit dreißig Jahren bearbeitet. Außerhalb dieses Ortes ist ihm das Leben wie mit Brettern verschlagen. Ein Bierkrawall, ein Kindtaufschmaus, der in diesem Krähwinkel vor hundert Jahren die Spießbürger beschäftigte, ist für ihn weit wichtiger als die Zerstörung von Jerusalem oder die Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek.

Astronomie, Natur- und Sprachwissenschaften, kurz, jedes Wissen, das nicht in seinem Kreis liegt, ist für ihn nicht vorhanden; Theologie und gar Aszetik betrachtet er mit einem Gefühl, das aus Verachtung, Grauen und Mitleid gemischt ist; er kann nicht begreifen, wie sich ein vernünftiger Mensch auf solche Kindereien einlassen mag.

Man lacht über ihn und schilt ihn einen Pedanten. Aber ist dieser Professor etwa der einzige seiner Art, daß ihr seiner spottet? Wie viele berühmte Namen könnte man nennen, die alle nur eine andere Gestalt dieses Pedanten sind! Sie sehen nur, woran sie mit der Stirne stoßen. Sie empfinden nur, was sie berührt. Steht eine Kleinigkeit um eine Linie über die Schablone hinaus, die sie eingelernt oder ausgedacht haben, so dreht sich's in ihrem Kopf herum, als hätte ein Erdbeben alles verrückt.

Ist der menschliche Geist schon so kurzsichtig in Dingen, die dieser Welt angehören, wie erst in Fragen, bei denen nur der Glaube Kraft und Licht bietet!

Welch ein Unterschied, wenn wir die großen Geister der Welt mit den kleinen Geistern des Glaubens vergleichen! Wir brauchen dazu nicht außerordentliche Ereignisse oder heroische Taten abzuwarten. Gerade im Kleinen gibt sich der Mensch, wie er ist, und im Gewöhnlichen verrät er sein wahres Wesen.

Da ist etwa ein kleiner Brand in der Küche oder im Zimmer der Magd ausgebrochen. Es geschah ohne ihre Schuld. Die Schuld trug vielmehr der Herr, ein angesehener, feingebildeter Mann, durch seine übel angebrachte Knauserei. Der Schaden, der ihm dadurch erwuchs, ist nicht der Rede wert. Dennoch hat er Kopf und Selbstbeherrschung vollständig verloren. Schon sind drei Tage über den Schrecken vergangen. Aber noch immer tobt er, als wäre er von Sinnen, und droht der Magd mit Polizei und Schadenersatz und Dienstentlassung. Das arme Mädchen aber hat alles eingebüßt, was

es auf Erden besaß, seine Kleider, seine Ersparnisse, das Erbe seiner Eltern, nur eines nicht, sich selber! Es braucht in allem Schelten und Verlust nicht mühselig und künstlich nach Trost und Halt zu ringen. Es hat seine Stütze in sich, in seinem Glauben an Gottes Vorsehung. Der Glaube lehrt es, daß das Unheil sicher nicht erfolgt wäre, hätte nicht Gott es zugelassen. Der Glaube beruhigt es mit der Gewißheit, daß Gott seine Absichten erreicht habe. Und wenn Gott seine Zwecke erreicht, dann ist sein Kind in allem Schmerz sicher, daß es die seinen auch nicht verfehlen werde. Da haben wir einen Gegensatz, wie er hundertmal wiederkehrt, den Gegensatz zwischen dem Geist der Welt und dem Geist des Glaubens.

Oder denken wir uns, um denselben Gegenstand von einer andern Seite zu betrachten, den Führer einer großen Partei, von dem alle Wochen die Zeitungen in fremden Ländern wie in der Heimat sprechen, einen Gelehrten ersten Ranges, eine europäische Autorität auf dem Gebiet der Statistik. Er weiß alles, was unter der Sonne in Polizeiberichten und Reisewerken und statistischen Tabellen zu finden ist. Aber was man nicht zählen und nicht wägen kann, das ist für ihn nicht vorhanden. Überhaupt interessieren ihn Dinge, die nicht in sein Fach einschlagen, weniger als den Landmann irgend ein den Astronomen verloren gegangener Komet. Zu seinen Füßen aber spielt in der harmlosen Unschuld des gläubigen Jugendalters das kleinste seiner Kinder. Von den Wissenschaften, die dem Vater so manche schlaflose Nacht bereiten, hat es freilich keine Ahnung. Aber seine Gedanken reichen unermeßlich weiter als die des gelehrten Vaters. Mit größerer Liebe denkt es an die armen Heidenkinder in China und Japan drüben als an seine schönen Puppen. Wenn es zu beten beginnt, hat es fast so viele Anliegen als ein Ordensmann, dem alle Welt ihre Nöten aufs Herz gebunden hat. Und ist es erst ein paar Jahre älter geworden, dann weiß es oft kaum,

wo anfangen beim Gebet und wo endigen, so viele Interessen sind seine eigenen geworden. Die in der Finsternis des Unglaubens schmachten, die von den Fesseln der Sünde Gebundenen, die mit dem Tod ringen, die Fürsten und die Völker, die Glaubensboten und die Verteidiger der Kirche, sie alle stehen seinem Herzen so nahe als es sich selber. Die Leiden derer, die von der Erde geschieden sind, ehe sie ihre Läuterung zu Ende gebracht haben, gehen ihm tiefer zu Herzen als seine eigenen kleinen Schmerzen. Mit Freuden duldet und opfert es, um ihnen seine Liebe zu erzeigen. Mit all den großen Helden des Opfers und der Tatkraft, mit all den schönen Seelen, die seit Jahrtausenden die Erde durch Tugenden geziert haben, steht es in so innigem Verkehr wie mit der geliebten Mutter. Es weiß nichts von Schranken der Zeit, nichts von der Enge des Ortes, es lebt und fühlt mit der Ewigkeit. Das ist der Gesichtskreis, den ihm der Glaube in seiner Kindheit schon erschloß und der sich ihm mit den Jahren, solange sein Glaube lebendig bleibt, mehr und mehr erweitert, weit voran seiner natürlichen Begabung und Entwicklung.

Wie Gott von der Höhe seines Thrones herab mit einem Blick die Verkettung und den Verlauf der Dinge überblickt, die dem irdisch denkenden Menschen gleich ragenden Gebirgen und unabsehbaren Meeren jede Umsicht rauben, beinahe so *umfaßt* auch das Auge des Glaubens den Gang und die Bedeutung der Ereignisse.

Schon mancher wird zu seiner Beschämung die Entdeckung gemacht haben, wie *sicher* schlichte Leute einer Sache auf den Grund sehen, die er nach angestrengtem Studieren weniger zu erklären wußte als je. Er konnte sich kaum vor Überraschung fassen, daß es so kam, und sie wußten es im voraus. Sie ließen sich nicht täuschen durch Jubel oder durch Mißachtung. Sie kannten ganz genau, wieviel die Sache wert war und welchen Ausgang sie finden werde. Und bald mußte er ihnen

recht geben und gestehen, daß sein Verstand und seine Gelehrsamkeit ihm nicht das Licht reichte, selbst nicht in natürlichen Dingen, das ihnen ihr Glaube lieh. Indem sie sich gläubig zu Gott erheben, schauen sie die Dinge von Gott aus, von der Höhe her, um nicht zu sagen, im Licht Gottes.

Das ist der Lohn des Glaubens: eine Höhe, Tiefe und Weite des Blickes, eine Sicherheit und Leichtigkeit im Durchdringen, eine Klarheit und Richtigkeit der Auffassung, wie sie kein natürliches Wissen gibt. Was der Glaube verleiht, ist allerdings nicht Gelehrsamkeit, nicht Wissenschaft, wohl aber etwas unendlich Höheres: Weisheit, und zwar göttliche Weisheit[1].

3. Wie aber der Mensch urteilt und denkt, also handelt er regelmäßig. Eine wahrhaft erhabene Denkweise muß ein großes Herz erzeugen; ein enger Gesichtskreis dagegen engt immer auch das Herz ein. Noch öfter freilich stammt umgekehrt die Enge des Blickes aus der Enge des Herzens.

Das ist der eigentliche Grund, warum so viele Menschen so kurzsichtig, so zaghaft, so glaubensschwach sind, sobald es sich darum handelt, etwas zu ertragen, zu opfern, zu verschmerzen, für Gott und ihr Seelenheil eine unbedeutende Tat zu wagen. Sollen wir denn wirklich annehmen, daß sie das Bessere nicht einsehen? Sind sie im Ernst nicht fähig, sich für das Edlere zu begeistern? Glauben sie, Gott könne zu viel von ihnen fordern? Fürchten sie, er werde ihnen wieder nehmen, was er ihnen gegeben hat? Weder das eine noch das andere. Da handelt es sich nicht um das Einsehen, sondern um den Mut. Nicht am Kopf liegt es, wohl aber am Herzen. Das Herz ist es, was den Menschen so eng und so klein macht. Vom Herzen muß es also auch kommen, soll er sich groß und erhaben zeigen.

---

[1] Vgl. Thomas 1, 2, q. 57, a. 2 5 6; q. 66, a. 5; 2, 2, q. 19, a. 7; q. 45, a. 1 ad 3; a. 6 ad 3.

Wollen wir damit sagen, er solle sich einfach über jede Schwierigkeit hinwegsetzen, als wenn sie nicht bestünde?

Solche Reden überlassen wir den Stoikern. Nein, die Opfer, die das Leben fordert, sind viel und groß und schmerzlich. Nein, es ist kein Spaß, zu leben. Das Leben ist ernst, mitunter furchtbar ernst. Es gehört Mut dazu, es ruhig bis zum Ende zu ertragen und all seine Bitterkeit bis zur Hefe zu leeren. Wer das über sich bringt ohne Verzagen, ohne Murren, der ist ein Held und größerer Ehre als ein Held, der Ehre des Martyrtums wert. Ein geduldiger Mann ist mehr als ein tapferer, und wer sich selber bemeistert, besser als einer, der Städte erobert [1]. Verwegene Männer, die blind voranstürmen, wenn sie vom rauschenden Sturm mitgerissen werden, solche gibt es allenthalben. Helden, die mit offenen Augen im Feuer stehen bleiben, ohne vorwärts zu können, ohne rückwärts zu weichen, auch dann, wenn keine Hilfe naht, wenn keine Ehre winkt, solche sind selten zu finden.

Ob die Welt — die Welt ohne Gott — seit Anbeginn bis zur Stunde viele hervorgebracht hat, die in unbeachtetem Leid ihr Leben zu verzehren, in markdurchdringender Schande auszuharren, die Verfolgung und Verkennung zu ertragen vermochten ohne Selbstverteidigung, ohne Wiedervergeltung, nicht aus Prahlerei noch in stolzer Verachtung des Feindes, sondern in bescheidener Ruhe, in demütiger Bußgesinnung, in milder Schonung des Gegners, das überlassen wir ihr zur Entscheidung.

Wenn es ihr aber nicht gelingt, jenem Ausfluß von Feigheit ein Ende zu machen, womit sie sich in allen Zeiten, den alten wie den neuen, entehrt hat — wir meinen die Schmach des grundsätzlich geübten Selbstmordes —, dann wird sie gut daran tun, dieser Frage auszuweichen. Solang aller Helden-

[1] Spr 16, 32.

mut römischer und indianischer Krieger, solang alle Bildung griechischer und moderner Lebemänner, solang aller Stolz der stoischen Philosophie immer wieder dahin ausläuft, daß man bei einer ernsten Prüfung feige das Feld des Lebens räumt, so lange behaupten wir, daß die Welt nicht einmal die Kraft besitzt, das Leben zu ertragen, geschweige es würdig zu führen.

Der Glaube aber flößt seinen Anhängern hierzu nicht bloß Kraft, sondern sogar Freudigkeit ein.

Damit allein schon hat er seine Überlegenheit über die Welt und seine Übernatürlichkeit erwiesen.

Zu diesem Zweck legt Gott seinen Dienern so manche ausgesuchte Prüfung auf, und er macht sie nicht unempfindlich gegen den Schmerz, sondern läßt sie diesen eher noch tiefer fühlen, um ihnen und der Welt zu zeigen, daß, wenn sie schließlich doch siegen, nicht ihre, sondern seine Kraft es ist, der sie den Sieg verdanken.

Ein solches Beispiel haben wir an Adele von Blois und ihrem Gemahl Stephan. Hochherzig hatte dieser das Kreuz genommen, um mit Gottfried von Bouillon das Gelobte Land zu gewinnen. Aber die Liebe zu der, von der er mehr Liebe erfahren hatte als von der ganzen Welt, trieb ihn wieder heim, noch ehe von den Zinnen Jerusalems das heilige Kreuz erglänzte. Sie wußte aber zu wohl, welches Opfer sie beide gebracht hatten, als daß sie es nochmals hätte preisgeben mögen. Ohne ihn an ihr Herz zu drücken, sandte sie ihn zurück. Und er erwies sich ihrer Herzensgröße würdig. Er kehrte um, zog von neuem sein Schwert und fand den ruhmvollsten Heldentod, den Tod für den Glauben Christi[1]. Hier heißt es buchstäblich: Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, nämlich euer Glaube[2].

---

[1] Ivo Carnot., Ep. 86 (Migne CLXII 455).

[2] 1 Jo 5, 4.

In Kraft dieses Glaubens opferten und litten die Heiligen, was ihnen Gott aufbürdete, ja sie legten sich selber freiwillige Leiden auf, um Christo ähnlicher zu werden. In dieser Kraft spottete Laurentius der Peiniger und sagte Tiburtius, daß ihm die glühenden Kohlen wie blühende Rosen vorkämen. In dieser Kraft frohlockte Andreas, als er zum Kreuz geschleppt wurde: O liebes Kreuz, wie lange habe ich mich nach dir gesehnt! Nun bist du da. Nun mach mich meinem Meister ähnlich. In dieser Kraft wies Katharina von Siena die goldene Krone zurück und nahm die Dornenkrone und drückte sie auf ihr Haupt. Sie alle hatten den Geist Jesu Christi im Glauben empfangen, den Geist dessen, der die ihm zustehende Freude von sich wies und dafür das Kreuz erduldete und die Schmach für nichts erachtete[1]. Darum fanden sie keine Schwierigkeit darin, das Wort des Apostels nachzusprechen[2]: Wir rühmen uns sogar der Trübsal. Darum dachten sie alle, was der hl. Bernhard sagt: Es ist mir lieb, Trübsal zu leiden, o Herr, wenn nur du bei mir bist, lieber als zu herrschen ohne dich, lieber als an einem Tisch zu sitzen, an welchem du nicht sitzest, lieber als eine Ehre zu genießen, von welcher du nichts weißt[3].

Hier haben wir die erste Frucht des Glaubens, eine Begeisterung des Herzens, die der Welt oft wie Fanatismus, ja wie Wahnsinn erscheinen will. Aus dem Glauben kommt jener Trieb, der uns zwingt, selbst wo uns Schmach und Schande gewiß ist, dennoch ohne Rücksicht auf uns Gottes Partei zu ergreifen. Der Glaube ist es, der uns auf jene Seite treibt, wo Gottes Ehre und Majestät am meisten betont wird, auch wenn wir dort recht vereinsamt stehen. Der Glaube ist jene Weisheit, die uns zu Toren vor der Welt macht, zu

[1] Hebr 12, 2. [2] Röm 5, 2.
[3] Bernard., In Psalm. 90, sermo 17, 4.

Toren, die hoffen gegen Hoffnung, die lieben ohne Erwiderung, die alles Übel gering achten, wenn sie nur ein einziges Mal den kleinsten Ausbruch des einzigen Übels, das wir kennen, der Sünde, dadurch verhüten können. Im Glauben werden die schwersten Pflichten zu heiligen Rechten und Ehrenvorzügen, wird Buße zum Trost, wird Leiden zum Jubel. Der Glaube zwingt uns, daß wir den Spottmantel des Herrn um unsere Schultern so freudig pressen, als hätte uns Christus sein Siegesgewand abgetreten. Der Glaube gibt uns Kraft, daß wir den Gallenbecher, den unser Erlöser an seine Lippen gesetzt hat, von ihm als Gunsterweis erbitten. Wer es schmerzlich mit uns empfindet, daß Ideal und Begeisterung aus dem Leben entschwunden sind, der lerne wieder im Glauben leben, und dieser Schaden wenigstens ist bald wieder geheilt.

4. Aber Begeisterung und hohe Ideale währen selten lange und bringen wenig Frucht, wenn sie nicht den Willen läutern und in ihm einen ausdauernden Nachhalt zu ihrer Unterstützung wecken. Dafür haben wir die sprechendsten Beispiele an allen Bewegungen, die von menschlicher Weisheit und Phantasie eingegeben worden sind, zumal jenen, die sich auf das sittliche und religiöse Leben geworfen haben. An wilder Begeisterung hat es dem Islam nicht gefehlt, und vielleicht haben ihn die mittelalterlichen Ketzer und die Hussiten, jedenfalls die Schüler der französischen Aufklärung in der großen Revolution darin noch übertroffen. Aber haben alle diese Ausbrüche vulkanischer Leidenschaft auch nur einen Menschen sittlich besser gemacht? Haben wir nicht Beispiele genug, daß man trotz hohen idealen Schwunges sittlich gemein, bis zur Verächtlichkeit feige und schwach sein kann? Sind die Glanzzeiten der griechischen Kultur, des Humanismus und der Renaissance nicht Beweise dafür zur Genüge?

Auch hier ist es abermals und einzig der Glaube, der die gestellte Aufgabe löst. Er, und nur er, hat Ideale für den

Geist, Feuer für das Herz und Stärke für den Willen zugleich. Worauf er aber zuletzt stets und am meisten hinarbeitet, das ist die Tätigkeit des Willens.

Das hat er zum Beispiel in den Kreuzzügen bewiesen. Sie bedeuten die Zeit der edelsten Glaubensbegeisterung, aber auch eine Zeit des schönsten künstlerischen Aufschwungs, der höchsten Blüte für alle poetischen Ideale, der reinsten Frömmigkeit und Religiosität und insbesondere einer staunenswerten ritterlichen Opfer- und Tatkraft.

Hätte der Glaube diese einzige Erscheinung hervorgerufen, sie würde genügen, um zu beweisen, daß er dem Willen eine Spannkraft einflößt, welche der gewöhnliche Menschenverstand nicht erfaßt, die er höchstens aus Neid und im Gefühl seiner Unzulänglichkeit bemängeln kann.

Indes wir erblicken hierin nicht einmal den Beweis seiner größten Stärke. Weit glänzendere Zeugnisse bieten das christliche Martyrtum, das blutige wie das unblutige, und das Missionswesen. Die ritterlichen Glaubenskämpfe währten einige Jahrhunderte, Märtyrer und Missionäre aber hat der Glaube immer gezeugt und zeugt sie noch, ja, Gott sei es gedankt, noch immer in reichlicher Anzahl.

Das ist noch lange nicht der höchste Mut, daß sich ein Ritter in eisernem Kleid mit Speer und Kolben auf die Feinde stürzt, sei es um zu fallen, sei es um den edelsten Siegespreis zu erringen. Aber wenn ein starker Mann, wenn eine edle Jungfrau um einer heiligen Überzeugung, um der Tugend willen ihre Freiheit, ihr Leben opfern, ohne zu fliehen, obwohl sie es vermöchten, ohne zu klagen, obgleich sie wissen, daß es nur der Haß eines niederträchtigen Angebers, die Leidenschaft eines verächtlichen Wüstlings ist, was sie den Verfolgern ausliefert, was ihnen den Schutz der für alle, nur nicht für sie geltenden Gesetze, der niemand außer ihnen verweigerten Menschlichkeit entzieht, so ist das eine Heldenkraft, von der

wir ohne Bedenken sagen, daß die Welt gar nicht fähig ist, ihre Größe zu würdigen.

Und wenn ein begabter, hochherziger Mann, den jeder als fähig kennt, einen wichtigen Platz auszufüllen, sich bloß deshalb sein Leben lang zurückgesetzt und samt den Seinigen der Not preisgegeben, bloß deshalb Unfähige, Unwürdige, Unmännliche statt seiner emporgehoben sieht, weil er aus seinem Glauben kein Hehl macht, und wenn ein edler Charakter sich den Spott der Buben gefallen lassen muß einzig dafür, daß er seinem Herrn und Gott die geschworene Treue nicht brechen will, so ist auch dies ein Martyrtum, unblutig zwar, aber feurig, und länger, demütigender, bitterer, als wenn ein kurzer Löwenbiß der Not des Lebens ein Ende machte, und ein Ruhm für die Kraft des Glaubens, den uns die Welt gewiß ewig nicht streitig machen wird.

Wer endlich die Opfer und die Leiden unserer Missionäre erwägt, der dürfte dem Glauben das Zugeständnis machen, daß er an ihnen kaum einen geringeren Beweis seiner Macht erbracht hat. Das ist nichts so Großes, wenn der lockende Ruhm der Entdeckung oder der Reiz des Gewinnes einen auf kurze Zeit in fremde Länder treibt. Aber alles verlassen, was dem Menschen teuer ist, Vaterland, Bildung, gewohnte Sitten, Freunde, Familie, Sprache, um verwilderten Menschen Wohltaten zu erweisen, für die sie keinen Sinn haben, mit der Aussicht, ein Leben voll der demütigendsten, mühevollsten Arbeiten und Entbehrungen schließlich fruchtlos vergeudet zu sehen, und das ohne alle Anerkennung, ohne Lohn und Ruhm, das ist eine Tat, die den meisten unerschwinglich, ja töricht erscheinen muß. Und gewiß ist sie das für gewöhnliche menschliche Kraft. Nur der Glaube kann solchen Heldengeist verleihen.

Übrigens verdient sich der Glaube diesen Ruhm in gewissem Sinn an jedem Christen, in dem er lebendig wirkt. Wir alle, die wir von Christus in Dienst und Treue genommen

sind, haben eine Aufgabe von ähnlicher Art und Schwierigkeit vor uns. Und Dank sei der Gnade Gottes gesagt, daß es noch zu keiner Zeit an solchen gefehlt hat, die ihr gerecht wurden. Kein Missionär hat sich noch eingeschifft in ein Land, das so weit entlegen, so unbekannt, dessen Erreichung so unsicher wäre als das Land, nach dem wir im Glauben steuern. Von dort ist noch keiner zurückgekommen, der uns sagen könnte, wie es drüben aussieht. Setzen wir einmal den Fuß in das Schiff, das uns dorthin tragen soll, das Schiff, dessen Steuer der Herr dem Petrus anvertraut hat, so wissen wir, daß uns unsere Heimat in diesem Augenblick zur Fremde, die ganze Erde wie eine Stätte geworden ist, die uns nicht dulden will[1], daß wir uns unsere eigenen Hausgenossen zu Feinden gemacht haben[2]. Ob wir jedoch unser Ziel erreichen oder Schiffbruch leiden werden, darüber haben wir keine Gewißheit. Nur das fühlen wir, daß wir tausend Stürme heraufbeschworen haben. Und auch das erfahren wir bald, daß wir von allem, was uns lieb ist, gar manches preisgeben müssen, um die Fahrt im Sturm zu erleichtern. Wenn uns da der Glaube nicht hilft, so haben wir wahrhaft keinen Schutz. Da ist jeder Christ in derselben Lage wie Petrus, der erste Steuermann. Als er im Glauben wankte, fing er an zu sinken. Nur indem er sich im Glauben stärkte, fand er wieder Kraft in sich und festen Boden unter den Füßen.

5. So umfaßt der Glaube den *ganzen Menschen* mit Kopf, Herz und Willen. Mit ihm verträgt sich keine Halbheit. Was nur immer zu einem ganzen Leben gehört, Begeisterung und Idealität der Jugend, duldender Opfermut des Weibes, ausdauernde Tatkraft des Mannes, das ist in ihm eingeschlossen. Der Glaube ist es, der den Geist zum Himmel wendet, der den Menschen innerlich erneuert, der zuletzt auch das äußerliche

[1] Hebr 13, 4. [2] Mt 10, 36.

Leben umgestaltet. Aus dem Glauben lebt der Gerechte[1], aus dem Glauben ist er tätig in Liebe[2].

Begreiflich, daß der Geist Gottes, wenn er die ganze Aufgabe des Christen kurz in ein Wort zusammenfassen will, sich mit solcher Vorliebe des Wortes Glaube bedient.

Man hat freilich behauptet, damit sei nichts gesagt und nichts gebessert. Wenn das Christentum nichts weiter zu empfehlen wisse als den Glauben, so habe es sich selbst vor der Welt als eine Religion unpraktischer, trockener Verstandesspekulation gerichtet. Auf das Leben komme es an. Und wenn eine Religion nicht auf das Leben wirke, so sei sie eine Philosophie, tot und unfruchtbar wie jede, aber keine Religion, geschweige die wahre und einzige.

Wir aber sagen: Wenn eine Religion es versteht, zur Grundlage des ganzen Gebäudes einen Satz, ein Wort zu machen, wodurch alles, Denken, Wollen, Fühlen, Tat und Leben, umgebildet und erhöht wird, so hat sie ein solches Zeugnis von ihrer Meisterschaft geliefert und alle Philosophien und Religionen derart übertroffen, daß sie die sein muß, die allein dem Menschen genügt.

Das leistet aber die christliche Religion gerade, indem sie alles auf den Glauben stellt und alles durch den Glauben wirkt[3].

Der Glaube ist schon deshalb mehr als alles andere geeignet, das Fundament eines so umfangreichen Gebäudes zu werden, weil er so vielerlei in sich beschließt.

Vorerst besagt der Glaube dreierlei. Etwas anderes ist glauben, daß Gott ist, etwas anderes Gott Glauben schenken, etwas anderes an Gott glauben[4].

---

[1] Hebr 10, 38. Gal 3, 11. [2] Gal 5, 6.

[3] Vgl. oben 3, 8.

[4] Thomas 2, 2, q. 2, a. 3. Credere Deum, Deo, in Deum. Paschas., De Spir. Sancto l. 1, praef. Remig., In Psalm. 77, 8.

Glauben, daß Gott ist, heißt nur seiner Vernunft den folgerichtigen Gebrauch ihrer Tätigkeit nicht verbieten. Das ist kein Verdienst. Dafür wird niemand Lohn verlangen, daß er seinen Verstand gebraucht. Selbst unter den Verlorenen ist keiner, der nicht wenigstens so viel glaubte, wenn auch nur mit Zittern[1]. Beinahe möchte man sagen, selbst das Tier ahne und bekenne, daß es einen Gott gibt.

Diese Art von Glauben also kann nicht genügen. Im Grund ist das nicht einmal Glaube, sondern Wissen.

Glauben heißt sich einem fremden, überlegenen Geist unterordnen. Zum Glauben gehört also eine höhere Autorität, auf deren Wort hin man eine Wahrheit zu seiner eigenen Überzeugung macht. Wer nun glaubt bloß auf das Wort eines Menschen hin, der hat nur menschlichen Glauben. Wenn aber einer Gott glaubt, d. h. einzig deshalb, weil es Gott verlangt, die Wahrheit, die jedes Truges und jeder Irrung unfähig ist, der hat göttlichen Glauben.

Gott glauben ist also offenbar etwas Höheres als das bloße Glauben, daß es einen Gott gibt. Gott glauben heißt nicht bloß glauben, daß es einen Gott gibt, sondern auch alles annehmen, was er zu glauben und zu denken gebietet, nicht weil unser Verstand es faßt, sondern weil Gott es sagt und anzunehmen befiehlt. Gott glauben heißt also ihm den eigenen Geist zum Opfer bringen und im Geist des Opfers sich jedem Wort der Offenbarung unterwerfen aus Ehrfurcht vor Gottes Wahrhaftigkeit, aus Gehorsam gegen Gottes Gebot. Es ist aber sicherlich nichts Geringes, sich selbst mit seinem ganzen Denken und Wollen Gott als Opfer zu weihen. Das aber tut der, welcher Gott glaubt. Er gibt sich selber Gott zum Opfer hin, und zwar gerade mit dem, was dem Menschen am teuersten ist, mit dem eigenen Sinn und dem eigenen Willen.

[1] Jak 2, 19.

Gleichwohl gibt es eine dritte, noch höhere Art von Glauben. Wird diese vollkommen geübt, so schließt sie geradezu die Vollkommenheit des christlichen Lebens selber ein. Sie meint man, wenn man vom Glauben an Gott spricht. Wenn ich Gottes Wort Glauben schenke, so habe ich nichts getan, wodurch ich ihn vor Menschen auszeichne, denn ich glaube auch dem Wort von Menschen. So ich aber Gott nichts weihe, was ich ihm allein und außer ihm niemand zum Opfer bringe, für was ergebe ich mich ihm? Für was täusche ich mich alsdann mit dem Irrtum, daß ich als Christ mehr tue denn als Mensch? Das tue ich aber in Wahrheit erst, wenn ich an Gott glaube. Menschen Glauben schenken ist möglich, an Menschen glauben ist Torheit. Wehe dem Menschen, der an die Menschen glaubt! Er hat sich selber an Geschöpfe hingegeben, er hat sein Leben auf Menschen gestellt, und das war eine ebenso große Unbesonnenheit als Ungerechtigkeit. Das ist etwas, was nur Gott gegenüber Recht, was aber gegen ihn heilige Pflicht ist.

An Gott glauben heißt nämlich ihn zu seinem letzten und höchsten Ziel setzen. An Gott glauben heißt sich mit seinem ganzen Leben von ihm abhängig machen, heißt mit Geist und Herz und Willen, mit dem ganzen Menschen nach ihm streben[1]. An Gott glauben heißt sich Gott ergeben mit allem, was der Mensch ist[2]. An Gott glauben ist also ein Dienst, der Gott allein geleistet werden darf[3], ist aber auch der Dienst, der

---

[1] August., In Ioann. tr. 29, 6. Vgl. oben 4, 6.

[2] August., In Psalm. 77, en. 8; In Psalm. 139, en. 1.

[3] Rufin., Expos. in Symb., n. 36 (Migne, P. L. XXI 373) und (August.,) Sermo 242, 4 (Append. V 398) verweisen darauf, daß es heißt: In Deum, in Spir. Sanct., aber bloß ecclesiam, ohne in. In der Tat beobachten die meisten abendländischen symbola diesen Unterschied. So Maximus von Turin (Hom. 83; Migne, P. L. LVII 437), Cäsarius von Arles (August., Append., Sermo 244, 1; V 400), Faustus von Riez (Bäumer,

Gott allein zufriedenstellt. An Gott glauben kann niemand als der, der den christlichen Glauben hat, muß aber auch jeder, der dem christlichen Glauben Genüge leisten will. Könnte sich nur jeder Christ im vollen Sinn des Wortes rühmen, er sei von denen, die an Gott glauben![1]

6. Es ist also nichts Kleines, wenn einer von sich mit Zuversicht sagen kann, er glaube an Gott. Dennoch darf er sich selbst damit nicht zufrieden geben.

Auch der Glaube an Gott ist noch vieler Steigerungen fähig. Jede der christlichen Tugenden — und deren Zahl ist groß — umfaßt so viele Abstufungen, daß einer, der sie alle vollkommen üben will, damit nicht zu Ende kommen wird, und wenn er auch keine Stunde eines langen Lebens versäumt. So ist es auch mit dem Glauben. Es kostet Zeit und Arbeit, bis einer den Glauben an Gott hat. Jedoch auch das ist nur ein

---

Das apostolische Glaubensbekenntnis 30 f. Blume, Das apostolische Glaubensbekenntnis 171), Fulgentius von Ruspe (Bäumer a. a. O. 42), das Psalterium regis Anthelstom, d. h. Ethelstan (Bäumer a. a. O. 86. Blume a. a. O. 97), das symbolum aus dem Codex Laudianus (Bäumer a. a. O. 79. Blume a. a. O. 103 f). Die orientalischen Symbole legen auf diesen Punkt weniger Gewicht. Doch stimmt das Glaubensbekenntnis des Marcellus von Ancyra in diesem Stück durchaus mit dem römischen überein (Epist. Marcelli Ancyr. ad Iul. Papam, n. 4; Migne, P. L. VIII 918. Epiph., Haer. 72, al. 52, n. 3; Migne, P. Gr. XLII 385). Das angeblich Ambrosianische Symbol hat in ecclesiam (Mai, Script. nova Coll. VII 158a; Migne, P. L. XVII 1195b; vgl. Max. Taurin.; Migne, P. L. LVII 856b; Bruni Append. 29—34). Ganz eigenartig ist Nicetas Aquil., Explan. Symb. n. 10: Sanctam Ecclesiam Catholicam, in remissionem peccatorum, carnis resurrectionem et in vitam aeternam (Migne, P. L. LII 871. Mai a. a. O. VII 337). Petrus Chrysologus hat stets (Hom. 57 58 59 60 61) Sanctam Ecclesiam, nur einmal in Sanctam Ecclesiam (Hom. 62; Migne, P. L. LII 375).

[1] Genau Bañes und Sylvius, In 2, 2, q. 2, a. 2.

schöner Anfang, ein festes Fundament, auf dem sich sicher bauen läßt, aber noch nicht das Höchste.

Was nützt es, wenn einer den Glauben hat, er übt ihn aber nicht? Wird etwa der Glaube allein ihn selig machen?[1] Wird nicht vielmehr der, der den Willen des Herrn kennt, ihn aber nicht tut, der, der den Namen des Herrn im Mund führt, ihn aber nicht in der Tat ehrt, sich größerer Strafe würdig machen als jener, der nie etwas vom Glauben kennen gelernt hat?[2] Darum reicht es nicht einmal zum Heil hin, den Glauben an Gott im Herzen zu haben, d. h. bloß mit dem Geist die Herrschaft Gottes über uns und unsere Verpflichtung zu seinem Dienst anzuerkennen, sondern es ist unerläßlich, daß einer dieser Überzeugung im Werk Ausdruck verleihe, daß er, mit andern Worten, für den Glauben tätig sei oder den Glauben übe.

Aber noch nicht genug. Es ist schön, daß einer auf diese Weise *nach dem Glauben* lebt, aber es ist edler, wenn er *im Glauben* lebt. Wer sich nur mühsam hinter den Forderungen des Glaubens einherschleppt, der hat noch immer den Geist des Sklaven nicht ganz ausgezogen und wird es nie vermeiden, daß er stets mehr oder minder unter der Höhe der christlichen Vollkommenheit bleibt. Wer aber im Glauben lebt wie das Kind im Haus des Vaters, wie der Freie in seiner eigenen Wohnung, der fühlt nichts mehr von der Last, die auf Sklavenseelen so schmerzlich drückt, der ist heimisch geworden im Land der Lebendigen, zu welchem die weltlich Gesinnten nur mit schmerzlichem Bedauern, mit heimlichen Vorwürfen oder mit dem Unwillen der Trägheit hinaufblicken.

Wenn einer aber glaubt, damit schon an der äußersten Grenze angelangt zu sein, der hat erst noch die ganze Aufgabe des Christen nicht erfaßt. Es ist sicher etwas Großes,

---

[1] Jak 2, 14. [2] Lk 12 47. Mt 7, 21.

hat es einer so weit gebracht, daß ihm der Glaube mit seinen Forderungen zur Heimat geworden ist, worin er sich zurechtfindet wie in seinem eigenen Haus. Größer aber ist es, wenn er sein eigenes Herz dem Glauben zur Wohnung bereitet hat. Ein solcher lebt nicht mehr im Glauben, sondern der Glaube lebt in ihm, und er lebt aus dem Glauben.

Das aber ist, wie die Schrift sagt, die wahre Gerechtigkeit[1]. Jeder soll von sich sagen können: Deinen Willen zu tun, o Gott, das ist auch mein Wille, und dein Gesetz nimmt die Mitte meines Herzens ein[2]. So hat es der Prophet in der Vision von den christlichen Zeiten als Ideal geschaut: Siehe, es kommen Tage, da ich mit dem Haus Israel einen neuen Bund schließe. Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz schreiben. Dann braucht keiner mehr seinen Bruder zu lehren und zu sagen: Erkenne den Herrn, sondern alle werden mich selber kennen vom Kleinen bis zum Großen[3].

Gewiß, alle, die den Glauben in sich haben und aus dem Glauben leben. Sie brauchen nicht erst mühsam nach dem zu suchen, was Gott von ihnen wolle und wobei seine Ehre gefördert werde. Sie haben nicht lange Arbeit damit, in jedem Ereignis, ob süß, ob sauer, Gottes eigenes Werk, in jeder Tat des Nächsten eine Fügung Gottes, in jedem Geschöpf, auch dem schwerst erträglichen, Gottes Ebenbild zu finden. Sie haben nicht Not, sich mit gewaltsamen Mitteln und mit erkünstelter Feierlichkeit in Gottes Nähe zu versetzen, wenn sie zum Gebet schreiten. Sie fühlen sich Gott gegenwärtig, auch während sie an schwerer Arbeit stehen, und verlieren das Gefühl und die Übung seiner Gegenwart nicht, selbst wenn sie sich im zerstreuenden Gewühl der Menschen aufhalten müssen. Sie setzen

---

[1] Hebr 10, 38. Gal 3, 11. [2] Ps 39, 9.
[3] Jr 31, 31 ff.

beim Essen und Trinken den Gottesdienst fort und üben vielleicht im Schlaf die Liebe Gottes vollkommener als andere, die bloß nach dem Glauben leben, in den seltenen Stunden einer halben Sammlung.

Das alles ist ihnen so natürlich und geschieht so schlicht und einfältig, daß alle, die sie sehen, meinen, es müsse so sein. Es ist ihnen eben der Glaube zum Leben, das Leben zum Glauben geworden. Er ist in ihnen wie die Seele, sie leben aus ihm, wie sie aus der Lunge atmen.

So war das Leben der Heiligen. Es ist keiner unter ihnen, der nicht dieses Leben aus dem Glauben in seiner Art zu verwirklichen wenigstens bestrebt gewesen wäre. Und es hat nie so tote und so schwache Zeiten gegeben, wo der Glaube Christi nicht einigen Seelen Kraft und Mut eingeflößt hätte, mit ihm bis zu diesem höchsten Grad Ernst zu machen.

Das sind die wahren und vollkommenen Christen, die dem Glauben seine Ehre wahren, sie, die festgegründet im Glauben nicht ruhen, ehe sie die letzte Forderung und den letzten Rat erfüllt haben, womit der Glaube unsere Liebe und Großmut zu wecken sucht. Würden alle es verstehen, dieses Leben aus dem Glauben zu führen, so bedürfte der Glaube keiner weiteren Rechtfertigung vor der Welt.

7. Der Städter, der nichts gesehen hat außer der endlosen Ebene, der keine andere Luft atmet als die mit Dünsten genährten Nebel der Niederung, er begreift den Geist des Alpenbewohners nicht. Wie kann doch dieser Mann, der nichts hat als seine Hütte auf den unfruchtbaren Höhen, wie kann er so geringschätzig an den Herrlichkeiten der Hauptstadt herumsehen? Woher das Herbe in seinem Benehmen, die Zurückhaltung, um nicht zu sagen, das Mißtrauen gegen die Fremden? Es ist nicht Stolz noch Verachtung, aber es stößt den Bewohner der Stadt zurück, beinahe wie wenn es Geringschätzung gegen ihn wäre. Kaum aber hat dieser selber einmal den Fuß in

die Alpenwelt gesetzt, so hat er die Antwort gefunden. Nun weiß er, woher dieser so eigene Geist des Alpensohnes, und begreift, daß ihn nicht Stolz, sondern Gefühl für wahre Größe eingibt. Er fühlt sich nicht mehr zurückgestoßen, es erwacht etwas in seinem Herzen, was dem Neid ähnlich sieht. Und doch hat er von der Welt, in die er dort einen Blick tut, nur ein oberflächliches Bild empfangen. Hätte er sie ganz und zu jeder Jahreszeit gesehen, hätte er sich in sie hineingelebt mit ihren Erhabenheiten, aber auch mit ihren Schrecknissen, sein Neid verwandelte sich in Staunen und Bewunderung, und er vermöchte kaum noch anderswo zu leben.

Geradeso steht der Gläubige inmitten dieser Erde. Die Welt stößt sich an ihm, weil sie seinen Geist nicht faßt. Sie wird ihn auch so lange nicht fassen, als sie sein Heimatland nicht kennen gelernt hat. Die Heimat des Christen ist aber der Glaube. Seine Kenntnis findet sich nicht im Lande derer, die sich das Leben bequem machen[1]. Die Weisheit, die vom Himmel stammt, hat sich ein Land gesucht, das an Großartigkeit, aber auch an tiefem Ernst nicht seinesgleichen hat. Einem weichlichen Gemüt mag dieses Alpenland des Glaubens auf einen flüchtigen Blick hin schwärmerische Begeisterung einflößen, wenn sich vor ihm zum erstenmal die wunderbare Glut der unsichtbaren Sonne aus der Unendlichkeit herüber auf die Spitzen der Erde malt. Auf die Dauer dort wohnen und sich da heimisch fühlen, das kann nur ein Herz, welches der Abhärtung und hohen Ernstes fähig ist. Der Sohn dieses Landes aber, der echte Christ, der einmal gelernt hat, im Glauben zu wandeln und aus dem Glauben zu leben, liebt es ebenso mit seinen Gewittern wie mit seinem Alpenglühen und seinen glänzenden Gletschern. Durch Arbeit und Kampf stählt er in der reinen Luft des Glaubens seine Glieder und schärft seine Sinne.

[1] Job 28, 13.

Das kleinliche Spielen, mit dem sie in den Niederungen des weltlichen Treibens drunten die Zeit vergeuden, läßt sein Herz teilnahmlos. Und hat er einmal seinen Fuß in ein Land oder Haus gesetzt, wo nicht der Geist des Glaubens weht, so treibt ihn die Sehnsucht nach seiner Heimat, dem Lande des Glaubens, wieder fort.

Er hat recht. Nur in jener Atmosphäre, in der der Glaube lebendig herrscht, findet der, dem das Leben nach dem Glauben zur Natur geworden ist, den wahren Ernst des Lebens. Nur im Glaubensleben erfährt der Mensch fast greifbar die Majestät des Ewigen. Nirgends sieht der Geist so klar die Niedrigkeit des Irdischen, nirgends so hell den Wert des Ewigen, nirgends so deutlich, wie nahe unsere Erde dem Himmel liegt, als dort, wo der Glaube zum Leben geworden ist.

Zweiundzwanzigster Vortrag.

Das kirchliche Leben.

1. Kein Ding tritt vollendet ins Dasein. Jedes muß wachsen und sich zum Wachsen der Mittel bedienen, die seiner Natur entsprechen. Nicht einmal das Reich Gottes kam fertig vom Himmel zur Erde. Lieber wollte es alle Gefahren einer scheinbar natürlichen Entwicklung auf sich nehmen als dem Menschen und der Menschheit einen Weg der Vervollkommnung zumuten, der nicht dem menschlichen Wesen angemessen war.

Manche Dinge bedürfen vielleicht längerer Zeit, bis sie vollendet sind, keines aber ist hilfloser, keines so sehr auf fremde Hilfe angewiesen als der Mensch. Gilt das schon vom leiblichen Leben, so noch mehr von der geistigen Ausbildung des Menschen. Notwendiger als Luft und Speise ist ihm die Erziehung. Daher denn auch ihr Einfluß. Die größte Wohltat, die verantwortungsvollste Aufgabe, die nachhaltigste Einwirkung auf das Leben ist die Erziehung. Kaum kann das edelste Ringen je ganz die Schäden einer verkehrten Bildung besiegen. Eine Mutter, die ihr Kind verzieht oder unerzogen läßt, bedenkt wohl nicht, welche Kämpfe und Beschämungen sie ihm für später bereitet. Welche Fülle von Segen dagegen eine treffliche Erziehung bereitet, das würdigt vielleicht nicht einmal der, der ihrer teilhaftig geworden ist.

Die Erziehung hat überhaupt das Schicksal aller großen und wahren Güter, daß der kleine Mensch den Maßstab für sie nicht findet. Solang einer der Erziehung bedarf, fühlt

sich jeder von ihr beengt. Ist sie vollendet, so sind die meisten froh, ihren Fesseln entronnen zu sein. Selten ist einer, der faßt, welch kostbares Kapital er an ihr empfangen hat und welch reiche Zinsen sie ihm für Zeit und Ewigkeit trägt. Das sind nur die, denen die Erziehung wirklich genützt hat.

2. Die erste, die geborne Erzieherin ist aber die Mutter. Die Wohltat der mütterlichen Erziehung ist mit nichts auf Erden zu vergleichen. Stets wird jenem etwas mangeln, der nicht das Glück genoß, durch die Hand einer Mutter gerade gemacht und veredelt worden zu sein. Jede Erziehung, die Frucht erzielen will, schließt sich der mütterlichen an. In den Händen der Mütter liegt das Schicksal der Menschen und der Völker. Wer auf die Zukunft rechnet, wer die Menschen an seine Ideen ketten will, der muß die Mütter mit seinem Geist erfüllen.

Derselbe Gott, der in der Natur diese Einrichtung traf, hat aber auch für die Übernatur das gleiche Gesetz durchgeführt. Gott wußte, warum er das Menschengeschlecht, das zu gewinnen er sich so sauer hatte werden lassen, der Kirche zur Erziehung übergab, nicht dem toten Begriff einer unsichtbaren Kirche, nein, dem lebendigen Herzen einer wahren Mutter, in deren Schoß der Gescheuchte fliehen, einer sichtbaren Mutter, deren Hand der Widerspenstige fühlen, einer pflegenden Mutter, an deren Brust der Verschmachtende wieder erwarmen und Nahrung finden kann.

Erst in der Stiftung der Kirche, einer sichtbaren, tätigen, erziehenden und leitenden Kirche, hat das Werk Gottes zu unserer Erlösung seinen vollen Abschluß gefunden.

Nun ist es schwer, eine Mutter zu denken, die nicht den besten Willen haben sollte, ihr Kind zur Vollkommenheit zu erziehen. Woher dann aber so viele Mißerfolge? Der Grund davon ist nicht schwer zu finden. Am guten Willen fehlt es nicht, aber am rechten Verständnis. Den Zweck möchte man erreichen, an die richtigen Mittel denkt man nicht.

Das unerläßlichste aller Erziehungsmittel aber ist die Zucht. Gut ist ein gutes Herz, gut ist Milde und Liebe, besser rechte Belehrung, am besten ernste Zucht.

Nichts ist verkehrter in der Erziehung als befehlen, dann aber nicht auf die Ausführung des Befohlenen dringen. Wie ungerecht ist doch die Liebe, wenn sie spricht: Ich kann auch nicht immer schlagen, ich mag das Kind nicht ewig plagen. Was liegt auch gar so viel an diesen Äußerlichkeiten! Ein gutes Herz hat ja mein Engel doch! Mag sein, daß dieses Herz zur Stunde noch gut ist. Wenn aber die ganze Erziehung nur Herz und Liebe ist und nicht auch äußere Tat wird und ernst auf äußere Tat dringt, so wird dieser Engel sicher bald nicht mehr gut und kein Engel mehr sein. Das heißt nicht erziehen, sondern verziehen. Bei solchem Verfahren kann die Erziehung keinen guten Ausgang nehmen.

Der Kirche wird niemand zutrauen, daß sie die ihr übertragene Aufgabe der übernatürlichen Erziehung auf solch halbe Weise erfüllen solle. Sie hat ihr großes Amt von Gott. Ihm ist sie verantwortlich. Daß die, welche ihrer Zucht am meisten bedürfen, oftmals am lautesten über sie klagen und ihre Liebe lästig nennen, das findet jeder begreiflich. Sie verdoppelt gegen sie nur ihre Liebe wie ihren Ernst im Bewußtsein ihrer hohen Pflicht. Gerade jenen, die am schwächsten sind und sich am meisten gegen die Heilmittel wehren, muß sie diese mit dem größten Nachdruck aufdringen. Sie hat ja Menschen für die Ewigkeit zu erziehen, unerzogene, kranke Menschen. Mit einem schwachen, guten Herzen, mit ein paar milden oder auch strengen Worten diese zuchtbedürftigen Menschen heilen und erziehen wollen hieße Unmögliches oder Wunder erwarten. Solcher Irrtum liegt der Kirche fern. Gerade daß sie ihren Beruf auf menschlichem Weg, durch sinnliche Behelfe, mit irdischen Mitteln zu lösen sucht, daß sie äußerliche Gebote auf uns legt und Tat und Gehorsam von uns verlangt, das

ist ein Beweis dafür, wie genau jener, der ihr unsere Erziehung anvertraut und sie die Kunst der Erziehung gelehrt hat, wie genau er unsere Natur versteht.

3. Dieser Gedanke erinnert uns an das, was der hl. Augustin in der Geschichte seiner Verirrungen und seiner Umwandlung von dem berühmten römischen Rhetor Victorinus erzählt. Lange Zeit scheiterten alle Versuche, die der heiligmäßige und gelehrte Simplicianus, der Lehrer, Freund und Nachfolger des hl. Ambrosius, anstellte, um ihn zum Christen zu machen. Was helfen fremde Vorstellungen, was erzielt eigene Überzeugung, wo das Herz in Unordnung ist! Sein Ruhm und die begeisterte Verehrung, die ihm der hohe Adel in der Weltstadt zollte, nicht aber Gründe zum Zweifel waren die Gefahr für Victorin. Endlich kam er zu Simplician, wie Nikodemus zu Jesus, im tiefen Dunkel der Nacht. Nun, sprach er, habe ich genug studiert, ich sehe wirklich ein, daß eure Lehre die Wahrheit ist. Du darfst mir glauben, ich bin jetzt Christ. Nein, entgegnete Simplician, noch bist du kein Christ. Ich rechne dich nicht unter die Christen, solang ich dich nicht in der Kirche Christi erblicke. So, spottete Victorin, machen die Kirchenwände zum Christen? Dieses frostige Wort des Spottes war auf lange der einzige Schild, den der große Lehrer dem ehrwürdigen Diener Gottes entgegenzuhalten wußte, so oft dieser ihn bewegen wollte, ein ganzer Christ zu werden und lebendige Teilnahme am Christentum zu zeigen. Denn den wahren Grund seines Widerstrebens getraute er sich nicht zu sagen. Eigentlich fürchtete er nur die Gunst derer zu verlieren, die ihm bisher geschmeichelt hatten. Erst nach langer Zeit gewann die Gnade so viel über ihn, daß er sich seiner Schwachheit und seiner unwürdigen Rede schämte und mit seiner Überzeugung Ernst zu machen wagte[1]. Und jetzt, nach-

[1] August., Conf. 8, 2, 3—5.

dem er wahrhaft Christ geworden war, begriff er ohne langes Besinnen, daß auch die Kirchenwände zum christlichen Leben gehören.

Machen die Wände den Christen? So fragen spöttisch auch uns so manche, die nicht glauben oder gestehen wollen, daß ohne kirchliches Leben kein christliches Leben möglich ist.

Bei dieser Frage können wir in voller Gemütsruhe bleiben. Ja, ihr habt ganz recht, diese Frage an uns zu richten. Niemand kann sie besser beantworten als wir. Sind wir doch von Kindheit an in der Lehre erzogen worden, daß wir unser Herz als Tempel Gottes betrachten müssen[1], daß die bloßen Steinwände einen, der Gott nicht bei sich hat, nicht zum Christen machen[2], daß man an jedem Ort beten und reine Hände zum Himmel erheben kann und soll[3].

Dennoch stehen wir nicht an zu sagen, daß wir keinen, der die Wände der Kirche flieht, als ganzen Christen erkennen. Die Wände machen nicht den Christen, sie gehören aber zu den Kirchen, und die Kirchen gehören zur Kirche, und die Kirche ist das Christentum. Drum unterliegt es keinem Zweifel, daß es schon auch an den Wänden liegt. Man braucht die Menschen nur ein wenig zu kennen, um genügend zu wissen, daß jedenfalls jene selten die höchsten Vorbilder der Frömmigkeit sind, jene, die von ihrem Beten unter dem Dom des Himmels in Feld und Flur so viel Aufhebens machen, die den Gottesdienst im Herzen und im Geist als ihre starke Seite rühmen. Wir tun kaum einem unrecht, wenn wir behaupten, daß bei ihnen dieser Gottesdienst nicht über den Mund hinausreicht, und daß Geist und Herz davon wenig wissen. Da-

---

[1] 1 Kor 3, 19; 6, 19. 2 Kor 6, 16.

[2] Peraldus, Summa virt. et vit. 1, 5, 5, 7 (Ven. 1571, I 467). Ebrard., C. Wald. 4. Bernard. Fontis Cal., C. Wald. c. 12.

[3] 1 Tim 2, 8.

gegen getrauen wir uns zu behaupten, daß gerade jene, die das von Menschen gebaute Haus Gottes am meisten in Ehren halten, auch in dem von Gott gebauten Tempel der Natur und in der Stille ihres Kämmerleins mehr und besser beten als jene, die vorgeben, sie könnten mit Gott nur sprechen, wo sie mit ihm allein seien.

Wer wird sich auch leichter in den Gedanken hineinfinden, die ganze Erde als Heiligtum des Höchsten anzusehen, der, der kein irdisches Heiligtum anerkennt, oder der, der nur mit einem Gefühl heiligen Schauers die Orte betritt, die sich Gott durch Menschenhände geheiligt hat?

Und wahrhaftig ja, geheiligt sind sie. Wie viele sind in diese Hallen getreten, die einen aus Neugier, die andern aus noch schlimmeren Absichten, jedenfalls lag ihnen nichts ferner als der Gedanke, Gott zu ehren: da überrieselte sie ein himmlischer Frost, es drückte sie nieder zur Erde, es schob sie seitwärts in eine Ecke, sie wußten kaum, wie ihnen geschah. Und sie traten wieder auf die Straße und merkten nun erst an dem helleren Glanz der Sonne und dem leichteren Schritt ihrer Füße und dem Wonnegefühl des Herzens, daß sie über das Herz gebracht, was sie bisher für ein Ding der Unmöglichkeit erachtet hatten, daß sie im Bußgericht eine Last von der Seele gewälzt hatten, die sie seit langem zu ersticken drohte! Sie waren wie Jakob an einen heiligen Ort gekommen, ohne es zu ahnen, bis sie es nun erfuhren.

Gewiß ein heiliger Ort. Die Engel steigen dort auf und nieder und tragen die Not der Erde zum Himmel und bringen die Gnade Gottes zurück. Die Tausende frommer Beter und Büßer, die hier seit Jahrhunderten den Himmel zur Erde herabzogen, sie haben Luft und Wände mit ihren Gebeten getränkt. Daher die eigentümliche Empfindung, die uns in so mancher armseligen Kirche überfällt, mehr als oft in den größten, von Gold strahlenden Tempeln. Wir fühlen beim ersten Eintritt,

wo mehr gebetet wird, wo größere Gnaden flüssig sind, wo die Übernatur greifbarer heimisch geworden ist.

O, es ist keine Frage: die Wände machen nicht zum Christen, aber es liegt viel an den Wänden.

4. Noch mehr aber gehört das, was innerhalb der Wände geschieht, zum Wachstum und zur Vollendung des Christen.

Die Pflanze des christlichen Lebens gedeiht ebendarum nicht außerhalb der Kirchen, weil sie ohne die Luft der Kirchlichkeit nicht bestehen kann.

Den Beweis dafür liefern unsere Heiligen.

In jeder Kunst erkundigt man sich am besten um die Mittel bei denen, die es in ihr zur Meisterschaft gebracht haben. Die Meister der Vollkommenheit sind aber die Heiligen.

Nun können wir es als sicheres Kennzeichen der Heiligen und als zuverlässigen Prüfstein der wahren Diener Gottes betrachten, daß ihre Andachten, ihre Tröstungen, ihre Leiden stets im Zusammenhang mit dem Kreislauf des Kirchenjahres und dem äußeren kirchlichen Leben stehen[1]. Wer einen Blick in die Schriften der hl. Brigitta[2], Gertrud und Mechtild oder des seligen Heinrich Seuse geworfen hat, der weiß, wie enge sich ihre Gesichte und Übungen den kirchlichen Festkreisen anschließen. Maria von Oignies unterschied, selbst wenn sie nicht wußte, wie sie mit der Zeit daran war, einen heiligen Tag von einem andern an einem gewissen inneren Geschmack[3]. Erschien ihr der Herr, so sah sie ihn meist so, wie es die Festzeit mit sich brachte, zu Weihnachten an der Brust der Mutter, zu Lichtmeß auf den Armen Simeons, zur Leidenszeit in seiner Passion[4].

---

[1] Görres, Mystik II[1] 300 f.

[2] Vgl. Leben der hl. Brigitta, Mainz 1875, 160 ff.

[3] Iac. de Vitriaco, Vita B. Mariae Oigniacens. 2, 10, 89 (Boll. Iun. V 567 c, ed. Palmé).

[4] Ebd. 2, 10, 88 (Boll. Iun. V 567, ed. Palmé).

Maria Bagnesia[1], die selige Dorothea[2], Johanna von Orvieto[3] und Coleta[4] hatten selbst teil an den Schmerzen des Herrn und seiner Heiligen, wie sie der Umlauf des Jahres der Reihe nach den Gläubigen in Erinnerung bringt: sie schienen am Fest des hl. Laurentius im Feuer geläutert, an dem des hl. Petrus gekreuzigt zu sein; man sah sie am Karfreitag wie mit dem Herrn sterbend, am Himmelfahrtstag mit ihm zum Himmel schwebend. Der liebwerte Hermann Joseph wußte es kaum anders, als daß ein besonderer Festtag für ihn auch eine besondere Gnade, d. h. eine besondere Leidensheimsuchung, mit sich bringen müsse. Er pflegte deshalb scherzhaft das Wort im Mund zu führen: Hohe Feste und Schmerzen als Gäste[5]. Dasselbe erfuhr die hl. Katharina von Genua[6]. Für Joseph von Cupertino war jedes Ding, das mit der Kirche zusammenhing, selbst Glockenklang und Kirchengesang, wie ein starker Strick, der ihn unter den Augen von Hunderten aus der Welt heraus und mit unwiderstehlicher Macht zu Gott hinaufzog, so daß er sichtbar vor den Blicken von Tausenden in Verklärung durch die Lüfte schwebte[7], sobald durch seine Sinne ein Zeichen oder Wort in die Seele drang, das ihn an die Kirche und ihre Gnadenmittel erinnerte.

---

[1] Campi, Vita B. Mar. Bartol. Bagnes. 3, 21 (Boll. Mai VI, Append. 111, ed. Palmé).

[2] Ioann. Marienwerder, Vita 2. B. Doroth. 1, 28 (Boll. Oct. XIII 509).

[3] Görres, Mystik I[2] 390; II[1] 493.

[4] Stephan. Iuliac., Vita S. Coletae 14, 121 122 124 (Boll. Mart. I 566 f).

[5] Festa sunt mihi infesta. Vita S. Hermani Ios. 4, 28 (Boll. April. I 697).

[6] Vita S. Cathar. Fliscae Adurnae 8, 91 (Boll. Sept. V 171 e f, ed. Palmé).

[7] Pastrovicchio, Vita S. Ios. Cup. 3, 24 ff (Boll. Sept. V 1020).

Ein Christ, der nicht in seiner Weise etwas davon an sich trägt, verrät jedenfalls, daß der Geist der Heiligen noch nicht der seine geworden ist. Der tiefblickende hl. Philippus Neri, einer der ersten Seelenkenner, war immer geneigt zu glauben, es verrate einen bedenklichen Seelenzustand, wenn einen kirchliche Festtage nicht zu größerem religiösen Eifer erweckten[1]. Der milde hl. Franz von Sales schreibt gewiß nicht für Heilige, sondern für Menschen, die in der Welt als schlichte Christen leben wollen: gerade deshalb will er manchen nicht hoch und tief genug erscheinen. Aber auch er verlangt, daß jeder an heiligen Tagen mehr für Gott lebe, und daß einer, der auf den Namen eines wahren Christen Anspruch macht, auf den öffentlichen Gottesdienst und auf die gemeinschaftlichen Andachtsübungen mehr halte denn auf seine besondern Äußerungen der Frömmigkeit[2]. Auch der hl. Bernhard wird nicht müde[3], den Geist zu tadeln, der so gern eine eigene fromme Liebhaberei dem gemeinsamen kirchlichen Leben vorzieht. Er findet[4], daß sich darin nur zu leicht die Gesinnung des Pharisäers ausdrücke, der bei sich dachte: Ich bin nicht wie die übrigen Menschen[5]. Auf jeden Fall wissen wir, daß wir uns mit solcher Absonderung der Gefahr aussetzen, den Herrn der Kirche zu verlieren. Dieser hat uns ausdrücklich davor gewarnt, ihn ausschließlich in der Einöde draußen oder lediglich drinnen in

---

[1] Natürlich darf man, um nicht zu streng über andere und zu ängstlich über seine eigenen Erlebnisse zu urteilen, nicht übersehen, daß auch der Böse die Festtage auf seine Weise feiert, d. h. durch größere Störungen und Versuchungen; vgl. Phil. a S. Trinit., Theol. myst. p. 1, tr. 3, d. 1, a. 4 (I [1874] 364).

[2] Franz von Sales, Philothea 2, 15.

[3] Bernard., In Cant. 33, 10; In Purificat. 2, 2; In dom. 6 post Pent. 1, 3.

[4] Bernard., De gradib. superb. 14, 42.

[5] Lk 18, 11.

unserem verborgenen Kämmerlein zu suchen. Nicht als ob er nicht auch da wäre. Nur werden jene ihn nicht finden, die ihn bloß dort suchen, wo sie und er allein sind[1].

Gott gehört allen gemeinsam an, die zu seiner Familie gehören. Wer sich von seiner Familie sondert, der trennt sich auch von dem Vater, dessen Gegenwart allein die Familie zusammenhält. Wo aber auch nur zwei oder drei in seinem Namen, im Gehorsam gegen seine Anordnung und im Geist der Angehörigkeit an die Familie Gottes, die Kirche, vereint sind, dort ist er mitten unter ihnen[2]. Gut ist die Einsamkeit und nicht genug zu empfehlen. Steht sie aber nicht unter der Leitung und dem Schutz der Gemeinsamkeit, dann ist sie des Menschen Verderben[3]. Der Mensch ist geschaffen für die Gemeinsamkeit, es ist nicht gut, daß er allein sei[4]. Was er tut, losgetrennt von der Gemeinschaft derer, zu denen er gehört, das hat er für sich getan, aber nicht für den, der ihn zum Mitglied seiner Gemeinde berufen hat[5]. Unser Herr hält es mit denen, die als lebendige Glieder fest zu seinem Leib halten; denn er ist die Seele seiner Kirche. Wer sich von dieser absondert, von dem flieht das Leben[6].

Wir kennen viele, die meinen, wunder welch tiefes Wort sie sprechen, wenn sie Christentum und Kirche, Religiosität und Kirchlichkeit voneinander trennen. Sie ahnen nicht, daß sie sich damit von Christus, also auch vom Christentum trennen, denn ohne Kirche kein Weg zu Christus.

---

[1] Mt 24, 26. [2] Mt 18, 20.

[3] Basilius, Regul. fus. 7. Cassian., Collat. 18, 8; 19, 3 10 ff. Vitae Patrum 5, 10, 110. Bernard., Ep. 115. Thomas 2, 2, q. 188, a. 8.

[4] Gn 2, 18.

[5] Vgl. Bernard., In Cant. 19, 7.

[6] Vgl. Bernard., In Nativ. B. M. V. n. 17.

Es gibt kein Christentum ohne Kirche, so wenig als eine wahre Religion ohne Christentum[1]. Religion, Christentum, Kirche sind ein und dasselbe, und das einzige wahrhaft christliche Leben ist das kirchliche Leben. Täusche sich niemand und lasse sich keiner täuschen! Wer wird ein lebendiges Gefühl für den Bräutigam bei dem suchen, dem die Braut gleichgültig ist? Traut wohl jemand ein Interesse für das Haupt dem zu, der für das Wohl und Wehe des Leibes kein Mitgefühl hat? Wer also Christo dienen will, der muß auch der Kirche dienen. Weist einer die Kirche zurück, so trennt er sich von Christus.

Hält er sich aber an die Kirche, so muß er auch an ihren Übungen teilnehmen. Man sagt freilich: Aber wen machen diese kirchlichen Zeremonien und Andachten und Sakramente besser? Dienen sie Gott statt unser? Oder müssen nicht doch wir selber trotz aller Heilsmittel Gott minnen und suchen?

Ganz richtig: wir müssen Gott dienen. Aber wir müssen ihm dienen auf jene Weise, die er selber angeordnet hat. Wenn wir diese verachten, so werden wir Gott suchen und ihn nicht finden. Wir werden Gott dienen auf unsere Weise, aber nicht auf die seinige. Besser aber, wir erfüllen, wenn wir ihm einmal dienen wollen, seine Anordnungen als unsere Neigungen.

Die äußerlichen Dinge nehmen uns nicht den Dienst Gottes ab, aber sie dienen uns, daß wir Gott recht dienen. Dann allein aber dienen wir ihm recht, wenn wir ihm auf die Weise dienen, wie er es angeordnet hat.

Es ist also klar, daß wir durch den Gebrauch der kirchlichen Heilsmittel Gott dienen und sicher unser Heil wirken.

5. Das aber kann uns nicht schwer fallen, wenn wir bedenken, was wir dem Anschluß an die Kirche verdanken. In

---

[1] Oben 9, 5.

diesem Stück gehören wir alle zu denen, die nur zu gewinnen und nichts zu verlieren haben.

Jeder weiß aus Erfahrung, was er in sich selber ist. Wer glaubt, er sei etwas, der betrügt sich selbst[1]. Ist das, was er zu sein vermeint, vielleicht auch nicht barer Schein, so ist es doch von heute auf morgen und vergänglicher als das so leicht gefährdete Leben.

Nur die Werke und die Gaben Gottes kann der Mensch sein wahres Eigentum nennen, und nur sie kann ihm keine Macht nehmen, falls er sie nicht selber wegwirft. Wenn wir also glauben, daß uns Gott seinen eingebornen Sohn und mit ihm alles geschenkt hat[2], wie können wir zweifeln, daß unermeßliche Schätze unser eigen sind, sobald wir uns mit ihm in Verbindung setzen? Für wen hat der Sohn Gottes seine Tränen und sein Blut dahingegeben, wenn nicht für uns? Unser ist seine Menschheit, unser seine Armut, unser sein verborgenes Leben, unser sein Wunderwirken, sein Leiden, seine Herrlichkeit, unser alles Große, das er in den Heiligen gewirkt hat. Alles ist euer, sagt der Apostel, ob einer Paulus oder Petrus heiße, sei es Welt, Leben oder Tod, ob Gegenwart oder Zukunft, alles ist euer, denn ihr seid Christi und Christus ist Gottes[3]. Das Blut der Märtyrer, der Schweiß der Missionäre, die Bußübungen der Mönche, die Kämpfe der Jungfrauen, die Tränen der Witwen, die Beispiele, die Almosen, die Stiftungen, die Krankendienste der Gläubigen, alles ist unser. Die überfließenden Verdienste der Gerechten, die Fürbitte der Heiligen, die unermeßliche Macht der Mutter unseres Herrn, alles ist unser, denn wir sind Christi, und Christus ist Gottes.

Alles ist unser, aber nur dann, wenn wir Christi sind[4]. Christus jedoch gehören wir nur an, wenn wir als

---

[1] Gal 6, 3. [2] Röm 8, 32. [3] 1 Kor 3, 22 23. [4] Röm 8, 32.

lebendige Glieder mit seinem Leib verbunden sind. Der Weg aus den Gliedern in das Haupt und aus dem Haupt in die Glieder führt stets durch den Leib [1]. Christus, unser Haupt, ist es, der sich in seiner Kirche einen heiligen irdischen Leib gebaut [2] hat, so wahr und so lebendig, daß jeder, der zur Kirche gehört, Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein ist [3]. Er ist es, durch den der ganze Leib mit seinen verschiedenen Gliedern zur Einheit zusammengehalten wird, doch so, daß jedes einzelne Glied nach seinen Gaben zum Wachstum und zur Vollendung des Ganzen beitrage [4]. Für diesen Leib hat Paulus ergänzt, was an dem Leiden Christi noch mangelte [5]. Zum Wohl dieser ganzen Kirche und jedes ihrer Glieder tut jeder, was er nur tut. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle darunter, und wenn ein Glied etwas Rühmliches vollbringt, so kommt es allen zu gute [6].

Das alles gilt aber nur von jenen, die lebendige Glieder am Leibe Christi sind. Das Haupt denkt und will und befiehlt nur für die Glieder, die dem Leib angehören. Das Glied, das von diesem getrennt ist, empfängt von der Seele aus dem Herzen weder Nahrung noch Wärme. Nur durch die Kirche strömen die Gnaden Christi zu uns. Wer ihr nicht einverleibt ist, der ist der Gnade entzogen. Was die Adern im Leib, das sind für die Seele die Heilsmittel der Kirche. Wo sie versiegen, da ist Kraft und Leben im Schwinden.

---

[1] Die Schleiermachersche Phrase, die Protestanten suchten durch Christum die Kirche, indes die Katholiken durch die Kirche Christum suchten, enthält eine Unmöglichkeit; denn das Sichtbare sucht man nicht durch das Unsichtbare, ganz abgesehen davon, daß so Christus unter die Kirche erniedrigt und zu einem bloßen Werkzeug und Weg, um die Kirche zu finden, herabgewürdigt wird.

[2] Eph 5, 23 ff. [3] Eph 5, 30. [4] Eph 4, 16.

[5] Kol 1, 24. [6] 1 Kor 12, 26.

Unermeßliche Schätze sind es, die der Christ sein nennt. Die Kirche aber ist die Schatzkammer Christi wie des Christen. In ihr hat der Herr alle Gnaden seines Herzens, alle Verdienste seiner Menschheit, die gegenseitige Unterstützung aller derer hinterlegt, die mit ihm vereinigt leben im Himmel und auf Erden. Aus ihr empfängt jeder, was er bedarf. Ihr vertraut jeder an, was er für andere tat, Lebendige und Verstorbene.

In den ersten glühenden Tagen des Christentums hätte das Feuer der Liebe die Brüder es wie einen Schimpf fühlen lassen, wenn einer von zeitlichen Gütern etwas sein eigen genannt hätte. Das ist im Lauf der Zeit wieder anders geworden. Aber das ist der Kirche als rühmliche Auszeichnung geblieben, wodurch sie sich bis zur Stunde von allen andern Verbindungen der Menschen unterscheidet, daß wenigstens die geistigen Güter ihrer Anhänger allen wie eigen zugehören, daß alle Christen nur eine gemeinsame Schatzkammer der Gnaden anerkennen. Aus ihr entnimmt jeder, was er zum Heil nötig hat. In sie legt jeder nieder, was er verdient hat. Durch sie kommt der Überfluß des einen der Armut des andern zu gute. Durch sie erwirbt das eine Glied Christi dem andern Heil und Segen, ohne daß eines das andere kennte, ohne daß der eine erführe, was der andere ihm zugewendet hat, bis auf den Tag der großen Abrechnung. Durch die Kirche senden die Gläubigen den armen verirrten Kannibalen ihre Missionäre und Gebete und die sauer erdarbten Pfennige bis an die Grenzen der Erde zu. Durch sie senden ihnen die Neubekehrten ihren Dank zurück, indem sie, aus dem Bad der Wiedergeburt ins neue Leben emporsteigend, ihr erstes Gebet zum Vater der Erbarmung durch die Hände der Kirche ihren Wohltätern übermitteln, die indes vielleicht vom Tod ereilt, dieser Hilfe doppelt bedürfen und sie auch doppelt schätzen gelernt haben.

6. Daraus wird wohl jeder ersehen, daß die Kirchlichkeit kein Hindernis für wahre Religiosität ist. Im Gegenteil: weder Frömmigkeit noch Gottesfurcht, weder christliche noch öffentliche Sitte gedeiht, wenn der Zusammenhang mit der Kirche zerrissen ist.

In jeder Beziehung ist das kirchliche Leben die Blüte der christlichen, ja der humanen Gesinnung.

Es erzeugt vor allem gewisse gesellschaftliche Tugenden, ohne die die Menschheit nicht bestehen kann.

Ihr Reichen habt keine Ahnung davon, welche Versuchung selbst brave Leute angeht, wenn sie euch zu euern Eispartien, zu euern Konzerten und Elitebällen fahren sehen. Ihnen bleiben die Tore geschlossen, die sich euch wie von selber öffnen. Das ist ein eigenes Gefühl für die Armen, wenn sie eure müßige Pracht beobachten und dabei die Schwielen ihrer Hände betrachten, die sie so leicht besehen können, da sie trotz all ihrer Mühe die Hände stets leer und bar haben. O wenn ihr wüßtet, welche Gedanken oft das Gehirn so eines abgehärmten Mannes kreuzen! Aber wenn er euch dann wieder neben sich erblickt, in Demut auf derselben Bank kniend, auf der auch er sich als armer Sünder vor dem Diener Christi anklagt, wenn ihr so gut wie er euer Haupt zum Zeichen der Buße mit Asche bestreuen lasset, wenn er sieht, daß ihr euch nicht für zu gut erachtet, um euch aus dem Mund des Priesters von der Kanzel darüber belehren zu lassen, was allen zum Heil ist, dann ist die Versuchung wieder besiegt. Glaubt es uns aufs Wort, ihr seid nicht im stande, zu ermessen, welch rettenden Einfluß ihr auf die in Trümmer brechende Welt mit dem Beispiel der Demut, der Liebe, der Brüderlichkeit üben könnet, das ihr durch rege Teilnahme am kirchlichen Leben gebt. Wer die Weltlage kennt, der wird gestehen müssen, daß es die zeitgemäßeste aller Tugenden ist, in diesem Stück die Forderung des Glaubens zu erfüllen.

Dabei enthält das kirchliche Leben eine ganze Summe von innerlichen Tugenden, die jedem für seine Person aufs höchste notwendig sind.

Wir können nicht begreifen, wie man Kirchlichkeit als den Tod der eigenen sittlichen Arbeit verdammen kann. Das dünkt uns ebenso ungereimt, als wenn man allen, die über das Meer fahren wollen, zumuten würde, hinüberzuschwimmen, weil einmal jemand, der sich in falscher Sicherheit auf dem Schiff gehen ließ, ertrunken ist. So mag es ja auch geschehen, daß einer die Forderung der Kirchlichkeit mißdeutet und sich einredet, weil er zur Kirche halte, dürfe er sich persönliche Mühe ersparen. Aber muß man deshalb das Schiff der Kirche zerstören und um einiger willen, die es nicht zu benutzen wissen, alle dem Verderben preisgeben?

Möge sich nur jeder der Ordnung unterwerfen, die auf diesem Schiff herrscht, dann wird sich schon herausstellen, ob er nicht eben durch den Anschluß an die Kirche mehr Tugenden üben muß, als er zuvor geglaubt hat.

In Wahrheit, wenn einer Ernst macht mit dem Gehorsam gegen die Kirche und mit einem Leben nach ihrem Geist, so dürfen wir ihm schon darum allein ein tiefes und aufrichtiges Streben nach wahrer Tugend zutrauen. Der Kirche unterwirft sich keiner, ohne Buße, Demut und Gehorsam zu üben. Es will nicht eben viel heißen, daß sich einer als armen Sünder bekennt. Mehr ist es schon, weil schwerer, sich als armer Sünder zu betragen. Was aber am schwersten fällt, das ist, sich als armen Sünder behandeln zu lassen, d. h. sich dem Heilverfahren eines Menschen zu unterwerfen, der mit göttlicher Autorität dem Sünder Diät und Buße vorschreibt. Nun ist aber gerade das die Bedingung für die Umkehr zu Gott. Der Sünder hat kein Recht mehr, fürder mit Gott zu verkehren. Wenn ihm solches wieder gestattet wird, so ist es reine Gnade. Gott knüpft aber diese Gunst an den Vorbehalt, daß er sich

der Vermittlung eines bevollmächtigten Menschen bediene. Wäre der Mensch nicht gefallen, so wäre er selbst sein Priester und könnte mit Zuversicht unmittelbar zu Gott treten. Erst die Sünde hat einen Mittler zwischen ihm und Gott notwendig gemacht. Begreiflich, daß dem Menschen, der alles auf seine Selbstherrlichkeit hält, die Forderung der Kirchlichkeit so schwer zu fallen pflegt. Liegt doch in ihrer Übung ein offenes Geständnis von der eigenen Sündhaftigkeit. Aber gerade darum ist sie eine der wichtigsten Grundlagen für unsere Wiederherstellung. Denn eben das Bekenntnis der Schuld ist die Vorbedingung für die Heilung.

Kirchlichkeit ist also nichts weniger als Aufgeben der eigenen sittlichen Tätigkeit. Die Wurzel der Sündhaftigkeit, den Stolz, in sich angreifen ist doch gewiß eine Tat. Sich der Kirche unterwerfen, anerkennen, daß sie allein das Recht hat, uns zu Gott zu führen, ihre Anordnungen erfüllen trotz alles Beispiels der Verachtung, das man um sich sieht, heißt aber die feinste Art des Stolzes, den Dünkel der Selbstgenügsamkeit, unterdrücken. Darum allein schon hat die echte Kirchlichkeit so hohen sittlichen Wert.

Aber sie hat noch höheren, weil übernatürlichen Gehalt. Die Tätigkeit der Kirche ist dieselbe wie die der Gnade. Demgemäß beschränkt sie sich nicht darauf, uns nur in der Übung unserer menschlichen Tugenden einige Erleichterung zu verschaffen. Ihre Hauptaufgabe ist vielmehr, uns zur Erreichung unseres übernatürlichen Zieles zu verhelfen. Niemand hat die Fähigkeit, uns darüber auch nur zu belehren, geschweige erst die Kraft, uns mit Sicherheit auf diesem Gebiet als Führer und Stütze zu dienen, niemand als allein die Kirche. Sie hat der Herr zur Hüterin und Verwalterin seiner Offenbarungslehre bestellt, die uns allein auf diesem Weg als Leuchte dienen kann. Ihr hat er die Gnade und die Gnadenmittel anvertraut, ohne die wir nie und nimmer

im stande sind, den vorgezeichneten Weg zu gehen. Indem wir uns der Kirche anschließen, erheben wir uns also über die Blindheit und die Schwäche unserer Natur.

Daher das eigentümliche Hochgefühl, das jeder empfindet, der sich der Kirche treu ergibt. Es ist die Empfindung des Gefangenen, der sich von fester Hand aus seiner Haft über die schwindelnde Höhe des Turmes hinab ins Freie geleitet sieht, es ist der Stolz des Bergsteigers, der unter kundiger Leitung die herrliche Höhe erklimmt, es ist die Zuversicht des Kriegers, der unter Führung eines unbesiegten Feldherrn den Feldzug mitmacht. Die Hand der Kirche ist für uns der Weg zur Freiheit, zur Höhe, zum Sieg. In ihrer Schule allein lernen wir die schwere Kunst, so durch die Gefahren der Welt zu gehen, daß das Ende die Seligkeit der Kinder Gottes ist.

7. Die Kirche ist übrigens nicht bloß die Schule für den Himmel, sondern auch für dieses Leben. Das ist nicht genug, wenn man ihr bloß den Himmel überlassen will. Wen soll sie denn zum Himmel befördern als solche, die auf Erden leben? Und wie soll sie ihnen das Jenseits öffnen, wenn sie sich im Diesseits ihrer Leitung verschlossen haben?

Man möchte denken, es sollte nicht schwer halten, zu verstehen, daß heute mehr als je alles daran liegt, der Kirche die Erziehung für diese Welt zu übertragen.

Es zieht sich ein furchtbarer Riß durch das innere Leben der Mehrzahl und noch mehr durch unser öffentliches Leben. Sicher ist weniger die Böswilligkeit, die alles Göttliche von der Erde verbannt wissen will, der eigentliche Grund hiervon als vielmehr die Halbheit und die Lauheit. Das sind gewiß die wenigsten, die mit Absicht das Böse verbreiten und das Gute zerstören. Weitaus die meisten wollen das Gute wenigstens zur Hälfte und sind froh, es tun zu können, wenn sie sich im Kreis Gutgesinnter bewegen, bei denen sie durch Beispiel und Beifall dazu Aufmunterung finden. Aber sobald sie

unter der Menge leben, so heulen sie mit den Wölfen und fallen mit ihnen über die Lämmer her. Zu Hause wünschen sie christliche Diener und sehen es nicht ungerne, wenn Frau und Kind den Vorschriften des Glaubens nachwandeln. Und in der Öffentlichkeit, in sozialen und politischen Fragen, wo Schule, Erziehung und Kunst, wo Wissenschaft und Kirche verhandelt werden, suchen sie dem Christentum den Einfluß auf die Welt zu rauben.

Was soll diese unselige *Kluft*, in der die Menschheit zu versinken droht, auszufüllen im stande sein? Im Leben des Einzelnen mag die Privatfrömmigkeit noch manchen Schaden bessern. Im öffentlichen, gemeinschaftlichen Leben gibt es nur *eine* Heilung, und diese ist das kirchliche Leben. Nur wenn die getrennten Geister unter Leitung einer als göttlich anerkannten *Autorität* zusammentreten, ist es noch möglich, daß die Gesellschaft vor dem völligen Zerreißen gerettet werde.

Die Gegensätze, an denen unsere Zeit krankt, waren stets auf Erden. Sie klafften im Mittelalter nicht weniger tief als heute. Was aber dort die tiefe Lücke zwischen Rittertum und Volksleben stets wieder ausfüllte, das war das Leben nach dem Geist der Kirche. Mit ihm war alles verwachsen, Rittertum und Zunftwesen, Feste und häusliches Leben. Da wenigstens fanden sich die sonst Getrennten wieder einig. Da hatten alle, deren Interessen sich so oft feindlich gegenüberstanden, ein Gebiet, auf dem ihre Herzen zusammenschlugen. Da war wieder Gelegenheit für die Armen und Gedrückten, zu sehen, daß ihre Dränger wenigstens in dem, woran zuletzt alles liegt, sich nicht für größer und besser hielten als ihre bedrängten Brüder.

So muß es wieder werden, wenn die Gesellschaft je noch einig werden soll. Die Kirche muß wieder das Band werden, das die schreienden Gegensätze in der Welt vereint. Das kirchliche Leben muß wieder die Schule werden, in der wir lernen, die Erde zu erneuern und zur Vorhalle des Himmels zu machen.

Wie wir auf Erden menschlich und göttlich zugleich leben müssen, um einstens mit Gott zu leben, das müssen wir im kirchlichen Leben lernen.

8. Das zu lernen ist aber eine Aufgabe für das ganze Leben. Der große Irrtum der Menschheit ist der, als könnte man nach einer gewissen Reihe von genau vorgezeichneten Jahren die Erziehung für beendigt erklären. Meistens beginnt die Erziehung zu spät und wird gewöhnlich da beschlossen, wo sie erst anfangen sollte, ihre beste Wirksamkeit zu üben. Und dann trifft nur zu oft das Wort des Dichters ein:

Sohn, so der Vogel vor der Zeit
Von seinem Neste fliegen will,
Sich selber er viel leichte leiht
Den dummen Kindern hin zum Spiel[1].

Die Erziehung sollte sich fortsetzen durch das ganze Leben. Leben heißt wachsen und lernen. Es neigt sich dem Tod zu von dem Augenblick an, da einer nicht mehr zunimmt. Der ungezogene Knabe freilich kann den Augenblick nicht erwarten, wo er freigesprochen werden soll, der träge Studierende nicht die Stunde, wo er angeblich ausgelernt hat. Der Greis aber, von der Erfahrung eines Lebens belehrt, weiß, daß die Erziehung mit der Wiege beginnen und nicht vor dem Grab endigen soll. Das alles gilt aber nicht bloß von der Erziehung für irdischen Erwerb und für irdische Bildung, sondern in noch höherem Grad von der Erziehung fürs ewige Leben.

Dennoch kann sie nicht ins Unendliche fortgehen. Jede Erziehung muß ein Ende haben und mit der Mündigkeit schließen. So auch die kirchliche Erziehung. Die Kirche hat die Genugtuung, daß sie täglich eine Schar ihrer Kinder durch die Tore des Todes zum Vater hinauffenden kann mit dem

[1] Der Winsbeke 32, 1 ff (Haupt 13); vgl. 50, 9 (19); ebenso die Winsbekin 9, 5.

Zeugnis, daß sie gut erzogen, daß sie der Mündigkeit für die Ewigkeit würdig sind. Fürwahr ein Triumph, der sie für viele Bitterkeiten entschädigt. Die sind bald gezählt, die in der Welt so viel gelernt haben, um Herren ihrer selbst zu sein. Die Kirche kann sich deren nach Tausenden rühmen, die sie Gott, dem Herzensergründer, als mündig vorstellen kann, mündig im Reich der Tugend, mündig gegen sich selbst, mündig in den Augen Gottes. Das sind gerade jene, die sich hier im Leben am ausdauerndsten der kirchlichen Erziehung fügten und mit der größten Teilnahme ihrem Leben folgten.

Wahrhaftig, es ist nicht zu lange, sich ein kurzes, vergängliches Leben hindurch für das ewige Leben erziehen zu lassen.

Dreiundzwanzigster Vortrag.

Das Gebetsleben.

1. Eine der wundervollsten Wohltaten, die der Mensch aus der Hand des freigebigen Schöpfers hat, ist die Gnade der Sprache. Sie ist ein Zeichen von höherem Leben, sie ist eine Offenbarung des Geistes und darum eines der undurchdringlichsten Geheimnisse. Durch sie gießen wir die Überfülle der Empfindungen, die unser Herz zu ersticken drohen, in fremde teilnehmende Herzen aus und mildern so unsere Schmerzen und verdoppeln unsere Freuden. Durch sie bilden wir unsern Geist, durch sie geben wir Unwissenden Licht, beängstigten Herzen Trost und weisen schuldbeladenen Herzen den Weg, der zum Frieden zurückführt. Durch sie ist der Mensch wie durch eine unübersteigliche Kluft von allen Wesen geschieden, die in der Reihenfolge der Werke Gottes auch nur eine Stufe unter ihm stehen. In dem blühenden, duftenden Leben der Pflanze hat die Allmacht der göttlichen Schöpferhand, nachdem sie bereits Millionen von Welten geschaffen hatte, eine ganz neue Ordnung der Dinge zu gestalten begonnen. Aber so hoch auch die Welt, die mit dem Grashalm beginnt, über die Welt der Sonnen und Sterne emporragt, so hielt sie der Schöpfer dennoch nicht für herrlich genug, um sie mit dem Gute der Sprache zu schmücken. Er stieg von der Schöpfung der Pflanze zu neuen, höheren Taten empor, jedoch diese Gabe hielt er noch immer zurück.

Noch die glänzende, schillernde Welt der Käfer und Schmetterlinge ist zu einem stumpfen, weil stummen Leben verurteilt. Erst in dem Reich der Vögel, das die Freiheit künftiger höherer Ordnungen gleichsam als Vorboten vorausſendet, wie das Land sich dem Seefahrer von ferne durch diese gefiederten Vorzeichen ankündigt, ist die Stimme frei geworden. Aber es fehlt noch alles, daß man von Sprache reden könnte. Es ist ewig der gleiche Sang ohne Inhalt, ohne Empfindung, ohne Freiheit, ohne Abwechslung, kurz, ohne Ausdruck. Nur die höchsten Gattungen der Tiere entsenden aus der Tiefe ihrer Brust Töne, die einer Kundgebung innerer Bewegung gleichen. Sie genießen die Wohltat, Schmerz und Furcht und Verlangen durch eine Art von Stimme an den Tag legen zu können. Jedoch auch für sie ist Ächzen und Stöhnen und Heulen und Brüllen alles, wozu sie sich erheben können. Aussprache und Vortrag ist und bleibt ihnen versagt.

Es mögen also, die es glauben können, immerhin glauben, daß sich ein Maikäfer, der Millionen Jahre lang Beine und Fühler ausgestreckt habe, zum Damhirsch entwickeln werde, und daß ein Gorilla, wenn er durch eine hundert Jahrtausende dauernde Kletterarbeit seine Haare abgewetzt habe, zuletzt die Gestalt des Menschen annehmen könne. Werden sie uns aber auch glauben machen wollen, daß Milliarden von Jahren genügen, damit sich die Nachtigall den Gesang der Catalani aneigne und der Schimpanse das Sanskrit oder das Griechische lerne? In Ewigkeit erwartet kein besonnener Mensch solch ein Wunder, denn das wäre es.

Der unbewegliche Stein ist vom ewig beweglichen Vogel bei weitem nicht so sehr geschieden als der Mensch von der ganzen niederen Welt durch den einzigen Vorrang der Sprache. Nur wo eine vernünftige Seele, da auch eine Sprache[1].

---

[1] Aristot., Anima 2, 8, 9.

Sprache und Vernunft sind unzertrennlich, denn beide sind das Merkmal eines denkenden, unsterblichen Geistes. Wo die Sprache gehemmt ist, da bleibt auch die Entwicklung der Vernunft zurück. Was Geist und Denkkraft des Menschen vermag, das muß man an der Sprache beobachten. Das Studium der Sprachen, mit Geist betrieben, bleibt der sicherste Wegweiser, der uns in die geheimste Werkstätte des Geistes einführt. Den Schlüssel zu den schwierigsten Aufgaben des Denkens bietet häufig der Ausdruck, den die Sprachen geschaffen haben[1].

Die erste aller Künste, die größte aller Fertigkeiten, die nur den wenigsten gegeben scheint, ist die Fertigkeit der Rede. Keine irdische Macht ist mit der Kraft der menschlichen Stimme zu vergleichen. Hunderttausende reißt ein zündendes Wort zum Leben oder zum Tode fort. Der Sturm, den Millionen Bajonette nicht beschwichtigen können, legt sich, wenn das rechte Wort an die flammenden Herzen gedrungen ist.

Ohne Sprache gäbe es keine menschliche Gesellschaft. Ohne Sprache würden Staat und Familie zu tierischen Horden herabsinken. Ohne Sprache wäre Geschichte ein Ding der Unmöglichkeit. Ohne Sprache entbehrten wir Erziehung und Fortschritt wie die Tiere. Im Tierreich gibt es keine Entwicklung, weil keine Sprache. Selbst wenn das Tier lernen könnte, so käme das nur ihm, nicht dem Geschlecht zu gut, da ihm mit der Sprache die Fähigkeit fehlt, es andern Tieren mitzuteilen.

2. Ist die Sprache ein so wesentliches Kennzeichen des mit Vernunft begabten Geistes, das Merkmal, durch das der Schöpfer den Menschen von allen Geschöpfen unterschieden hat, das Mittel, das er ihm zur Einigung mit seinesgleichen, zur Bildung der Gesellschaft verliehen hat, so kann jene Ver-

[1] Oben 20, 2.

einigung, die Gott geschaffen hat, damit sein Geist unter den Menschen walte, damit sie ewig mit ihm leben, so kann die christliche Gesellschaft nicht ohne ihre Sprache sein.

Die Sprachenfrage ist immer entscheidend für das Leben in einem Gemeinwesen. Wo nicht die gleiche Sprache herrscht, da kann nur schwer Einheitlichkeit bestehen. Wie erst, wenn jede Sprache fehlte! Wer möchte da regieren? Wie sollte da Zusammenhalten und Bestand möglich sein?

Soll also das Reich Gottes unter den Menschen Einheit, Dauer und Leben haben, so muß eine gemeinschaftliche Sprache darin gesprochen werden. Sie muß das Erkennungszeichen, das Band für die Mitglieder dieses Reiches, das Mittel, sein, durch das sie mit ihrem Herrn in Verkehr treten.

Diese Sprache des Reiches Gottes, wir kennen sie, es ist das Gebet. Das Gebet ist die Sprache, in der sich die Kinder Gottes verstehen, denn es ist die Sprache, in der sie mit ihrem Vater verkehren.

Nie können wir besser ermessen, was das heißen will, als wenn uns jener Geist, der glaubt Gott selber einen Dienst zu tun, so er uns von der Erde hinwegräumt[1], wenn der Geist der Unduldsamkeit gegen Kirche und Gewissen uns von Haus und Eigentum, von Wasser und Feuer, aus der Heimat vertreibt. Wie todeswürdige Verbrecher irren wir unstät und flüchtig im fremden Land umher. Da erblicken wir einen Tempel Gottes. Mit herzbewegender Kraft spricht uns die Stimme der Glocke ins Herz wie ehemals, da wir noch heimisch und frei im heiligen Vaterland lebten. Eine unwiderstehliche Gewalt zieht uns zum Haus unseres Gottes. Mit jenem unaussprechlichen Gefühl von Verlassenheit und von Überfülle, von dem kein Herz weiß, solange sich ihm nicht alles auf Erden entzogen hat, treten wir dort ein. Die

[1] Jo 16, 2.

farbenprächtigen Glasgemälde sagen uns, daß hier vor Jahrhunderten der Geist des Glaubens und der Liebe glänzende Früchte zeitigte. Der feierliche Klang der Orgel dringt uns ins gramdurchfurchte Herz, und reichlicher als je in früheren, glücklicheren Tagen fließen die Tränen, wenn uns ihre Töne wie Schauer des Gerichtes erschüttern oder wie ferne Engelchöre mit dem süßen Weh der Sehnsucht nach der wahren Heimat erfüllen, wo kein Scheiden mehr ist und kein Schmerz und keine Träne. In diesem Augenblick fühlen wir uns dem Himmel näher; wir erfahren, daß die Erde mit all ihrer Macht uns eines nicht rauben kann, was mehr ist als all ihr Gut, den Frieden Gottes im Herzen. Doch der Mensch bleibt Mensch, auch wenn ihn der Himmel an sich zieht. Dürften wir uns nach so langem Wandern unter Fremden wieder sagen, daß wir uns denn doch auf der Erde nicht völlig fremd fühlen müssen, o wie glücklich wären wir! Unwillkürlich forschend lassen wir das Auge durch die Hallen schweifen. Da sind die Stühle von vorn bis zur Türe mit Scharen von Betern gefüllt. Unser Ohr vernimmt kein Wort, keiner heißt uns willkommen. Aber ein Blick hat hingereicht, um uns zu zeigen, wie sie, indes sie stille beten, voll Andacht an die Brust schlagen und die Perlen ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassen. Wir hören, wie statt ihrer aller der eine Priester am Fronaltar dem Herrn des Himmels das Opfer des Lobes und der Buße bringt. Nun wissen wir, wo wir sind. Wir kennen vielleicht die Sprache nicht, die man hier auf dem Markt spricht, und die Sitten sind uns ungewohnt. Jedoch was tut das jetzt! Man kennt doch auch hier unsern Vater und redet mit ihm in derselben Sprache, wie es bei uns zu Haus Brauch ist. Gott sei gepriesen, daß wir, von unsern Brüdern ausgestoßen, wieder unter Brüdern, daß wir, aus der Heimat verbannt, doch nicht ohne Heimat sind! In diesem Augenblick begreifen wir es, vielleicht haben wir es, solange

nicht die Not uns das Geheimnis des Gebetes erschloß, nie so ganz begriffen, wie das Gebet das einzige und so einfache Mittel ist, um die Menschen, die sich seit dem Turmbau nicht mehr verständigen können, zur Einigung des Geistes, zur Brüderlichkeit der Herzen zu führen.

In Wahrheit, es muß einer Augenblicke erlebt haben, wo die Erde unter den Füßen wankte, wo sich einem alles entzog, worauf er sich hier gestützt hat, um es würdigen zu können, wie wahr es ist, daß das Gebet die Himmelsleiter bildet, auf der die Menschen von der Erde zum Himmel, auf der die Boten des Trostes von Gott zu uns herniedersteigen. Dann dämmert einem eine Ahnung davon, welche Kraft im Gebet liegt, wenn schon der flüchtige Hauch einer andachtsvollen Stimmung allen Schmerz vergessen macht, der im Herzen wühlt, und über alles Leid der Erde zur ewigen Wohnung des Friedens hinaufhebt. Dann erkennt einer, welch unermeßliche Ehre dem Christen die Gnade des Gebetes leiht, die ihn befähigt, Mund zu Mund ohne Dolmetsch mit dem Gott der Herrlichkeit zu verkehren, jeden Seufzer des Herzens, jeden Gedanken des Geistes in die Sprache der Seligkeit zu übersetzen, die in den Chören der verklärten Geister als himmlische Musik, als Opfer des Lobes und der Anbetung durch die Unermeßlichkeit der Räume und der Zeiten forthallen wird.

3. Steht es so um das Gebet, daß selbst wir Söhne des Gebetes erst nach langer Mühe und vielleicht nie völlig seine Erhabenheit verstehen lernen, so brauchen wir nicht zu erstaunen, wenn der erste Eindruck, den die Christen, dieses Volk von Betern, auf die Welt machten, der des Fremdartigen war.

Früher, in besseren Tagen, hatte das Heidentum noch schöne Reste vom Gebet gewahrt, zuletzt hatte es auch diese Gnade fast ganz eingebüßt. Daher die Verwunderung über die Christen.

Aber der Anblick von Betern hat nicht bloß die Heiden betroffen gemacht, sondern er ist noch heute der alte, befremdende geblieben.

Das zeigt uns deutlich, daß wir am Gebet nicht bloß etwas Neues, sondern ein Gut besitzen, das durchaus anderer Art ist als alle weltliche Kultur.

In der Tat ist das Gebet eine neue Stufe geistigen und sittlichen Fortschrittes. Nie hätte die Menschheit, wenn sich Gott nicht zu ihr herabgelassen und sie zu sich emporgehoben hätte, von selber das Gebet zu üben gewagt.

Wir sagen damit nicht, daß das Gebet erst durch die Offenbarung und die übernatürliche Ordnung eingeführt worden sei. Das Gebet ist eine jener Pflichten, die ihren Grund in der Natur des Menschen haben und von der natürlichen Vernunft und dem Gewissen gepredigt werden[1]. Allein es ist auch etwas so Erhabenes, beinahe möchten wir sagen, etwas so Gewagtes, daß Gott selbst dem Menschen aufmunternd und kräftigend entgegenkommen muß, soll dieser ihm gewachsen sein.

Ganz besonders gilt das vom übernatürlichen Gebet, vom Gebet der Kinder zum Vater.

Das christliche Gebet ist eine Gnade Gottes, eine Gabe des Heiligen Geistes[2].

Vom Vater hat der Christ das Recht, vom Beispiel des Sohnes die Kunst, vom Geist die Kraft zu beten erlangt.

Im Gebet drückt sich der christliche Geist, die Erhebung zu Gott, die Losreißung von der Welt am deutlichsten aus.

Das Gebet ist die unübersteigliche Schranke, vor der der Geist dieser Welt wie festgebannt stehen bleibt. Das Gebet ist

---

[1] Vgl. I[4], 2, 5.

[2] Röm 8, 26. Gal 4, 6. August., Ep. 194, 3, 10; 4, 16 ff; In Psalm. 118, 14, 2. Greg. Mag., In Evang. hom. 2, 30, 3.

die Scheidewand, die uns Christen von der Welt trennt. Wenn ein Heer von Spöttern um uns ist, wir können sie in einem Augenblick stumm machen und in die Flucht schlagen. Es bedarf nichts, als daß wir den Rosenkranz aus der Tasche ziehen und zu beten beginnen.

Die Welt versteht das Gebet nicht, darum übt und liebt sie es nicht und flieht es, soviel sie kann, und wird nicht müde, zu versichern, sie bedürfe dessen nicht.

Jedoch wenn die Menschen auch tausendmal sagen, sie brauchten kein Gebet, so ist das bare Unwahrheit. Sie selber wissen am besten, daß sie hier nicht aufrichtig sprechen. So sagen sie von allen Dingen, die sie im Herzen schätzen, die sie gerne besäßen, deren Erwerbung ihnen aber zu große Mühe kostet. Das Tier kann leben, ohne zu beten. Natürlich: sind ihm doch Vernunft und Sprache versagt. Der Mensch jedoch, der aus Verzweiflung sein Höheres weggeworfen hat, mag das Gebet fliehen, weil es ihm eine bittere Erinnerung an die verlorenen schönen Tage ist, aber er selber weiß recht wohl, daß gerade er des Gebetes am meisten bedürfte.

Wie das Herz nicht ohne Liebe bestehen kann noch der Verstand ohne Wahrheit, so kann die Zunge nicht stumm bleiben, solang ein Rest von Kraft in ihr, solang ein Inhalt von Geist in der Brust ist.

Wie soll der Mensch, der im Kampf mit seinen Leidenschaften nach Befreiung von sich selber, nach sittlicher Veredelung strebt, wie soll der Mensch, dem ein Lichtstrahl von oben die Düsterkeit seines Kerkers gezeigt hat, der Mensch, der nach Besserem seufzt als das ist, worin sich das Tier gefällt, wie soll er leben, ohne zu beten! Er mag uns sagen: Ich fühle mein Herz so hart wie Stein, ich finde nicht die Kraft zum Beten. Das wollen wir ihm glauben[1]. Aber das darf keiner

[1] Röm 8, 26.

sagen: Ich habe nicht das Bedürfnis, zu beten. Nur das ist wahr, daß er zu schwach zum Beten und daß es Mutlosigkeit ist, was ihn vom Gebet zurückstößt.

4. Wenn aber alle beten müssen und keiner aus sich beten kann, wohin dann in dieser Not?

Die Antwort ergibt sich von selber. Die Jünger, die zum Herrn traten und ihn in schlichter Weise baten: Herr, lehre du uns beten[1], sie sprachen im Namen der gesamten erlösungsbedürftigen Menschheit.

Und die göttliche Weisheit, die den Mund der Stummen öffnet und die Zunge der Kleinen beredt macht, sie würdigte den Drang und den Ernst dieser Bitte.

Es war der Ruf um Rettung und Leben, den die Menschheit hier durch den Mund der Apostel aussprach. Darum war es dem Gottmenschen nicht genug, selber zu beten, obwohl jedes Gebet des Hauptes ein Gebet des Leibes und aller Glieder ist[2]. Er begnügte sich auch nicht damit, uns durch sein Beispiel beten zu lehren[3]. Zwar ist jede seiner Taten unser Vorbild und unsere Lehre[4]. Zwar hat er uns tausend rettende Wahrheiten gelehrt, ohne ein Wort zu sprechen. Aber in dieser Frage, fürwahr einer Lebensfrage für die ganze Welt, war es ihm zu wenig, uns bloß ein Vorbild zu geben: er wollte in eigener Person unser Lehrer im Gebet sein. So groß ist die Bedeutung des Gebetes in seinen Augen. Oftmals und in mannigfacher Weise hat er durch seine Diener, die Propheten, den Menschen sagen lassen[5], was sie glauben, was sie lassen,

---

[1] Lk 11, 1.

[2] August., In Psalm. 85, 1; Sermo 217, 1. Bernard., Pentec. sermo 2, 5.

[3] Cyprian., Orat. Domin. 29 (21). August., In Psalm. 56, en. 5. Thomas 3, q. 21, a. 1 ad 1; a. 3.

[4] Greg. Mag., Dial. 1, 9; 3, 21. Basil., Constit. monast. 1, 1. August., Sermo 75, 2. [5] Hebr 1, 1.

was sie tun sollen. Die Sprache aber, die wir als Kinder Gottes vor unserem Vater sprechen sollen, das Gebet, hat er, das Wort Gottes, sich selber zu lehren vorbehalten[1].

Und mit Recht. Ist die Sprache Zeichen des Lebens, so ziemte es sich, daß der, der das Leben ist und das Leben gibt, uns das Gebet lehrte[2]. War es ein neues Leben, was er uns brachte, so war es nur angemessen, daß er auch eine neue Sprache brachte, die diesem neuen Leben entsprach[3]. Ich selber, sagte er darum, will in deinem Mund sein und dich lehren, wie du sprechen sollst[4].

Und er öffnete seinen und unsern Mund und löste uns die Zunge und sagte: Also sollt ihr sprechen: Vater unser, der du bist in dem Himmel[5]. Und seitdem lernt das Herz des Unweisen Weisheit, und die Zunge, die bisher stammelte, spricht hurtig und deutlich[6], und die Menschheit redet eine neue Sprache, die sie vom Himmel gelernt hat, die Sprache des Reiches, die Sprache des Himmels, die Sprache des Gebetes.

5. Sprache, sagten wir, ist ein Zeichen des Lebens, aber nur eines hoch entwickelten, eines freien, bewußten, kurz, des geistigen Lebens. Nur wo ein denkender, fühlender Geist Zeugnis von seinem Leben ablegt, da wird man Sprache erwarten.

So weiß man auch das Gebet nur da zu schätzen und zu üben, wo man *nach dem Geist lebt*. Der Verfall des übernatürlichen innerlichen Lebens beginnt fast immer mit der Vernachlässigung und Geringschätzung des Gebetes, seine Wiederherstellung mit der Erneuerung des Gebetseifers.

Welch ein Geist muß aus jenen sprechen, die nicht verächtlich genug über das Gebet urteilen können, die es — man muß

---

[1] Cyprian., Orat. Domin. 1 2.
[2] Qui fecit vivere, docuit et orare. Cyprian., Or. Dom. 2.
[3] Tertull., Orat. 1. [4] Ex 6, 12. [5] Lk 11, 2.
[6] Is 32, 4.

es nach ihren Worten glauben — in keiner andern Gestalt kennen gelernt haben als in der von mechanischem Lippendienst und totem, geistlosem Formelwesen![1] Fürwahr, wir können nur unserer Verwunderung darüber Ausdruck geben, wie sie sich selbst so wenig achten mögen, daß sie eine derartige Unkenntnis dessen, was Sprache ist, und vorab was die Sprache des Gebetes ist, öffentlich zur Schau tragen.

Allerdings kann man im Innern sprechen, auch wenn kein Laut vernehmbar ist. Aber hört man deswegen auf, im Geist zu denken und im Herzen zu fühlen, weil man die Innerlichkeit im Ton nach außen treten läßt?[2] Oder ist nicht eben der Ton der beste Beweis dafür, daß das Gefühl des Herzens stark ist und sich innerlich nicht mehr zurückhalten läßt?

Woher soll also das Gebet kommen, wenn nicht vom Geist und vom Herzen? Wer aber vom Herzen betet, der betet auch im Herzen.

Davon wird wohl das Gebet, das Gott selber gelehrt und eingegossen hat, also das übernatürliche, das christliche Gebet, keine Ausnahme machen. Der Heilige Geist ist es, der das Herz zu seinem Tempel, zum Altar seines Gebetes gemacht hat[3]; Christus ist es, von dem der Christ gelernt hat beten zu Christus, durch Christus, mit Christus[4]: und es sollte nötig sein zu sagen, daß ein solches Gebet aus dem Innern kommen und das Innere durchdringen muß?

Wir reden hier nicht einmal von den höheren Arten des Gebetes, bei denen Lippen und tönende Worte keinen Platz

---

[1] Vgl. Herzog, Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche IV[1] 687 (Ebrard); XV[1] 147 (Jacobi); XVIII[1] 396 (Lange). Hase, Protestantische Polemik[3] XXI und 392.

[2] Aristot., Anima 2, 8, 11.

[3] Röm 8, 26. Greg. Mag., In Evang. hom. 2, 39, 7. August., De div. quaest. ad Simplician. l. 2, q. 4.

[4] August., Sermo 382, 2; In Psalm. 85, en. 1.

mehr haben[1], nicht von dem Gebet des innerlichen Seufzens, nicht von dem Flammengebet, nicht von der Beschauung und ihren Arten, dem Gebet des Schweigens, der Ruhe, der Einsammlung, der Einigung[2]. Von diesen so erhabenen Stufen des Gebetes weiß die Welt ja kaum die Namen.

Aber wir setzen voraus, daß jeder Christ wenigstens vom Hörensagen das Wort innerliches Gebet kenne. Alle Schriftsteller, alle Lehrer, alle Seelenführer, die im Geist Gottes dem Menschen zu seiner Läuterung und Veredelung die Hand bieten[3], sind einstimmig in dem einen Satz, nicht so fast das mündliche als vielmehr das innerliche, das betrachtende Gebet sei das eigentliche Mittel zur Vervollkommnung[4]. Und sie sagen damit nur, was jeder an sich selber entdeckt. Es müßte ein eigentümliches Licht auf unser Seelenleben werfen, wenn wir nicht aus Erfahrung wüßten, daß dieses ohne das innerliche Gebet nur zur Not bestehen, geschweige wachsen kann.

---

[1] Siehe 1 Kg 1, 13. Cassian., Collatio 9, 25.

[2] Thomas a Iesu, De Contemplatione. Alvarez a Paz III, l. 5, p. 2. Schram, Theol. myst. § 238 ff. Godinez, Myst. l. 4—6. Phil. a S. Trin., Theol. myst. II, tr. 3; III, tr. 1. Ribet, La mystique I² 180 ff. Surin, Catéchisme spirit. p. 3, chap. 4.

[3] Über das Gebet handelt am reichhaltigsten Alvarez de Paz. Ludwig von Granada hat die Empfehlungen der hll. Karl Borromäus und Franz von Sales für sich, Brancatus de Laurea die von Benedikt XIV. (Serv. Dei Canonis. 3, 26, 8). Von kleineren Werken sind die der hll. Petrus von Alcantara und Alfons Liguori wohl die ersten. Doch geht keine dieser Schriften über die Fülle von Weisheit und Erfahrung hinaus, die Cassian (Collatio 9 und 10) aus dem Munde der Altväter gesammelt hat. Eine tüchtige Seelenführung und eigene Übung sind die besten Lehrmeisterinnen für die höchste aller Wissenschaften und Künste, das Gebet.

[4] Benedict. XIV., Serv. Dei Canonis. 3, 29, 2 3. Schram, Theol. myst. § 49, schol. 1 und § 47, coroll. 4; vgl. ebd. § 33. Raphael de la Torre, De virt. relig. q. 83, a. 2, d. 2 3. Greg. a Valentia III, d. 6, q. 2, p. 3.

Es wird aber auch schwerlich einen Seelenführer geben, der nicht oft beobachtet hätte, wie leicht es ist, selbst schlichte, aber aufrichtig nach Vollkommenheit strebende Menschen für das innerliche Gebet zu gewinnen, und welch rasche und überraschende Fortschritte sowohl auf dem Weg der Tugend als insbesondere auch in der Erkenntnis Gottes und ihrer Pflichten sie machen, sobald sie einmal in jenem Gebet geübt sind.

Man meint häufig, diese Art des Gebetes, gewöhnlich Betrachtung genannt, sei nur für jene, die bereits eine höhere Stufe des geistlichen Lebens erreicht hätten. Allein dem ist nicht so. Jeder kann sich überzeugen, daß die Mehrzahl es nicht so schwer faßt, und daß selbst solche, die man im Guten nicht voran brachte, allmählich Fortschritte machen, sobald sie damit einigermaßen vertraut geworden sind.

Wir geben jedoch zu, daß mancher für das betrachtende Gebet im engeren Sinn weniger befähigt ist. Möge sich dieser mit desto größerem Ernst im mündlichen Gebet üben: er wird finden, daß er auch dadurch ein anderer Mensch zu werden beginnt. Er ist bald nicht mehr so sehr zerstreut, er ist nicht mehr so oberflächlich, er weiß sich selber zu beschäftigen, er nimmt die Dinge ernster, kurz, er wird innerlicher. *Gebet* und *innerliches Leben* sind nun einmal aufs engste verbunden.

6. Dann sollte es wohl am wenigsten nötig sein, zu sagen, daß *Gebet* und *religiöses Leben unzertrennlich* zusammengehören.

Leider ist dies nicht überflüssig. Die menschliche Trägheit und Liebe zur Bequemlichkeit müßte nicht so groß sein, als sie wirklich ist, wenn ihr das Gebet zusagen sollte. Darum sucht man immer wieder die alten Ausreden hervor, man könne ganz wohl religiös sein, ohne zu beten, ja es fänden sich manche, die mit größter Regelmäßigkeit mechanisch ihre Gebete hersagten, ohne darum wahrhaft religiös zu sein.

Auf den letzten Satz brauchen wir hier nicht mehr zu antworten, da wir schon früher gezeigt haben, daß zur Religion außer dem Beten noch vieles andere gehört[1]. Die erste Behauptung aber ist durchaus falsch und verwerflich.

Zur Religion gehört Gebet, und zwar so unumgänglich, daß es ohne Gebet keine Religion gibt. Wer das Gebet verwirft, der stellt in Abrede, daß der Mensch von Gott abhängig ist. Wer das Gebet unterläßt, der stößt die Leiter um, die allein zu Gott emporführt. Wer das Gebet verachtet, der verachtet, der leugnet Gott.

Wie wahr das ist, das beweisen die geistlosen Witzworte, mit denen Kant das Gebet lächerlich zu machen vermeinte. Das Gebet sei eine Sache, über die jeder erröten müsse, spöttelt der arme Denker. Denn wenn ein Mensch sonst mit sich redend betroffen werde, so bringe ihn das meist in Verdacht, es sei eine kleine Anwandlung von Wahnsinn über ihn gekommen. Nur beim Gebet schäme sich niemand, in ein Zwiegespräch mit sich selber zu treten[2].

Der blinde Philosoph höhnt den Beter und meint den, zu dem dieser betet. Um das Gebet verächtlich zu machen, nimmt er keinen Anstand, Gott zu behandeln, als wäre er nicht, ja ihn aus seinem Eigentum auszutreiben. Denn auf was hat Gott so sehr Anspruch als auf das Gebet? Auf nichts kann er weniger verzichten als auf das Gebet. Seine Ehre gibt er den Spöttern preis, seine Gerechtigkeit läßt er die Zweifler schmähen, was er aber nie und nimmer einem andern überlassen kann, das ist die Huldigung der Anbetung.

Das Gebet ist das Krongut Gottes, der Tribut, den das Geschöpf dem Schöpfer, der Untertan seinem obersten

---

[1] Oben Vortrag 6.

[2] Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 4. Stück, 2. TI, § 4, Allgem. Anm. 1, Note.

Herrn schuldet, die offene Anerkennung, daß wir Menschen sind, unfähig, uns selbst zu genügen, abhängig von Gottes Gnade.

Wer versteht, was Gott und was der Mensch ist, der fühlt sich zum Gebet gezwungen. Wer nicht betet, der glaubt entweder nicht an Gott oder er hat seiner Pflicht gegen Gott vergessen.

Jedes Kind, das seinen Katechismus kennt, weiß darüber Rechenschaft zu geben; es wird uns sagen, daß das Gebet ein Reden des Mundes oder des Herzens *mit Gott* ist, mit andern Worten, ein Dienst, den das Geschöpf dem Schöpfer schuldet.

Darin liegt der Hauptgrund, warum das Gebet der naturgemäße und naturnotwendige Ausdruck der Religion ist.

Daneben fällt uns nicht ein zu leugnen, daß der Betende, zumal der Betrachtende, auch *mit sich selber* rede. Auch darum gehört das Gebet zur Religion. Religion ist ja nicht bloß ein Dienst gegen Gott, sondern als das mächtigste Mittel, uns selber zu erheben und umzugestalten, auch ein Dienst gegen uns.

Nachdem also der Beter mit Gott geredet hat, redet er auch mit sich selbst. Nachdem er zu Gottes Reinheit emporgeblickt hat, schaut er in die dunkeln Falten seines eigenen Herzens hinein. Im Licht, das er von Gott entlehnt hat, untersucht er seine Fehler. Das Auge, das er erst am Blick in unermeßliche Weiten geschärft hat, wendet er gegen die eigenen Schwächen, die sich einem ungeübten Auge so leicht entziehen. Was er im Augenblick der Erhebung über sich bei Gott gelernt hat, das lehrt er sich selbst so lange, bis es ihm eingeprägt bleibt. Den Widerschein der Vollkommenheiten, die er in Gott betrachtet hat, hält er sich vor, damit sein Herz vom Verlangen entbrenne, diesem Vorbild nachzustreben.

Das heißt beten, das betrachten. Darum schämt sich der Beter nicht des Sprechens mit sich selber, weil er sich schämen gelernt hat, seine Schwächen vor sich zu verheimlichen; darum

redet keiner öfter und eindringlicher mit sich selber als jener, der sich am meisten über sich zu Gott erhebt.

Gerade deshalb, weil das Gebet ein Reden mit Gott und ein Reden mit uns ist, deshalb gehört es zur Religion. Wer wahrhaft betet, der ist auch wahrhaft religiös. Wer aber wahrhaft religiös und ein wahrer Beter ist, der ist auch auf dem sichern Weg, selber besser zu werden.

7. Wie sollen wir also die Rede beurteilen, das Gebet sei etwas dem Menschen *Fremdes*? Man möge das Gebet, sagt man, als Gottesdienst fordern, aber menschliches Wohl und Wehe berühre es weiter nicht.

Fürwahr eine Verleumdung Gottes, eine Unkenntnis des Menschen, eine Lästerung des Gebetes ohnegleichen! Als ob Gott des Menschendienstes bedürfte und nicht vielmehr der Mensch des Gottesdienstes! Als ob Gott uns je etwas genommen, als ob je einer Gott etwas gegeben hätte, was nicht Gottes war! Als ob Gott einen Dienst von uns verlangte, der nicht zugleich ein größerer *Dienst an uns selber* wäre!

Kann sich der Mensch zum Allerhöchsten erheben, ohne selber zu wachsen? Wie soll der beständige Umgang mit dem Edelsten anders als veredelnd auf ihn wirken? Keine Beschäftigung, und wäre sie die äußerlichste, bleibt ohne Einfluß auf den Geist. Wieviel mehr muß die innerlichste, die geistigste aller Tätigkeiten, die Übung der Religion durch das Gebet, den Geist ergreifen!

Es war darum eine tiefe Weisheit, daß die christliche Sprache dem Gebet und der Religiosität den sinnigen Namen des *geistlichen Lebens* gegeben hat. Nun ist Leben Tätigkeit oder Arbeit. Somit ist geistliches Leben geistliche Arbeit. Nicht in frommen Regungen also, nicht in süßen, unfruchtbaren Empfindungen, nicht in leerer Überzeugung des Verstandes, sondern in geistlicher Arbeit besteht das geistliche Leben.

Wir sagen nicht geistige Arbeit noch geistiges Leben, sondern geistliches Leben. Beides ist wohl zu unterscheiden. Schön ist das geistige Leben, aber etwas Größeres ist das geistliche Leben. Tätigkeit des denkenden Geistes, z. B. Beschäftigung mit der Wissenschaft, ist auch Leben, und ein hoch gefördertes Leben, aber keineswegs das höchste. Bekanntlich ist die Bildung des Geistes kein Hindernis, daß tiefe Roheit des Herzens und Verkehrtheit des Willens, ja wahre Kunstfertigkeit im Laster neben ihr gedeihe. Der Geist besteht eben nicht bloß aus der Kraft, zu denken, sondern er umfaßt auch das Begehrungsvermögen. Es kann also wohl sein, daß einer seinen Geist gewöhnt habe, sich an die höchsten Aufgaben des Forschens und des Denkens zu wagen, und daß er bei aller Arbeit mit dem Geist keine Ahnung von dem Geheimnis habe, wie man für den Geist und am Geist tätig sein könne. Und doch ist gerade diese Arbeit, mit andern Worten, das geistliche Leben die höchste menschliche Tätigkeit, die einzig menschenwürdige, jene, ohne welche alle andern Erfolge fruchtlos, ja Verluste sind. Was nützt es, wenn der Geist alle Dinge erobert und sich selber verliert? So bleibt er inmitten aller Bildung ungebildet und roh. Wie das Gold nicht lauter und der Stahl nicht blank wird ohne Hammer und Feuer, so wird der Geist nicht rein und edel ohne Arbeit an sich selber.

Diese geistliche Arbeit, die Läuterung und Vervollkommnung von Herz und Willen, ist aber unzertrennlich vom Gebet.

Wir reden hier weniger davon, daß wir ohne Gebet die Kraft zu dieser schweren Aufgabe nie und nimmer erlangen, als von der Wirksamkeit des Gebetes selber.

Auch das Gebet ist Arbeit, Arbeit am Geist, und zwar eine sehr einschneidende, Mark und Bein durchdringende Arbeit. Wenn einer das nicht verstehen sollte, der ergebe sich nur dem Gebet, und er wird es erfahren.

Das Gebet ist zuerst ein Spiegel, der dem Menschen seine Fehler zeigt, dann arbeitet es als Feile an dem Rost und an den Rauheiten der Seele, dann verfolgt es als scharfe Arznei die Fehler und die Unaufrichtigkeiten bis in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens und brennt endlich als Feuer die letzten Schlacken aus.

Es gibt keine Macht, die so eindringlich und unversöhnlich gegen das Böse ist als das Gebet. Wer einmal zu beten begonnen hat, der muß entweder mit seinen Fehlern oder mit dem Gebet brechen, will er anders Frieden finden. Jedes echte Gebet drängt auf Ausrottung des Bösen und auf Einpflanzung der Tugend hin[1]. Sehr schön sagt Thomasin:

Wenn einer zu beten begonnen hat,
Dann ist es mein Wille und mein Rat,
Daß er mit den Werken hebe an.
So einer immer nur beten kann
Und hält sich von den Werken weit,
Der hat ein Gebet, das ist entweiht.
Denn betet einer echt und gut,
So zeigt er's, indem er danach tut[2].

Nur eine schwächliche, halbe Religiosität wird also meinen, mit einigen kurzen Gebeten oder gar mit der Bitte um fremde Gebetshilfe sich den Kampf gegen die Versuchungen, den Streit um Bezähmung der Leidenschaften, den Ernst wider sich selbst, mit einem Wort, die eigene Mühe ersparen zu können. Das Gebet ist nur Rüstung und Schulung zum Krieg, die Eröffnung des heiligen Streites, die Erwerbung von Bundesgenossen gegen den Feind und die Erholung vor jedem neuen Abschnitt des Kampfes um unser wahres Leben, aber nicht der Kampf selber.

---

[1] Cassian., Collatio 9, 2; 10, 8 ff; Vitae Patrum 5, 12, 12. Nilus, De orat. c. 79.

[2] Thomasin von Zerklære, Der welsche Gast 10249 ff.

Soviel einer betet, so viel hat er Aussicht auf Unterstützung durch die Gnade, so viel also Hoffnung des Sieges. Und soviel einer kämpft, so viel eignet er sich von der erbetenen und dargebotenen Hilfe an, so viel erringt er folglich Siege.

Bete und arbeite, heißt es auch hier. Ohne Gebet ist alle Arbeit fruchtlos, ohne Arbeit an der eigenen Seele ist aber auch das Gebet nur Schein und Spiel.

8. Da sagt dann dieser niedrige, fleischliche Sinn, der zur Schmach unserer Zeit sich so häufig vernehmbar macht: Was habe ich vom Beten? Davon kann ich auch nicht leben!

Armes Geschlecht, das keinen andern Nutzen kennt, als den es unter den eigenen Zähnen zermalmt, und kein anderes Leben als jenes, das wir mit dem Tier gemein haben! Welche Selbstbeschämung, wenn man von sich gestehen muß, daß man von Gewinn des Geistes und von Dingen, die die Seele fördern, keine Vorstellung habe, daß es einem unmöglich sei, eine Frucht der Arbeit zu denken, die ewig bleibt und unser Leben für ewig stützt!

Wir wollen für jetzt davon schweigen, daß das Gebet auch in zeitlichen Dingen Gottes Segen erwirkt. Vielleicht können wir auch diesen nebenher mitnehmen. Aber unendlich nützlicher ist es, daß uns das Gebet unter der Last unserer Sünden hervorzieht und wie auf Adlersflügeln aus dem niedrigen Getriebe des Alltagslebens über uns und über die Armseligkeiten, die uns umgeben, emporhebt.

Dadurch allein schon erweist sich das Gebet als wahre Wohltat für die Welt und als Rettungsmittel für eine Zeit, die so unideal unter der Wucht prosaischer Sorgen und endloser Werktagsarbeit einherschleicht. Das eigentliche Elend ist ja nie das, das von außen drückt, sondern die innerliche Müdigkeit. Alle Beschwerden, selbst Armut und Not, erträgt der Mensch mit Würde, solang sich sein Geist aufrecht hält. Verliert aber dieser seinen Schwung, so brechen wir zusammen.

Darum können wir nicht umhin, in jener unseligen Gesinnung, zu der man jetzt die Massen erzieht, in dem Irrtum, das Glück sei gemacht, wenn nur der Beutel gefüllt und der Magen befriedigt sei, eine Hauptursache für das sittliche Verderben und somit eine Quelle des sozialen Elendes zu erblicken.

Gegen diesen verderblichen Geist ist an sich schon schwer zu kämpfen, weil der harte Druck des täglichen Lebens ihn nur zu leicht weckt und bestärkt. Wie erst, wenn er so geflissentlich, wie jetzt, gepredigt wird!

Wer also gegen diesen ein Gegengewicht erfände, der wäre wohl ein Freund und Wohltäter der Menschheit.

Nun, dieses Gegengewicht ist längst gefunden: es ist das Gebet. Solang einer ein Vaterunser betet, ist er vor Erniedrigung des Geistes, vor der Unzufriedenheit mit all ihren sittlichen und gesellschaftlichen Folgen gesichert.

Denken wir an einen christlichen Arbeiter, der in der Fabrik oder auf Tagelohn um sein karges Brot ringt. Er weiß, was es heißt, mit der Not des Lebens kämpfen, und jeder, der ihn die sechs Tage vom Montag bis zum Samstag sieht, kann es auch wissen, so gebeugt geht er einher unter seiner schweren Last. Aber er hat seinen siebten Tag. Wer ihm an diesem begegnet, der kennt ihn kaum wieder. Seine Kleidung ist vielleicht nicht besser als am Werktag. Jedoch das Haupt trägt er höher und den Rücken gerader, und sein Angesicht sieht heute aus wie das eines Freien, eines Herrn, denn er hat den Tag des Herrn, den Tag des wahren Gottesfriedens und damit auch seinen Tag, an dem sich sein Geist zu Gott im Himmel emporschwingt. Und auch die Woche über, da er an seiner Arbeit steht, hat er jeden Tag wenigstens ein paar Augenblicke, die Gott allein gehören oder vielmehr nicht Gott allein, sondern die ebendarum auch seine Augenblicke sind, weil er sie Gott geschenkt hat. Da erhebt er sich über sich

selber, über die engen Gesichtskreise, in denen er sich sonst bewegt, über die eiserne, stauberfüllte, rußgeschwärzte, polternde Welt, in der ihm Hören und Denken vergeht. Das rettet ihn wieder auf einige Zeit vor der Gefahr, in die Erde zu versinken und dem äußeren Druck zu erliegen.

Während sogar die geistige Arbeit, die nicht mit Gebet verbunden ist, den Geist abstumpft, hölzern, gefühllos, kalt, ja lächerlich und unbrauchbar macht, ist der harte Kampf ums Leben kein Hindernis für den Geist, Frische und Kraft zu wahren, vorausgesetzt, daß einer nur nicht vom Gebet lasse.

Kein Zweifel: will man Menschen finden, die mit dem Leben ringend über dem Leben schweben, will man Ideale verwirklicht sehen, wahre Ideale, Ideale, die den Menschen nicht bloß in Stunden der Muße fruchtlos entflammen, sondern auch in Jahren voll Drang und Sturm aufrecht halten, dann muß man dort suchen gehen, wo das Gebetsleben blüht.

9. Mit demselben Mittel des Gebetes aber, durch das sich der Geist zu Gott erhebt, zieht er auch von Gott Hilfe auf sich herab. Wenn ein Mensch von Gott mit leeren Händen hinweggeht, so hat er sich das selber zuzuschreiben. Das Gebet, mit Vertrauen[1] und Ausdauer[2] geübt, erlangt alles, was uns zum Wohl dient. Dafür haben wir Gottes eigenes Versprechen. Wie Gottes Wort nicht leer zu ihm zurückkehrt, sondern durchsetzt, was er beschlossen hat[3], so ruht auch ein Wort des Gebetes, das der Mensch an Gott durch Vermittlung des lebendigen Wortes[4] und durch den Geist Gottes richtet[5], nicht eher, als bis es die Wolken durchdrungen und Erhörung am Thron Gottes gefunden hat[6].

---

[1] Jak 1, 6.

[2] Mt 7, 7; 21, 22. Mk 11, 24. Lk 11, 9. Jo 14, 13 14; 16, 23. 1 Jo 3, 22; 5, 14.

[3] Is 55, 11. [4] Hebr 7, 25.

[5] Röm 8, 26. Gal 4, 6. [6] Sir 35, 21.

In dieser Gewißheit darf uns keine Lage und kein Anliegen erschüttern. Wenn der Herr einmal sagt, daß er sich alles durch Gebet abnötigen läßt, so gibt es keine Ausnahme. Es wäre Mangel an Vertrauen, wollten wir zweifeln, ob wir auch den Bedürfnissen des äußerlichen und des öffentlichen Lebens durch das Gebet abhelfen können. Heißt uns doch die Christenpflicht um das tägliche Brot beten. Wir haben keineswegs die Gewähr, daß wir Unnötiges erhalten, wir wissen auch, daß uns das Gebet so wenig der eigenen Arbeit in zeitlichen Dingen überhebt als in Sachen des Heils, aber wir haben die Versicherung, daß das Gebet zu allem dient, im Irdischen wie im Ewigen[1].

Würde die Menschheit immer an diese Verheißung glauben und sich danach im Werk richten, die Not wäre geringer, der Segen Gottes reichlicher. So aber fühlt sich der Mensch begreiflicherweise verlassen, weil er sich auf sich selbst verläßt. Und er könnte doch allmächtig in der Hand des Allmächtigen werden, ja Gott durch das Gebet gebieten. Zu schwach, um sich allein zu helfen, ist er doch immer noch zu kräftig, als daß ihm Gott die Beschämung antun sollte, ihm beizuspringen, wie man einen Wahnsinnigen behandelt, von dem man vernünftige Mitwirkung nicht mehr erwarten kann. Wir können unser Übel und unsere Schwachheit erkennen, wir können dem Arzt und Retter unser Elend bittend klagen und unser Vertrauen bezeugen, wir können die dargebotenen Mittel zur Hilfe wenigstens annehmen. Das ist allerdings nicht viel, aber je weniger es ist, um so mehr verpflichtet es uns.

Drei Dinge können wir stets leisten. Der erste Schritt zur Rettung ist: begreifen, was uns fehlt; der zweite: wissen, wie und bei wem wir Hilfe finden können[2]; der dritte: tun, was der Arzt befiehlt, was der Geber verlangt.

---

[1] 1 Tim 4, 8. [2] August., Sermo 80, 1.

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

Dies aber erfüllt jeder, indem er betet. Fürwahr keine große Arbeit, aber doch eben groß genug für unsere Schwäche, eine Arbeit, die wie jede Arbeit Überwindung verlangt, eine Arbeit, die uns Demütigung und Unterwerfung auferlegt, übrigens auch eine Arbeit, hinreichend, um uns in jeder Not des Lebens Schutz zu bieten und um uns für hier und für dort in Sicherheit zu bringen.

10. Somit gibt es wirklich nichts, was das Gebet nicht erreichen könnte. Daher denn auch das Vertrauen derer, die beständig mit ihm umgehen. Indes der Zweifelgeist der Welt dem Bedürftigen den Mund verschließt und dem Bittenden das Herz einschnürt, so daß die freigebige Hand Gottes keinen Platz für ihre Gaben findet, erheben sich einfältige Christenherzen zu einer solchen Zuversicht des Bittens und breiten die Arme des Verlangens nach so vielen Dingen aus, daß es manchmal fast wie Unbescheidenheit erscheint. Aber je mehr sie bitten, um so mehr erhalten sie.

In diesem Stück besonders zeigt der Geist des Glaubens seine ganze Größe und Weite. Der Christ, der es mit Dank erkennt, daß Gott alles zu seinem Dienst bereitgestellt hat[1], würde sich als undankbar gegen seinen Vater betrachten, wenn er nicht das Seine versuchte, um alles Gott dienstbar machen zu helfen, und als hart gegen seine Brüder, wäre es ihm nicht Herzenssache, daß das, was er selber erhalten hat, allen zu gute komme. Während der Heide beim Gebet wie in seinem ganzen Denken und Leben sich stets nur um sich selber dreht, ist dem Christen die Bitte für sich oft das letzte, woran er denkt. Zuerst betreiben wir in unserem Gebet Gottes Sache in der Welt und im eigenen Herzen. Dann erst, in der vierten Bitte des Vaterunsers, wenden wir uns zu unsern Angelegenheiten, immer aber so, daß wir nie für uns allein, sondern

[1] Röm 8, 28. 1 Kor 3, 22.

zugleich für alle beten. Nur ein krankes Glied denkt einzig an sich und zieht alle Säfte aus dem Leib an sich. Ein gesundes Glied am Leib der Kirche lebt aber in und für die Gesamtheit[1] und fühlt sogar für die, die selber nicht mehr für sich fühlen.

Das Hauptkennzeichen des geistlichen Lebens ist somit das Gemeingefühl. Ein Christ, der nicht für das Heil seiner Ebenmenschen besorgt wäre, würde sich selber das Zeugnis ausstellen, daß er leer an Geist, leer des Lebens geworden sei[2]. Wo immer dagegen übernatürliches Leben blüht, da steht auch das Gebet der Fürbitte in Blüte, und zwar um so mehr, je vollkommener sich das Gebetsleben entwickelt.

Kraft apostolischer Anordnung[3] betet die Kirche nicht bloß für sich und ihre Diener, sondern auch für Fürsten und Obrigkeiten, um Ordnung der Reiche und Ruhe der Staaten, um Wohlstand in den Gemeinden, um Sieg, um Tugend und Zucht beim Heer, um Frieden im Schoß der Familien, um Hilfe für Witwen und Waisen, um Keuschheit in den Herzen der Jugend, um Erleuchtung der Irrenden, um Bekehrung der Sünder, um Schutz für die ungerecht Verfolgten, um Segen für die, die uns verfolgen, um Rettung der auf dem Meer Gefährdeten, um Fruchtbarkeit der Erde, um Linderung zeitlicher Strafgerichte, um Wiedergenesung der Kranken, um seligen Tod der Sterbenden, um baldige Befreiung der Verstorbenen[4].

---

[1] 1 Kor 12, 15 ff.

[2] Chrysost., In Act. apost. hom. 20, 4. August., Sermo 78, 6; Quaest. evang. 2, 46; Corrept. et gratia 15, 47.

[3] 1 Tim 2, 1.

[4] Vgl. Iustin., Apol. 1, 13; 17, 65; Dial. 35, 108; Athenagoras, Leg. 37; Tertull., Apol. 29 30 39 40 42; Cypr., Ep. 1 (Bal. 66), n. 2; Arnob. 4, 36; Constit. Apost. 8, 12 13; Cyrill. Hierosol., Cat. 23 (mystagog. 5), 8; Chrysost., De sacerd. 6, 4; In 2 Cor. hom. 2, 5 ff; August., Ep. 215, 3; 217, 2; Caelestin. I., Ep. 21 ad episc. Gall. n. 11; Gennad.,

Je weiter sich die Kirche ausdehnt, je mehr Bedrängnisse die Menschheit erfassen, um so weiter, des sind ihre Gebete Zeugen, werden auch die Herzen der Christen. Die Glaubensboten und die Verführer der Menschheit, der Sieg der Wahrheit und der Gerechtigkeit in der Presse, in den Forschungen der Gelehrten, in den Volksversammlungen, in der Aufstellung und Durchführung der Gesetze, die Heiligung der Kunst, des Sonntags, des öffentlichen Lebens und hundert ähnliche Anliegen, die unser Herz oftmals zu erdrücken drohen, drängen sich uns vor die Seele, bevor wir zu beten beginnen. In einer einzigen Gebetsstunde durchwandern wir die Erde und fühlen all das Elend mit, das Gottes Herz bewegt, und pochen an dieses milde Herz um Schonung und Erbarmen.

Ob wir bei diesem Gebet für andere immer erhört wurden, das zwar wissen wir nicht, aber das fühlen wir stets, wenn wir uns vom Gebet erheben, daß unser Geist selber, indem er sich zu Gott emporschwang, erhabener, daß unsere Kraft, indem wir seine Hilfe herabzogen, stärker, daß unser Herz, indem wir die ganze Welt mit ihren Anliegen Gott vorstellten, weiter geworden ist. Wir jedenfalls sehen uns immer überreich belohnt durch diese dreifache Frucht des Gebetes. Wenn einer sagt, es sei unnütz, zu beten, den können wir nur als arm durch eigene Schuld bedauern.

11. Möge also niemand so undankbar wider Gott und so unbarmherzig gegen sich sein, daß er sage, das Gebet sei etwas, wobei er seine Rechnung nicht finde.

Gewiß findet er sie, und nicht bloß für sich, sondern für eine ganze Welt. Er findet sie in allen Stücken, in zeitlichen

---

De eccl. dogm. 30; Epiph., Ep. ad Ioann. Hierosol. (Hieron., Ep. 51 [60], n. 3), und die alten Liturgien alle. Besonders feierlich bringt die Kirche diese Fürbitten in der Liturgie des Karfreitags dar, sowie auch in der (zu Zeiten allgemein anbefohlenen und liturgisch verrichteten) Allerheiligenlitanei.

und in geistlichen. Er findet darin Kraft, Entbehrungen zu ertragen und jedes Opfer zu bringen, sich mit Geduld ins Unvermeidliche zu fügen und hochherzigen Sinnes mit seinen Fehlern zu brechen. Ist er gesund an der Seele, so kann ihn nur das Gebet in der Gesundheit bewahren, ist er krank, so führt es ihn zur Genesung, und sollte er gestorben sein, so ist das Gebet erst recht die letzte Hoffnung auf Erweckung und die erste Spur des wiederkehrenden Lebens.

Karl V. däuchte es mit jeder neuen Sprache, die er lernte, als ob eine neue Seele in seinem Innern entstände. So wird auch der Christ jeden neuen Schritt auf den Wegen des Gebetes als eine Regung neuer geistlicher Kraft und neuen Lebens empfinden. Schon daß er betet, ist ein Beweis dafür, daß er ein anderer, ein neuer Mensch geworden ist. Geh nur hin zu Saulus, sprach Gottes Geist zum zitternden Ananias, und fürchte dich nicht vor ihm. Er war ein Wolf und ist ein Lamm. Unmenschlich in der Verfolgung, ist er durch die Gebete der Verfolgten[1] zu einem neuen Menschen geworden. Du zweifelst, es erscheint dir unmöglich? Nun denn, so wisse, es ist ein neues Leben in seine Seele eingekehrt. Er war grausam und ist milde, er schnaubte nach fremdem Blut und ist jetzt bereit, sein eigenes Blut zu opfern; er war tot, aber nun lebt er, denn — er betet[2].

So ist es bei jedem Menschen. Preisgeben des Gebetes ist der geistliche Tod. Rückkehr zum Gebet ist das erste Zeichen des geistlichen Lebens. Jeder Fortschritt im Beten ist ein Wachstum im Leben der Seele. Soviel einer mit dem Gebet umzugehen versteht, so viel versteht er zu leben, so viel darf er sich rühmen, ein wahrer Christ zu sein oder doch es werden

---

[1] August., Sermo 149, 17. Chrysost., In Psalm. 140, 2. Vgl. auch Hieron., In Philem. 22.

[2] Apg 9, 11. Chrysost., In Act. apost. hom. 20, 1.

zu wollen. Wer sich der Pflicht des Gebetes nur in Augenblicken entsinnt, in denen ihm Not oder Gewissensangst die lange verschlossenen Lippen öffnet, wer nur seine gewissen Gebetsstunden hat, zu welchen er dann ebensowenig für andere Dinge zu gebrauchen ist als außer diesen für Gott, der ist zum vollen christlichen Leben noch nicht durchgedrungen.

Und doch ist es dies, was der Herr von uns erwartet. Daher die immer erneute Mahnung: Betet ohne Unterlaß[1], seid wachsam und betet allzeit[2], laß dich durch nichts abhalten, immerdar zu beten[3].

Aber, ist es möglich, ununterbrochen zu beten? Ist es auch recht, wenn einer nichts als beten will? Was sollte da aus unsern andern Pflichten werden, wollten wir das Gebet zum einzigen Inhalt, zur einzigen Arbeit unseres Lebens machen?

Jedoch das hat auch niemand verlangt. Es wäre gewiß unentschuldbar, wollten wir um des Gebetes willen unsern Beruf versäumen. Trotzdem ist es nicht unmöglich, immerfort zu beten. Wir dürfen nur diese Pflicht so erfüllen, wie sie nach altem Christenbrauch von jeher verstanden und geübt ward. An Arbeitsamkeit haben sich unsere Ahnen im Glauben gewiß von niemand übertreffen lassen. Aber sie haben den Tag und die Berufsarbeiten und die Erholung und das Mahl mit Beten begonnen, mit Treue und Freude vor dem Herrn fortgesetzt und mit Gebet beschlossen[4]. Und damit haben sie beständig gebetet. Nun kann aber keiner sagen, daß er sich außer stande sehe, sie in diesem Stück nachzuahmen.

Es ist also nicht nötig, daß wir das Gebet zur einzigen Arbeit unseres Lebens machen. Es ist aber nicht unmöglich,

---

[1] 1 Thess 5, 17.

[2] Lk 21, 36; vgl. Lk 18, 1; Eph 6, 18; Kol 4, 2.

[3] Sir 18, 22.

[4] Tertull., Corona 3. Cyrill. Hierosol. 4, 14; 13, 36. Basil., Hom. (5) in mart. Iulittam n. 3; Ep. 2, 2 6.

unser Leben zu einem einzigen Gebet zu machen. Gebet ist Erhebung der Seele zu Gott, Arbeit an uns selbst, Arbeit, die uns bessert und veredelt, Arbeit, die uns zu Gott emporhebt. Dieses Ziel können wir bei jeder Arbeit verfolgen. Nichts hindert uns, die Last der Arbeit, die Lust der Erholung, die Freuden wie die Belästigungen des Umganges mit Menschen, den Schmerz der Prüfungen so zu ertragen, daß sich der Geist dabei läutert und jedesmal mehr zu Gott emporschwingt. Nun gut: damit ist die höchste Aufgabe des Lebens bereits gelöst, die Aufgabe, das Leben zum Gebet zu machen, ein Leben des Gebetes zu führen, zu beten ohne Unterlaß.

12. Nach alledem ist es leicht, sich Rechenschaft darüber zu geben, wo das wahre übernatürliche Leben, wo das echte Christentum ist.

Man hört oftmals sagen, der Stil, die Sprache sei der Mensch. Von der Sprache des Gebetes gilt das jedenfalls. Das Gebet ist der Stil des Christen, der sicherste Prüfstein für den Geist, von dem wir beseelt sind.

Wie das Leben, so das Gebet. Und umgekehrt, wie das Gebet, so Religion, so Leben.

Es gibt religiöse Gemeinschaften — sie zu benennen wird nicht nötig sein —, in denen beim Gebet eine so erkünstelte Feierlichkeit, ein so bombastisches, gespreiztes Wesen, eine so peinliche Sucht nach großartigen und ungewohnten Redewendungen als unerläßlich zu gelten scheint, daß jedermann leicht erkennt, wie sehr alles natürliche Leben aus ihnen gewichen ist. Man erscheint da vor Gott, fast wie die Bürger einer aufständischen Stadt den einziehenden Eroberer bewillkommnen, wie etwa die Untertanen einem Nero zum Geburtstag ihre Glückwünsche darbringen mögen.

Auf der andern Seite finden wir Sekten, in denen man mit Gott verkehrt, wie wenn man sich der eigenen Gerechtigkeit gewiß, wie wenn man Gott für verpflichtet hielte, daß

er uns zu Diensten sei. Da herrscht eine nahezu verletzende Herzlichkeit gegen Gott, eine Vertraulichkeit, so derb und zuversichtlich, gerade wie sich ein Herr gegen seinen alten Diener benimmt, dem er das Gnadenbrot reicht zum Dank dafür, daß er die Verirrungen früherer Tage mit Schweigen vor der Welt zugedeckt hat.

Sicher sind solche Formen des Gebetes ein Ausdruck des Geistes, der das ganze religiöse und sittliche Leben dieser Genossenschaften beherrscht. Wenn er in andern Dingen nicht so auffällig hervortritt, so ist das nur ein Beweis mehr für die Wahrheit, daß an nichts besser zu erkennen ist, wes Geistes Kind einer ist, als an der Art seines Gebetes.

Wie die Sprache, so der Charakter des Menschen.

Wie die Sprache, so der Geist des Volkes.

Wie das Gebet, so der Glaube, so der Charakter, so das Leben des Christen, der Religion, der Kirche.

Der echte Geist des Christentums muß sich also zumeist im Gebet bewähren. Nun haben wir als Christen nicht den Geist der Knechtschaft und der Furcht, sondern den Geist der Kinder empfangen. In diesem rufen wir als Hausgenossen und als Kinder: Abba, Vater![1] Allein zur Liebe des Kindes gehört stets auch die Ehrfurcht gegen den Vater. Die Furcht Gottes ist nicht etwa bloß ein unvollkommener Anfang zur Weisheit[2] und die Grundlage der Frömmigkeit, sondern sie ist etwas so Heiliges, daß sie bestehen wird in alle Ewigkeit[3].

Die kindliche Ehrfurcht darf also nie von der Kindesliebe getrennt werden, sondern sie muß in eben dem Grad wachsen, in welchem die Liebe zunimmt[4]. Selbst die Seligen im Himmel

---

[1] Röm 8, 15. Vgl. dazu Cyprian., Orat. Domin. 3 (2).
[2] Ps 110, 10. Spr 1, 7; 9, 10. Sir 1, 16.
[3] Ps 18, 10.
[4] Thomas 2, 2, q. 19, a. 10.

sind beseelt von dieser heiligen, keuschen Furcht[1], die nichts anderes ist als ein Ausfluß aus der zarten Liebe zu Gott, dem Reinsten, dem Allerhöchsten[2]. Um so mehr ziemt es den Kindern Gottes, die noch im Fleisch weilen, ungewiß, ob sie der Liebe oder des Hasses würdig sind[3], vor ihrem Herrn und Vater mit jener demütigen Bescheidenheit zu wandeln[4], die ihnen das Gefühl ihrer Unwürdigkeit und das Bewußtsein eingibt, von ihm so unverdient begnadigt zu sein.

Dafür stößt sie aber auch diese heilige Ehrfurcht nicht bloß nicht von Gott zurück, sondern lehrt sie erst recht den treuen Dienst gegen ihn. Ihn haben sie allzeit und überall vor Augen[5]. Nicht bloß im geweihten Tempel, auch in Flur und Wald, auf dem Markt wie in der geheimen Kammer sind ihre Augen auf ihn gerichtet, damit er ihre Füße aus jeder Schlinge ziehe[6]. In allen Dingen sehen sie auf ihn zuerst und zuletzt. Sie tun ihre Pflicht so emsig wie einer. Aber sie glauben nie, daß ihre Mühe es sei, die den Ausschlag gebe. Nie legen sie Hand an ein Werk, ohne ihn zu Hilfe gerufen, nie legen sie das Werk aus der Hand, ohne es ihm anempfohlen zu haben. Sollen sie über den Wert oder den Unwert einer Sache ihr Urteil geben, so ist ihre einzige Frage die, ob er in ihr zu finden ist, oder ob sie zu ihm führt. Jedes Ereignis, ob Leid, ob Freud, ob Mühe, ob Erquickung, ist ihnen ein Weg, der sie ihm näher führt. Sie bedürfen nicht künstlicher Mittel, um ihn sich gegenwärtig zu machen. An ihn denkt ihr Geist, nach ihm strebt ihr Wille, um seinen

---

[1] Thomas 2, 2, q. 19, a. 11. Vgl. Bernard. (Ep. 190), De erroribus Abaelardi 4, 10; Denzinger, Enchiridion n. 324.

[2] August., In Psalm. 127, en. 8; vgl. In Psalm. 118, 31, 3. Greg. Mag., Moral. 34, 40.

[3] Prd 9, 1.

[4] Tertull., Orat. 17 (13). Cyprian., Orat. Domin. 4 (2).

[5] Ps 15, 8. [6] Ps 24, 15.

Besitz schmachtet ihr Herz, sie sind beständig und immer ganz bei ihm. Von ihm ist alles, was ihnen widerfährt. Seine Hand hat ihnen alles bereitet, bitter und süß, was sie berührt. Nichts raubt ihnen die Fassung, nichts das Vertrauen, nichts die Unterwürfigkeit. Sie wissen, daß Gott ihr Vater ist, sie wissen, daß er ihnen immer nahe bleibt, sie wissen, daß sie nichts trifft, was nicht seine Liebe vorbereitet und seine Hand ausgeführt hat.

Dieser Geist der Kinder Gottes muß sich also ganz besonders in unserem Gebet kundgeben. Wer Gottes Blick ausweicht wie Adam nach der Sünde, wem die Sprache versagt, sobald er ein Wort an ihn richten soll, der ist nicht aus Gottes Haus. Wer Gott, sobald er beten soll, erst mühsam suchen muß, wie etwas, was er verloren oder vergessen hat, der hat noch weite Wege, bis ihm der Wandel mit Gott zum Leben geworden ist. Lohndiener mögen ihn im Mund führen, indes ihr Herz ihm ferne ist[1]. Fremdlinge mögen fragen: Wer wird hinaufsteigen in den Himmel, um ihn zu uns herabzuziehen?[2] Kinder im vollsten Sinn des Wortes sind erst die, denen er überall nahe ist, im Mund, im Herzen, im Werk[3].

Zwar schließt Gott keinen aus der Zahl seiner Kinder deshalb aus, weil ihm das noch nicht zur Gewohnheit und leicht geworden ist. Auch jene, die mühsam die ersten Schritte auf dem Weg der Gebote tun, selbst die, die nur unter beständigem Widerstreben ihrer bösen Natur bemüht sind, die Gerechtigkeit zu üben, so gut sie es vermögen, auch sie sind Kinder Gottes, freilich noch unmündige[4]. Aber es darf keiner ruhen, bis er das Kindische abgelegt und jenes Mannesalter erreicht hat[5], wo das ganze Leben und der ganze Mensch ein ganzes Opfer der Überzeugung, der Tat und der Liebe wird.

---

[1] Jr 12, 1. [2] Dt 30, 12. [3] Dt 30, 14.
[4] Hebr 5, 12 13. [5] 1 Kor 13, 10 11.

Bis wieweit wir diesem Ziel nahe gekommen sind, dafür haben wir den besten Prüfstein am Gebet. Je öfter wir uns der Pflicht des Betens erinnern, je mehr es uns zur Natur und zum Bedürfnis wird, um so eher ist das Gebet unser Leben, ist unser Leben Gebet geworden, um so eher können wir also hoffen, unsere Aufgabe als Christen erfüllt zu haben.

Daran haben wir aber auch einen untrüglichen Schlüssel zur Beantwortung der Frage, wo die Gemeinschaft Christi, das Reich Gottes auf Erden, ist. Dort, wo das Gebet in der besten Weise geübt wird.

Wer recht zu beten versteht, der versteht recht zu leben[1].

Wo das echte Gebet, dort die wahre Kirche, dort die Wahrheit, das Heil und das Leben.

---

[1] (August.,) Append. Sermo 55, 1.

Vierundzwanzigster Vortrag.

Die Liebe.

1. Der Kerkermeister zu Philippi, der, erschreckt durch das nächtliche Erdbeben, Paulus und Silas zu Füßen fiel, er war sicher in seiner Herzensangst zu allem bereit, was sie ihm aufgetragen hätten. Das zeigt seine Frage: Ihr Herren, was muß ich tun, um selig zu werden? Sie aber legten ihm, eben deshalb vielleicht, weil er ohnehin erbötig war, alles zu tun, keine Forderung auf als nur die eine: Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du selig werden[1].

An eben diesen Herrn Jesus aber hatte einmal ein reicher Jüngling dieselbe Frage gestellt. Dieser erhielt von ihm eine ganz andere Antwort: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote[2].

Zwei sehr verschiedene Lösungen der nämlichen Frage!

Aber je weiter wir uns umsehen, um so mehr Verschiedenheiten finden wir. Es ist der gleiche Herr und Meister, der ein anderes Mal auf die gleiche Frage sagt: Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden[3]; wer aber nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem Heiligen Geist, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen![4] Bei einer andern Gelegenheit vernehmen wir von demselben Lehrer: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset, werdet ihr das Leben

---

[1] Apg 16, 30 f. [2] Mt 19, 17. [3] Mk 16, 16.
[4] Jo 3, 5.

nicht in euch haben[1]. Und wieder bei einer andern Veranlassung hat er gesagt: Wer die Kirche nicht hört, der kann so wenig als Glied meiner Gemeinschaft gelten als ein Ungläubiger[2]. Wer meine Diener verachtet, der verachtet mich[3]. Nur wem sie Nachlassung der Sünden gewähren, dem werden seine Fehler auch vor Gott erlassen[4].

Was ist doch das für ein buntes Gemisch von verschiedenartigen Aussprüchen, und das in einer so entscheidenden Angelegenheit! Welcher von diesen Sätzen hat da Geltung? Ist es gleichgültig, welchen von ihnen wir befolgen? Soll der eine mit dem, der andere mit jenem seine Seligkeit wirken? Ist es mir überlassen, an welche von diesen Vorschriften ich mich heute und an welche ich mich morgen halten will?

Nein, wahrlich nein! Da ist kein Wort im ganzen Gesetz Gottes, das nicht auf Wahrheit gegründet ist. Was immer er als Recht und als Gesetz festgestellt hat, das bleibt auf ewig unveränderlich[5]. Wer auch nur das kleinste dieser Gebote übertritt, der verdient der letzte im Reich Gottes zu heißen[6]. Wenn aber gar einer sich herausnehmen wollte, auch nur ein einziges dieser Worte für unnötig oder abgetan zu erklären, den würde der Herr tilgen aus dem Buch des Lebens[7].

In der Tat, es ist *vieles*, was vom Christen verlangt wird. Je tiefer er in sein Gesetz eindringt, um so mehr findet er Verpflichtungen. Und was er einmal kennen gelernt hat, das bleibt für ihn immer verbindend. Hat er sich nur einmal zu einem einzigen verpflichtet, so bleibt er stets zu allem verbunden. Ein verstümmeltes und halbes Opfer nimmt Gott nicht an[8]. Und wenn einer das ganze Gesetz hielte, aber ein Gebot überträte, der Herr würde ihn als Übertreter behandeln[9].

---

[1] Jo 6, 54. [2] Mt 18, 17. [3] Lk 10, 16.
[4] Jo 20, 23. [5] Ps 118, 160. [6] Mt 5, 19.
[7] Offb 22, 19; vgl. Dt 4, 2; 12, 32. Spr 30, 6.
[8] Lv 22, 22. Dt 15, 21. [9] Jak 2, 10.

2. Aber das ist ja eine wahrhaft erdrückende Last von Geboten! Wie soll es möglich sein, aus dieser Menge von Verpflichtungen so verschiedener Art ein Leben aus einem Guß zu schaffen? Diese Frage liegt nahe und klingt doch beinahe verwunderlich.

Die Antwort lesen wir in der Heiligen Schrift. Als Beseleel daran ging, die Bundeslade und das heilige Zelt zu bauen, da wetteiferten Männer und Frauen voll fröhlichen Opfersinnes, Gaben zum heiligen Werk zu bringen. Armbänder, Ohrgehänge, Fingerringe, Spangen, Gefäße von edlem Metall, Barren und Platten häuften sich um den Künstler[1]. Er mußte dem Eifer Einhalt tun, denn es wurden der Gaben zu viel[2]. Aber wie stellte er es an, um aus diesem bunten Material die heiligen Geräte fertig zu bringen? Es fällt dem heiligen Schriftsteller nicht ein, ein Wort darüber zu verlieren, da es ohnehin jeder begreift. Das Feuer natürlich war es, das aus dieser wirren Masse in Kürze ein glänzendes Ganze schuf.

Das Feuer läutert alles Unreine. Dem Feuer ist keine Nahrung zu viel[3]. Das Feuer dringt durch jede Scheidewand. Das Feuer verbindet unvereinbare Dinge zu unzertrennlicher Einheit.

Und man beklagt sich, daß die Forderungen des Christentums übermäßig, unerträglich, widersprechend seien! Ist dieses Seufzen nicht das Geständnis, daß im Herzen das Feuer, das Christus zur Erde brachte und das er so sehnlich brennen sehen möchte[4], entweder erloschen oder nie entbrannt ist? Wer mag also von Unmöglichkeit sprechen?

Nichts ist so hart und eisern, nichts so verrostet, daß es das Feuer der Liebe nicht überwände[5]. Gebt mir einen, der liebt, er wird spielen, wo ihr verzweifelt, er wird siegen,

---

[1] Ex 35, 22. [2] Ex 36, 4. [3] Spr 30, 16. [4] Lk 12, 49.
[5] August., De morib. eccl. cath. 1, 22, 41.

wo ihr flieht, er jubelt, wo ihr murrt, er einigt Natur und Gnade und Himmelreich und Erdenleben zu einem Ganzen so lebendig, daß ihr schwören möchtet, er sei aus dem Schoß der Erde emporgewachsen ganz von selber, ohne Zwang, wie die Blumen blühen und die Bäume Frucht tragen im Licht der allmächtigen Sonne. Liebe erklärt alle Rätsel. Liebe löst alle Schwierigkeit. Darum ist die Liebe das erste der Gebote[1]. Die Liebe ist aber auch der Endzweck jedes Gebotes[2]. Die Liebe ist die vollkommene Erfüllung des Gesetzes[3]. Die Liebe ist das Band, das alle Tugenden zu einem vollkommenen Ganzen eint[4]. Liebe, und du wirst dich über nichts beklagen! Liebe, und du vermagst alles!

3. So kurz aber diese Anweisung ist, auf so viele Schwierigkeiten stößt ihre Verwirklichung, ja selbst ihr Verständnis.

Der erste und sicher nicht der unbedeutendste Anstoß liegt schon im Wort Liebe. Man wird der Menschheit kaum unrecht tun, wenn man behauptet, es sei deren eine sehr kleine Zahl, die die Liebe kennen. Freilich, der Liebe Lob ertönt von allen Zungen. Wer nichts von Liebe weiß, dem geht man aus dem Weg. Der Menschheit Höchstes ist die Liebe, das ist das ewig alte und ewig neue Lied der Menschheit, seitdem sie lebt. Das Wort ist stets das gleiche. Wollte aber jeder gestehen, was er dabei im Herzen fühlt, wir hätten eine lange Reihe von widersprechenden Empfindungen vor uns, dumpfes Brüten und Träumen, unverstandenes Sehnen, berauschenden Taumel und nagenden Schmerz, schimpfliche Leidenschaft, die sich aus Scham ins Dunkel verkriecht, Unlust zu Arbeit und zu Pflicht und heldenmütige Opferlust, eine Selbstsucht, die fremde Tugend und Ehre und das Glück eines ganzen Lebens rücksichtslos als Tribut fordert, und wieder eine Selbstlosigkeit, die mit Freuden

---

[1] Mk 12, 30. [2] 1 Tim 1, 5. [3] Röm 13, 10.
[4] Kol 3, 14. Vgl. dazu Thomas 2, 2, q. 184, a. 1.

Gesundheit und Leben hingibt, die Hölle der Verzweiflung, den Himmel der Seligkeit.

Gewiß, unter den Dingen, die die Menschen am öftesten im Mund führen und *am wenigsten kennen*, nimmt die *Liebe* nicht den letzten Platz ein.

Blicken wir auf die heidnischen Zeiten, so können wir beim besten Willen und mit der schonendsten Beurteilung von Liebe wenig entdecken. Einzelne rühmliche Ausnahmen geben wir zu. Die Römer waren viel zu kalt, zu herrschsüchtig, zu eigennützig, den Griechen war die Pest der Liebe, die Sinnlichkeit, viel zu sehr ihre zweite Natur geworden, als daß Liebe bei ihnen möglich gewesen wäre. Paulus war gewiß ein Kenner seiner Zeit. Aber trotz seiner leidenschaftlichen Vorliebe für die Heiden kann er nicht umhin, dem Aristoteles[1] recht zu geben, daß ihnen die Liebe fehle[2]. Dies Urteil ist wahr in jeder Beziehung. Es fehlte ihnen die Liebe im Sinn christlicher Tugend. Es fehlte ihnen sogar die Liebe als natürliche Tugend.

Leider haben wir wenig Recht, die Alten darob zu tadeln. Denn in diesem Punkt unterscheidet sich unsere Zeit wenig von der ihrigen, nur daß wir größere Schuld haben, weil wir der in Menschengestalt erschienenen Liebe Gottes so wenig Ehre machen. Wer den sozialen Zuständen der Gegenwart Aufmerksamkeit schenkt, der möge uns sagen, ob er vom Walten der Liebe viele Beweise gefunden habe. Wir mögen Schwarzseherei und Verdammungssucht so weit von uns tun, als es unsere Pflicht ist, dennoch ist der Eindruck, den wir aus der Betrachtung des Lebens im großen ganzen erhalten, der, daß die Liebe unter den Menschen keine wohnliche Heimat hat.

4. Wir wollen uns näher erklären, damit man uns nicht den Vorwurf mache, wir seien ungerecht gegen die Welt. Wir sprechen ihr nicht alle Liebe ab. Ohne Liebe kann ja der Mensch

---

[1] Unten Nr 5. [2] Röm 1, 31.

nicht leben. Aber es fragt sich, welcher Art die Liebe ist, mit der sich die Welt zufrieden gibt.

Es ist nämlich leicht zu sehen, daß wir mit dem Wort Liebe ganz verschiedene Begriffe verbinden. Wir haben in unsern Sprachen meist nur ein Wort[1], um dreierlei Dinge zu bezeichnen, zwischen denen ein großer Unterschied besteht.

Etwas anderes ist aber die christliche Tugend der Liebe, etwas anderes die Liebe als natürliche Tugend, etwas anderes die Leidenschaft, welche man Liebe nennt.

Wir sagen: Leidenschaft der Liebe. Man erschrecke nicht über diesen Ausdruck, der durch die Schuld der Menschen so verfänglich geworden ist, daß man sich fast seiner schämen möchte. Niemand denke hier an jene Entweihung des Herzens, an jenen Tod der Tugend, an die gemeine Sinnenlust, der man lügnerischerweise so oft den Namen Liebe gibt.

Wenn wir von der Leidenschaft oder dem Affekt der Liebe reden, so meinen wir jene natürliche Regung, jene unwillkürliche Zuneigung, jenen Zug zu einer Sache oder einer Person, den wir im Herzen empfinden, sobald wir etwas Gutes, Schönes, uns Zusagendes daran entdeckt haben[2].

---

[1] Im Latein der kirchlichen Sprache ist caritas die übernatürliche, dilectio die natürliche Liebe, amor die Liebe als Leidenschaft, d. h. als unwillkürliche Regung. Allem Anschein nach ist das, was Aristoteles über die Freundschaft (*φιλία*) sagt, von dem zu verstehen, was wir die natürliche Tugend der Liebe (dilectio) nennen, wofür er sonst kein besonderes Wort hat. Denn er unterscheidet sie genau von der Leidenschaft (vgl. Ethic. 2, 5 [4], 2) als Tätigkeit (Ethic. 8, 8 [10], 4; vgl. Eudem. 7, 4, 9; 7, 2) und als den durch die Tätigkeit erlangten Habitus (Ethic. 8, 5 [7], 5; vgl. Eudem. 7, 1, 3). Ähnlich Plato, Lysis 9, p. 212d ff, obwohl Plato und Sokrates im ganzen über den mehr als zweideutigen *ἔρως* nie recht hinauskommen; vgl. Lysis 17, p. 221e ff.

[2] Thomas 1, 2, q. 27. August., Conf. 4, 13, 20; De musica 6, 13, 38.

Es hängt jedoch von uns ab, diese Regung durch Verstand und Willenskraft zu einem mächtigen Hebel des Guten zu machen oder uns von ihr ohne Besinnung und Selbstbeherrschung auf die Wege des Verderbens drängen zu lassen und andere dann mit uns fortzureißen[1]. Soviel auch die Dichter und die Sünder zu allen Zeiten über die Unwiderstehlichkeit dieser Leidenschaft gesungen und geklagt haben, das ist dennoch sicher, daß wir zwar nicht für jede unfreiwillige erste Regung dieses und überhaupt jedes Affektes verantwortlich sind, wohl aber für das, was wir daraus werden lassen.

Darüber sind nun freilich alle Christen wenigstens ihrer Überzeugung nach einig. Wer nur einigermaßen nach einem wirklich christlichen Leben strebt, der weiß, wie sehr er vor diesen von selbst entstehenden Neigungen auf der Hut sein muß, damit sie nicht einen Grad von Heftigkeit annehmen, noch sich auf einen Gegenstand werfen, der ihm gefährlich werden könnte.

Dagegen liegt selbst den Besten eine andere Gefahr näher. Viele lassen sich täuschen, wenn sie für eine gute Sache eine unwillkürliche Empfindung der Billigung im Herzen verspüren. Sie halten das schon für Tugend und sind mit sich zufrieden, obwohl sie nichts in sich haben als eine ganz natürliche Bewegung des menschlich fühlenden Herzens.

Das ist so recht die Moral der Oberflächlichkeit, die Tugend der Bequemlichkeit, wie man sie in den Novellen für Pensionatmädchen und für Erwachsene in moralischen Rührstücken auf dem Theater pflegt. Alle jene schönen Reden von der veredelnden Kraft der Bühne, von der läuternden Pädagogik der Ästhetik bedeuten wenig mehr als die landläufige Verwechslung zwischen dem natürlichen Affekt und der Übung ernstlicher Tugend. So kommt es, daß man Tränen vergießt über eine verfolgte Unschuld und selber aus Lieblosigkeit und übler Nach-

[1] Vgl. I[4] 5, 19 21 22.

rede ein Geschäft macht, und daß man aus dem Schauspiel hinweggeht voll sittlicher Entrüstung über Menschen, in denen man sein eigenes Ebenbild hätte sehen können.

Daraus ist ersichtlich, daß eine solche Regung der Liebe, selbst wenn sie einen guten, ja heiligen Gegenstand betrifft, noch lange keine Tugend ist und kein Verdienst begründet[1].

Tugend ist ein Werk der Arbeit und der Freiheit. Sie ist nicht so schwer, als man ihr nachsagt, sie ist aber auch nicht so schnell vollendet, als mancher zu glauben geneigt ist. Die hellen Zähren weinen über des Herrn Marter und über die eigenen Sünden oder über fremdes Elend beweist keineswegs, daß die Tugend der Liebe in uns wohne. Das alles kann möglicherweise der Ausfluß natürlichen Mitleids, der Erguß eines weichen Herzens, eine ungesuchte Empfindung von Scham über unsern Undank gegen Gott sein. Das ist immerhin ein schöner Zug einer edeln Natur, der die Seele wie von selber zur bewußten, gewollten, mit Mühe vollbrachten Übung der Reue, der Andacht, der Liebe, also zur Tugend hintreibt. Aber es ist noch nicht die Tugend der Reue und der Liebe selbst. Wer sich mit dieser Empfindung schon zufrieden geben wollte, der könnte sich leicht schmeicheln, eine Tugend zu besitzen, die er noch gar nicht geübt hat, von der er vielleicht nicht einmal weiß, wie man sie übt.

5. Höher als diese empfindliche Regung steht die Liebe als natürliche Tugend. Diese ist nicht mehr eine bloß auf Seelenverwandtschaft oder auf angenehme äußere Eindrücke hin erwachende Aufwallung eines dunkeln Herzensdranges. Sie ist vielmehr eine mit klarer Verstandesüberlegung vom Willen den Seelenkräften auferlegte Tätigkeit[2]. Sie ist das ernstliche Streben, dem Nächsten Wohlwollen zu erweisen[3], ihm wohl

---

[1] Vgl. I[4], 5, 18. [2] Thomas 1, 2, q. 26, a. 3.
[3] Aristot., Ethic. 9, 5. Eudem. 7, 7, 3.

zu tun, sich ihm nützlich zu zeigen[1]. Sie denkt nicht an das eigene Bedürfnis, sie sucht nicht ihren Vorteil[2], sie stützt sich bloß auf das Gute, das sie am Nächsten findet[3]. Selbst wo er das Gute verlassen haben und nur dem Bösen dienen sollte, achtet sie noch immer seine Natur[4], die er ja nie ganz verderben und der Keime des Guten berauben kann, und findet neue Nahrung in dem Streben, ihn für das Gute, von dem er abgewichen ist, wieder zu gewinnen[5]. Das ist Übung der Liebe als Tugend, und zwar als natürlicher Tugend.

Ohne alle Frage steht der, der die Liebe um der genannten Beweggründe willen rein und ohne Beimischung übt, auf einer sittlichen Höhe, die alle Anerkennung verdient. Es ist zwar eine bloß natürliche Tugend, wie wir sie denn auch ganz und gar mit den Worten heidnischer Schriftsteller geschildert haben. Dennoch können wir sagen, daß der, der sie so übt, wie diese sie verlangen, nichts Kleines getan hat.

Aber eine andere Frage ist die: Wer kann sich rühmen, diese natürliche Tugend der Liebe rein zu üben?

Darauf gibt es der Wahrheit gemäß nur die eine Antwort: Wenn nicht das Christentum die Ehrenrettung der natürlichen Tugend übernimmt, findet diese unter den Dienern der Welt wenige Ritter, auf die sie sich mit Ehren berufen darf.

Die Alten haben wenigstens mit Achtung und Begeisterung von der natürlichen Liebe geschrieben, am schönsten Cicero im Lälius. Was jedoch das Leben betrifft, so haben sie offen bekannt, daß, soweit überhaupt jemand Liebe nicht in bloßen

---

[1] Aristot., Ethic. 9, 9, 2. Eurip., Heracl. 2. Cicero, Amic. 5 6.

[2] Cicero, Amic. 8 9.

[3] Aristot., Ethic. 8, 3 (4), 6. Cicero, Amic. 14 22 27. Vgl. Plato, Lysis 10, p. 214 d.

[4] Cicero, Amic. 8 9. [5] Ebd. 24.

Worten, sondern in der Tat kundgibt, er sie selten rein, sondern mehr oder minder aus Selbstsucht übt[1], weil ihm selber die Liebe zur Glückseligkeit[2] unentbehrlich ist[3].

Gewiß ein niedriger Standpunkt, aber doch noch höher als der, den die Neueren einnehmen. Diese streichen die Liebe geradezu aus der Zahl der Tugenden. Auf den Pfaden Spinozas wandelnd erklären sie ohne Scham gleich ihm[4] die Lehre, Liebe sei als natürliche Tugend möglich, für Heuchelei und Albernheit[5], denn anders als aus Rücksicht auf das eigene Interesse, also aus barem Eigennutz, liebe niemand einen Freund[6]. Das ist ein solcher Hohn auf alles, was im Menschen edel ist, daß wir uns darüber nicht genug verwundern können. Die Heiden hätten sich solcher Worte geschämt, die heutigen Gegner des Christentums aber sagen das und noch Ärgeres — von Nietzsche und seinen Nachahmern wollen wir lieber schweigen — mit Stolz und unter dem allgemeinen Beifall der Zeit.

In der Tat möchte einer mitunter glauben, es gebe keine Liebe, wenn man beispielshalber betrachtet, in welcher Art die Wohltätigkeit von der Welt oft ausgeübt wird.

Die Welt wird freilich nicht müde zu versichern, die Kirche mit all ihren Anstalten und Gliedern verstehe nie und nirgends die rechte Art, wohl zu tun. Diese Kunst habe erst der moderne Geist ausgebildet. Darum müsse man die milden Anstalten laisieren, solle der Menschheit von ihnen ein wirklicher Dienst erwachsen.

---

[1] Aristot., Rhetor. 2, 2, 4; Ethic. 8, 3. Eudem. 7, 10, 25. Cicero, Offic. 2, 8; Amic. 7.

[2] Aristot., Ethic. 1, 8 (9), 16. [3] Ebd. 8, 1, 1.

[4] Spinoza, Tractat. polit. 1, 5; 2, 4 ff; Ethic. 3, 29 35.

[5] J. C. Fischer, Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze[2] 264 f.

[6] Stirner, Der Einzige und sein Eigentum 474 479 f. Ad. Franck, Philosophes modernes 352 f.

Wir wollen nun gerne zugeben, daß sich im einzelnen auch unter Christen in Bezug auf die Übung der Liebe Mängel genug finden. Indes, man wird der christlichen Religion jedenfalls das nicht absprechen, daß es ihr Ernst damit ist, die Tugend der Liebe und Barmherzigkeit um ihrer selbst willen zu üben, auch wenn sie ihr die Beziehung auf Gott gibt.

Kann man das aber auch von der prahlerischen Wohltätigkeit sagen, die auf alle kirchlichen Formen des Almosengebens mit solcher Verachtung herabsieht? Wir wollen es nicht entscheiden. Aber manches erscheint uns allerdings an der modernen Mildtätigkeit wunderlich, und nicht bloß uns, sondern auch Männern, die sonst gewiß mit der Welt auf gutem Fuß stehen — wir erinnern an Viktor Hugos bekanntes Gedicht. Woher kommt es denn, daß, wenn für den gleichen Zweck in den Kirchen oder sonst eine allgemeine und daneben in den Zeitungen eine besondere Sammlung mit öffentlicher Nennung veranstaltet wird, die letzte stets größere Beträge empfängt? Wem will man es verdenken, wenn er wettet, die Welt bevorzuge eine auffällige Art, die Liebe zu üben, wobei der eigene Name auch seines Lohnes gewiß ist? Ist das aber eine Wohltätigkeit, die den Namen Tugend verdient? Grigorowitsch hat auf diese Frage eine furchtbare Antwort gegeben, indem er eine seiner Erzählungen „Akrobaten der Wohltätigkeit" betitelte. Das ist zu hart geurteilt, gewiß. Aber was sollen jene seltsamen Formen des Wohltuns, Monstrekonzerte und Basare, bei denen die sich ausstellenden Damen die eigentliche Zugkraft bilden, nächtliche Eisfeste bei elektrischem Licht, Glückshafen und Lotterien, Armenbälle und Theater am Aschermittwoch zu Gunsten von Verhungernden und Überschwemmten, Wohltätigkeitsdiners, wo man zum Besten der Hungernden ißt, was sollen sie anders als beweisen, daß die Welt gern einen Groschen in die Sammelbüchse der Liebe wirft, wenn sie dabei um einen Taler Vergnügen, Ehre und Berauschung findet?

Man wird sagen, wir urteilten zu hart, es gebe auch reinere Übung natürlicher Liebe. Gott sei Dank, ja. Aber zeigt uns nicht eben die Welt, wie auffällig ihr selber ein einziges derartiges Beispiel ist? Woher sonst dieses unmäßige Rühmen und Ausposaunen, das uns beinahe an jene Art von Wohltätigkeit erinnert, welche der Herr im Evangelium an den Pharisäern tadelt?[1] Wir wollen dieses Gebaren nicht als Prahlerei auslegen. Aber wenn es auch das nicht ist, so ist es jedenfalls ein Beweis dafür, daß die Welt selbst begreift, wie selten sie Gelegenheit hat, einen wirklichen Fall von Liebestätigkeit aufzustellen, der aus weltlichen, irdischen und natürlichen, und nicht aus den so gering geschätzten christlichen Beweggründen stammt. Beklagen es doch die Alten schon, daß die edleren Formen der Liebe so wunderselten zu finden seien[2], ja daß sie wohl noch mit Verachtung gestraft würden![3]

Es wäre unnütz, an diesem leidigen Urteil zu mäkeln. Es wäre im Gegenteil zu verwundern, wenn es sich anders verhielte. Wo der Mensch der einzige Grund für die Liebe ist — und die rein natürliche Liebe hat in der Tat keinen andern —, wie soll die Liebe lebendig bleiben, wenn man dem Menschen näher tritt, wenn man einen Blick in sein Herz dringen läßt? Wir haben gar nicht not, dabei an andere zu denken. Wir brauchen bloß uns zu fragen: Wem möchten wir es verargen, daß er die Liebe zu uns schwer finden würde, wenn er uns einmal durchschaute, so wie Gott uns kennt, und wenn er an uns nichts weiter sieht als den Menschen, d. h. das jämmerliche Zerrbild, das wir aus dem Menschen in uns gemacht haben?

---

[1] Mt 6, 2.

[2] Aristot., Ethic. 8, 3 (4), 18. Cicero, Amic. 6.

[3] Eudem. 7, 10, 25. Plinius, Ep. 1, 8.

6. Begreiflich darum, daß noch jeder Versuch gescheitert ist, mit Hilfe rein weltlicher Erwägungen den Gipfel der Tugend, die Liebe, zu erreichen. Aus bloß natürlichen Beweggründen an einem bloß natürlichen Gegenstand die Liebe als Tugend üben, das heißt mehr verlangen, als der Mensch zu stande bringt.

Wir reden von der Liebe als Tugend. Die blinde Leidenschaft des Herzens, plötzlich erregt, rasch verändert, bald erloschen, das sieht jedermann, sie ist nicht des Namens Liebe wert. Eine Neigung, im Augenblick erweckt, weil man hofft, einen Gesinnungsgenossen oder Gehilfen der eigenen Absichten zu finden, und im Augenblick erstickt, sobald man eine geringe Meinungsverschiedenheit entdeckt, sie war nie Liebe und wird nie Liebe werden. Liebe muß Tugend sein. Tugend aber ist Arbeit des Willens. Tugend ist beharrliches Streben nach einem edeln Ziel, welches uns die Vernunft als erreichbar vorgestellt hat. Tugend ist nicht Laune, die diesen Gegenstand erfaßt und jenen abstößt, sondern ernste Überwindung, mit der das Herz alles umschlingt, was ihm Pflicht oder Not auferlegen, und müßte es auch das größte Widerstreben niederkämpfen. Tugend muß sich darin erweisen, daß sie ertragen und entbehren, übersehen und überwinden kann.

Soll also Liebe Tugend werden, so muß ihr die Vernunft den Weg weisen; denn ohne klares Erkennen ist rechtes Wollen nicht möglich. Und dann muß Wille und Herz der erkannten Pflicht folgen, koste es was immer. Wir dürfen nur dann lieben, was wir wollen, wenn wir wollen, was wir müssen. Liebe muß erst wissen, was sie lieben darf; dann aber muß sie lieben, nicht weil es ihr so gefällt, sondern weil sie muß, und sie muß alles auf sich nehmen, was ihr behilflich, und muß alles fahren lassen, was ihr hinderlich ist, diesen Zweck zu erreichen[1].

---

[1] Bernard., Ep. 85, 3. Vgl. Thomas 2, 2, q. 23, a. 3.

Und nun, nachdem wir der Liebe diese ihre Aufgabe vorgehalten haben, stellen wir sie vor den Menschen, so wie er in Wahrheit ist, und befehlen ihr, an ihm ihre Pflicht zu tun. Es muß ihr sein, als wenn sie ihr Todesurteil geschrieben läse. Was wird sie uns zur Antwort geben? Also das ist der Gegenstand, den ich umfangen soll? An diesem Wesen soll ich zeigen, welcher Glut ich fähig bin, welche Opfer ich bringen kann? O wie gerne wollte ich das, wäre der Mensch nur fähig, mich für sich zu begeistern! Nein, verlangt alles von mir, aber erspart mir die Zumutung, ein so kleines, ein so armes, ein so unzuverlässiges Geschöpf, ein Ding so voll von Fehlern, wie der Mensch leider ist, meiner wert zu achten! Er kann mich nicht anziehen, ich kann mich ihm nicht hingeben. Entweder zeigt mir einen liebenswürdigeren Gegenstand oder gebt mir Beweggründe, die so mächtig sind, daß ich um ihretwillen die Mängel des Menschen übersehen und ihm meine Neigung schenken kann. Aus blinder Leidenschaft, in unüberlegtem Sturm habe ich ihn wohl geliebt und ebenso rasch verlassen. Soll ich ihn aber mit Überlegung und Überwindung dauernd lieben, so brauche ich zuvor einen edleren, einen vollkommenen Gegenstand, einen Gegenstand, der mich ausfüllt, einen Gegenstand, dem zulieb ich dann auch den Menschen lieben kann.

7. Es ist unnötig, daß wir hier lange Umschweife machen. Vergebens wäre es, einen solchen Gegenstand in Geschöpfen zu suchen, die nicht mehr noch besser sind als wir. Dieser Gegenstand kann nur einer sein[1], jener, dessen Widerschein jedes Wesen mit Lust erfüllt, jener, dem niemand nahe kommt, ohne daß ihn seine Glut ergreift, der einzig Gute, der ewig Treue, der stets Unwandelbare. Er ist die Schönheit, die allein unserer Liebe wert, der Schöpfer, der höher ist als das edelste seiner

[1] Thomas 1, 2, q. 2, a. 8; 2, 2, q. 25, a. 1 u. ö.

Geschöpfe, der Erbarmer, der Erlöser, der Heilige voll unermeßlicher Liebe, der Reinste, der Vollkommenste, der Heiligste, der einzige, der fähig ist, mit seiner unendlichen Fülle und Güte dies unersättliche Herz zu befriedigen und zu sättigen.

Es gibt nur einen Gegenstand, der unserer ganzen Liebe wert ist, der unsere Liebe rein und dauernd macht, der unsere Liebe ganz erwidert, und dieser Gegenstand ist Gott.

Daß ihn die Welt nicht kennt, daß sie nicht auf ihn ihre Liebe richtet, das ist der Grund, warum ihr die Liebe fehlt. Sie fühlt zwar, daß sie die Liebe nicht hat, die Besseren seufzen darüber, die andern leugnen, daß es Liebe gebe, den wahren Grund dieses Mangels kennen sie aber alle nicht. Und sie können ihn nicht kennen. Denn kennten sie Gott, so würden sie ihn auch lieben. Er zieht uns mit unwiderstehlicher Gewalt an sich, sowie er nur einmal erkannt ist, er erfüllt unser ganzes Herz, an ihm entzündet sich Liebe immer wieder, so oft sie zu erlöschen droht.

Gott ist die Liebe[1], der Quell und Gegenstand, der Lehrmeister und Maßstab der Liebe, der Beweggrund aller wahren Liebe. Was nicht Gottes ist, von dem weiß die Liebe nichts, und wenn sich schon die Leidenschaft drum windet und bäumt. Wo Gott nicht Platz hat, dort hat die Liebe keinen Raum. Was in Gott ist, was Gott gehört, das gehört der Liebe. Was Gott liebt, das umfängt auch die Liebe trotz alles Widerstrebens einer verderbten Natur. Der Liebe ist ja nichts klein, nichts gleichgültig, was an den Geliebten erinnert. An einem einzigen Haare kann sie ihr Herz verwundet fühlen[2]. Wie wäre es dann möglich, daß die Liebe das Herz einem Ding verschließe, das dem Herzen Gottes teuer ist!

Wer also sagt, er liebe Gott, und haßt dabei den Bruder, der sagt die Wahrheit nicht[3]. Denn wenn Gott den Bruder

---

[1] 1 Jo 4, 16. [2] Hl 4, 9. [3] 1 Jo 4, 20.

ebenso liebt wie mich, so muß auch ich den Bruder lieben wie mich, vorausgesetzt, daß ich Gott liebe und damit das, was Gott liebt. Die wahre Liebe liebt mit Gott alles, was in Gott ist, liebt alles in Gott, liebt alles so, wie es Gott liebt, liebt alles so, daß sie in allem Gott noch besser lieben lernt.

Es gibt nur eine Liebe, und sie ist stets dieselbe, ob sie nun Gott oder uns selbst, ob sie Freund oder Feind, ob sie dem Wohltäter oder dem Hilfsbedürftigen gilt, denn sie ruht in Gott und geht von Gott aus und bleibt gleichwohl in Gott, weil sie nichts liebt, als was Gott liebt, und alles nur so liebt, wie es Gott liebt[1].

Die Liebe zum Nächsten wie die Selbstliebe kann also keine andere sein als die Liebe zu Gott. Eine Liebe zum Nächsten oder zum eigenen Ich, die nicht zugleich Liebe zu Gott ist, verdient nicht den Namen einer vollkommenen Tugend.

Hier erkennen wir erst den ganzen Unterschied zwischen natürlicher und übernatürlicher Tugend. Die wahre natürliche Liebe liebt zwar auch im Menschen Gott. Würde sie nicht durch den Menschen zuletzt wieder nach Gott streben, würde sie sich nicht mit der Liebe Gottes vertragen, so wäre sie auch nicht natürlich gut. Aber sie bezieht sich doch zunächst nur auf die Werke und die Gaben Gottes im Geschöpf und dadurch erst mittelbar auf Gott[2]. Die übernatürliche Liebe dagegen begnügt sich nicht damit, daß sie bei jedem Dienst, den sie dem Nächsten erweist, Gott im Auge hat und ihn dadurch mittelbar zu erreichen sucht[3]. Ihr eigentliches Wesen

---

[1] August., De Trinitate 8, 8, 12. Thomas 2, 2, q. 23, a. 5; q. 25, a. 1 ff; De carit. q. 1, a. 4. Vgl. dazu Ioann. a S. Thoma, Theol. VI, d. 14, a. 3. Marcus Serra, Comment. in D. Thom. 2, 2, q. 25, a. 1.

[2] Billuart, De carit. d. 1, a. 3, § 2. Vgl. Ferre, De virtut. theol. tr. 4, q. 1, n. 69; tr. 5, q. 1, n. 105.

[3] Thomas 2, 2, q. 44, a. 2. Fulgent., Ep. 5 ad Eug.

besteht vielmehr darin, daß sie unmittelbar nach Gott strebt und erst von diesem aus und um seinetwillen dem Geschöpf Teilnahme zuwendet[1]. Die christliche Liebe sieht im Menschen nicht bloß das Werk, nicht bloß das natürliche Ebenbild Gottes, sie erkennt in ihm einen Ausfluß aus der göttlichen Güte und Liebe selber, sie liebt ihn als Abbild der göttlichen Vollkommenheiten, als das Gefäß, in das er seine Liebe ausgegossen hat, an dem er sein Wohlgefallen und seine Verherrlichung sucht[2].

Die übernatürliche Menschenliebe ist also nichts anderes als die Liebe zu Gott selber[3]. Ein besonderes Gebot der übernatürlichen Nächstenliebe ist im Grund nicht notwendig[4], denn ohne sie wäre die Liebe zu Gott unvollständig. Ohne sie wäre es Täuschung, wollten wir uns einreden, daß wir Gott lieben[5]. Wo aber die wahre Gottesliebe besteht, da ist notwendig auch die Liebe zum Menschen vorhanden[6]. Dieses Gebot haben wir von Gott, daß wir Gott lieben, und daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe[7].

Will also einer wissen, ob er Gott liebe, so prüfe er es daran, ob er den Ebenmenschen liebe[8]. Und will er erfahren, ob seine Liebe zu den Menschen echt sei, so achte er darauf, ob diese Liebe aus der Liebe zu Gott hervorgehe[9], d. h. ob er Gott reiner, inniger, kräftiger liebe, seitdem er auch das Geschöpf in diese Liebe einschließt, oder ob er in seiner Liebe zu den Menschen ein Hindernis für die Liebe zu Gott finde.

---

[1] Thomas 2, 2, q. 23, a. 5 ad 1. Bail, Theologie des hl. Thomas 3, 2, 17 (III [1869] 227 ff). Sententiae S. Bernardi 21.

[2] Coninck, De actibus supernatural. disp. 24, n. 2.

[3] Thomas 2, 2, q. 25, a. 1. Paschas. Radb. Mat. l. 10 (B. Lugd. XIV 620 h). Scheeben-Weiß, Herrlichkeiten der Gnade[7] 567; vgl. 344.

[4] August., Discipl. christ. 5.

[5] 1 Jo 4, 8 20.

[6] Thomas 2, 2, q. 44, a. 2.

[7] 1 Jo 4, 21.

[8] Jo 13, 35.

[9] 1 Jo 5, 2.

Nur aus der Liebe zu Gott darf und kann also die christliche Menschenliebe ihre Kraft, ja ihr Leben ziehen. Und nur die göttliche Liebe verleiht ihr jene Unüberwindlichkeit und jene überirdische Schwungkraft, die sie so sehr von nöten hat, um die Leidenschaft zu überwinden, um menschliche Rücksichten zu besiegen und sich zu Leistungen zu erheben, denen sich rein natürliche Liebe nicht mehr gewachsen zeigt.

8. Denn von der übernatürlichen Liebe wird mehr verlangt als von einer bloß menschlichen Tugend. Sie muß ihren Verpflichtungen selbst dann gerecht zu werden suchen, wenn Schwierigkeiten auftreten, die der gewöhnliche Sinn des Menschen für hinreichend hält, um sich für entschuldigt zu erklären.

Ein einziges Wort dessen, der uns die Liebe gelehrt und eingepflanzt hat, sagt uns das genügend. Wenn ihr bloß jene liebet, die euch lieben, sagt er, was sollt ihr davon für einen Lohn haben? Tun das nicht auch die Heiden?[1] Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, betet für die, die euch verfolgen und verleumden, damit ihr Kinder eures Vaters seid, der im Himmel ist[2].

Daraus sehen wir wohl am besten, daß zur Liebe große Kraft nötig ist. Das ist kein Ruhm und kein Verdienst, wenn wir ein Fünkchen Liebe aus unserem Herzen abgeben, wo eigene Neigung und fremde Vorzüge sie uns abnötigen. Es ist sogar erst die Frage, ob das wahre Liebe ist. Jedenfalls dürfen wir, solange wir nicht den Nächsten samt seinen Unvollkommenheiten und Unliebenswürdigkeiten mit unserem Herzen tragen können, jedenfalls dürfen wir uns noch nicht schmeicheln, daß unsere Liebe kräftig sei, sondern wir müssen eher fürchten, daß ihr das, was ihr zur Kräftigung und Läuterung dienen sollte, zur Schwächung, wo nicht zum Untergang werde. Erst

---

[1] Mt 5, 46 f. [2] Mt 5, 44 f.

wenn die Liebe gezeigt hat, daß sie auch zu überwinden, zu dulden, zu opfern vermag, dann ist sie echt und stark. Denn daß zum Ertragen eine starke Tugend notwendig ist, das begreift sich ohne viele Worte.

Wie sehr täuschen sich also jene, die bei dem Wort Liebe nur an Genuß und Empfangen denken! Ist denn Liebe nur eine passive Empfindung? Besteht denn Liebe darin, daß wir von andern Angenehmes empfangen, und nicht vielmehr darin, daß wir andern Gutes erweisen?

Wenn Liebe Tugend ist, dann muß sie sich in Tat und Kraft äußern, und müßte man sie auch mit Gewalt dem Herzen und dem Willen abzwingen. Die herrlichsten Leistungen der Liebe sind nicht möglich ohne Selbstentäußerung, ja ohne Selbsthinopferung.

Ohne Opfer, ohne Selbstlosigkeit ist Liebe nicht zu denken. Selbst das Unliebenswürdige müssen wir lieben können, um einem Höheren zu gefallen, dem wir dadurch Liebe zu erweisen im stande sind. Die Liebe muß es uns leichter machen, alles, was uns teuer ist, für andere dranzugeben, als sie für uns dulden und entbehren zu sehen. Die Liebe muß uns in den Stand setzen, andere Ansichten, auch wenn sie den unsrigen entgegengesetzt sind, fremde Überzeugungen und eine uns durchaus unsympathische Art des Denkens, des Sprechens, des Lebens nicht bloß zu ertragen, sondern zu achten, solang sich dies anders mit Wahrheit und Gewissen verträgt. Wahre Liebe ist unglücklich, wo sie nicht nützen, bessern, trösten, geben kann. Ihr Auge ist schärfer für fremdes Weh und Bedürfnis als der Blick der Lieblosigkeit für die Schwächen des Nächsten. Ihr Herz fühlt anderer Leid so zart als das der Empfindlichsten das eigene. Ihre Hand deckt fremde Blößen mit einer Schonung zu, daß sich der Verwundete oder Beschämte selber keine größere Nachsicht wünschen kann. Wo der sog. Ehrenmann nie zur Tat kommt vor Fragen und vor Feilschen, wer zuerst die Hand

zur Versöhnung bieten, zuerst grüßen, zuerst nachgeben, wie lang man Nachsicht üben, wie oft man verzeihen solle, bietet die Liebe sich selber als Preis der Versöhnung dar, und alles ist geschehen.

Und dabei glaubt sie nicht einmal etwas Besonderes getan zu haben. Vielmehr sagt sie bloß, hat sie das alles vollbracht: Wir sind unnütze Knechte, wir haben einfach unsere Schuldigkeit getan [1].

Nur unsere Schuldigkeit? Und das bei Dingen, die dem Herzen so schwer fallen?

Es ist der Herr, der also spricht, und dem müssen wir wohl glauben. Die Verwunderung, die Bestürzung, die sich kundgibt, wenn man den Satz ausspricht, daß die Vorschriften des Christentums uns gar nicht so viel auflegen, wozu uns nicht ohnehin unsere Natur verpflichtete, sie zeigt uns, wie leicht wir es mit unsern Menschenpflichten nehmen, und wie wenig die natürliche Gerechtigkeit Aussicht hat, Erfüllung zu finden, wenn nicht die Diener Christi sich um sie annehmen.

Da pochen die Verächter des Evangeliums auf die natürliche Moral, gerade wie sich die Pharisäer gegen Christus stets auf das Gesetz beriefen. Handelt es sich aber um die Tat, so sind sie ihres Wortes nicht mehr geständig.

So müssen wir unsern Widersachern denselben Vorhalt machen, den der Herr den Seinigen machte: Ihr beruft euch auf das Gesetz, und in der Tat tragt ihr es in euch, aber keiner hält es [2]. Wenn ihr vom Glauben reden würdet, hättet ihr allerdings recht, zu sagen, daß er uns unendlich mehr lehrt als die schwache Vernunft. Wieviel verlangt aber im Grund das Gebot der übernatürlichen Liebe, wozu uns nicht schon das Gewissen von Natur verpflichtete? Daß wir die Gerechtigkeit aus einem höheren, übernatürlichen Beweggrund erfüllen, ja,

---

[1] Lk 17, 10. [2] Jo 7, 19.

das begehrt es von uns. Aber das, was es uns auferlegt, ist meist nur dem Grad nach von dem verschieden, was uns schon die natürliche Liebe zur Pflicht macht.

Davon nehmen wir nicht einmal das Gebot der Feindesliebe aus. Liebe ist nichts anderes als Humanität[1]. Diese aber verlangt auch das Gesetz der Natur von uns. Darum ist selbst die Liebe zum Feind im Naturgesetz enthalten und keineswegs erst eine Erfindung des Christentums[2]. Daß auch die Besten unter den Alten dieses Gebot nicht hielten, daß die angebliche Feindesliebe des Sokrates nur Geringschätzung[3] und die des Aristides nur Politik war[4], das ändert nichts an der Sache. Das Christentum hat diese Tugend neu eingeschärft, durch kräftige Gründe und das Beispiel des Herrn leichter gemacht, nicht aber sie aufgebracht.

Und so ist es wohl, die theologischen Tugenden ausgenommen, mit allen übrigen Tugenden. Das Christentum begehrt zwar mit Nachdruck, daß wir aus leeren Worten, aus stolzen Idealen und hohlen Empfindungen ernstliche Tat machen, es nimmt uns aber dabei selbst beim Wort und beim Gewissen.

Das Verdienst des Christentums um die Liebe besteht also in drei Dingen: einmal darin, daß es die Liebe aus leeren Formeln der Poesie und aus frommen Wünschen zur Wirklichkeit, zur greifbaren, sichtbaren Tugend gemacht hat; zweitens darin, daß es eine Sache, die man sonst kaum anders denn als Leidenschaft kannte, mit dem Charakter übernatürlicher Güte, ja des höchsten Gottesdienstes bekleidete;

---

[1] Eudem. 7, 10, 24. (Aristot.,) Magna Moralia 2, 11, 45.

[2] Marcus Serra, Comment. 2, 2, q. 25, a. 8. Sylvius ebd. Coninck, De act. supernat. d. 24, d. 5. Bañez 2, 2, q. 25, a. 9, d. 1, concl. 2. Gotti, Theol. de carit. q. 1, d. 5, 20 ff.

[3] Diogen. Laert. 2, 27 35 37.

[4] Plutarch., Praep. reip. gerendae 14, 2.

endlich darin, daß es die Menschen anwies, sie zur letzten Triebfeder aller übrigen Handlungen, auch der gewöhnlichsten, zu machen[1] und so auch diese zur wahren Tugendübung und zur Quelle ewigen Verdienstes zu erheben[2].

Damit hat es die ganze Lehre von der sittlichen Vervollkommnung auf eine ebenso kurze als einfache Formel zurückgeführt.

Die Weltweisheit stellt ein Heer von Ratschlägen auf, damit sich jeder klug, mit Ehren und ohne Schaden durch die Welt winde.

Hier dagegen heißt es: Liebe, und du hast alles getan[3].

Dort weiß man nicht genug von Gerechtigkeit zu sprechen. Gewiß ein edles Wort. Wäre nur auch der Mensch und das Leben ein Würfel von Holz, den man nach der Haarlinie spalten und nach dem Apothekergewicht teilen könnte! So aber bringt es eben dieser Grundsatz von der Gerechtigkeit mit sich, daß man mit ewigem Rechnen und Messen um Recht und Pflicht und Muß nie aus Streit und Krieg, aus Prozessen und Neid und Feindseligkeiten herauskommt.

Und wieviel einfacher hat es der Christ mit seinem Gesetz der Liebe! Zwar ist auch ihm keine Pflicht der Gerechtigkeit erspart. Allein die Verbindlichkeiten, die ihm diese auferlegt, sind ohnehin in dem einen Gebot der Liebe alle enthalten[4]. Darum bedarf der, der nach der Liebe lebt, keiner Gesetze, die ihm die Gerechtigkeit auslegen oder Zwang antun[5]. Er hat nur die eine Frage: Wieviel darf ich tun? Was kann ich geben, opfern und nützen? So erfüllt er gewiß, was recht ist, und tut mehr als das und findet dennoch, was die Welt mit ihrer kalten Gerechtigkeit nie findet, seine eigene Rechnung.

---

[1] 1 Kor 10, 31; 16, 14. Thomas 1, 2, q. 100, a. 10 ad 2.
[2] Thomas 1, 2, q. 114, a. 4.
[3] Röm 13, 8. Gal 5, 14. Kol 3, 14.
[4] Gal 5, 14. Röm 13, 8. [5] 1 Tim 1, 9.

Die karge Weltgerechtigkeit kann nie genug zurückhalten, denn immer quält sie die Furcht, sie möchte zu viel tun, sie möchte töricht handeln und so durch sich selbst beeinträchtigt werden.

Die Liebe dagegen findet sich erst dann zufrieden, wenn sie alles geopfert hat, und reicher, als da sie alles hatte.

So ist es wirklich wahr: die Liebe ist der vorzüglichste aller Wege[1]. Wie alles, was dem Reich der Gnade angehört, nicht bloß eine neue, höhere Ordnung der Dinge begründet, sondern auch die natürliche Ordnung ergänzt und vollendet, so insbesondere die Liebe. Sie leistet alles, was die Gerechtigkeit schuldet, und tausendmal mehr als dies. Sie leistet mehr, sie leistet Vollkommeneres, sie leistet das Unmögliche und leistet es mit Freuden und mit Leichtigkeit. Sie leistet jeder Anforderung und jedem Gesetz Genüge, nur einem nicht, dem Drang ihres Herzens[2].

9. Will also jemand wissen, wieweit er sich, gleichviel ob in der Ordnung der Natur oder der Gnade, seinem Ziel, d. h. der Vollkommenheit, genähert habe, wieviel er somit auf den Namen Mensch und Christ Anspruch erheben dürfe, so erforsche er sich darüber, wie es in ihm um die Liebe stehe.

Wie der Glaube der Anfang aller Gerechtigkeit — denn ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen[3] —, so ist die Liebe die Vollendung alles dessen, was das Gesetz Gottes verlangt[4]. Wenn einer alles hat und hat die Liebe nicht, so ist er arm. Und wüßte er zu sprechen mit der Sprache und mit der Wissenschaft der Engel und hätte die Liebe nicht, er wäre nichts. Und opferte er sein ganzes Vermögen und seine ganze Zeit für andere, und wäre sein ganzes Leben ein einziges Mühen, fremde Not zu lindern bis zur eigenen Er-

[1] 1 Kor 12, 31. [2] Röm 13, 8.
[3] Hebr 11, 6. [4] Röm 13, 10.

schöpfung, und gäbe er sich für den Glauben in den Tod des Feuers hin, hätte aber die Liebe nicht, die ihn lehrte, mit andern Geduld zu haben und fremde Art und fremde Irrungen zu ertragen, zu warten und zu hoffen und eigene Meinungen und liebgewonnene Ansichten zu lassen[1], es hülfe ihm nichts, denn es fehlte die Seele.

Ohne Liebe gibt es nicht einmal ganze Gerechtigkeit[2], geschweige erst Vollkommenheit. Wer aber die Liebe besitzt, der darf sagen, daß er alles hat. Liebe ist erhabener als jede andere Tugend. Die Liebe, die wir Gott im Opfer des Gehorsams und der Geduld und der Mäßigung und des Erbarmens zeigen, schlägt er höher an als das wertvollste Opfer[3], und mehr als Fasten und Gebet und Almosen gilt die Liebe zu unserem Nächsten[4]. Die Liebe ist der ganze Abriß und der kurze Inbegriff aller Gebote[5]. Nur durch Liebe tun wir Gott und auch den Anforderungen unseres eigenen Herzens Genüge[6]. Wenn einer vermeint, durch etwas anderes befriedigt werden zu können als durch die Liebe, so zeigt er klar, daß er die Liebe nicht hat noch auch sie kennt[7].

Nicht als ob einer glauben dürfte, er könne sich sorglos zur Ruhe legen, sobald er einmal eine Regung der Liebe in seinem Herzen empfunden hat.

Glücklich der, der die Liebe besitzt, aber glücklich nur dann, wenn er begreift, daß sie der Anfang zu einem neuen Leben

---

[1] 1 Kor 13, 1 ff.

[2] August., Sermo Dom. in monte 1, 5, 13. Thomas 2, 2, q. 23, a. 7. Es ist natürlich hier nur die Rede von vollkommener Tugend. Vgl. 1, 2, q. 65, a. 2; q. 71, a. 4.

[3] 1 Kg 15, 22. Os 6, 6. Prd 4, 17. Mt 9, 13; 12, 7.

[4] Is 58, 5 ff. Jak 1, 27. Cassian., Instit. 5, 24; Collat. 2, 26. Theodoret., Vitae Patrum 3.

[5] August., Ep. 189, 2; Discipl. christ. 2.

[6] Bernard., In Cant. 83, 3 4.

[7] August., In Psalm. 89, en. 17.

ist, zu einem Leben, das in Ewigkeit kein Ende finden wird. Alles wird ein Ende nehmen, Glauben, Hoffen, Dulden, Entsagen, Opfern, Harren, Wunder, Wissenschaft und irdischer Glanz, kurz alles, was Stückwerk und unvollkommen ist. Nur eines wird niemals erlöschen, weil es das Vollkommene ist, die Liebe[1]. Die Liebe ist ewig und ewig jung und ewig neu[2]. Ewig findet sie in ihren Schätzen etwas auszugeben[3], ewig Kraft in sich, um wirksam und kräftig aufzutreten[4], ewig die Unmöglichkeit, müßig zu bleiben[5], ewig die Unfähigkeit, ihre Schuld abzutragen[6]. Und doch fühlt sie sich nie erschöpft. Indem sie ausgibt, wächst ihr neuer Drang zur Tätigkeit und neue Lebenskraft zu[7]. So muß sie ewig frisch und ewig reich und ewig lebendig und der unerschöpfliche Grund ewigen Lebens und ewiger Glückseligkeit sein.

Wenn die Welt bei dieser Schilderung die Kälte des Zweifels nicht überwinden kann, so ist das leicht begreiflich, da sie leider nur zuviel der Selbstsucht und dem Genuß, im günstigsten Fall der Klugheit lebt.

Was Liebe ist und was sie vermag, das wissen nur ihre Eingeweihten, zu denen freilich jeder berufen ist. Wer aber einmal von ihr gekostet hat, der hat vielleicht zu viel erfahren, als daß er es in Worte kleiden könnte, aber er weiß oder fühlt es doch, was er an ihr empfangen hat. Die Liebe hat ihm den Arm ersetzt[8], die Liebe ist sein Fuß[9], die Liebe ist ihm zum Fittich geworden[10]. Er fliegt und weiß kaum, daß er sich bewegt. Er wirkt, mehr als man ihm zutraut, mehr

---

[1] 1 Kor 13, 8 ff. [2] August., In Psalm. 149, en. 1.
[3] Ebd. 36, 2, 13. [4] Ebd. 31, 2, 5.
[5] Ebd. 121, en. 1. [6] Röm 13, 8.
[7] August., In Psalm. 147, en. 13.
[8] August., Sermo 125, 7.
[9] August., In Psalm. 9, en. 15.
[10] Ebd. 103, 1, 13; 138, en. 12; 149, en. 5.

als er selber weiß, und fühlt nichts von Müdigkeit noch Mühe[1]. Es ist ein neuer Geist mit der Liebe in ihn eingezogen.

Wie aber der Geist, so die Kraft, so die Arbeit, so das ganze Leben. Und wie die Liebe, so der Geist.

Nach seiner Liebe also lebt und wirkt jeder[2]. Was einer ist und was aus ihm werden soll, das bewirkt die Liebe. Darum hängt alles davon ab, daß sich seine Liebe auf einen richte, der etwas Besseres aus uns macht. Nur dann verdient sie den Namen Liebe, wenn sie einen umfaßt, der unsere Liebe verdient, und die verdient nur jener, der uns durch die Liebe über uns selbst erhebt[3]. Die Liebe gleicht ja alle Unterschiede aus. Wie Wachs in der glühenden Form, so formt uns flammende Liebe nach dem Vorbild des Geliebten.

Heil dem, der seine Liebe auf Gott gestellt hat: der hat allein ein Vorbild gefunden, das wert ist, daß man ihm ähnlich werde[4]. Heil uns, wenn sich jener, der die Welt durch das Wort seiner Allmacht trägt[5], durch die Liebe mit uns vereint! In ihm wird die Schwachheit allmächtig[6]. Mit ihm übersteigen wir jede Mauer, jedes Hindernis[7]. Durch seine Kraft tragen wir, die wir bisher uns selber kaum zu tragen vermochten, mit Freuden die Wucht seiner Prüfungen, die Not des Lebens, die Last einer ganzen Welt[8].

10. Sei also nicht grausam gegen dich selber, du meine liebedürstende Seele! Ohne Liebe kannst du nicht leben. Alles hast du um Liebe gebeten, alles hat dich um Liebe gebeten, und alles hat dich betrogen. Statt dir die Liebe zu lohnen,

---

[1] August., In Ioann. tr. 48, 1; Sermo 70, 3; De bono viduit. 21, 26.

[2] August., C. Faust. 5, 11.

[3] August., Ep. 155, 13 15.

[4] August., Sermo 121, 1. [5] Hebr 1, 3.

[6] Phil 4, 13. [7] Ps 17, 30.

[8] Gal 6, 2. Eph 4, 2. August., In Psalm. 129, en. 4.

statt dich mit Liebe zu lohnen, hat es dich nur der Liebe beraubt. Nur einer hat dir seine Liebe angeboten, ohne von dir gebeten zu sein und ohne dir etwas zu nehmen, und dieser wartet noch immer dein, solange du ihn auch schon lieblos warten ließest. So laß die alte, falsche und fliehe alle halbe Liebe, die Ursache deiner Leiden, und lerne an dieser Treue, wer einzig deine Treue verdient. Weihe deine Liebe dem, der dich nicht verläßt, wenn du ihn nicht verläßt, dem, der dich vielmehr behütet, daß du nicht von ihm lassest. Und weißt du nicht, wie man die Liebe findet, so fange nur kühn zu lieben an. Liebe sucht man nur durch Lieben. Liebe findet man nur durch Lieben. Lieben lehrt dich seufzen um die Liebe, Lieben bitten um die Liebe, Lieben pochen an den Toren, Lieben stark und treu ausharren, bis dir die Liebe öffnet und dich zu sich aufnimmt, und dann — dann bist du selig![1]

[1] August., Conf. 4, 11, 16; Mor. eccl. cath. 1, 17, 31.

Fünfundzwanzigster Vortrag.

Der Christ.

1. Auf dem Weg zwischen Samaria und Accaron ritt — es war vor bald 3000 Jahren — ein langer, glänzender Zug einher, Fürsten, Kriegsoberste, Bewaffnete, Diener, ein halbes Heer. Kein Löwe, kein Räuberschwarm hätte es gewagt, der reisigen Schar die Straße zu verlegen.

Es ist die Gesandtschaft, die König Ochozias von Israel zum Tempel des Baal sendet, um bei dem obersten Gott der Philister Heilung von seiner Krankheit zu erbitten.

Da tritt ihr plötzlich auf einsamer Ebene ein einsamer Mann in den Weg. Die königlichen Boten wissen nicht, über was sie sich mehr verwundern sollen, über seine Verwegenheit oder sein seltsames Aussehen. Ohne Waffen, ohne Begleitung, abgezehrt von Fasten und Nachtwachen, steht er vor ihnen. Wie er aber den Mund öffnet, da ist ihnen, als hätte sie ein Blitz vom Himmel gestreift. Er redet nicht wie weltliche Redner. Es ist keine erkünstelte Leidenschaft in seiner Stimme, keine erzwungene Kraft in seinen Gebärden. Ihnen aber ist, wie ihren Vätern zu Mute war, als der rauchende Sinai vor dem Reden Gottes bis in seine Grundfesten erzitterte. Gleich Feuer brennt jedes seiner Worte durch ihre Seele. Wie ein Hammer den Felsen zerschmettert[1], so trifft es auf die Seele, da er ihnen zuruft: Kehret um und saget euerem Herrn: Ist

[1] Jr 23, 29.

etwa kein Gott in Israel, daß du zu dem Götzen nach Accaron sendest? Dafür sollst du von deinem Bett nicht mehr aufstehen, sondern des Todes sterben[1].

Sprach's und zog wieder seines Weges. Und kein Arm streckte sich aus, um ihn zu fangen oder zu töten. Keiner öffnete den Mund, ihm seine Kühnheit zu verweisen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, machte die ganze Gesandtschaft lautlos kehrt und kam unverrichteter Dinge heim an den Hof.

Wie sah der Mann aus? fragte der erbleichende König. Es war ein haariger Mann, und ein lederner Gürtel schloß sein härenes Kleid an die Lenden, lautete die Antwort. Dann war es Elias der Thesbite[2], seufzte der König und legte sich hin zum Sterben. Er wußte jetzt, daß sein Urteil gesprochen sei.

Ein haariger Mann mit einem Ledergürtel, das war ihre ganze Auskunft über den größten der Propheten. Für das Feuer, das aus seinen Augen brach, für die Glut, die aus seinen Worten brannte[3], für die übernatürliche Kraft, die den ausgezehrten Leib erfüllte, hatten sie weder Sinn noch Ausdruck. Er setzte Könige ab, er hob Könige auf den Thron[4], er schloß mit seinem Gebet den Himmel, daß es drei Jahre und darüber nicht regnete, er gab mit seinem Gebet dem Himmel wieder Regen und der erstorbenen Erde Fruchtbarkeit[5], sein Wort zog Feuer vom Himmel herab, rief Tote aus der Unterwelt zurück und wirkte unerhörte Taten[6], und das einzige, was diese glatten Hofleute von ihm zu sagen wußten, lautete: Ein haariger Mann mit einem ledernen Gürtel!

Daran erkennen wir die Kinder dieser Welt. Wenn wir Hunderte unserer Memoiren oder Reiseberichte durchblättern,

---

[1] 4 Kg 1, 1—6. [2] 4 Kg 1, 7 8. [3] Sir 48, 1.
[4] Sir 48, 6 8. [5] Jak 5, 17 18. [6] Sir 48, 5 15.

um zu erfahren, welchen Eindruck auf diesen Diplomaten und auf jene Fürstin ihre hervorragendsten Zeitgenossen, die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, der Politik, der Kirche gemacht haben, dann erhalten wir zu lesen, ob sie an dem für den Schreiber so bedeutungsvollen Tag der Begegnung frische Wäsche trugen, ob ihre Fingernägel fein gepflegt, ihre Zähne gut konserviert waren, welchen Teint sie hatten, welche Blumen oder Stiche das Empfangszimmer schmückten. Von dem geistreichsten der neueren französischen Kanzelredner berichtet uns der Geschichtschreiber von Port-Royal mit allem Ernst als hoch bedeutsam, daß er bei mehrfachen Unterhaltungen mit ihm die Beobachtung gemacht habe, wie gut das weiße Ordensgewand zu seiner feurigen, brünetten Persönlichkeit stand[1]. An dem geistvollen Kardinal Diepenbrock glaubt der altkatholische Bischof Reinkens als besondere Merkwürdigkeit hervorheben zu sollen, daß er „beinahe sechs Fuß groß" war[2].

Immer und überall ist es das Nebenwerk und der äußere Schein, worauf die Welt Gewicht legt, der tiefere Gehalt und der eigentliche Kern, das, was die Menschen und die Dinge macht, entzieht sich ihrem Blick.

2. Übrigens sind derlei Oberflächlichkeiten harmloser Natur. Anders aber wird die Sache, wenn man mit ähnlichen Erklärungen die Bewegungen auf dem Gebiet der geistigen Kultur mundgerecht machen zu können vermeint. Hier handelt es sich um absichtliche Verwischung unliebsamer Wahrheiten.

Das ist der Fall, wenn gelehrte Werke über Kultur- und Religionsgeschichte den hinreißenden Einfluß eines heiligen Bußpredigers, die weltbewegenden Taten von Päpsten und Erneuerern des kirchlichen Lebens mit ein paar Worten über den weichen Schmelz oder den rauhen Donner der Stimme, über

---

[1] Reuchlin bei Herzog, Realenzyklopädie XIX[1] 761.

[2] Reinkens in der Allgem. Deutschen Biographie VI 132.

die Majestät des Benehmens, über die Klugheit und Menschenkenntnis des in Frage stehenden Mannes abtun.

Auf solche Weise erklärt Renan sogar die Entstehung des Christentums. Er rechnet offenbar darauf, daß seine Leser es mit der Prüfung der Dinge nicht zu genau nehmen. Und darin dürfte er wohl bewiesen haben, daß er seine Zeit kennt. Denn sobald man auf den poetischen Zug, auf den Zauber der Persönlichkeit, auf die Milde und Herablassung im Charakter Jesu von Nazareth hingewiesen, sobald man hervorgehoben hat, wie er sich den Armen gleichförmig gemacht bis zur Annahme ihrer Tracht[1], sobald man die unzweifelhaft großen Gaben des hl. Paulus bis zum Unerhörten übertrieben und ihm eine Gelehrsamkeit zugeschrieben hat, wie er sie sicher nicht besaß, dann hat man genug gesagt, um dieses hartgläubige und doch so leichtgläubige Geschlecht zu überzeugen, daß es auch ohne den Glauben an ein übernatürliches, göttliches Walten recht wohl möglich sei, den wunderbaren Erfolg der christlichen Predigt zu begreifen.

Allein diese Erklärungsweise verfehlt ihren Zweck vollständig. Sie möchte allenfalls zur Not erklärlich machen, daß jene, die Christum mit Augen sahen und mit Ohren hörten, durch ihn bezaubert und gefesselt wurden.

Aber wie soll damit erklärt werden, daß sich ferne Völker und spätere Geschlechter an Christus hielten, da sie doch dessen zauberhaftes Wesen nicht vor Augen hatten?

Zu allem Überfluß glaubten gerade jene am wenigsten an Christus, die mit ihm zusammenlebten.

Und was diese Tatsache noch bedeutsamer macht, das ist der Umstand, daß eben die Juden, die seine Lehre wie seine Person verwarfen, mehr als alle Völker der Erde Gewicht auf das Äußere legten. Hätte Christus durch bloß äußerliche

[1] Renan, Vie de Jésus chap. 5 9 11 27.

Mittel wirken wollen, so hätte er nie und nirgends ein Volk gefunden, bei dem diese Einwirkung mehr am Platz gewesen wäre, als seine Landsleute. Er hat aber bei ihnen so wenig durch dieses Mittel siegen wollen als anderswo. Daher wandten sich die Juden von ihm mit dem ganzen Widerwillen und der ganzen Verachtung ab, womit ein nur nach dem Äußerlichen richtendes Geschlecht stets über einen Menschen urteilt, der seine Stärke nicht in Formen und in Formeln sucht. Den Worten Christi setzten sie Schweigen entgegen, weil sie nicht leugnen konnten, daß aus ihm mehr als Jonas, mehr als Salomo sprach[1]. Seine Wundertaten gestanden sie zu, weil daran nichts zu leugnen war[2]. Dennoch beharrten sie in ihrem Unglauben. Warum? Weil ihnen der Zimmermann nicht fein genug gebildet war, weil sie sich nicht zu einem Mann herablassen konnten, dem die Umgangsformen bis zu dem Grad fehlten, daß er nicht einmal vor Tisch die Hände wusch![3]

3. Einer solchen Welt können wir selbst über den gewöhnlichen Menschen kein Urteil zutrauen. Ihr ist der Maßstab für groß und klein abhanden gekommen.

Den beschränkten, schulmeisterlichen Julian erhebt z. B. die neuere Geschichtschreibung bis zu einer Höhe[4], daß man glauben möchte, es habe, den armen Marc Aurel ausgenommen, kaum je ein größerer Mann einen Thron bestiegen. Den königlichen Basilius, den gewaltigen Hieronymus dagegen vermag sie kleinlich zu nennen[5]. Wenn das Gelehrte tun, dann brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, daß die gemeinen Geister es auch nicht besser treffen.

Was weiß die Welt von wahrer Größe? Welchen aus den Propheten hat man nicht verfolgt? Nehmen wir jeden, dem

[1] Mt 12, 41 f. [2] Mk 6, 3. Jo 11, 47.
[3] Lk 11, 38.
[4] Kaufmann, Deutsche Geschichte I 218 223.
[5] Ebd. I 222 ff 229.

bei der Nachwelt der Name „groß" geblieben ist: hat er nicht, solang er lebte, Tadel und Haß und Verkennung in vollem Maß erfahren? Wenn einer abgerufen war, dann sah man erst, was man an ihm verloren hatte: dann setzte man ein leeres, prunkendes Grabmal dem zu Ehren, der sein Haupt auf fremder Erde zum Tod hatte neigen müssen.

Gilt das schon vom gewöhnlichen Leben, so trifft es doppelt zu, sobald wir Gottes Werke und Diener ins Auge fassen.

Wenn der Welt jeder Maßstab fehlt, um das, was irdisch groß und klein ist, zu bemessen, wie sollen dann die Wirkungen und die Werkzeuge der Gnade Gottes vor ihr Gnade finden, wie soll sie vom Übernatürlichen richtige Ansichten haben? Da hat man an Dante auszusetzen, daß er nicht jede Woche seine Wäsche zu wechseln pflegte, und an Friedrich Rückert, daß er die Fische mit dem Messer aß. Von Menage, dem Varro seiner Zeit, erzählt man noch heute voll Entsetzen, daß er sich vor der Marquise Rambouillet und ihren Preziösen mit einem Taschentuch von zweifelhafter Weiße habe blicken lassen. Derlei Kleinigkeiten legt man auf die Wagschale, wo es gilt, Männer zu beurteilen, die in der Geschichte, in der Kultur und Literatur wahrlich nicht den letzten Platz einnehmen. Begreiflich dann, daß man über Christen und Heilige noch viel unbesonnener abspricht. Da reicht der unbedeutendste Verstoß hin, um über sie und ihre Lebensweise die Verdammnis herabzurufen. Für das, was sie in Wahrheit sind, hat man keinen Blick und darum auch kein Mittel, das richtige Verhältnis zwischen ihrem inneren Wert und zufälligen äußerlichen Schwächen zu finden.

Wir haben schon oft und eindringlich betont, daß wir aufs ernstlichste wünschen, es möchten die Christen stets auch in Dingen des gewöhnlichen Lebens alle Gerechtigkeit erfüllen[1]. Wir tun

[1] Oben 20, 7. Vgl. I[4], 10, 9 10; 17, 11; 22, 8.

das hier abermals, gerade deshalb, weil die Welt in ihrer Engherzigkeit und Kleinlichkeit in diesem Stück so gar nicht zu unterscheiden weiß.

Dagegen müssen wir nun aber auch erklären, daß man diese Rücksichten nicht übertreiben darf. Wer sein Leben so ernsten und hohen Zwecken gewidmet hat, der hat leicht etwas Wichtigeres zu tun, als immer darauf zu sehen, daß keine Falte an seinem Kleid übel stehe.

Mit Recht sagt die hl. Teresa, die doch selber durch ihr adeliges Benehmen der Welt Bewunderung einflößte: Wir haben höhere Aufgaben. Wir müssen Gott gefallen. Ja wenn es damit abgetan wäre, diese Äußerlichkeiten *einmal* zu erlernen! So aber ändert sich die Mode in einem fort. Ich bin noch nicht fünfzig Jahre alt, aber wie oft habe ich schon eine Änderung erlebt in den Titulaturen, in der Art, Briefe zu schreiben, und in ähnlichen Dingen. Es wäre beinahe notwendig, eine Lehrkanzel zu errichten, damit man stets über die neuesten Einführungen Belehrung erhalten könnte[1].

Je mehr aber dieses Unwesen überhand nimmt, und je größeres Gewicht Leute, die damit ihre Langeweile und ihre innere Leere ausfüllen wollen, auf solchen Tand legen, um so entschuldbarer wird es, wenn Männer von Ernst, wenn Männer der Arbeit sich darüber hinwegsetzen, um so begreiflicher, daß sie zuletzt mit wahrem Ekel gegen diese Eitelkeiten erfüllt werden, die oft nur darauf hinauslaufen, Mücken zu seihen und den Geist zu töten.

4. Wie überall, so sind natürlich auch hier *Gottes Gedanken* über die kleinen menschlichen Anschauungen erhaben wie der Himmel über die Erde[2].

Weit entfernt davon, durch Mittel zu wirken, die der Eitelkeit schmeicheln oder zum Staunen bringen, legte es der

---

[1] *Teresa*, Leben Kap. 37. [2] Is 55, 9.

Herr von allem Anfang mit Bedacht darauf an, daß niemand die Überlegenheit und den Sieg seiner Stiftung aus äußerlichen Gründen erklären könne. Seht nur einmal, Brüder, sagt der Apostel, wie es Gott mit eurer Berufung gehalten hat. Nicht eine Menge von Weltweisen, nicht eine Schar von Mächtigen und Hochangesehenen, sondern was töricht ist in den Augen der großen Masse, das hat Gott auserwählt, um die Weisen zu besiegen; was schwach ist nach der Natur, das hat sich Gott erkoren, um das Starke zu schanden zu machen, und was als geringe vor der Welt gilt und als klein und wie nichts, damit sich kein Mensch gegen ihn brüste[1].

Er verschmäht die Weisen und die Großen nicht, wenn sie nur anders groß durch ihn und nicht groß und klug für sich sein wollen. Aber die auserwählten Gefäße seiner Gnade sucht er mit Vorliebe unter solchen, deren wunderbare Wirksamkeit sicher niemand ihren natürlichen Vorzügen zuschreiben kann. Und wenn er große Geister der Ehre würdigt, in seinem Dienst Außerordentliches zu wirken, so setzt er ihnen regelmäßig einen Pfahl ins Fleisch, damit sie und alle, die sie sehen, wissen, daß es eine höhere, übernatürliche Macht ist, die in der Ohnmacht der vermeintlichen Stärke Wunder tut[2].

Basilius, dessen Name wunderbar zu seinem wahrhaft königlichen Geist paßt, litt von seiner Jugend bis zum höchsten Alter nicht bloß an großer körperlicher Schwäche[3], sondern, man möchte es kaum glauben[4], wenn er es nicht selbst gestünde, auch an angeborner Vergeßlichkeit. Dabei war er nervös, sehr schwach und leicht aufgeregt. Jeder Kummer[5], jede Arbeit[6] drückte schwer auf seine Gesundheit, und es gab kaum einen Tag, wo er nicht eine ganze Last davon zu tragen hatte.

[1] 1 Kor 1, 26—29. [2] 2 Kor 12, 7 9.
[3] Basil., Ep. 34; 203, 1. [4] Ebd. 56.
[5] Ebd. 141, 2. [6] Ebd. 56.

Hieronymus, der gelehrteste[1] unter den Kirchenvätern, von dem seine Zeitgenossen sagten[2], daß er fast alles gelesen habe, Hieronymus, diese Kraftnatur aus dem Geschlecht der Berserker, von dem jedes Wort den Gegner zermalmt wie ein Steinwurf aus der Hand des Ajax, von dem jeder Federstrich niederfällt wie ein Schwerthieb, als müßten alle Felsen bersten, der nämliche Hieronymus krümmt sich wie ein Wurm unter der Wucht von entsetzlichen Versuchungen, der Strafe für jugendlichen Leichtsinn, und alles Widerstreben seiner eisernen Willenskraft, alles Aufgebot haarsträubender Abtötungen weiß ihnen kein Ende zu machen[3].

Wir, denen eine Entschuldigung, wenn sie uns den Kampf erspart, über eine gewonnene Schlacht geht, wir Schwächlinge sind stets mit der Entschuldigung zur Hand, die Heiligen hätten gut große Taten üben können, sie seien eben Leute von anderem Schlage gewesen als wir. Und vielleicht wird einstens gerade ihre Schwäche unsere Verurteilung sein.

Wie wird uns diese Ausrede von den Lippen hinwegsterben, wenn uns ein Gregor der Große entgegentreten wird, welcher die Trümmer der alten Welt teils mit seinen Schultern gestützt, teils mit seinen Händen zu einem neuen Gebäude zusammengefügt hat, indes er fast immer in äußerster Schwäche auf dem Krankenbett lag[4], ein Thomas von Aquin, der kein Wort schrieb oder lehrte, ohne von Migräne gequält zu sein[5], ein Bernhard[6], der jede neue Tat seines tatenreichen

---

[1] August., Ep. 190, 6, 20; Peccat. mer. et rem. 3, 6, 12.

[2] August., C. Iulian. 1, 7, 34.

[3] Hieron., Ep. 22; Vall. (Mart. 18) c. 3.

[4] Greg. Mag., Ep. 9, 121; 10, 35; Homil. in evang. 22, 1; 34, 1. Beda, Hist. Angl. 2, 1 (Gregor. Opp. IV 1, 192).

[5] Touron, Vie de St Thomas 3, 14, p. 300.

[6] Bernard., Ep. 21; 1; 87, 10; 90, 2; 118; 144, 4; 186; 208; 228, 2; 241, 2; 270, 3; 288, 1; 307, 2; 310; Homil. in

Lebens einem neuen Anfall der schmerzlichsten Leiden abzwingen mußte!

Wie ganz anders wird dort unser Urteil über die Heiligen und über uns ausfallen! Von Paulus, dieser Feuerseele, können wir kaum anders denken, als daß er nur so im Flug und Sturm die Welt erobert habe wie ein Alexander. Die Wahrheit aber ist, daß er unter der Last beständiger Kränklichkeit seufzte[1]. Wohin er kam, da erwies man seinen Gefährten Ehre und sah über ihn hinweg, so unansehnlich war seine Gestalt[2], so schlicht und schwach sein Wort. Welche Prüfung für einen solchen Geist, daß er mit der Befangenheit eines Kindes im Reden zu kämpfen hatte[3], daß er vor Angst zu zittern begann[4], sobald er öffentlich sprechen sollte, daß ihn seine Schüchternheit und Verlegenheit zum Gegenstand des Spottes für seine Feinde machte![5] Von den inneren Versuchungen aber, mit denen ihn Gott noch überdies heimsuchen ließ[6], gleich als wären diese äußeren Demütigungen alle für ihn nicht ausreichend, von diesen wollen wir lieber schweigen, weil wir für sie keinen Namen haben.

5. Man kann es als Regel aussprechen, die freilich, wie jede Regel, ihre Ausnahmen hat, daß die größten Helden der Tugend für das Auge des flüchtigen Beobachters die schwächsten unter allen waren und die, denen die Welt am wenigsten etwas Außerordentliches hätte zutrauen mögen. Würde man sie unter die große Menge mischen und die Philosophen von allen Universitäten zusammenrufen, damit sie Gottes auserwählte Werkzeuge aus der ganzen Schar hervorsuchten, diese blieben wohl unentdeckt. Selbst Samuel der Prophet ließ sich, als er unter den Söhnen Isais den König Israels

---

Missus praef.; In Cant. 42, 11; 44, 8. Vgl. Guilelm., Vita S. Bernardi 1, 8, 38. Alanus, Vita S. Bernardi 11, 33.

[1] Gal 4, 13. [2] Apg 14, 11. [3] 2 Kor 10, 1.
[4] 1 Kor 2, 3. [5] 2 Kor 10, 10. [6] 2 Kor 12, 7.

finden sollte, vom äußeren Schein blenden und riet auf den herrlichen Eliab. Aber Gott sprach zu ihm: Du mußt nicht auf die Schönheit seines Angesichts noch auf seine hohe Gestalt sehen. Ich urteile nicht nach dem Aussehen der Menschen. Der Mensch sieht auf das, was in die Augen fällt; Gott aber sieht auf das Innere[1].

Ein reines Herz, ein gerader Sinn und treuer Gehorsam gegen seinen Willen gilt vor Gott mehr als alles, was das Urteil der Welt besticht. Einen, der sich nicht selber sucht, einen, der nichts hat, womit er sich brüsten könnte, rüstet er am liebsten mit seinen größten Gnaden aus, damit der Augenschein jeden zwinge, den Erfolg ausschließlich der göttlichen Gnade zuzuschreiben[2].

Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit[3] die Behauptung erörtert, daß unter allen Häuptern des ersten Kreuzzuges der, den das Vertrauen aller Fürsten zum König bestimmte, der mindest Bedeutende gewesen sei. Man glaubt damit der christlichen Sache einen Grund zum Ruhm zu entziehen, deutet aber, ohne es zu ahnen, gerade damit auf ihre wahre Ehre hin. An natürlichen Eigenschaften, an hervorragenden Geistesgaben mag Gottfried von Bouillon manchem seiner Schwertbrüder nachgestanden sein. Aber als Werkzeug der Gnade war er der erste unter ihnen. Es wirkte etwas in ihm, was sich dem fleischlichen Auge entzieht, etwas, was über die Natur hinausreicht, etwas, was ihn, wenn schon nicht ohne ihn, zu dem gemacht hat, als was er in der Geschichte vor uns steht, zu einem Mann, vor dem die größten natürlichen Gaben in andern fast erbleichen.

---

[1] 1 Kg 16, 7.

[2] Vgl. Thomas 2, 2, q. 24, a. 3, wozu Bañes. Ebenso 1, 2, q. 109, a. 6. Zu 1, q. 62, a. 6 f. Andreas a Cruce, Disputat. theolog. d. 315; Nazarius, Comment. in h. l.; Alvarez, De auxiliis disp. 62 63.

[3] Oben 11, 6.

Das gleiche zeigt sich in der Geschichte des Pedro de la Gasca, jenes schlichten Priesters, dem Karl V. in seiner größten Not die Wiedereroberung des an die spanischen Empörer verlorenen Amerika anvertraute[1]. Obwohl von mäßigen Fähigkeiten und seinem hochbegabten Gegner, dem rebellischen Gonzalo Pizarro, in jeder Hinsicht nachstehend, mit nichts ausgerüstet als mit seinem Brevier, seiner unvergleichlichen Gerechtigkeitsliebe und mit der ganzen Fülle christlichen und priesterlichen Hochsinnes, bedurfte er doch nur einiger Monate, um seinem Kaiser einen verlorenen Erdteil, den zertretenen Indianern Recht und Freiheit und seinen entmenschten Landsleuten die entschwundene Gerechtigkeit zurückzuerstatten. Er hat wenig irdischen Lohn für seine unbezahlbaren Verdienste erhalten. Die Nachwelt hat es kaum der Mühe wert gefunden, den Namen des bescheidenen Priesters, des unscheinbaren Gelehrten in ihre Nachschlagebücher einzutragen. Es wird aber einmal ein Tag kommen, an dem die ganze Welt ihm das Zeugnis geben wird, daß er einer der edelsten Menschen, ein wahrer Wohltäter seines Geschlechtes war, und das gerade darum, weil ein Etwas, unsichtbar und dennoch unverkennbar, ihn über die Schwäche der Natur erhob, der auch er nicht entrückt war.

6. Und was ist dieses Etwas, das jene Heroen des Geistes und der Tat trotz ihrer Hinfälligkeit, trotz der Fehler, denen auch sie unterworfen waren, weit über die hinaufstellte, die ihnen doch ihrer ganzen natürlichen Begabung gemäß um vieles überlegen schienen?

Es ist dasselbe, was jeden Christen in jeder Lage und zu jeder Zeit kräftigen muß, will er sich über die Armseligkeiten seiner Natur emporschwingen. Es ist das einzige, was uns

---

[1] Prescott, History of the Conquest of Peru, b. 5, chap. 1—4 (II, Paris 1847, 199 ff 265 ff 276 f). Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land XV, Leipzig 1757, 195—252.

beim Anblick all unserer menschlichen Mängel in der Hoffnung aufrecht hält, daß wir schließlich doch noch ganze Menschen werden können und mehr als das.

Dieses Eine, das allein den Menschen erheben und vollenden kann, haben auch die Heiden gesucht. Sie suchten es aber in der Philosophie, in der Weisheit. Ihr Ideal eines Menschen ist der Weise[1]. Das könnten wir Christen allerdings auch unterschreiben, wenn sie nur mit diesem Wort unsere Anschauung verbunden hätten[2]. So aber begriffen sie darunter den Gelehrten, den Philosophen. Dieser ist nach ihrer Meinung das Höchste, wozu die Bildung und Veredelung einen Menschen bringen kann[3]. Wer nicht zu dieser Weisheit gelangt, der hat, wenn man sie hört, umsonst gelebt[4]. Wer es nicht zum Weisen gebracht hat, den halten sie kaum für wert, daß man ihn als Menschen rechne; man zählt ihn so wenig als den Wahnsinnigen[5].

Etwas Niederschlagenderes läßt sich kaum denken als diese Lehre. Denn wenn nach dem Ausspruch jener Philosophen nur wenige deren sind, die sich zu diesem allein menschenwürdigen Dasein erschwingen[6], wenn die Weisheit eine Sache ist, der nur selten einer Meister wird, so folgt daraus, daß nur die wenigsten Aussicht und Möglichkeit haben, es jemals zum Menschen zu bringen. Und für was lebt dann die Mehrzahl?

Nein, wenn es etwas gibt, was den Kleinen groß, was den Starken schwach, was den armen Menschen über das Menschliche erhaben machen soll, dann kann es nicht Menschenweisheit und nicht Menschenwerk sein.

---

[1] Cicero, Tuscul. 4, 17. [2] Vgl. oben 21, 2.
[3] Plutarch., Educat. puer. 10.
[4] Vgl. Plutarch., Adv. Colot. 1, 1.
[5] Cicero, Parad. 4; Tuscul, 3, 5; Academ. 2, 44.
[6] So die Stoiker nach Clem. Alex., Strom. 2, 4, 19.

Soll sich also der Christ über menschliche Schwachheit erheben, und das tut er, wenn er ganz ist, was er sein soll, so muß das die Wirkung des Übernatürlichen sein. Durch das Übernatürliche siegt das Christentum über eine an Bildung und an Macht stärkere Welt. Durch das Übernatürliche überwindet der Christ die Schwäche der Natur und gewinnt größere Kraft, als die höchste natürliche Begabung verleiht.

Das Übernatürliche, die Seele des Christentums, die Lebenskraft des Christen, hat eine ganz andere Gewalt als die Philosophie. Will einer somit erleben und beweisen, was der Mensch vermag, so muß er über bloß menschliche Gesichtspunkte und Beweggründe hinausgehen, so muß er sich an die Gnade halten, so muß er sich das Übernatürliche in Geist und Herz aneignen.

7. Daneben darf sich aber kein Christ dessen entschlagen, was immer vom natürlichen Menschen billig erwartet werden kann.

Wir haben es zwar schon oft gesagt, es ist indes kaum möglich, es oft genug zu sagen, daß, wenn einer nicht als Mensch ohne Tadel ist, er auch kein tadelloser Christ genannt werden kann. Gott sowohl als unser christliches Gewissen legt uns die Pflicht auf, durch unser ganzes Leben Zeugnis für unsern Glauben, für unsern Gott abzulegen. Diesmal stimmt sogar die Welt mit Gott überein. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt sie unser Benehmen. Den kleinsten Schritt nimmt sie als Beweis für oder gegen den Glauben. Je mehr sie aber auf das Äußerliche und Natürliche hält, um so mehr hat der Christ die Verpflichtung, sie hierin nicht vor den Kopf zu stoßen. Weder an Ehrgefühl noch an Berufstreue noch an Lebensart darf er sich von irgend einem übertreffen lassen.

Es wäre traurig, wenn uns in diesen Dingen der Beweggrund, aus dem wir Christen handeln, die Liebe zu Gott, nicht ebensoviel Takt und Gewissenhaftigkeit verleihen würde

als Ehrgeiz oder Menschenfurcht oder äußerlicher Anstand den Weltmenschen. Der Christ muß vielmehr gerade seinem Glauben zuliebe der Fleißigste sein, dem keine Arbeit lästig wird, der Umsichtigste, auf den man sich bei jedem Geschäft verlassen, der Treueste, dem man jedes Pfand und jedes Geheimnis anvertrauen darf.

Und er ist es auch, wenn er anders ein ganzer Christ ist. Wo alle Diener fliehen, da weiß sein Herr, daß er wenigstens an ihm einen treuen Freund hat, der ihn auch in der Not nicht verläßt. Wenn Betrug auch Mode werden sollte, davon sind doch Arbeitgeber wie Käufer überzeugt, daß sie bei einem echten Christen nur echte Ware, nur brauchbare Arbeit, nur gerechte Preise voraussetzen dürfen.

Unbegreiflicher Widerspruch der Welt! Da klagt sie in einem fort, daß man diese frommen Leute zu nichts brauchen könne. Und nachdem sie es mit allen versucht hat, ist sie froh, wenn sie wieder deren in Dienst nehmen kann. Und braucht sie in einer Vertrauenssache jemand, dessen man sich immer versichert halten darf, dann greift sie, wo es ihr möglich ist, wieder zu einem aus den Frommen. Man spottet täglich des Mädchens, wenn es morgens aus der Kirche kommt. Inzwischen fällt es niemand ein, ein Schloß vor ihm zu verschließen. Sie wissen alle, daß, solang die Arme zu den Sakramenten geht, das Geschmeide im offenen Kästchen vor ihr so sicher ist, als wäre es hinter drei Eisentüren verwahrt.

Das ist auch ein Zeugnis für unsere Religion, und wahrlich nicht das schlechteste. Schon darum wird sich keiner am Tag des Gerichtes entschuldigen können, als habe er nie Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wo die Wahrheit und das Leben und der Weg dazu sei.

Darum hat aber auch jeder, selbst der einfachste Christ, dem die Gabe des Wortes versagt ist, täglich Gelegenheit, der

Welt zu zeigen, was an seinem Glauben ist, und zu was dieser den Menschen bilden kann.

8. Müssen also im Christen zwei Wesen leben, zwei Geister denken, zwei Willen wollen? Da soll er auf der Erde voll Aufopferung, ja von Liebe tätig sein und sich dabei stets sagen: Wir haben hier keine bleibende Stätte[1]. Sein ganzes Sinnen und Streben soll darauf gerichtet sein, keine seiner irdischen Pflichten zu übersehen. Daneben aber heißt es wieder: Was droben ist, bei Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, das müßt ihr suchen; was droben ist, das muß euch im Sinne liegen, nicht was auf Erden ist[2].

Wer kann das alles vereinigen? Wie soll einer über diese Widersprüche hinwegkommen?

Leider finden sich so manche, deren Leben wirklich Veranlassung gibt, diese Anforderungen für unvereinbar zu halten. Sie sind in der Kirche, unter Christen und Frommen ganz andere Menschen als in einer rein weltlichen Gesellschaft. Sie sprechen zwei Sprachen und führen ein doppeltes Leben, genau so wie ihre Umgebung es mit sich bringt. Hier ist es Gottes Vorsehung, dort ein merkwürdiger Zufall, der eine Sache gefügt hat. Einmal hoffen sie zum lebendigen Gott und zur Gnade Gottes, das andere Mal erwarten sie nur vom Himmel oder von einem gütigen Geschick, daß es etwas bessere und wende.

Da ist das Christentum noch lange nicht voll eingebürgert. Sie haben es umgeworfen wie ein Kleid, aus dem von allen Seiten der alte Mensch hervorsieht.

Es muß also Natürliches und Übernatürliches zusammenwachsen wie das aufgepfropfte Reis und der alte, wilde Stamm.

Ein Leben, eine Tätigkeit, ein Denken, das erst macht einen wahren Christen. Es gibt nicht zwei verschiedene Maß-

[1] Hebr 13, 14. [2] Kol 3, 1 2.

stäbe für die Wahrheit, nicht zwei ästhetische Tarife, nicht zwei Gesetze fürs Leben. Die natürliche Pflichterfüllung, die irdische Liebe, die Führung weltlicher Geschäfte kennt im wahren Christen keine andere Richtschnur als die der Gebote Gottes, und verfolgt keinen andern Zweck als den, Gott zu dienen und ihn zu finden. Was vor Gott und vor dem Gewissen verwerflich ist, das wird er nie nützlich, nie künstlerisch schön, nie Bildung oder Fortschritt nennen. Hat ihm das Licht des Glaubens einmal etwas als irrig gezeigt, so gilt es ihm auch vor der Vernunft für unwahr. Alles, was nicht zu Gott führt, alles, was diesem die Geister entfremdet, hat in seinen Augen zum voraus die Berechtigung verwirkt, als Mittel zur Förderung der Humanität und zur Verbesserung der Weltlage zu gelten. In allem, was er liebt und flieht, beim Beten wie beim Forschen, ob er dichtet oder zimmert, philosophiert oder den Boden scheuert, hat er nur eine Richtschnur seines Handelns vor Augen, das Gesetz, und nur ein Ziel, die Ehre und die Liebe Gottes. So fördert er mit jeder Tat die Natur, deren Schwächen er durch die Gnade Hilfe zuführt, deren Lücken er aus der Unendlichkeit des Übernatürlichen ausfüllt, deren Irrungen er durch das Licht der himmlischen Wahrheit vorbeugt, und nähert sich zugleich mit jeder Tat seinem einzigen, übernatürlichen Ziel.

So bildet er sich zum echten Christen und wird in eben dem Maß, in dem er sich als Christ vervollkommnet, mehr und mehr ein ganzer Mensch.

9. Diese Einigung von Natur und Übernatur ist die eigentliche, ja die einzige Aufgabe des Christen. Je vollkommener, je ungezwungener, wir dürfen sagen, je natürlicher Mensch und Christ vereinigt sind, um so besser hat einer die Pflicht erfüllt, ein wahrer Christ zu werden.

Im Grund ist also der Beruf des Christen eine überaus einfache Sache. Nicht außerordentliche Taten noch unerhörte

Dinge werden vom Christen gefordert nur ein ganzes, einheitliches Leben. Würden Wunder verlangt, und daß einer in den Lüften schwebe und den ganzen Tag in Gebet und Verzückung liege, dann hätte man allerdings ein Recht, zu sagen, das seien überspannte Dinge. So aber wird nichts begehrt, als daß einer ein zugleich menschliches und christliches Leben führe, und beides echt und gediegen, oder daß er wenigstens mit Ernst und Beharrlichkeit nach diesem Ziel strebe. Wer darf da sagen, er könne solches nicht leisten?

Wenn die Stoiker sagten: Du mußt ein Weiser werden, so hatte die Natur ein Recht, empört zu entgegnen: Euer Weiser ist kein Mensch und unter Menschen nicht zu finden.

Das Christentum hat *menschlichere* Forderungen: Ich verlange von dir nichts Unmögliches, ich begehre nicht einmal alles, was ich fordern könnte. Ich stelle nicht das Ansinnen, daß du heute oder morgen schon als überirdisches Wesen ohne Fehler und Schwächen lebest. Die Dichter der Welt mögen dir Wesen zur Nachahmung vormalen, deren unnatürliche Vortrefflichkeit dich eher abschreckt als aufmuntert. Meinen Predigern habe ich dazu keinen Auftrag gegeben. Ich nehme dich samt deinen Schattenseiten, wie du nun einmal bist. Nur darfst du deine Fehler nicht lieben noch verteidigen oder verheimlichen und nicht in ihnen liegen bleiben. In Fallen und Erheben, in Kampf und stätiger Läuterung, in Geduld mit deiner Schwachheit[1], im Seufzen nach Verklärung, im Vertrauen auf Gottes Hilfe sollst du täglich an deiner einzigen Bestimmung arbeiten. Es ist die Aufgabe deines Lebens, darum lasse ich dir dazu die ganze Zeit deines Lebens. Ich verlange nicht von allen alles. Ich will nicht alle in eine für alle gleiche Form pressen. Jeder mag nach seiner Neigung und Eigenart seinen Beruf und seine Übungen wählen. Ich

[1] Lk 21, 19.

werde aus der Fülle meiner Gebote jedem nur jene auferlegen, die seiner Lage und seinen Kräften angemessen sind. Mit einem Wort: ich begehre nichts Außerordentliches. Aber was einer sein will, das muß er ganz sein, als Mensch sowohl wie als Christ. Ob einer mehr oder weniger auf sich nimmt, das ist seine Sache. Was er aber tut, das muß gediegen sein, nicht bloß zum Schein und oberflächlich, sondern fest, um dieses Leben zu stützen, und dauerhaft für die Ewigkeit.

Das ist alles, was das Christentum verlangt. Und nun trete der Mensch hervor, der im stande ist zu sagen, das sei nicht wahrhaft menschenwürdig, und es sei nicht möglich, das zu vollbringen!

10. Also Wunder und außerordentliche Dinge werden vom Christen nicht verlangt. Dafür liegt gerade in der Einfachheit, nach der er streben soll, die Schwierigkeit seiner Aufgabe.

Das Einfachste ist meist für den Menschen das Schwerste.

Schon im gewöhnlichen Leben finden wir dafür Beispiele. Die größten Dichter, die unnachahmlichsten Künstler sind immer jene, die alles so einfach geben, daß jeder glaubt, das könne er auch. Es möge aber einer nur versuchen, ihnen das nachzumachen, dann wird er schon erfahren, ob es so leicht ist, wie er meint. Bis einer lernt, einfach zu sprechen, einfach in seinem Auftreten, in seinem ganzen Wesen zu sein, muß er seiner selbst und seiner Sache vollkommen sicher geworden sein.

Noch mehr gilt das vom sittlichen und religiösen Leben.

Eine affektierte, gespreizte und geschraubte Frömmigkeit, jede Art von Künstelei und Schwulst im Dienst Gottes, jene toten Mücken in der kostbaren Salbe[1] des Gebetes, jener

[1] Prd 10, 1.

beißende Qualm im Rauchopfer des geistlichen Lebens, kurz, alle Ziererei vor Gott ist der sichere Beweis dafür, daß einer mit sich und mit ihm noch nicht in Einklang gekommen ist.

Die wunderbare Einfachheit, die schlichte, gerade Natürlichkeit im Wesen Christi und seiner Heiligen dagegen ist ein augenfälliges Zeugnis dafür, daß hier Gottes Geist wirksam ist.

Einfachheit ist Vollkommenheit, nicht die Einfachheit der Leere, sondern die Einfachheit in der Fülle. Die höchste Einfachheit ist Gott. Gott ist der Inbegriff alles Wahren, Guten und Schönen. In Gott sind seine Vollkommenheiten und die Vorzüge aller Dinge in höchster, unzertrennlicher Einheit[1]. Begreiflich, daß die Einfachheit dem Menschen Mühe kostet. Sie kostet genau so viel Mühe als die Verähnlichung mit Gott. Die größte Einfachheit ist die größte Ähnlichkeit mit Gott.

Daraus folgt, daß die Einigung des Natürlichen und des Übernatürlichen, also die Aufgabe des Christen, bloß durch Anschluß an Gott und durch Eindringen in uns selbst, also durch ein innerliches Leben, verwirklicht werden kann.

Schmeichle sich keiner, er könne sich durch äußere Kunstgriffe seines Namens als Christ würdig machen. Glaube aber auch niemand, man könne über das Christentum ein Urteil fällen, wenn man nur dessen Äußerlichkeiten in Betracht zieht.

Darum werden die Diener Gottes von der Welt so wenig verstanden. Sie faßt nun einmal nicht, was der Geist Gottes ist[2]. Dieser aber ist es, der die Kinder Gottes beseelt[3]. Wer nicht selbst im Innern lebt, wer nichts von der Fülle, von der Kraft, von dem Feuer weiß, womit der Heilige Geist die Herzen der Seinigen durchdringt, der sieht nur auf deren Äußeres, und das ist gerade an ihnen oft recht unscheinbar. Dann heißt

---

[1] Thomas 1, q. 3, a. 7; q. 4, a. 2.
[2] 1 Kor 2, 14. [3] Röm 8, 14.

es freilich: Ein haariger Mann mit einem Ledergürtel! Dann verspotten dieselben Höflinge die ewige Wahrheit als Toren. Daß sich inwendig unter schlichter Hülle ein höherer Geist, ein tieferes Leben bergen, daß etwas Außerordentliches durch Gottes unsichtbare Hand im Kleinen und im Demütigen niedergelegt sein könne, davon hatten die denkscheuen Weichlinge keine Ahnung.

So gehen sie auch an den Heiligen und Jüngern Christi vorüber — denn der Schüler ist nicht über den Meister[1] — und ahnen nicht die geheimnisvolle Innerlichkeit, die in diesen waltet, obwohl sie sich doch in hundert Dingen kundgibt. Der Geist des Christen, der ihn treu erhält, wenn ihn die Welt verstößt, wenn Gott selber sich ihm verbirgt, der ihn Schmach und Leiden um Gottes willen lieben lehrt, er hat nichts Außerordentliches an sich in den Augen dessen, der sich nie darin versucht hat, und ist doch etwas Übermenschliches, das nur die Gnade Gottes und die unter schweren Opfern geübte Mitwirkung des Christen zur Reife bringen können. Jenes starke Herz, das den Christen fähig macht, natürliche Abneigung zu überwinden, im unliebenswürdigen Quälgeist den Bruder und die Schwester zu lieben, im hilflosen Bettler das Ebenbild Gottes zu ehren, nicht bloß einen unsanften Stoß zu ertragen, sondern selbst einen gewaltsamen Riß wieder gut zu machen, es setzt eine Kraft voraus, die sich zwar nicht mit auffälligen Dingen breit macht, sich aber groß und übermenschlich in Leistungen erweist, die gewiß nicht durch Rücksicht auf Menschenlob erleichtert werden.

Gerade derartige Dinge, die kleinsten und verachtetsten und darum die *schwersten*, sind es, die den Christen machen.

Der Christ tut nicht Wunder und ist doch wunderbar. Er wirkt echt Menschliches und ist in seinem Wirken und Wesen übermenschlich. Der eitle Weltsinn, dessen Neugier nur

---

[1] Mt 10, 24. Lk 6, 40. Jo 13, 16.

das Seltsame befriedigt, achtet seiner kaum. Die sadduzäische Gleichgültigkeit, die keine Hand rühren mag, um die Vollkommenheit zu erreichen, spottet seiner Ängstlichkeit in Dingen des Gewissens. Die pharisäische Selbstgerechtigkeit verachtet ihn ob seiner Kämpfe, triumphiert über seine Fehler, zieht seine Siege in Zweifel. Nur wer sich selber mit Ernst und Beharrlichkeit an den Versuch gewagt hat, trotz aller Schwierigkeiten zu demselben Ziel emporzuklimmen, der lernt diesen geheimen, aber mächtigen Geist, den wahren Gehalt des Christen, kennen und wertschätzen; denn er findet bald, daß ohne ihn sogar das Gewöhnliche selten tadellos ausfällt, daß aber mit ihm die kleinste Pflichterfüllung zu einer wahren, zur übernatürlichen Tugend wird, und daß das schwerste Opfer durch ihn gelingt, wenn ihm auch an der Bitterkeit der Empfindung nichts erspart wird.

11. Welche Mittel einer anzuwenden, welche Wege einer einzuschlagen, wie einer die Tugenden zu üben hat, um diesem Ziel der christlichen Vollkommenheit nahe zu kommen, darüber sind Tausende von Abhandlungen geschrieben und zahllose Predigten gehalten worden. Gewiß sind diese meistens gut und entbehren nicht ihres Nutzens, wenn man sie recht gebraucht. Nur darf einer nicht glauben, daß ihn das Studium darin schon zum wirklichen Christen machen werde.

Manchmal schleicht sich auch unter Christen jener Irrtum der Welt ein, als könne man durch Bücher und Regeln die Kunst des Lebens lernen. Die Menschen, die stets die größte Schwierigkeit darin finden, allgemeine, große Gedanken zu erfassen und nach ihnen das Leben im einzelnen Fall selbständig zu ordnen, die gewöhnlichen Menschen, sagen wir, haben eine besondere Vorliebe für jenen frauenhaften Zug, durch lauter besondere, kleine Verhaltungsmaßregeln für jedes Vorkommnis eine eigene Vorschrift auszudenken. Je mehr sie sich von weiten Gesichtspunkten und von der Gabe verlassen sehen, diese

auf das augenblickliche Bedürfnis anzuwenden, um so mehr suchen sie durch eine oft recht enge Kasuistik für alle denkbaren Fälle Auskunft und Richtschnur zu erhalten. Man braucht nur diese Ratgeber für den Umgang mit Menschen, diese Lehrbücher des Anstandes, diese pädagogischen Anleitungen zur Kenntnis und Behandlung der Geister, diese volkstümlichen Werke über Ethik und Psychologie einzusehen, um sich davon zu überzeugen.

Wir können uns mit dieser Kinderstubenerziehung überhaupt nicht befreunden, vom übernatürlichen Standpunkt aus und für die Zwecke des christlichen Lebens schon gar nicht. Denn wenn wir auch tausend Regeln gegeben, für die undenkbarsten Fälle Vorsorge getroffen und alle Gebote der Humanität und des Christentums aufgezählt haben, und haben eines vergessen, so haben wir nichts gesagt. Und wenn wir nichts aussprechen als dieses einzige Wort, so haben wir alles gelehrt. Nur dieses *Eine ist notwendig*[1]. Ohne dieses Eine ist aber alles vergeblich.

Dieses Eine hat der Christ, solang er Christ bleibt, in allen natürlichen Geschäften und in der Übung jeder christlichen Tugend stets als Vorbild und als Ziel vor Augen. Dieses Eine ersetzt ihm alle jene Regeln überreich.

Dieses Eine, das Ziel, auf das alle seine Verpflichtungen hinweisen, das Vorbild, nach dem sich jede seiner Handlungen und sein ganzes Leben bilden muß, ist *Christus*[2]. Nach ihm nennt sich der Christ. Solang er sich nach ihm bildet und nach ihm strebt, ist er wirklich Christ.

Das macht den Christen, darin unterscheidet er sich von allen andern Menschen, dadurch wird er vollkommen, daß er *nach Christus lebt*. Nicht darin liegt das Merkmal des Christen, daß er an Christus *glaubt*, noch darin, daß er

---

[1] Lk 10, 42. [2] Röm 10, 4. Vgl. dazu oben 10, 11.

christliche Werke tut. Selbst wenn einer alles erfüllt, was Christus geboten hat, kann er Christo fern und fremd sein. Auch Judas diente dem Herrn und schaffte ihm das Nötige zum Unterhalt bei. Aber er hatte sich zum Ziel, und deshalb war er um so weiter davon entfernt, Christ zu sein, je häßlicher das Mißverhältnis war, in dem sein äußerliches Tun zu seinem innerlichen Leben stand.

Darum hat der Stifter unseres Glaubens seine Lehre immer wieder in ein einziges Wort zusammengefaßt, ein Wort, das außer ihm kein Lehrer sprach, ein Wort, das keiner sprechen konnte, ein Wort, mit dem er das höchste Zeugnis für sich selber gegeben hat, das Wort: Folge mir nach![1]

Christus fordert uns zur Nachfolge, nicht bloß zur Nachahmung auf. Das ist ein großer Unterschied. Nachahmen können wir jeden, der auf demselben Weg neben uns, ja hinter uns geht, selbst einen, der andere Wege geht als wir. Es ist kein Mensch so verkehrt, daß wir nicht immer etwas von seinem Beispiele lernen könnten. Nachahmen können und sollen wir besonders die Heiligen, an denen wir auf unsere Verhältnisse anwenden lernen, was wir an dem Urbild aller Vollkommenheit in unerreichbarer Größe schauen. Sie sind vor allen unsere Vorbilder, aber das gerade deshalb, weil sie so vortreffliche Nachbilder Christi waren[2]. Wenn wir uns nach ihnen bilden, bilden wir uns somit nach dem, der sie voll Liebe nach sich gebildet hat, dem sie voll Treue sich nachgebildet haben[3].

Also selbst indem wir auf den Wegen der Heiligen gehen, folgen wir nicht eigentlich ihnen, sondern dem Herrn nach. Denn Nachfolge ist etwas, was allein Christo, dem mensch-

[1] Mt 8, 22; 9, 9; 16, 24; 19, 21. Mk 2, 14; 8, 34; 10, 21. Lk 5, 27; 9, 23 59; 18, 22. Jo 1, 43; 8, 12; 12, 36; 21, 19 22.

[2] 1 Kor 4, 16; 11, 1. Phil 3, 17.

[3] Vgl. August., In Psalm. 39, en. 6.

gewordenen Gott, gebührt. Zur Nachfolge kann uns nur der auffordern, der vor uns auf demselben Weg wandelt und sicher ist, daß wir ihn nie überholen, wie enge wir uns auch ihm anschließen mögen. Nachfolgen können und dürfen und wollen wir keinem als dem, von dem wir sicher sind, daß er nicht irren noch irreführen kann, dem, in welchem Gottes Kraft und menschliche Schwäche so enge und lebendig verbunden sind, daß wir an ihm ewig eine Aufforderung zum Fortschreiten, eine Ermutigung in unserer Hilflosigkeit, eine Stärkung zum Kampf und Sieg haben.

Das Wort von der Nachfolge Christi bedeutet also mehr als selbst seine Wunder. Wunder kann jeder in Gottes Kraft vollbringen. Nachfolgen können wir Christo einzig, weil er Christus ist, der in unserer Gestalt erschienene Sohn Gottes.

Indes, manche folgen Christo nach, aber nicht alle in gleicher Weise. Auf dem Berg der Verklärung würde gern jeder mit ihm bleiben. Aber viele haben ihn schon in der Wüste verlassen, fast alle am Eingang zum Ölgarten, wenige standen bei ihm am Kreuz.

Die Nachfolge Christi hat also ihre *Abstufungen*, aber keine Schranken, so wenig als seine Heiligkeit. Wer das Wort allzu buchstäblich und im ausschließlichen Sinne nimmt, der setzt dem Nachfolgen früher oder später Schranken. Es folgt aber nur der Christo vollkommen nach, der seine Vollkommenheit *nachzuahmen* sucht, und diese ist unendlich.

So schön es also ist, *nach Christus* wandeln, so ist es doch vortrefflicher, *mit Christus sein* und bleiben in allen Lagen. Das hat jener gemeint, der zum Herrn sprach: Meister, ich will dir folgen, wohin du auch gehst.

Aber selbst das war dem Herrn noch nicht genug[1]. Er wollte ihn auf die dritte und höchste Stufe der Nachfolge

[1] Lk 9, 57. Mt 8, 19.

Christi hinleiten. Diese nun besteht im Leben für Christus. Für Christus lebt im vollsten Sinn des Wortes aber nur der, der das Leben nicht mehr als sein Eigentum betrachtet, sondern es bedingungslos Christo zur Verfügung stellt. Eine Ahnung davon hatte Petrus, als er das kühne Wort sprach: Herr, ich bin bereit, mit dir in den Kerker und in den Tod zu gehen[1]. Leider wurde er in der Entscheidungsstunde diesem Vorsatz untreu. Später aber machte er ihn buchstäblich zur Wahrheit, als er nicht bloß dem Herrn sein Leben widmete, sondern es sogar für ihn dahingab. Und wie er, so Tausende. Die heiligen Märtyrer sind jene, die die Nachfolge Christi in höchster Vollkommenheit übten.

Einen solchen Grad der Nachfolge erlaubt der Herr freilich nur ganz außerordentlich bevorzugten Freunden. Für gewöhnlich mutet er niemand zu, daß er sein Leben für ihn gebe, er ist schon zufrieden, wenn es einer für ihn führt.

Wer aber lebt in diesem Sinn für Christus?

Wer alle Dinge nach dem einen Gesichtspunkt beurteilt, ob sie zu Christus führen oder nicht, der lebt für Christus.

Die Kirche, Christi Braut, lieben, den Gehorsam gegen sie üben, ihre Ausbreitung fördern, die Liebe, die Andacht zu ihr mehren, dem Gebrauch aller Mittel des Heils, heißen sie wie immer, Vorschub leisten, auch die kleinste jener Übungen pflegen, die die erfinderische Liebe zu Gott und zu den Seelen ausgedacht hat, um die Herzen zu erwärmen und enger an Christus zu ketten, das heißt für Christus leben.

Wer für Christus lebt, der fühlt mit allen und für alle, die mit Christus in Gemeinschaft sind oder an denen Christi Werk in Frage gestellt ist. Er lebt in der Gemeinschaft der Kirche, er lebt für die Gemeinschaft aller Heiligen. Was ein Glied des Leibes zur Ehre des Hauptes oder des Ganzen getan

[1] Lk 22, 33.

hat, dessen freut er sich nicht weniger, als hätte er es selbst getan. Ist ein Glied schwach geworden, für das leidet und büßt und opfert er, bis es wieder gesundet. Hat eine andere Genossenschaft mehr Erfolg und Ehre als jene, zu der er gehört, so freut er sich von Herzen darob, weil er in jeder einen Bestandteil der Kirche, einen Teil des Ganzen sieht. Fällt aber Schmach darauf oder verliert sie an Kraft und Leben, so leidet er aufrichtig mit, da er den Schmerz des Herrn darüber mitfühlt. Was er selber getan hat, das gehört allen an; er hat es ja nicht für sich getan, sondern für jenen, der allen gehört. Und wenn er dabei auch die größten Opfer zu bringen und die bittersten Kränkungen zu leiden hat, und wenn er auch selbst dabei sollte vernichtet werden, gleichwie sein Herr am Kreuz, das alles hält er für keinen Verlust, wenn nur Christus dabei gepredigt wird[1]. Denn die Liebe legt die Feuerprobe erst dann ab, wenn es ihr gegeben wird, das Leben, oder was uns so teuer ist als das Leben, für den Geliebten zu geben.

12. Das sind hohe Wege, darüber besteht kein Zweifel. Indes, sie sind nicht ungangbar. Tausende sind auf ihnen bis zum höchsten Gipfel vorgedrungen. Millionen und Millionen haben auf ihnen zu wandeln begonnen: sie haben zwar die Spitze nicht erklommen, aber sie fuhren beharrlich fort, langsam aufwärts zu steigen, soweit es ihre Kräfte erlaubten, und darum war der barmherzige Richter auch mit ihrer Leistung zufrieden.

Jeder nach seinen Gaben, jeder nach seinem Beruf, jeder nach seinem Gewissen. Nur eines darf keiner leugnen: daß für den Christen *kein Ziel zu hoch* genannt werden kann.

Auch die höchste Stufe der *Vollkommenheit* reicht nicht über die Tugenden hinaus, die dem Christen zustehen. Es wird nicht jede mögliche Übung jeder Tugend von jedem ver-

[1] Phil 1, 18.

langt. Aber wenn einer auch die heldenmütigsten Dinge tut, so übt er keine besondere Tugend, sondern die Pflichten, die jedem Christen obliegen, nur in einem vollkommeneren Grad, zu dem ihn kein Gebot mehr zwingt[1].

Der Beruf des Christen ist somit die Verpflichtung zur Vollkommenheit[2].

Wir alle haben im Taufgelübde der Welt abgesagt und Christo zugeschworen. Daraufhin ist dieser durch die Gnade in unser Herz eingezogen[3] und hat uns einen neuen Menschen angezogen, der nach ihm gebildet ist[4]. So ist der Christ in Wirklichkeit ein zweiter Christus geworden, ein Mensch, in dessen Herzen Christus selber wohnt[5].

Darum ist es eine selbstverständliche Forderung, daß er auch in seinem äußeren Wandel Christo ähnlich werde, daß er Christum, den er angezogen hat[6], treu wiedergebe, daß nicht eigentlich er, sondern daß Christus in ihm lebe[7].

Sage niemand, das sei zu schwer. Wer die Ehre angenommen hat, der hat auch die Pflicht übernommen. Unser Name ist unsere Ehre und unsere Verpflichtung zugleich. Unsere Ehre ist die Ähnlichkeit mit Christus, die Berechtigung für unser Dasein liegt darin, daß wir ihm Ehre machen. Wozu soll Christus in uns wohnen, als damit er uns unterstütze, wenn wir daran arbeiten, uns ihm ähnlich zu machen? Hier wissen wir also gewiß, daß wir Gottes Mitarbeiter sind[8]. Was ist es somit Schweres, wenn wir ein Kleines tun, wo er das Größte tut? Was ist es denn so Großes, daß wir uns mit ihm mühen, wenn wir mit ihm verherrlicht werden?[9]

---

[1] Vgl. V[4], Einl. 4; 4, 3—7; 15; 10; 19, 3 4.
[2] Mt 5, 48. [3] Jo 14, 23. 1 Jo 3, 24.
[4] Eph 4, 24. Kol 3, 10.
[5] Eph 3, 17. [6] Röm 13, 14. Gal 3, 27.
[7] Gal 2, 20. Phil 1, 21. [8] 2 Kor 3, 9.
[9] Röm 8, 17.

So beschränkt sich zuletzt die Aufgabe des Christen auf die Pflicht, aus allen Kräften den zu lieben, der ihn zuvor geliebt hat[1]. Die Liebe ist unersättlich und eine unerbittliche Macht. Sie hat Christum uns ähnlich gemacht, sie wird auch uns Christo ähnlich machen.

Frage darum keiner mehr, ob es denn auch möglich sei, ein ganzer Christ zu werden. Es ist nicht bloß möglich, es ist sogar leicht, ja süß. Es gibt nichts Süßeres als die Liebe. Nun gut, was den Christen macht, das ist die lebendige Liebe zu Christus.

---

[1] 1 Jo 4, 19.

Sechsundzwanzigster Vortrag.

Das Ende.

1. Um einen Spiegel irdischen Glückes und menschlicher Größe darzustellen, griff das sinnige Mittelalter am liebsten zu Alexander dem Großen. Hier stand auch die Dichtung mit der Geschichte in Einklang, nur daß sie diese, das Vorrecht der Sage ausbeutend, nach ihrer Weise ausschmückte.

So läßt sie unter anderem den Eroberer auf seinem Zug durch die Welt in einen Zauberwald gelangen. Riesige Bäume schlingen ihre Arme so enge ineinander, daß nur der goldige Duftglanz, der Luft und Moos verklärt, an den sonnigen Tag erinnert, der über den Wipfeln ruht. Die Bächlein rauschen, in kühlen Wogen schmeichelt würzige Luft um die Wangen, von allen Zweigen schmettert der Vögel Sang und weckt den Widerhall in Wald und Brust. Wie berauscht stehen die Helden. Da keimen vor ihnen aus dem Boden Tausende von Blumen, so groß, so schön, wie sie noch keine gesehen, rosenfarb und schneeig weiß, wunderbaren Duft verbreitend. Plötzlich öffnet sich einer der Kelche und dann wieder einer, und aus jedem sproßt eine Fee hervor, rot wie der goldene Morgen und weiß wie der lichte Tag, daß die Erde noch nie Schöneres schaute. Und immer zahlreicher schlüpfen diese Wunderwesen aus den Blumen und tanzen im Chor vor den trunkenen Gästen und singen ihre Lieder. Und jede ihrer Bewegungen und jedes ihrer Worte entspricht ihrer übermenschlichen Schön-

heit. Da vergeht den sieggewohnten Kriegern Sehen und Denken. Vorbei ist's mit ihrer Kraft, die noch keinem Gegner erlegen, vorbei mit ihrem Stolz, der alles unter die Füße trat. Vergessen ist im Augenblick, daß noch eine Welt zu erobern vor ihnen liegt[1]. Fahr wohl, o Ruhm; fahr wohl, o Welt; fahr hin, du Ehre und Gewissen! Nun soll es ans Genießen gehen, ans Genießen bis zum Versinken!

Jawohl, bis zum Versinken! Wie schnell und buchstäblich hat sich das erfüllt![2] Diese Feen, deren bloßer Anblick die Eisenmänner gefangen nahm, hatten auch kein längeres Leben als alles, was verführerisch ist. Sie blühten nur im Schatten[3]. Kaum daß ein Strahl der Sonne auf sie fiel, da waren sie schon welk. Drei Monate und zwölf Tage, und die letzte war verblüht. Bezaubernd im dämmerigen Halbdunkel, sanken sie in ihr Nichts zurück, wie das helle Licht erschien.

Wie bald die Zeit zu Ende ging,
Die Freude auch mit ihr verging,
Die Blumen all verdarben,
Die schönen Feen starben,
Ihr Laub die Bäume ließen,
Die Brunnen all ihr Fließen,
Die Vögelein ihr Singen[4].

Das ist der Welt Lauf und Lohn. Millionen haben das erlebt, so daß es nicht einmal nötig ist, zu Sage und Bild Zuflucht zu nehmen. Was es heißt, mit fröhlicher Hoffnung genießen und mit jäher Qual beschließen, einen Augenblick täuschenden Schmeichelns mit bittern Vorwürfen des eigenen Herzens und mit dem Hohn dessen bezahlen, der einen zuvor betört hat, davon wissen die Diener der Welt am

---

[1] Lamprecht, Alexanderlied (Weismann) 5004 ff.
[2] Ebd. 5136. [3] Ebd. 5179.
[4] Ebd. 5188—5194. Vgl. „Warnung" 1911 ff.

besten zu erzählen. Glück und Zufriedenheit scheinen ihnen meist unvereinbar. Je größer die Mühe des Erwerbens, je süßer die Lust des Verzehrens, je schmerzlicher das Verhängnis des Verderbens.

Diese Quelle hat zu allen Zeiten die Dichter mit unerschöpflichen Klagen darüber gespeist, wie schlimm Frau Welt ihre Knechte lohnt, wie schnöde Frau Minne ihren treuesten Dienern die Tür weist, wie Undank und Untreue auf allen Wegen wachen. In ihrer aller Namen singt Walther von der Vogelweide:

Ich hab' der Welt gefront und gedient,
Hätt' ihr gerne gedient noch mehr: o weh,
Wie wenig ist sie zu Dank gesinnt
Und tut noch, als ob ich's nicht einmal versteh':
Ich versteh' es gar wohl, wenn auch nur zum Teil![1]

Er verstehe es nur zum Teil, klagt der Dichter, aber schon dieses wenige ist ihm zu viel der Untreue.

Leider, daß es diese armen Betrogenen immer nur halb verstehen! Darum geht es ohne Unterlaß fort von Geschlecht zu Geschlecht, immer in den alten, ausgetretenen Geleisen des Seufzens und Schmollens, des Brechens und Schmähens, um wieder zu beginnen mit Schmachten und Bitten und neuer, unwürdigerer Knechtschaft und übermütigerer Mißhandlung, bis hundertmal der alte Kreislauf und schließlich das Leben zu Ende ist. Und dann erfolgt das letzte Bekenntnis:

Nun hab' ich erst erfahren,
Wie lang ich irrte weisungslos
Und aller Freude bar und bloß:
Mir klingt das Wörtlein Freud' wie Traum,
Die Reue hängt mir schwer am Saum[2].

---

[1] Walther von der Vogelweide 61, 8 ff (Pfeiffer).
[2] Parzival 460, 28 ff (Bartsch 9, 848 ff).

Und mit dem Testament der Trostlosigkeit:

Fahr hin, o Lust, die marternd mich verzehrt,
Fahr hin, o Hoffnung, die sich nie bewährt![1]

fahren sie selber dahin, wie ihr Lieblingsdichter sagt, in aeternum exsilium[2], ins ewige Elend.

Sie waren und bleiben betrogen.

2. Das war ein anderer Heereszug, damals, als das Volk der Auserwählung unter Moses aus Ägypten aufbrach. Nicht um Ruhm handelte es sich, nicht um Hab und Glück der Erde, nicht um Herrschaft über die Völker, sondern um ein Gut, das in der ganzen alten Welt nur dieses eine verachtete Häuflein der Kinder Israels kannte, um Gewissensfreiheit. Sie suchten ein Land, es mochte so klein, es mochte so arm wie immer sein, in dem sie frei und ungestört dem Gott ihres Herzens dienen und nach ihrem Glauben leben könnten. Dieses Ziel vor Augen zogen sie aus wie ein Mann in dicht geschlossenen Heerhaufen. Nicht Meer, nicht Wüste war im stande, den Mut zu brechen, und Schrecken legte sich auf ihre Feinde, als diese das entschlossene Völklein sahen[3]. Wohl hatten sie zuerst gespottet über diese Handvoll Bettler, die, all ihr Hausgerät auf den Schultern, ohne Vorrat, ohne Waffen, ohne wegekundigen Führer einer Wolke nachzogen, der Wüste, dem Meer entgegen. Laßt sie ziehen, die sinnlosen Schwärmer! Schade wäre es, gegen sie einen Arm zu erheben. Ist der Nebel verflogen, hat der Rauch sich verzogen, in dem ihr Fanatismus Gott zu schauen vermeint, dann wird Wasser und Wüstensand sie schon zur Besinnung bringen! Wohl kam über die Israeliten selber oft die Stunde der Schwachheit.

---

[1] Anthologia Palatina 7, 420.

[2] Horat., Carmen 2, 3, 27 28.

[3] Ex 15, 14 ff. Dt 26, 8. Jos 2, 24; 6, 1.

Wer weiß, ob es nicht Täuschung ist? Wer steht uns gut dafür, daß wir nicht betrogene Toren sind? Wer kann uns Gewißheit darüber geben, daß wir das Ziel erreichen? Als sich aber das Meer vor ihnen auftat, als sich die Wogen des Jordans vor ihnen stauten, als die Mauern der Festungen vor ihnen zu Boden sanken, da erfuhren die ungläubigen Spötter, da erfuhren die Zweifler und die Zagen, daß es mehr als leerer Dunst gewesen, was sie in der Dunkelheit des Glaubens vor sich geschaut, wonach sie in langer Prüfung, in bangem Harren, in so schweren Kämpfen gerungen hatten.

Viel war es, was sie gewagt, aber mehr, was sie gewonnen hatten. Groß war ihre Schwachheit und größer noch ihre Schuld. Dennoch wogen zuletzt Reue und Gehorsam im Bund mit Gottes Güte die ganze Last überschwenglich auf. Und als sie das Land der Verheißung erreicht und seinen Segen kennen gelernt hatten, da schämten sie sich ihres Zweifelmutes. Es war zwar vorderhand ein bloß irdischer Segen, denn der eigentliche Lohn war ihnen noch vorbehalten. Aber schon dieser entschädigte sie überreich, und sie bekannten fröhlich vor aller Welt: Wir haben uns nicht betrogen.

3. Und abermals eine andere Heerfahrt war es, die in die Welt auszog in jenen Tagen, da zum erstenmal Friede auf der ganzen Erde lag, weil sie, erschöpft durch Erpressung, erschöpft vom Forschen, erschöpft von Blutverlust, die Kraft zur gewohnten Unruhe verloren hatte.

Diesmal handelte es sich im vollsten Ernst darum, den ganzen Erdkreis einem neuen Zepter untertan zu machen. Ein solches Unternehmen wagen, und das in einem Augenblick, wo die Laune eines Herrn die gesamte Menschheit zwingen kann, sich vor seinen Knechten zu stellen, sich zählen, sich abschätzen zu lassen, das heißt viel wagen. Dieser gewaltigen Macht, die über zwei Flotten, über eine stehende Heeresmacht von mindestens 25 Legionen — und welchen Legionen! — ge-

bietet[1], ganz abgesehen von den außerordentlichen Hilfsmitteln für den Fall eines Krieges[2], dieser Macht, der noch jede erlag, die mit ihr in Berührung kam, ihr den Kampf anzubieten, ein solches Unterfangen setzt eine Kraft voraus, die der Erdkreis wohl nie und nimmer aufbringen wird.

Und nun ist es nicht ein König, nicht ein Feldherr, nicht ein Philosoph, von dem dieses Wagnis ausgeht, sondern eines Zimmermanns Sohn[3] aus dem verachtetsten Winkel des verachteten Judenlandes[4], der nicht einmal in den Schulen die heiligen Schriften seines Volkes studiert[5], geschweige die Wissenschaft der Welt gelernt hat, der bis zu seinem dreißigsten Jahr selber die Axt geführt hat[6], der von freiwilligen Gaben einiger frommen Frauen lebt[7]. Und statt eines Heeres von todesmutigen Helden oder von Gelehrten und Rednern hat er zwölf galiläische Fischer und Steuereintreiber um sich, arm wie er, wehrlos wie er, furchtsam wie die Kinder. Und kaum hat er sie zur Not in die ersten Grundzüge seines riesigen Planes eingeweiht, da sendet er sie bereits in die feindliche Welt hinein, um sie früh für ihre Aufgabe, die Welteroberung, einzuschulen.

Aber welche Sendung zu einem solchen Zweck! Nicht in geschlossenen Reihen wie ein wohlgerüstetes Heer, nur je zwei und zwei schickt er sie hinaus ohne Waffen, ohne Tasche, ohne Schuhe, ohne Brot, ohne Geld, ohne Stab[8]. Ist das nicht Verleugnung aller menschlichen Klugheit? Heißt

---

[1] Tacitus, Annal. 4, 5. Vgl. Dio Cassius 55, 23.

[2] Caes., Bell. civ. 3, 3. Liv. 21, 55; 42, 35. Plutarch., Anton. 61, 1. Polybius 3, 76, 4. Vgl. Appian., Rom. hist. praef. 10. Champagny, Les Césars III[5] 343 ff. Mommsen-Marquardt, Römische Altertümer V[2] 430 ff.

[3] Mt 13, 55. [4] Jo 1, 46; 7, 41. [5] Jo 7, 15.

[6] Mk 6, 3. [7] Mt 27, 55. Mk 15, 41. Lk 8, 3.

[8] Mt 10, 1 ff. Mk 6, 7 ff. Lk 10, 1 ff.

das die armen Reichsboten nicht buchstäblich wie Lämmer unter die Wölfe schicken?

Wenn es sich hier um menschliche Pläne und um bloß irdische Mittel handelte, dann wäre kaum jemals ein Unternehmen unbesonnener begonnen worden. Aber diesmal standen andere Zwecke in Frage. Um die alte Ordnung der Dinge zu stürzen und das neue Weltreich zu gründen, das nicht von dieser Welt war[1], wenn es auch in dieser Welt aufgerichtet werden sollte, dazu bedurfte es zweier Dinge.

Zuvörderst waren selbständige Charaktere vonnöten. Deshalb mußten die Erstlinge der neuen Menschheit, bestimmt, Zeugen für die Wahrheit zu werden bis an die Grenzen der Erde[2], und, obwohl ausgestoßen, gehaßt, gegeißelt, zum Tod geführt, dennoch den Namen Christi vor die Könige und Völker zu bringen[3], deshalb, sagen wir, mußten die Vorkämpfer einer neuen Gestaltung des Lebens, um nicht ewig Milchlinge zu bleiben, frühzeitig entwöhnt werden. Sie mußten das große Wort fassen, das dem Charakter des Christen die letzte Stahlprobe gibt: Es ist euch gut, daß ich von euch gehe[4].

Noch mehr aber war ihnen ein anderes Gut nötig, ohne das es keine Charakterstärke gibt: rückhaltloses Vertrauen auf Gott und vollständige Hingabe an ihn.

Hatte aber der Herr auch nur eine kleine Zahl mit diesem doppelten Rüstzeug bewehrt, dann durfte er sie wider die ganze Welt ins Feld stellen, es war der Sieg gewiß. Was vor dem Richterstuhl bloß irdischer Klugheit als Torheit verurteilt worden wäre, das erweist sich also für die Zwecke eines übernatürlichen und doch menschlichen Unternehmens, wie das Christentum ist, als übernatürliche Weisheit. Und der Erfolg, der ja den

[1] Jo 18, 36.

[2] Lk 24, 48. Apg 1, 8; 2, 32; 3, 15; 5, 32; 10, 39 41; 13, 31; 22, 15; 26, 16.

[3] Apg 9, 15. [4] Jo 16, 7.

Menschen fast immer der einzig gültige Beweis ist, hat diese Weisheit, anfänglich unverstanden und mißkannt, damals wie immer vor ihren Kindern gerechtfertigt[1]. So schweren Mutes die Jünger ihren ersten Gang angetreten haben mögen, so fröhlichen Antlitzes kehrten sie wieder.

Nun, ich habe euch ausgesandt, sprach der Herr, ohne Schwert, ohne Beutel, ohne Schuhe: hat euch etwas gemangelt? Nichts[2]. Und hat euch etwas Widerstand zu leisten vermocht? O Herr, selbst die Geister der Finsternis sind uns unterworfen![3] So gesteht es, ihr seid nicht betrogen gewesen, und macht euch auf weiteres gefaßt, *ihr werdet nie betrogen sein!*

4. Denn das war nur ein Vorspiel, ja wahrlich ein Spiel im Vergleich mit dem folgenden Ernst.

Ihr Meister wußte es wohl und sagte es ihnen voraus, noch da sie dafür jedes Verständnisses entbehrten, daß er nicht durch Weisheit, nicht durch Wunder, nicht einmal durch das Beispiel der Heiligkeit, sondern nur durch Kampf bis aufs Blut, nur durch den Tod die Welt werde besiegen können: Erst wenn ich am Kreuz werde erhöht sein, werde ich alles an mich ziehen[4]. Und er sagte es ihnen abermals voraus, daß auch sie nicht anders siegen würden als er, ihr Meister[5], durch Kampf, durch Verfolgung, durch Unterliegen.

Aber obwohl sie es wußten, obwohl sie sich im Glauben hätten stärken können durch die Erinnerung daran, daß dieses Eintreffen gerade die Voraussagung des Meisters bestätige[6], so zeigten sie sich dennoch als Menschen, sobald es zum Ernst

---

[1] Mt 11, 19. Lk 7, 35. [2] Lk 22, 36 37.

[3] Lk 10, 17.

[4] Jo 12, 32; 8, 28; 18, 32. Vgl. Lk 18, 32; 9, 44 f; Mt 17, 21; 16, 21; 20, 18; Mk 8, 31; 9, 30; 10, 33; Jr 30, 21.

[5] Mt 10, 21 ff. Jo 15, 20 ff; 13, 16. Lk 6, 40.

[6] Jo 16, 1 ff.

kam. Vergessen war, was sie in der ersten Schule gelernt und erlebt hatten, vergessen, daß ihnen nichts Besseres in Aussicht gestellt war. Und es war ihnen zu verzeihen. Denn zu groß war die Aufgabe, die ihnen entgegentrat, zu mächtig der Widerstand, den ihr Meister schon wachgerufen hatte, zu ernst ihre Lage, als daß ein Mensch sich ein Recht herausnehmen dürfte, sie zu tadeln, wenn sie, Waisen ohne Führer, hilflos, schutzlos, ratlos, flohen und die Türen aus Furcht vor ihren Feinden hinter sich verrammelten[1]. Welcher Mensch darf es wagen, von sich zu behaupten, daß er in gleicher Lage sich anders verhalten hätte? Und wenn ja anders, was könnte er als Mensch, seiner menschlichen Kraft, seiner menschlichen Tugend überlassen, anderes tun als der Sache, für die er sich verpflichtet hat, völlig untreu werden?

Die Jünger des Herrn haben in ihrer, fast möchte man sagen, verzweifelten Not damals mehr getan, als vielleicht alle tun würden, die sie darum schelten, aber sie haben nicht mehr getan, als sie, Menschen, wie sie waren, zu tun im stande waren.

Kaum aber waren sie bekleidet mit der verheißenen Macht von oben[2], da zeigte es sich, was Menschen, eben noch Menschen wie andere auch, zu werden und zu wagen vermögen, sobald übernatürliche Hilfe ihre natürlichen Kräfte mehrt. Ein Augenblick, kaum hinreichend für sie, um ihre Lage zu überblicken, genügte, um den ganzen Erdkreis wider sie in Waffen zu rufen. Aber das Aufgebot aller Macht war jetzt nicht mehr genügend, um ihre Zuversicht zu erschüttern.

Ist etwas geeignet, unsere Verwunderung zu erregen, so ist es der einmütige Sturm, den die stolze Welt damals — und wie zum erstenmal, so stets — gegen das kleine Häuflein dieser neuen Menschen erhob. Wenn eine Macht wie das römische

[1] Jo 20, 19 36. [2] Lk 24, 49. Apg 1, 4.

Weltreich, gleich einer Riesenschlange behaglich zur Ruhe ausgestreckt, nachdem sie den letzten Feind, nachdem sie die Völker der Erde verschlungen hat, wenn eine solche Macht plötzlich durch alle Glieder in einem Ruck sich windet und bäumt, daß die Welt von ihrem Toben zittert, fürwahr, dann muß ein Stärkerer über sie gekommen sein.

Aber wo und wer ist dieser Gegner, und was führt er im Schild? Eine Handvoll Fischer, Sklaven, Frauen sehen wir, sonst nichts auf der von Waffen starrenden Erde. Soll dieses Steinchen die Lawine sein, von der der Eisenkoloß zermalmt zu werden besorgt?[1] Fürchtet etwa Nero, daß er vor diesen vom Thron steigen muß, vor ihnen, die die ersten wären, ihn mit Gefahr ihres Lebens zu schützen, wenn ihn seine Feinde stürzen wollten? Ja, so ist es. Sie sind in Wahrheit eine Gefahr, aber das nur darum, weil sie nicht nach der Welt leben. Ihre Grundsätze allein schon sind die Verurteilung der Welt. Darum ist ihr bloßer Anblick unerträglich für diese, und ihr Leben der Tod der Welt[2]. Darum schließt man sie aus von der Wohltat der allgemeinen Gesetze und stellt sie unter den Zwang von Ausnahmegesetzen[3], nur damit keiner zweifle, daß gerade sie jenes Volk sind, von dem geweissagt ist: Sie sind nicht wie die übrigen alle, sie sind ein Volk, das nur seinesgleichen ist[4].

Einen seltsameren Gegensatz hat die Welt noch nie gesehen. Dort eine Macht, so groß und geschlossen, daß der Erdball kaum ihr Gewicht erträgt. Hier eine Gesellschaft, die kleiner, wehrloser, harmloser nicht gedacht werden kann, und doch, ohne daß sie es ahnt, ein Schrecken für die Welt, die Welt erfüllend, die ihr keinen Winkel zum Rasten gönnt, unendlich

[1] Dn 2, 34 44 45. [2] Weish 2, 10 ff.

[3] Basil., Hom. (5) in mart. Iulittam 1 (II 33e). Iustin., Apol. I 24. Athenag., Legat. 1 2. Tatian., Adv. Graec. 27.

[4] Nm 23, 9.

die Welt überragend, die ihr den Fuß auf das Haupt setzt, um es zu zermalmen.

Da zogen sie hinaus und ziehen heute noch immer aus, der eine auf Tagelohn, der andere mit Karst und Pflug aufs Feld; hier ein Mädchen, auf dessen Zügen weder Fasten noch Nachtwachen die Spuren blühender Schönheit und adeligen Blutes zu tilgen vermochte, um die von den Eltern weggeworfenen Kinder aufzulesen, oder um ekelhafte, rohe Aussätzige zu pflegen; dort ein Gesalbter des Herrn, den Schmähungen, den Gefängnis und Tod nicht abhalten, den Unwissenden das Licht des Glaubens, den Verzweifelnden den Trost der Hoffnung, den Hungernden Brot, den Sterbenden Versöhnung mit Gott und Leben im Tod zu bringen.

Es ist nicht eine vom Ganzen der Menschheit zum allgemeinen Schaden abgeschlossene Schar, wie es die geheimen Gesellschaften sind[1]; es ist aber eine fest geschlossene, wohlgeordnete Gesellschaft. Sie verfolgt keine verborgenen Zwecke, sie geht nicht auf geheimen Wegen: sie lebt und wirkt im hellen Licht des Tages. Jeder ist zum Eintritt eingeladen, ja verpflichtet. Ihre Mitglieder erkennen sich nicht an verdächtigen Zeichen. Im Gegenteil, indes jeder sie erkennt, gehen sie selber oft aneinander vorüber, ohne sich zu kennen. Und treffen sie einmal in der Kirche oder bei einem christlichen Liebeswerk zusammen, so wundern sie sich, sich schon so oft gesehen und nicht geahnt zu haben, daß sie eines Geistes Kinder seien. Indes die Welt argwöhnisch auf jeden ihrer Schritte lauert, fällt es ihnen nicht ein, auf sich gegenseitig zu achten, so sehr beschäftigt sie ihr einziger Gedanke, die Erfüllung ihrer Pflichten, ihre einzige Sorge, Gott zu gefallen.

Mit diesem Losungswort haben sie sich auf den Weg gemacht, jeder auf den seinen. Die Pforte des Himmels ist das

[1] Vgl. Thucyd. 8, 54, 4.

Ziel, an dem sie sich wieder zusammenbestellten. Sie wissen es zum voraus, daß sie von denen, die weder sie noch Gott kennen[1], Verkennung und Verfolgung zu erwarten haben. Jedoch das hält sie nicht zurück. Sie sind ja nur auf diese Bedingung in Christi Dienst getreten[2]. Ihr Gewissen, ihre Überzeugungstreue und die Gnade des Heiligen Geistes ist der Stab, auf den sie sich stützen, und die Kraft, die sie aufrecht hält. Sie gehorchen zwar sichtbaren Gewalten, sie unterwerfen sich äußerlichen Gesetzen, sie bedienen sich sinnlicher Heilsmittel, jedoch über und hinter all diesen äußerlichen Veranstaltungen ist es ein dem menschlichen Auge verborgener Weg, den sie gehen, ein überirdischer Führer, dem sie nachfolgen, und eine geistige Heimat, in der sie anzulangen hoffen, und das alles, Weg und Ziel und Wegweiser zum Ziel, und noch viel mehr als dies, ihre einzige Hoffnung und Liebe, ihre Tröstung und Stärke ist ihr himmlischer, göttlicher Meister, ihr Bruder und Gott in einer Person, Christus[3], Gottes und des Menschen Sohn.

In diesem kämpfen sie ihre Kämpfe, nicht mit irdischen Waffen[4], sondern mit dem Schild des Glaubens, dem Helm der Hoffnung, dem Schwert des Gebetes, mit dem Panzerhemd der Abtötung, das auch den Geistern der Finsternis widersteht, mit den feurigen Pfeilen der Liebe, die selbst die Wolken durchdringen und bis vor Gottes Thron fliegen[5]. In ihm finden sie Kraft, im Fleisch ein Leben nicht nach dem Fleisch zu führen[6]. Sein bloßer Name gibt ihnen eine Zuversicht, die Fremden als Fanatismus erscheint. Schämst du

---

[1] Jo 16, 3. [2] Tertull., Ad Scap. 1.

[3] Vgl. August., In Psalm. 60, en. 4. [4] 2 Kor 10, 4.

[5] Eph 6, 11 ff. 1 Thess 5, 8. Vgl. Weish 5, 19. Ignatius, Ad Polycarp. 6. (August.,) De symbolo ad Catechumen. 1 2 (VI 555 ff).

[6] 2 Kor 10, 3.

dich nicht, fragte der Heide die adelige Agatha, einer so verächtlichen Gemeinschaft anzugehören? Ich bin Christi, war die Antwort, das ist mehr als aller Adel[1]. Glaubst du diese Martern tragen zu können? prüfte der Richter die zarte Blandina, für die selbst ihre Gefährten zitterten. Ich bin Christi, lautete die Antwort[2]. Seht ihr denn nicht, ihr Toren, daß ihr betrogen seid? höhnte man unsere Ahnen im Glauben. Wir sind Christi, war die Antwort.

In diesem Bekenntnis empfanden sie die Schmach als Freude, den Schmerz wie Erquickung. Dieser Name ließ sie siegen über jede Macht und machte das, was sie hofften, endlich zur Wirklichkeit. Diokletian dankte ab. Die Victoria zog aus der römischen Kurie, die Götter stiegen von ihren Altären, Christus überwand und erstand auf den Altären, auf den Dächern der Häuser, auf den Feldzeichen, in den Herzen. Und die auf ihn vertrauten, *sie waren nicht betrogen.*

5. Und *keiner* wird es sein, der sich ernstlich in den Dienst dieses Führers stellt. Zwar ist die Welt noch lange nicht unser, oder daß wir es besser sagen, sie ist noch ferne davon, Christi volles Reich zu sein. Sind wir doch selber noch immer nicht ungeteilt Christi und damit unser Eigentum. Noch ist alles in uns, solange wir auch schon an der Arbeit stehen, im Beginn, halb und unfertig. Noch sind wir, obwohl es schon lange ist, daß wir aus Ägypten ausgezogen, mitten auf dem Weg und haben noch immer kein Ende vor Augen.

Eine unermeßliche Arbeit ist es, die wir übernommen, ein unabsehbarer Weg, auf den wir uns gemacht haben. Wir ziehen nicht durch lauter Wüste. Wir werden auch durch freundliche und fruchtbare Gefilde geführt, die uns tausendfach für das Land entschädigen, das wir verlassen haben. Aber es

---

[1] Acta S. Agathae 1, 4 (Acta SS. Febr. I 615).

[2] Euseb., Hist. eccl. 5, 2.

ist kein Verweilen dort, denn noch sind wir nicht in unserer Heimat angelangt, in der viel Größeres auf uns wartet. Was wir verlassen haben, liegt hinter uns. Was uns in Aussicht steht, liegt uns noch ferne[1].

Inzwischen seufzen wir unter dem Gewicht der Aufgabe, neue Menschen zu werden, würdig des neuen Vaterlandes, dem wir beharrlich zuwandern.

Ein großes Wort: neue Menschen! Der Unterschied zwischen dem irdischen und dem wahrhaft christlichen Menschen ist größer, als daß er sich so leicht aussprechen ließe[2]. Da kann es nicht genügen, ein paar Flecken auszuwaschen, einige Risse auszubessern, die vergilbten Stellen zu übertünchen. Niemand gießt neuen Wein in alte Schläuche[3]. Niemand näht einen neuen Fleck auf ein altes Gewand. Es muß alles neu werden, durch und durch, neu vorerst Herz und Geist[4], und von da aus alles übrige, bis ein neues Geschöpf in Christus[5] zu stande gekommen ist, ein neuer, ganzer Mensch.

Ja, alles muß neu werden, Denken und Tun, Kunst und Wissenschaft, persönliches und öffentliches Leben. Nichts ist ausgenommen. Man meint manchmal, es sei Torheit, von christlicher Philosophie oder Geschichte zu sprechen. Das werde ja doch, sagt man, an der Wissenschaft nichts ändern, daß sie hier ein Christ dort ein Heide lehre. Ob man ein Amt einem Christen oder Nichtchristen anvertraue, das sei gleichgültig. Nein, nein, das gilt nicht gleich. Daß es nicht gleichgültig ist, das wissen die am besten, die es am meisten behaupten. Warum sorgen sie denn dafür, daß eifrige Christen von Amt und Stellung überall ausgeschlossen werden?

---

[1] August., In Psalm. 72, en. 5.

[2] Macarius, Hom. 5, 43 44 46. August., Sermo 198, 2 3.

[3] Mt 9, 16 f. Mk 2, 21 f. Lk 5, 36 f.

[4] Iustin., Dialog. c. Tryph. 8. Macarius, Hom. 43 u. ö.

[5] 2 Kor 5, 17. Gal 6, 15. Eph 2, 10. Offb 21, 5. Is 43, 19.

Ein Christ muß andere Augen haben, andere Glieder als ein Heide. Er sieht die Dinge in einem höheren und helleren Licht, nicht anders zwar, wohl aber besser als ein Mensch, dem Vorurteil und Leidenschaft das Auge trüben[1]. Er muß den Blick von manchem abwenden, was dem fleischlichen Menschen die Seele und die Besinnung raubt, um der Reinheit, um der Sammlung des Herzens nicht Gefahr zu bringen. Er muß nicht bloß mehr tun als andere der Erde lebende Menschen, sondern er muß auch seine Hände auf vollkommenere Weise gebrauchen. Es ist ein großer Übelstand, der Grund von vielem Mißlingen gutgemeinter Taten, wenn Christen so oft nicht beachten, daß es für uns nicht genügen kann, christliche Werke auf weltliche Weise zu üben[2]. Wir müssen das Rechte tun, aber auf rechte Weise[3].

Diese rechte Weise zeigt dem Christen das Vorbild dessen, von dem er seinen Ehrennamen trägt. Er muß sprechen, daß seine Zunge der Zunge Christi ähnlich werde, nicht durch Wunderkraft, wohl aber durch Mäßigung, Bescheidenheit und Beherrschung[4]. Er muß leiden lernen wie Christus, er muß die Abtötung Jesu an seinem Körper umhertragen, er muß ihm ähnlich werden im Sterben, um der Kraft seiner Auferstehung in einem neuen Leben teilhaftig zu werden[5].

Mitten in dieser Aufgabe stehen wir alle. Keiner schmeichelt sich, sie gelöst zu haben. Im Gegenteil, den bloßen Gedanken, als sei einer schon vollendet, betrachtet jeder als eine Gefahr, seiner Bestimmung abtrünnig zu werden. Aber obwohl die Unähnlichkeit mit unserem Vorbild schmerzlich empfindend,

---

[1] Nilus, Ep. 210.
[2] August., C. Faust. 20, 23.
[3] Dt 16, 20. Weish 6, 11.
[4] Chrysost., In Matth. hom. 78 (79), 3.
[5] Kol 1, 24. Phil 3, 10 11. 2 Kor 4, 10.

streben wir doch freudig nach dem Ziel, das uns Gottes Gnade vorgesteckt hat[1].

Wir wissen es wohl, denn es ist uns vorausgesagt[2], und wir waren von Anfang darauf gefaßt, daß wir mehr in der Welt auszustehen haben, einzig darum, weil wir Christen sein oder werden wollen[3]. Aber das macht uns wenig Not. Wir seufzen ja auch und haben ebensoviel und mehr Grund noch, zu seufzen, wenn uns die Welt in uns und außer uns einmal Ruhe läßt. Denn nicht, daß wir leiden müssen um Christi und der Gerechtigkeit und um unseres Gewissens willen, nicht das ist der Grund unserer Bedrängnis, sondern daß wir noch so vieles von dem alten Adam an uns finden und so vieles von dem, was die Welt liebt, und daß wir noch immer nicht bei Christus, unserem Ziel und Sehnen, und daß wir ihm noch nicht ähnlich sind[4].

Wer aber glauben möchte, daß uns dieses Drängen und Streben unglücklich mache, der würde irren. Nein, vor aller Welt sei es bezeugt: wir sind nicht unglücklich, wir sind zufrieden, wir sind so selig, als es auf dieser Welt möglich ist. Wir sind seliger inmitten der Kämpfe um das Vollkommene, viel seliger, als wir waren, da wir der Welt und einem Vergnügen lebten, das wir doch nie genossen. Wir fürchten gewiß nichts mehr, als uns zu überschätzen. Aber wenn einer sagt, es sei mit uns und durch uns in der Welt nichts besser geworden, seitdem wir Christen wurden und ein Christenleben zu führen versuchten, der gibt entweder der Wahrheit nicht Zeugnis oder er kennt sie nicht. Und will er uns entgegnen, es sei aber noch lange nicht vollkommen, so kommen wir ihm

[1] Phil 3, 12 ff.

[2] 2 Tim 3, 12. Sir 2, 1. Mt 10, 22. Jo 16, 1 ff. 1 Thess 3, 3. 1 Petr 4, 12. Job 12, 4. Tob 3, 21. Spr 14, 2.

[3] August., Sermo 46, 11.

[4] August., In Psalm. 122, en. 2.

zuvor und gestehen, daß wir uns nicht einmal zu sagen getrauen, es sei auch nur wahrhaft gut. Wir danken es Gott, daß wir durch seine Gnade als Christen besser geworden sind, denn wir als Menschen waren. Und gesetzt, es wäre mit uns in nichts zum Besseren gediehen, so haben wir wenigstens gelernt, schon das als Gnade und als den Anfang des Heils zu betrachten, daß wir uns unserer Schwäche besser bewußt geworden sind als damals, wo wir als Menschen lebten, die nichts von Christus wissen[1], als Menschen, die mit sich zufrieden sind, stehe es wie es mag. Ist das auch nicht viel, so ist es doch ein Anfang. Ist der Anfang klein, so läßt uns gerade der beschwerliche Fortgang hoffen, daß das Ende groß und fröhlich sein werde. Wir haben schon hier mehr empfangen als wir geopfert haben[2].

Darum sind wir nicht bloß zufrieden, weil wir Frieden gefunden haben mit Gott und mit uns, sondern wir rühmen uns auch der Hoffnung auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes gerade um unserer Prüfungen willen. Denn Prüfung macht Starkmut, und Starkmut Bewährung, Bewährung aber macht Hoffnung, und Hoffnung, die sich auf Gott und auf Gerechtigkeit stützt und auf das Bewußtsein von Opfern und von Leiden, die man für Gott erduldet, diese Hoffnung macht nicht zu Schanden[3].

Nein, dafür ist Gott uns Zeuge, dafür ist die Welt uns Zeuge, dafür sind auch wir Zeugen vor Gott und vor der Welt: wir sind wahrhaftig nicht betrogen!

6. Diese Wahrheit mag tausendmal in Sturm und Kampf verdunkelt werden. Es wird auch keiner, dem es Ernst ums Beste war, durch die Erde gegangen sein, ohne daß er seine

[1] Vgl. S. Hieronymi (Lupi de Oliveto) Regula monachorum, introd. (opp. Martian. V 343); Cassian., Coll. 10, 11.

[2] Hieron., Ad Pammachium (Mart. 66. Vallarsi 54).

[3] Röm 5, 1—5.

Stunden, vielleicht seine Jahre der Verdüsterung gehabt hätte, die schwerste aller Prüfungen, wo ihn Zweifel an allem faßte, wo ihn aller Trost verließ, wo ihm aller Mut entsank.

Aber die Sonne bleibt nicht ewig hinter den Wolken. Einmal, über früh oder spät, bricht sie sich wieder Bahn und verklärt das Düster mit dem Trost ihres milden Lichtes. Und nie hat dann die Welt vor unsern Augen goldener geglänzt, als wenn nach langer Gewitterwut die Abendsonne ihren Scheidegruß zur auflebenden Erde sendet.

So ist der letzte Blick, den eine im Leiden geläuterte Seele auf ihr Leben wirft. Nun schwindet alle Täuschung. Schon strahlt das Licht der Ewigkeit durch das sich lüftende Gewölke. Die Prüfungszeit ist vorüber. Die Läuterung ist vollbracht. In Sturm und Not hat sich die Wahrheit bewährt, hat sich die Seele von ihren Schlacken gereinigt.

Was einer in diesem ernsten, entscheidenden Moment urteilt, wo alle Schleier sinken, wo sich alle Irrungen klären, und was die größten und heiligsten Mitglieder der Menschheit in dieser letzten Stunde des Lebens, zugleich der ersten der Wahrheit, von unserem Glauben und von dem Leben im Geist dieses Glaubens urteilen, das ist sicher die Wahrheit, die reine, ungetrübte Wahrheit.

In dieser entscheidenden Stunde stand Moses, der Diener Gottes, auf dem Gipfel des Nebo. Ein großes, schweres Leben lag abgeschlossen hinter ihm. Er hatte alles geopfert für Gott und für sein Volk, den Königshof, die Freiheit, die Ruhe seines Lebens. Er hatte eine Last an seinen Stammesgenossen getragen, daß er selbst zuzeiten meinte, er könne sie nicht mehr tragen[1]. Jetzt war sein Lauf zu Ende. Er hatte seine Aufgabe nicht ganz vollkommen gelöst. Selbst dieser große Mann war nicht ohne allen Flecken, wie es auch die Sonne

[1] Nm 11, 11 ff.

nicht ist, zu unserem größeren Trost. Darum erreichte er auch nicht ganz das schöne Ziel, das ihm hier auf Erden gesteckt war. Nur ein Blick ins Land der Verheißung wurde ihm gestattet. Aber schon dieser letzte Blick war ihm überreiche Entschädigung für die unsägliche Mühe eines Lebens von 120 Jahren. Er schied getrost von hinnen — er sah, er hatte sich und die Seinen nicht betrogen.

Im selben entscheidenden Augenblick liegt Jahrtausende später eines der echtesten Kinder des 19. Jahrhunderts, Lacordaire, auf dem Todeslager. Niemand denkt daran, ihn Moses an die Seite zu stellen. Aber er war ein Mann, von dem man auch noch sprechen kann, wenn man größere bewundert hat. Auch er hat alles geopfert für Gott und für sein Volk, auch er hat sein Leben verzehrt für seine schöne Aufgabe. Freilich, das ist alles wie nichts, verglichen mit den Taten, die Moses vollbrachte. Dennoch ist sein Ende beneidenswerter als das des Freundes Gottes. Der Kleinste im Reich Christi ist eben glücklicher als der Größte, der nicht das Glück genoß, unter dieser Sonne zu reifen[1]. Schön war das Scheiden beim Heerführer Israels, aber beneidenswert ist das des christlichen Redners. Stumm, scheinbar bewußtlos liegt er auf dem Schmerzenslager. Stumm, voll unnennbaren Schmerzes, knien die Brüder um ihn. Seit vierzehn Tagen hat sich diese feurige Seele in Harren und in Schmerzen durch das schwerste und letzte ihrer Opfer, das Opfer des Schweigens und der Ruhe, von ihren Makeln geläutert. Nun ist auch diese Aufgabe gelöst. Mit einemmal breitet der Sterbende seine Arme aus, und mit der ganzen Tiefe jener wunderbaren Stimme, die einer gottvergessenen Zeit Gott wieder zum Gegenstand des Interesses gemacht hat, bricht er in den Ruf aus, der zeigt, wo er angelangt ist: Öffne mir, o Gott, o mein

[1] Mt 11, 11. Vgl. Isidor. Pelus. 1, ep. 68.

Gott, öffne mir![1] Und es öffnen sich vor ihm die Pforten des ewigen Lichtes, auf die er in der Dämmerung dieses Erdenlebens seine Blicke stets gerichtet hielt. Er hatte nicht selten geirrt: wer den Kampf zwischen zwei Welten in der ersten Reihe mitkämpft, dem kann man es verzeihen, wenn er aus ihm nicht ohne Wunden hervorgeht. Aber sein Glauben und sein Hoffen hatten nicht gewankt. Und nun, in der entscheidenden Stunde, erlebte auch er den Trost: Ich habe mich nicht betrogen.

Dieselbe Entscheidungsstunde wird auch mir und dir schlagen, uns allen, wer weiß, wie bald!

Dann wird sich's zeigen, o Christ, was dein Leben wert war. Dann wird sich's zeigen, ob du betrogen warst, als du dich Gott ergeben hast. Dein irdisches Tagewerk, ich hoffe es zur Gnade Gottes, ist alsdann vollbracht. Die Welt hat dich durch Schmeicheln nicht verdorben. Jetzt, wo du sie lassen willst, hat sie Gerechtigkeit für dich. Da sie deiner entbehren soll, fängst du an, ihr unentbehrlich zu werden. Doch deine Pflichten gegen sie sind nunmehr erfüllt, deine Schulden vor Gott getilgt, die letzten Anforderungen der Religion mit Ernst vollzogen. Vor dir steht der Priester und spricht das Losungswort: Zieh aus, o Christenseele!

Was ist's, o Seele, was zögerst du?

Ich höre schon, ich folge. Nur einen Augenblick Geduld! Erst muß ich noch der Erde Abschied geben, die mir so treulich durch Lust und Leid zur Himmelsleiter geworden ist. Erst muß ich noch jedem meiner Glieder danken, daß es Gott so wohl zu meinem Heil gedient hat[2]. Erst muß ich mich selber

---

[1] Montalembert, Le père Lacordaire 281. Bleibtreu, Lacordaire 245.

[2] Schröder, Der Nonne von Engelthal büchlein von der genaden überlast 20, 1; 31, 29. Vgl. Mechthild von Magdeburg 7, 65 (Morel 495). Thomas Cantimprat., Vita B. Christinae Mirabilis 5, 48 49 (Boll. Iul. V 658. Palmé).

fassen, daß ich den Trost zu fassen vermag, der mich bereits durchdringt[1].

Nun bin ich gerüstet. Ja, ich folge, o Herr! Ja, ich folge, o Herr! Du bist mir vorangegangen im Leben, du gehst mir voran im Sterben. Seitdem ich in deinen Diensten stehe, hast du mir nie ein Leid getan[2], wohl aber Gutes ohne Maß. Tu mir nun das letzte und nimm mich auf zu dir. Öffne mir, o Gott, o mein Gott, öffne mir!

Ich habe viel versäumt, ich habe groß gefehlt, deine Gnade aber hat alles zum Guten gewendet. Die Sünde war übergroß, die Gnade aber größer[3]. Dank dir für das, was du für mich getan! Dank dir für das, was ich durch dich getan! Dank dir für dein Blut, das meine Sünden wusch, Dank dir für jede Züchtigung, die meine Schulden sühnte, Dank dir für dein Verdienst, das meine Armut bereichert hat. Dank dir, weil du meinen Geist im Dunkel des Glaubens gereift hast. Dank dir, weil du meinen Willen im süßen Joch der Gebote mit so viel Geduld geheilt hast. Dank dir, weil du das Dornenfeld des Herzens mit dem Tau der Gnade befruchtet hast. Dank dir, weil du mich in der milden Zucht des kirchlichen Lebens fürs ewige Leben mündig gemacht hast. Öffne mir, o Gott, o mein Gott, öffne mir!

Wie klein war meine Mühe, wie groß ist nun der Lohn! Welch unermeßlicher Trost ist jetzt das Viele, das du für mich gelitten, und das Wenige, das ich mit dir gelitten. Öffne mir, o Gott, o mein Gott, öffne mir!

Wohl mir, daß ich zur Erde geboren, wohler noch, daß ich zum Himmel wiedergeboren ward! Selig, daß ich als

---

[1] Beispiele in Menge bei Le Blanc, Comment. in Psalm. 121, n. 10 (Colon. Agripp. 1679, VI 563 ff).

[2] Epistola ecclesiae Smyrn. de martyrio S. Polycarpi c. 9.

[3] Röm 5, 20.

Mensch[1], dreimal, tausendmal selig, daß ich als Christ gelebt habe![2]

Doch nun ist es genug. Öffne mir, o Gott, o mein Gott, öffne mir! Schon öffnen sich die ewigen Pforten. Hört ihr den süßen Klang? Seht ihr das ewige Licht? O Licht, o Leben, o Seligkeit! O Gott, ich habe mich nicht betrogen!

---

[1] Wol mich, daz ich ie zu menschen geborn ward! . . . ich wil sterben! sagt Schwester Berht (Nonne von Engelthal 24, 1 ff).

[2] So wol uns, daz wir kristen sint geworden! Meister Rumeslant 7, 1, 12 (Hagen, Minnesinger III 64).

Sach- und Namenregister.

A.

Abderrahman III. 1000.
Abtötung (vgl. Selbstverleugnung, Buße), Begriff 1055 f. Heilmittel des Willens 759, freiwillige 1103.
Adam, Schöpfung 670 f.
Adam von St Viktor 981.
Adele von Blois 1103.
Adelsgeist, falscher 1008.
Affekt der Liebe 1176 ff (s. Liebe).
Affektiertheit verwerflich 1216 f.
Agatha hl. 1239.
Agnes hl. 694.
Agnostizismus 13.
Agrippa II. Herodes 520.
Ägypten, großartige alte Kultur 66 ff. Charakter von Ägypten 965; der christlichen Ägypter 837. Einfluß der Juden 208 f 217 221 (vgl. Alexandrinismus).
Akademie, die dritte 157; „Akademie in Wied" 288.
Alarcon J. R. 956.
Albertinelli M. 995.
Albigenser, Verfahren gegen sie 884.
Albucius (C. Albucius Silus), Selbstmörder 92.
Alcibiades, seine Erziehung 676.
Alexander, Arsène, über das Theater 961.
Alexander d. Gr., Höhepunkt des Altertums 72. Eröffnung der Welt 75 f. Verfall nach ihm 83 196. Alexandersage 500 f 1227 f.
Alexander Severus und das Christentum 189.
Alexander von Pherä 907.
Alexanderlied 968.
Alexandria, Volkscharakter 84 102 f. Bildungsmittel, Bibliotheken 73.
Alexandrinismus, Verfall der Kultur 71 f. Einfluß des Judentums 81 208 f 217 221.
Alfons M. Liguori hl. 1150.
Älian, Religion der Tiere 379.
Allen Grant über das Religionsparlament 291.
Almansur, Kalif 907.
Almosen, verschiedener Wert 832 f 1084; verschiedene Arten 1181 ff.
Al Motadid Billah 907.
Altertum: a) absichtlich übertriebene Verherrlichung 166. Seine Vorzüge 166 f 168 f; edle Grundsätze 332 f 339 f 1180, besser als der moderne Unglaube 332 375 f 390 1180; schöne Taten 359; keineswegs lauter Sünden 357. b) Überblick über seine äußere Kultur 50 ff; seine geistige 57 f 71 ff; niedrige Aufgabe seiner Kultur 545 f (vgl. Kultur, alte; Griechen; Heidentum; Rom). c) Zustand um die Zeit Christi 671 ff. Äußerliche Entvölkerung und Erschöpfung 62 ff. Verfall der geistigen Kultur 71 ff. Geringschätzung der Philosophie 76 ff 157. Auflösung der Religion 152 ff. Seine Weisheit aus dem Orient 74 f. Höhe-

punkt der geistigen Entwicklung mit Perikles erreicht 71, mit Alexander abgeschlossen 71; der äußerlichen Entwicklung mit Trajan 71. Totengräber Marc Aurel 113 ff. Seine echtesten Vertreter 81 168 f. Ausartung 83 ff 86. Pessimistische Stimmung 86 ff 124 f 1230. Untergang 98 ff 183 f, durch sich selbst 108 ff. d) A. und Heidentum verschieden 109 112; ebenso A. und Humanismus 1022. Reaktion gegen das Christentum 79 f 109 ff 189 f. Spätere Einflüsse aus Judentum und Christentum 111 168 ff 206 ff. e) Ohne Geist 673 ff. Weltanschauung 954. Sein Ideal Philosoph und Weiser 1210. Ideale vom Menschen 437 ff 452. Sittliche Unfreiheit 426 f. Sittliche Zwecke 673. Erziehungsgrundsätze 675 ff 680. Familie 818. Verkehrte Armenpflege 831 f. Schroffheit des Rechtes 916 f. Keine Liebe 1175 1182, jedenfalls keine reine 1182; keine Feindesliebe 1191. Menschheit als Ganzes im A. unbekannt 817 f. Aufzehrung des Menschen vom Staat 438 f 778 867 f. Bevormundung s. Polizei. Bildung 678 f 713 ff. Unselbständigkeit 775 f 777 f. Gewissen unbekannt 776. Charakterlosigkeit 776 777 f. Ohne Gemüt 807 f. Sittl. Schwäche 1102 f. f) Baukunst (s. d. W.) 1000 ff. Bildhauerei 983 f 986 990. Drama 954.
Alvarez de Paz J. 1150.
Ambrosius hl., als Dichter 981; als Schriftsteller 983.
Amerikanismus, der sog. 27 270.
„Amis der Pfaffe" 859.
Amphitheater, alte 56 ff.
Amsdorf Nik. von 368.
Anakreon 976.
Ananias 479 497.
Anarchie, Gottes Zorn 466 ff.
Anaxagoras 309.
Andacht u. christliches Leben 1090.
Andreas, Apostel 1104.
Änesidemus 157.
Angelico, Fra, Geist seiner Arbeiten 669 1041; als Maler 993 1027.
Angelsachsen, Gesetze 917 f. Dichtungen 967.
Anstand, äußerlicher, und Frömmigkeit 908 926 f 1078 f 1080 f. Übertreibung in der Welt 1203 f.
Antoninus Pius als Gegenmessias 121 f 167; unrömisch 168 f.
Antonius d. Gr., Fröhlichkeit 843.
Apathie der Stoiker 123.
Apicius, Schlemmer, Selbstmörder 90.
Apollo hl. 844.
Apollonius von Tyana als Gegenmessias 80 f.
Apologetik, Apologie des Übernatürlichen 1 f; wie zu führen 12 24 f 27. Falsche Richtungen 24 f 151 f 159 f.
Apostel, Auswahl 1232; ihre Schwächen 1234 ff.
Araber, Kultur und Charakter (vgl. Islam) 907 977.
Aratus, Pantheist 244.
Arbeit, außerhalb und innerhalb des Christentums 779 1058 f 1076 f. Ohne und mit Gebet 1157 f. Arbeit und Gebet 1155 1165 f.
Arca N. dell' 992.
Archipoeta 858.
Architektur s. Baukunst.
Areopag, Bedeutung 737.
Aretalogi 733 ff.
Aristides, keine Feindesliebe 1191.
Aristobul 217.
Aristoteles: a) geistiger Abschluß des Altertums 72. Unterricht durch einen Juden 216 f. Im Altertum wenig geachtet und

gekannt 77. Verfolgung 309 f. Vorliebe des Mittelalters für ihn 77. b) Artbegriff 134. Über Fortschritt und Geschichtsbewegung 141 f. Lebensauffassung 164. Tugendlehre 333. Über Schamhaftigkeit 985 f. Über Liebe 1175 f 1180.
Armenpflege, religiöse Einrichtung 830 ff; staatliche und kirchliche 831 ff; christliche 921.
Arnobius, als Schriftsteller 982.
Artbegriff, nicht zu enge zu fassen 134.
Artus, König 500 502.
Assoziationen 494 ff.
Assyrien (vgl. Ninive).
Ästhetik (s. Kunst, Schön) 923 ff. Notwendig im christlichen Leben 926 ff. Bedeutung in der Erziehung 935 ff. Ästhetik und Sittlichkeit 927 ff 988. Ästhetik und Logik 931. Ästhetik und Gefühl 930. Geist und Form 941 f. Spekulation auf die Sinnlichkeit 898 988. Ihre Urteile 1033 f.
Ataraxie der Stoiker 123.
Atarbes 308.
Athen, Untergang 99. Intoleranz 308 ff. Politischer Charakter 467 ff. Sykophantentum 866 f. Erziehungswesen 676 ff. Paulus in Athen 693 735 ff.
Atia, Mutter des Augustus 679.
Atticus, Selbstmörder 95.
Aufgabe s. Ziel, Christ, Mensch.
Augen, Bezähmung 426.
Augenblick, Entscheidung für die Ewigkeit 482 532 1061 ff.
Augustin hl. und das Altertum 105 207. Ringen um Bekehrung 280 f. Über die christliche und unchristliche Gotteslehre 258. Über die Religion 385; das Verfahren gegen die Donatisten 883 f. Über die Bekehrung des Victorinus 1121 f.
Augustus, Zeitalter, Bildung 74 196 733. Tod 129. Politik 156. Sorge für die Kinder 180. Erziehungsweise 679. Vergötterung abgewiesen 727. Seine Art zu philosophieren 735.
Aurelia, Mutter Cäsars 679.
Äußerliches, Bedeutung (s. Anstand, gute Werke, Gottesdienst, Natur, äußere, sinnliche, Werke, Sakramente) 395 f 509 ff 1121 ff 1128; beim Gebete 1149.
Autonomie 363 392 f 421 443 491 (vgl. Gesetz).
Autorität (vgl. Gesetz, Zucht, Kirche als Aut.): a) immer von Gott 465 ff; kein Ausfluß des Volkes 470. b) Äußerer Zwang notwendig 856 869 f. Durch äußere Macht allein nicht zu halten 487. Keine direkte Gewalt über das Innere 868 f 871; aber durch Anschluß an die Religion 870 f. Berücksichtigung des Gewissens 871, u. durch Einwirkung auf den Geist 871 ff. c) Achtung im Mittelalter 462 612 785. d) Rettung in der Gefahr der Zeit 492 ff. Schutz für Freiheit und Einheit in der Gesellschaft 492 ff. Grund der Volkskraft 463 ff. Notwendig zur Erziehung und Charakterbildung 785 ff. e) Heute unpopulär 470 f. Gefahr für die Aut. in der Zeitströmung 488. Woher die Parteinahme gegen die Aut. 890.
Avila Joh. 115.

B.

Baalbek 69.
Babylon, Größe, Fall 70. Gefangenschaft 209.
Bach Seb., über Talent 750.
Bacchanten 859.
Bäder in Rom 55 f.
Bakunin Mich. 8.
Balde Jakob, Lyriker 981.

Barbarentheorie 913.
Barmherzigkeit, Schöpfung des Christentums 830 ff. B. des Rechts 919.
Bartolommeo, Fra 994 1027. Grabschrift 1021.
Basedow J. B. 873.
Basilius hl., Urteil der Welt über ihn 1202. Als Redner 982. Charakter 1205 f.
Bastian Ad., freie Moral 390 f.
Bastien-Lepage 998.
Baukunst, alte 56 ff 781 f 1000 ff. Im Mittelalter 574. Gotik 782 1004 ff. Die erste der bildenden Künste 999 f. Aufgabe 1025 f. Bauwerke und Umgebung 780.
Bayle P., Toleranz 284. Freie Moral 388.
Beaumarchais P. A., über die Inquisition 854 f.
Beaumont Fr. 956.
Bebel August, Religionslosigkeit 385.
Beethoven L. van, Arbeit 750.
Begierlichkeit, böse 983 f (s. Sinnlichkeit).
Beichte als seelisches Heilmittel und Mittel zur Stärkung des Willens 755 f; zur Bildung des Charakters 797 f.
Bekehrung nicht eigentlich christliches Gebot 1056. Hängt am Augenblicke 1061 ff. In der Kirche 1137 f.
Bekenntnis von Glaube und Religion 1087 f.
Bellini Giov. 994.
Benedikt hl., Geist d. Freiheit 427.
Ben Jonson 956.
Berchmans J. hl., Fröhlichkeit 843.
Beredsamkeit 982.
Berlioz H., Musik 947 948.
Bernard (Bernhard) hl., über den Weg zur Wahrheit 532; über Christus 665. Über Gemeinsamkeit und Kirchlichkeit 1126. Als Redner 983. Kreuzesliebe 1104. Schwäche 1206.
Berthelot P. E. 373.
Berthold Bruder 1015.
Beschauung und beschauliches Gebet 1149.
Bescheidenheit 139.
Beseleel 1173.
Besserung, schwer 1152.
Betrachtung 1150 f.
Bias, Moral 333.
Bibliotheken im Altertum 73.
Bidpai 379.
Bildhauerei 983 ff. Ob die erste der Künste 989 999.
Bildung im Altertum (vgl. Kultur) 545 f 674 ff 713 ff.
Bildung, moderne (vgl. Welt, Zeit, Kultur, Zivilisation): a) Nicht alles verwerflich 687. b) Abneigung gegen das Übernatürliche 2 ff 682 ff; gegen die Religion 681. Verbündet mit dem Umsturz 444. c) Wahrer Gehalt 9 f. d) Einseitig, fast nur den Verstand beachtend 342 707 f 742 792 873 f 1069. Geistlos 682 ff. Äußerlich 684 902 ff. Vielwisserei 684 f 686 710. Übermaß und erdrückend 804 f. Rohe Bildungswut 688 f. Zu viel Reden, zu wenig Tat 732 ff. e) Verkehrte B. gefährlich 696 711. Gefahr der heutigen B. 727; ohne Erfolg 696 ff; macht unbrauchbar für das Leben 685.
Bildung, wahre (vgl. Erziehung): a) Zweck 280 703 ff 706; innerlich 908. b) Erziehung des ganzen Menschen 271 698 ff 746 ff 771; zur Tat und zum Leben 342 687 746 ff (vgl. Wille). B. des Geistes, des Willens, des Charakters, des Gemütes, des Äußerlichen s. Erziehung. c) Bedarf des Gesetzes 420 ff; der Zucht 705 f 707 796 876 ff (s. Zucht); der Religion 699 705; Maß

706. d) Natürliche Voraussetzungen 795; aber nur die echte Natur 795 f.
Billigkeit und Recht 917 f.
Bismarck O., über die Großstädte 904.
Blandina hl. 694 1239.
Blut der Märtyrer 100.
Böcklin A. 997.
Boetius 541.
Boner Ulr. 35; über den Verfall des Mittelalters 592.
Bonifatius hl., und die Donnereiche 102.
Bonnat Leo 997.
Born, Bertrand von 858 979.
Bossuet J.B., Geschichtsauffassung 197 f. Als Redner 983. Volkssprache 1015.
Bouillon Gottfried v., s. Gottfried.
Bourdaloue L. 983.
Brahmanen, Bekanntschaft der Alten damit 76.
Bramante, Barbarei 106.
Brancatus de Laurea 1150.
Brigitta hl., Kirchlichkeit 1124.
Brunellesco F. 1027.
„Bruttochristentum" 577.
Buchdramen 963.
Bücher und Vollkommenheit 1150 1219.
Buchhandel im Altertum 61.
Buchweisheit der Welt 632 f.
Buckle Th. 375.
Buddhismus, moderner 13 124 301. Verwandtschaft mit Stoizismus und Quietismus 120 ff. Philosophie der Auszehrung, Theologie der Hektik 121. Verkehrte Sentimentalität 511.
Buddhisten, Bekanntschaft der Alten damit 76. Milde 292. Toleranzlehre 301 f. Religionskriege 304. Christenverfolgungen 303 f.
Bundeslade, Bau 1173.
Bureaux d'esprit 690.
Burrus Afranius 170.
Buße (vgl. Abtötung) als seelisches Heilmittel 757 f 1048. Von der Welt verachtet 1048. Schwierigkeit 1049 f. Kennzeichen der wahren Religion 1049 f. In der Kirche 1133 f.

C.

Cäcilius, Vorwürfe gegen das Christentum 673.
Calderon, Deus ex machina 548 956. Großartiger Gesichtskreis 574. Als Dramatiker 956.
Caligula, Regierungsgrundsatz 867.
Camoens L., Unvollkommenheit seiner Poesie 548. Wert der Lusiaden 968.
Canon Fr. 998.
Carmina burana 858.
Carriere M., Optimist 11. Buddhist 124. Entstehung des Christentums 161. Über Bossuet 198; die ganze Kulturgeschichte 770.
Carus P., über das Religionsparlament 290.
Cäsar J., schnelles Reisen 59. Begründer der Zeitungen 60 f. Trauer der Juden um ihn 215.
Cassian J. 1150.
Castro G. de 956.
Cato der Ältere, der Musterrömer 169 179 f 181; als Erzieher 679. Charakter 774.
Cato, der deutsche 1055.
Celer, Architekt 56.
Cervantes M., Don Quixote 857 ff.
Chanson de Roland 886 ff 966 (vgl. Rolandslied).
Charakter: a) Falsche Ansichten darüber 774 f. b) Moderne Unselbständigkeit 773 824 f 863 ff. Starrheit 773 f. Zerrissenheit 772 777. Schwäche 729 772 f 878 (s. Schwäche). Warum kein Ch. 792 f 947 f. Gefahren des Ch. 797 814 f. c) Ch. im Mittel-

alter 609 ff 783 ff. d) Was zum Ch. gehört 793 f. Ch. und Stil 780 781 f. Ch. und Gemüt 814 ff. Ch. für Mann und Weib notwendig 805 f. e) Schwierigkeit der Charakterbildung 794 f; Vorbedingungen 778 ff, Erfordernisse 787 ff, Mittel 796 ff. Vorbild Christus 799 ff.
Chicago, Religionsparlament 289 f.
Chilon, Moral 333.
Chinesentum, verwandt mit Stoizismus und Quietismus 121. Indifferentismus 303. Chin. christlicher Charakter 838.
Christ: a) Urteil der Welt 1203 ff. b) Sein Leben Einheit von Natur und Übernatur (vgl. Natur 27 ff 567 ff 1086 ff 1214 ff. Aufgabe 457 ff 478 546 f 551 f 568 ff; Schwierigkeit ders. 551 f 562 564 793 f 826 f 1108 1239 f; nie fertig 749 794 f 1239 f. Sein Ideal 445 ff (s. dieses). Stärke und Schwäche 459 f 557 759 f. Furchtlosigkeit aus Gottesfurcht 761 ff. c) Irdische Pflichten 28 ff 546 f 551 f. Sein Wert 446 ff 455 ff 921 1079 ff; Charakter 459 ff 793 f 825 f 834 ff 1002 ff 1233. Mensch und Christ 540 ff 551 f 562 ff 568 572 f 699 f 766 1049 ff 1056 ff 1077 ff 1082 ff 1211 ff. d) Sein Ziel Christus 533. Nachfolge Christi Inbegriff seiner Pflichten 662 f 1221 f. Neuer Mensch 1240. Nachbild Christi 1057 1220 ff 1238 1241. Grund seiner Schwäche 517 f 541 ff. e) Der Welt fremd 460; Einfluß auf sie 709 f 1116. Der Chr. ist nicht schlechter daran 565 ff 1059 1242 f; brauchbar auch in der Welt 1078 ff. Keine Übertreibungen 1080 1087. Nicht allzu strenge zu beurteilen 1077 1080. f) Wachstum nur durch gleichmäßige Anwendung aller Kräfte 747 f 826 827, vgl. 271 ff 688 ff. Muß etwas Ganzes sein 827. Plastik des christlichen Lebens 800 ff. g) Kindessinn 823 ff. Einfalt, Geradheit 824. Heiterkeit 834 ff. Geist der Freiheit 431 ff. Mannesalter in Christus 825. Übernatürliches Leben s. Leben. Übung der Humanität 921. Gemeingefühl 1161 f. Gebunden an Anstand und äußere Schönheit 908 926 f 1058 1078 f 1203 f 1211 f. h) Innerlichkeit (s. diese) 1217. Innerlich und äußerlich gleich auszubilden 937 f 1213 ff. Christen ein Volk von Vetern 1144. Verpflichtung zur Vollkommenheit 1225. i) Erbe der ganzen Welt 1002. Seine Heimat 1144. Weite des Gesichtskreises 1098 f 1161. Seine Welt und sein Leben 1116 f. Seine Schätze 1129. Sprache 1142 ff. k) Ende und Tod 1144 ff.
Christentum: a) Charakter 14 195 573 f 825 f 1002 ff. Einigung von Natur und Übernatur 2 5 16 ff (s. Übernatur, Einheit, Kirche). b) Erklärungsversuche über seinen Ursprung 150 ff 1201 f. Angeblich natürlicher Fortschritt 19 f 191, als Blüte des Hellenismus 81 f, des Römertums 159 f, des Germanentums 161 f. Entstehung 47 ff 144 ff. Reaktion und Revolution 191 ff. c) Natürliche Gotteserkenntnis 248 ff, übernatürliche 250 ff. Vollendung des Judentums 248. Natürliche und übernatürliche Religion 365. Ausgehend von einer Person 43 634 ff. In seinem Wesen übernatürlich 21 149 1056, 11. u. 21. Vortrag; zugleich natürlich 192 195 1077 ff (vgl. Natur und Übernatur); Retter der natürlichen

Moral 1179. Verdienst um die Liebe 1191 f. Rettet die Humanität 896; ist echte Humanität 900 f; aber mehr als Humanität 901 f. Verschiedenheit vom Geist der Welt 130 f 738 f. Eine neue Religion 151 ff 188 ff 736 ff. d) Gegensatz zu den übrigen Religionen und Kulturen 193 ff 1081 f. Keine Philosophie 636 f 746 826 f. Keine Magie 31 40 886 (s. Sakramente; Mitwirkung). Keine Geheimreligion 1237. Kämpfe und Verfolgungen 1233 ff. Fehler innerhalb seiner 31 f 527 1007 f 1057. Geschichte des Chr. übernatürlich 33 ff (s. Kirchengeschichte). e) Woher der Haß dagegen 196 328 1236 ff. Angeblich vom Altertum wenig gekannt 174. Vorwürfe: Zerstörung des Altertums 101 f; Verachtung des Altertums 166, des Heidentums 509 f; Vernachlässigung Christi 507 584; angebliche Äußerlichkeit 496 f 924 f; Werkheiligkeit 507 f 525 f 579 584 1121 f; übersinnliche Träumereien 673; Unfähigkeit zu missionieren 681; schlechte Bildung und Erziehung 685; Religion des Gemütes 771 816; Trübseligkeit 834 f; Unbrauchbarkeit 1078 f; kein Verständnis für das Wohltun 1180; übertriebene Forderungen 328 ff; zu große Nachsicht 1059; Widerspruch im Menschen 369. Schmähungen 579 f 595 ff. f) Beweise für seine Überlegenheit: Anfeindung 305 330 563 692 ff; hohe Anforderungen der Welt an die Christen 325 f; Feind aller Einseitigkeit 771 817 827 933, aller Halbheit 259 479 f 544 771 f; Einheit 826; Innerlichkeit und Äußerlichkeit 259 382 ff 1121 ff; Geduld 40 553 886 1215; wahrer Freiheitssinn 431 ff; Mannigfaltigkeit 1006 f; Erneuerung aus sich selbst 554; höherer Geist 692 ff; wirkt auf menschlichem Wege (s. Heilsweg); Religion für alle 828 f; universal und katholisch 913 f; Milderung der Sitten (s. diese), des Rechtes 915 ff; Einigung von Liebe und Gerechtigkeit 919 f; hat Wohltun erst zur Wohltat und Humanität gemacht 830 ff 1084; Martertum 1106; Missionswesen 1107. Sein Ruhm die Schwachen 1204 ff 1232 ff. Verfolgungen 1235 ff. Weisheit in der Torheit 1233 f; Überlegenheit über die weltliche Weisheit 188 f 258 f 1210 f; durch die Einfachheit der Lehre 355 336 ff; durch seine Gerechtigkeit 334 ff 344 ff 359 f. Ruhm der Nächstenliebe 184 f 187 f. Feindesliebe 338 1188 ff. g) Chr. eines mit Glauben 267 ff 276. Sittliche Forderungen 189 f. Verlangt Tat 259 f 343. Religion der Tat 386 739 ff; Selbstverleugnung 701 708 751 759 764 und Willen 746; Buße 1046 f. Bildet fürs Leben 746 ff. Notwendigkeit der guten Werke 740 743 ff. Religion des Geistes 692 ff 695 ff; des Gemütes 770 f 817 ff; des Charakters oder des ganzen Menschen 771 826 827 f. Erziehungsweisheit 280 ff 553 ff 699 ff 925 ff 1089 1120 f. Seine Missionstätigkeit 700 f. Beherrschung in der Freiheit 432 f. Idealität 325 f 445 f 451 455 ff 1106 f 1116 f. h) Schonung des Altertums 102 ff. Einfluß auf das Altertum 111 168 ff. Anerkennung für das Altertum 166; für die Welt 772. Schonung alles Natürlichen und Menschlichen 782 ff 1057 1060 f 1215 f; des

Nationalen 1057 1060. Verdirbt kein Vergnügen 1057 f. Toleranz 305 317. Rücksicht auf menschliche Freiheit 318 f und Überzeugung 873; menschliche Originalität 782 ff (s. Mittelalter). Milderung der Sitten 603 885 ff. i) Beherrschung und Verklärung des Äußerlichen 926 ff. Chr. und Kunst 932 ff 940 f. Sieg in der Baukunst 1000 ff. Geschmack 1009 ff. Poetischer Sinn 1012 ff. Erhebung des Weibes 921 f. Chr. und Assoziationen 494 ff. k) Rettung des Menschen 564 f. Selbst körperliche und seelische Heilung 755 ff 849 ff. Erhaltung der Kräfte und Lebensfreudigkeit 848 ff. Kraft zur Ertragung des Lebens 1102 f. Geduld und Kraft in Leiden 1104 ff. Heilmittel für die Zeit 12 ff, durch vier Punkte 15, durch die Autorität 492 ff. l) Chr. und Kirche 1122 ff 1127. m) Lehren und Einrichtungen s. die ganze zweite Abteilung; Erziehungsweise die ganze dritte Abteilung; sittliche Verwirklichung die ganze vierte Abteilung.

Christentum, dogmenloses 3.

Christentum, Brutto- und Netto- 577.

Christenverfolgungen, Grund 182 f 189 f 1236 ff.

Christus (s. Erlöser, Erlösung): a) Verwerfung in der modernen Kultur 897. Herabwürdigung in der modernen Wissenschaft 20 167. Leugnung oder Verwischung im Protestantismus 25 579 585 f. Ehrung im Mittelalter 626 ff 664 ff. Geehrt in den Heiligen 658 1221. Vernachlässigung heute 664. Von Luther als Gesetzgeber geleugnet 408. Falsche Lehre im Protestantismus 580. Das Mittelalter über Christus 599 621 626 ff 664 ff. b) Christus und die Kinder 821 f 895. Auswahl der Apostel 1232. Sieg durch Kampf und Leiden 1234. Betet für die Kirche 522 (s. Gebet). Lehrer des Gebetes 1147 f 1149. Wechselfälle und scheinbare Widersprüche seines Lebens 638 f. Der erwartete Messias 641. Undank der Menschen 894 f. Urteil der Juden 1201 f. c) Wahrer Gott 640 ff. Wunder 1203. Wahrer Mensch 644 ff. Bedeutung der Menschwerdung 645 f. Segen der Menschwerdung 647 f. Gottmensch 648 ff; verbirgt seine Gottheit 255. Einheit der Person 639 649 f. Mittler 650 ff. Doppelte Mittlerschaft 652 f. d) Einheit von Person und Werk 640. Zuerst handelnd, dann redend 741. Mann der Tat 744. Kein Philosoph 746. Charaktervorbild 799 ff. Gemütsideal 819 ff. Ewige Jugend 821 f. Natürlichkeit 1217. e) Alles Heil durch Christus 655 ff. Ihm gegenüber Unentschiedenheit unmöglich 642 f. Einigung mit ihm macht den Christen 1220 f. Leben nach, mit Christus 1222 ff. Grund aller Gnade 475. Wirksam in den Heiligen 656 f 799. Grund des Heils 476. Arzt und Arznei 534 ff 647 f. Türe 654. Weg 654. Fürsprecher 653. Leben 658. Kraft 658. Alles in allem 658 ff. Unser Alles 663 ff. Grundstein aller Kultur 44. Ziel des christlichen Lebens 533. Vollkommenheit 661. Vorbild 647 662 744 799 1057 1077 1147. Nachfolge Chr. 662 f 1221 ff 1238 1241. Sichtbar in der Kirche, seinem Leib 474 ff. Wirksam durch die Kirche 1129 f.

Chrysostomus J. hl., als Redner 982.
Cicero M. T., über die spätröm. Religion 155; über die Griechen 85; über die Juden 224; über die freie Moral 391 393. Weltanschauung 439. Lälius 1179.
Cid, Wert des Gedichtes 968.
Cima da Conegliano 994.
Cimabue G. 1027.
Clarke Rob. (Grayneus) 967.
Claudius, Judenverfolgung 226.
Claudius M., über Notwendigkeit der Religion 400.
Coccejus Nerva, Selbstmörder 91.
Cochem M. v. 1015.
Coleta hl. 1125.
Comte A., Positivismus 816.
Condorcet M. C., Fortschrittslehre 136.
Cordus Cremutius, Selbstmörder 91 f.
Corellius Rufus, Selbstmörder 94.
Corneille P., als Dramatiker 956. Über den Glauben 282. Polyeucte 955.
Cornelia, die Mutter der Gracchen 679.
Correggio A. 1029 1035 f.
Cotta M. Aur. 157.
Courbet G. 998.
Cousin V., Fortschrittslehre 136.
Credere Deum, Deo, in Deum 277 1110 ff.
Curio Scribonius 57.
Cynewulf 348.
Cyprian hl., als Schriftsteller 982.
Cyrill von Alex., hl., und Hypatia 103.
Cyrillonas hl., Dichter 981.

D.

Dämonenlehre im Heidentum 174.
Dante, über Freiheit 430; Glauben 766; den Charakter der Welt 777. Nie ein Deus ex machina 549. Bedeutung der Divina commedia 769 966 f. Urteil der Welt über ihn 1203.
Darwinismus 20 1140 f. Wahres und Falsches 134.
David, Bekehrung 497.
De internis non iudicat praetor 868.
Dekadenten 7.
Delacroix Eug. 998.
Demokrit, Moral 332. Selbstblendung 426.
Demonax, Gegenmessias 79 f. Selbstmörder 91.
Demophilus, Moral 333.
Demosthenes, seine Art zu lernen 427. D. und Bossuet 983.
Denkmäler, Zerstörung der 104 ff.
Deus ex machina 547 ff 956 f.
Deutsche, Deutschland, Achtung der Autorität im Mittelalter 463.
Diagoras der Atheist 309.
Dichtkunst (s. Poesie) 349 f (vgl. Lektüre).
Dienst Gottes s. Gottesdienst.
Diepenbrock M. 1200.
Diesseits, Religion des 6.
Dikäarchos, Lebensauffassung 164.
Diokletian, Bedeutung 112. Untergang 1239.
Diodor, epikureischer Philosoph, Selbstmörder 95.
Diogenes als Mustergrieche 82.
Disziplin s. Zucht.
Dogmatischer Unterricht notwendig 681 f.
Dogmengeschichte, moderne 146 f 150 158 577 ff.
Dominikus hl., Fröhlichkeit 844. Grab 992.
Domitian, Liebhaber des Frauenturnens 676. Vergötterung 727.
Donatello 992 1027.
Donatisten, Charakter 883 f.
Don Quixote 857 ff.
Dorothea sel. 1125.
Drama 954 ff. Das antike 954. Schwierige Aufgabe für das christliche Drama 955. Drama und Theater 959 ff. (s. Theater).

Draper J. W., Entstehung des Christentums 159.
Dschelaleddin 977.
Duccio 1027.
Dürer A. 1027.
Dyck A. van 1032.

E.

Ebenmenschen 914.
Edfu Tempel zu 67 f.
Egidy 2.
Egoismus s. Eigenliebe.
Ehre außer und in dem Christentum 1058.
Ehrenmannsreligion 371 386 1004 (s. Moral, freie).
Ehrfurcht vor Gott 1167.
Eigenliebe, Verderbnis des Charakters 797 f 810 f 815. Ungemütlich 813.
Eigenwille, Schaden 490.
Eilers G., über den Protestantismus 585.
Einfachheit, schwierig 1216 f.
Einfalt, christliche 824.
Einheit von Natur und Übernatur, Christentum und Weltpflichten 27 ff 30 (vgl. Natur und Übernatur); der Ziele von Kirche und öffentlichem Leben 6 f (s. Ziel); aller Zeitfragen 38 f; der Kirche 479; des christlichen Lebens 771 817 826.
Einsamkeit 1127.
Eitelkeit, Verderbnis des Charakters 797.
Eklektizismus 157.
Eleos, Gott 256 f.
Elias, Klagen 527. Charakter 1198 f.
Elisäus und Naaman 536 f.
Emanzipation der Frauen im Altertum 714 ff (s. Weib).
Emmerich A. K., tiefe Auffassung vom Heiligen 519. Klagen 527. Über die sinnliche Kunst 1033.
Ende entscheidet 1246 ff.
Enge des weltlichen Gesichtskreises 1097 f, kommt aus dem Herzen 1101.
Englischer Charakter, einst und jetzt 836. Bühnendichtung 955.
Entvölkerung der alten Welt 62 f.
Entwicklungslehre s. Darwin und Fortschritt.
Epaminondas, Sorge für die Kinder 180.
Ephräm hl., als Dichter 981.
Epiktet, Versuch, das Altertum zu erhalten 110. Feind von Juden und Christen 173. Einfluß des Christentums auf ihn 174. Charakter 186. Moral 392. Anschauung von Menschen 447 ff.
Epikur, Epikureer, Deismus 153.
Epos 966 ff.
Erbsünde 15 1097; zumal in der Kunst bewiesen 938 984 f; in der verdorbenen Sinnlichkeit 939 f 985. Hindernis der Erziehung 874 f; der Humanität 908 f. Gefahr für die Kunst 984 f.
Erlöser, Erlösung (vgl. Christus) 476. Erwartung bei den Heiden (s. Sagen, Orient) 48 86. Messiashoffnung der Juden 231 f. Nach dem modernen Protestantismus 587 f. Erlösung 652 f.
Erneuerung s. Wiedergeburt.
Ernst, Herzog 500.
Erschöpfung der alten Welt 65.
Erzdichter (Archipoeta) 858.
Erziehung (vgl. Bildung, Humanität) a) Prüfstein des Menschen 674. Notwendig und wohltätig 1118 f. Einfluß für immer 1118. Sehr schwierig 875 1118 f. b) Verkehrte Grundsätze der Welt 873 f 926 1058. Feindseligkeit gegen die Religion 681 und das Übernatürliche 682 ff. Staatserziehung des Altertums 680 (vgl. Altertum). Geistlose Pädagogik des Altertums 675 ff; der Neuzeit 680 ff. Schwäche

und Weichlichkeit 758 f. Muß anders gestaltet werden 708. Gefahr der heutigen Erziehung 727; Übertreibungen 803 ff; Mangel an Zucht 1120. Roheit der Bildungswut 688. c) Bildung des ganzen Menschen, nicht bloß des Verstandes 271 342 826 f 874 f. Für das Leben s. Willen, Bildung. Zuerst Bildung des Geistes 698 ff 705 ff 870 1068, dann des Willens zur Stärke und Selbstverleugnung 765 ff 1068 f; des Gemütes 803 ff; des Charakters 779 ff 787 ff 814 f; des Äußerlichen 908 927 937 f. Religion in der Erziehung 747. Natur und Erziehung 795. Mutter und Erziehung 1112. Muß sehr früh beginnen 875. Endigt nie 749 794 f 1137. Ihr Ziel Mündigkeit 1137. Ihr Hindernis die Erbsünde 682 874 f 908 f. d) Äußerliche Mittel der Erziehung 512 f 908 937 f. Zucht unerläßlich 707 f 796 f 874 ff 879 f 1120 f (s. Zucht). Kunst als Erziehungsmittel 935 ff. Musik als Erziehungsmittel 936 945; aber ein gefährliches 947 f. Lektüre, aber ebenfalls Vorsicht 973. Strenge Gewöhnung an Genauigkeit 512 f. e) Erziehungsweisheit des Christentums 270 280 ff 699 ff 873 876 ff 1089 1120 f; des Mittelalters 787 ff.
Erzpriester von Hita 858.
Ethische Kultur 3. Gesellschaft für ethische Kultur 389.
Euhemerus 153.
Euripides, der Deus ex machina 548.
Eusebius von Cäsarea über das Heidentum 206.
Evangelien erzählen von Christus absichtlich die Schwäche 645.
Evocatio Deorum 185.
Evolution 19 132.
Ewigkeit und Augenblick s. Augenblick.
Eyck, Gebrüder 1027.

F.

Fabius Q. Max. 181.
Fahrende und Gehrende 859.
Fälschung von Maß, Gewicht, Münze 435; von Nahrungsmitteln 435.
Familie im Altertum 819. F. Gottes 477 1127.
Fatalismus 116.
Favorinus 157.
Favorismus 157.
Fegfeuer, Leugnung im Protestantismus 1095.
Feigheit des Menschen 878 1206.
Feindesliebe, Pflicht 344; natürliche Pflicht 1191; christliche 1188; im Altertum nicht geübt 1191.
Felicitas, die hl., im Kerker 763 f.
Felix A. Cl., Statthalter 693.
Fénelon 1015.
Feuer, Kraft 1173.
Feuerbach L. A., Religion des Diesseits 6.
Fichte J. G., über Gegenwart und Zukunft 9. Natürlicher Ursprung des Christentums 145. Über den Protestantismus 496 f.
Fiduzialglaube 369 502 f.
Fiesole s. Angelico.
Fin de siècle 7.
Fioretti 836.
Firdusi 966.
Fischer J. C. 1180.
Fléchier E., Redner 982.
Fleiß und Talent 749 f.
Fletcher J. 956.
Florenz, Dom 1026.
Flucht in Versuchungen, wo geboten, schädlich 878 f.
Fortschritt, angeblich beständiger 19 f. Unendlicher unmöglich 136. In Wahrheit eher Rückschritt

62 ff 66 ff 71 ff. Immer wieder Rückfall und neue Erfindungen 141. Nur mäßiger F. 139 f. Nur quantitativ, nicht qualitativ 135. Schranke an der Sprache 1140.
Fortunatus Venantius, Dichter 981.
Forum Romanum, Traianum 106.
Fra Angelico s. Angelico.
Fra Bartolommeo s. Bartolommeo.
Frachet Gérard de 836.
„Fragen der Zeit", Sinn 4 f. Hängen alle zusammen 38 (vgl. Einheit).
Francia Fr. 994.
Franco von Siena, Bekehrung 1044 f.
Franken, Widerstand gegen den Geist des Christentums 162 f. Gesta Dei per Francos 561.
Frankreich und Franzosen, Revolution 470. Glanzzeit der Theologie 556. Drama 955 f. Epos 969.
Franz von Sales hl., über das kirchliche Leben 1126.
Frau s. Weib.
Frauenlob (Heinrich v. Meißen) über das Kreuz 627.
Freiburg i. B., Münster 1026.
Freidank 35 337 422 f; über den Wert des Menschen 457. Heilslehre 531. Einigung von Natur und Übernatur 565 f. Über Zucht 879. Falsche und wahre Bildung 685. Über Kindheit 805.
Freie Moral s. Moral.
Freiheit d. Forschung, d. Schule 6.
Freiheit und Gnade: a) Falsche Auffassung von Fr. 408 f 411 f 430 f. Sündigen kein Zeichen von Fr. 418 f 876. b) Was Fr. ausmacht 412 f (vgl. Wille). c) Unterstützung durch Belehrung und Stärkung 415 f. Schutz durch Autorität 492. Gnade und Gesetz 415 f. d) Fr. in Glaubenssachen 318 f 872 883; in indifferenten Fragen 1016 f; im christlichen Leben 781 ff 1057 ff; e) Geist der Fr. 431. f) Fr. und Gesetz 416 f 423 f 492 f. Nicht jeder Zwang Hindernis der Fr. 877. g) Mitwirkung 358 415 529 549 f 1076 1083 1085.
Freimaurerei und freie Moral 388.
Freising, Krypta 1006 f.
Freytag G., über das Mittelalter 606.
Friedrich V., der Winterkönig 116.
Friedrich II., Kaiser, gegen die Ketzer 885.
Fröhlichkeit des christlichen Lebens 834 ff 840. Woher 838.
Froissart J. 858.
Frömmigkeit und äußerer Anstand 908 927 1078 f 1080 f. Gezwungene, falsche Fr. 1166 1214 f.
Frühweisheit 804 ff.
Fürbitte 1162.
Furcht Gottes Grund unserer Stärke 762 ff. Unzertrennlich von der Liebe Gottes 1167. Heilung der Menschenfurcht 762.

G.

Galanterie, Bedeutung u. Weihung 726 f.
Gallikanismus 852.
Gallio Jun. Ann. 170.
Gasca, de La, P. 29 1209.
Gautier Th., Zügellosigkeit der Kunst 928.
Gebet, Gebetsleben: a) Verachtung dess. im Protestantismus 1148 f. Falsche Arten des G. 1166 f. b) Begriff 1153. Tätigkeit 1153. c) Natürliche Pflicht 1145. d) Sprache des Reiches Gottes 1142. Gemeinsame Sprache der Christen 1142 ff. Innerlich und äußerlich 1149. Beschauliches G.

1150; betrachtendes 1150. Von Christus gelehrt 1147 1149. Gabe und Gnade Gottes 1145. Wie zu lernen 1151. Höher als alle weltliche Kultur 1145. Der Welt fremd 1144. G. und die zeitlichen Anliegen 1157 ff. G. als soziale Tätigkeit 1161 ff. G. und sittliches Leben 1154. Kraft gegen das Böse 1156. G. und Werke 1156. G. und geistlicher Kampf 1156. Umwandelnde Kraft 1164. G. und christliches Leben 1091 1145 f. Der Stil des Christen 1166. G. und übernatürliches Leben 1148. G. und innerliches Leben 1150 f. G. und religiöses Leben 1151 ff. G. und geistliches Leben 1154 ff. Prüfstein der Kinder Gottes 1169 f; der wahren Kirche 1170. Krongut Gottes 1152. e) G. mit, durch Christus, im Namen Christi 522. Kraft des G. 653 f. Weg zum Glauben 272 273 537. Bedürfnis 1146. Beständiges G. 1165 f. Früchte 1163 f. Himmelsleiter 1144. Ideale Kraft 1157 ff. G. und Arbeit 1157 1158 f 1165 f.
Gebhardt Eb. 997.
Gebildete s. Bildung.
Gebirgswelt und Gebirgsleben 1115 f.
Gebote s. Gesetz.
Geburtstagsfeier 1095 f.
Gedanke, der moderne (s. Welt).
Geduld des Christentums 40 f 553 885 f 1215; der Heiligen 445. Große Stärke 1102 1106 f.
Gefühl und Schönheit 930.
Gegenwart Gottes, Übung 1114.
Geheimnislehren s. Mysterien.
Geheimpolizei in Rom 51.
Gehorsam ehrenvoll 424; nur gut beim Glauben an eine Autorität (s. d. W.) 465. Erleuchteter oder sehender G. 871.
Gehrende und Fahrende 859.
Geist, der Heilige, Wirksamkeit in uns 448; in den Heilmitteln 517.
Geist: a) Keiner im Altertum 680 ff; nicht in der modernen Pädagogik 682 ff. b) Geistreich und Geist 690 f. Geister, starke, freie 690 719. Erhebung über das Fleisch 701 f; zu Gott 703; zum Übernatürlichen 704. c) Bildung des Geistes 705 f. Tätigkeit des G. zum menschlichen Leben nötig 1068. G. und äußere Form 941 f 1021 1037 f. G. und Herz 1101. d) Nur im Christentum 692 ff.
Geist, kirchlicher 1008 f 1123 f.
Geistlicher Kampf 1156.
Geistliches Leben 1154 ff.
Gelehrsamkeit und Pedanterie 1097 f.
Gemeindegottesdienst 522.
Gemeinsamkeit 1127. Zeichen lebendigen Christentums 1162.
Gemeinschaft der Heiligen 620 1130 f; nach mittelalterlicher Ansicht 620 f.
Gemüt: a) Im Altertum unbekannt 817 f; heute fehlend 809 ff. Falsche Ansichten darüber 809 ff. Im Mittelalter 614 ff. b) Begriff 812 f. Gute Werke 829 ff. Heiterkeit 834 ff. Bewahrung der Kräfte und der Jugend 845 ff. c) G. und Charakter 814 ff. Abschluß des ganzen Menschen 827. Christus Ideal des G. 819 ff.
Gemütsleiden, wie zu heilen 751 ff.
Genialitätslehre, moderne 335 420.
Gerechtigkeit, christliche (vgl. Tugend; Werke, gute), Stein des Anstoßes 328 ff. Hohe Anforderungen 329 f 334 f 345 ff 350 ff 355. Natürlich wie übernatürlich 352 ff. Nicht bloß Wissen, sondern Leben 342 ff. Nicht bloß Reden 731. Einheitlich 351 ff. Tätig 358. In-

nerlich 354. Ohne Gnade unmöglich 354 f. G. und Liebe 920 1192.
Gericht Gottes 704 760 f. Grund unserer Stärke 760. Worüber 828.
Germanentum und Christentum 161 f 835.
Gérôme J. L. 998.
Gertrud hl., über Christus 665. Kirchlichkeit 1124.
Gervinus G. G., über das Mittelalter 608.
Geschichte des Christentums übernatürlich 33 ff. Woher die Unglücksfälle in der Geschichte 555 730 f.
Geschmack, künstlerischer, des Mittelalters 1009 ff.
Gesellschaft als Organismus 712 f 727. Auflösung 442. Gesellschaftliche Tugenden und Kirchlichkeit 1132 1136, und Gebet 1161 ff, und Sprache 1141.
Gesetz (vgl. Autorität): a) Haß gegen das G. Knabengeist 409 f. Unfertigkeit 411 f. Leugnung bei Luther 408. Verachtung in der Welt (vgl. Autonomie) 407 ff. b) Von Gott 420 421. Wie einzurichten 918. Verpflichtung und Gnade 420. Zweck Selbständigkeit 428. c) Unterstützung der Freiheit 416 f. Vereinbarung beider 423 f 492 f. Zwang nur wegen des Menschen 425 f. Notwendig für alle 417, zumal für die Großen 420 ff, zum Erkennen 416 f 422 und zum Tun 422. d) Stufen des Verhaltens gegen das G. 429 f.
Gesetz, das christliche, nicht unmöglich zu halten 328 ff.
Gesichtskreis, weltlicher und christlicher 1097 ff.
Gesta Dei 561.
Gewalt s. Autorität.
Gewissen im Altertum unbekannt 776 778; selbst in staatlichen Dingen notwendig 868 ff. Gewissensleiden wie zu heilen 755 f.
Ghiberti L. 1027.
Giambellini 994.
Giotto 1027.
Gizycki G., freie Moral 389 390.
Gladiatoren und die römischen Damen 721 723 f.
Glaube: a) Übertreibung im Protestantismus 368 f. b) Licht des Gl. 1088 f. Erleuchteter Gl. 872. c) Übernatürliche, göttl. Tugend 277 ff. Glaube und Wahrheit unzertrennlich 276. Wie man zum Gl. kommt 532. d) Unterwerfung 272. Nur möglich bei unfehlbarer Gewißheit 486. Opfer des ganzen Menschen, von Geist, Herz, Willen 273 ff 1110 f. Sache von Herz und Willen 274 532 f 747 874. Gestützt auf Gottes Wort und Willen 1110. e) Gl. ist Christentum 278. Grundlage 276 ff 1113. Inbegriff des Christentums 278 f. Erziehung des Menschen 281 f 1089, zum Christen 280 ff. Glauben heißt leben 259 ff. Gl. innerlich und äußerlich eins 259 480. Grundlage des sittlichen Lebens 320 766 1109; der wahren Bildung 699 ff; des Charakters 787 ff; der christlichen Kunst 933 f 966 f 977 f. Ursache der Idealität 282 325 f 1106 f 1116 f. f) Glaubenspflicht 317 f. Gl. nicht zu erzwingen 318 f 882 f. Gl. und Bekenntnis 1087 f. Angriff auf den Glauben wie zu behandeln 307 f 317 ff. g) Grade 1109 ff. Glauben, daß Gott ist, Gott, an Gott 1110 ff.
Glaubensleben, Glück für ein Kind 1094 f. Erweiterung des Gesichtskreises für den Verstand 1099 ff. Begeisterung für das Herz 1103 ff. Kraft für den

Willen 1105 ff. Leben nach, in, aus dem Glauben 1113 ff.
Glaubenslehren, reine, s. Mysterien.
Gnade (s. Übernatur): a) wirksame: notwendig zur christlichen Gerechtigkeit 354 f 549 f 627; Erleuchtung d. Verstandes 1072; Stärkung des Willens 1072; Antrieb der Gn. 1083; Gn. und Freiheit 358 415 f 529 550 1075 1083 1085; Treue gegen die Gn. 1085 f; Sieg in der Schwäche 764 ff. b) Heiligmachende: Kindschaft Gottes 447 f; Teilnahme an der göttlichen Natur 1071; Begleitung von Gnadengaben 1072; nicht Feindin der Natur (vgl. Natur und Übernatur 1079. c) Gn. durch die Kirche (s. Kirche 472 f 1130 f. Hängt an Augenblicken 482 532 1061 ff. Nie verdient 501 530. Ihre Werkzeuge 558 f 1255 ff 1232 ff. Gn. und Recht 919.
Gnadenleben s. Leben, übernatürl.
Gnadenmittel s. Sakrament.
Gnostizismus, Entstehung 111.
Goliarden 859.
Gorgias, über das Theater 965.
Goethe J. W., Religiosität 376 f. Über Christentum und Welt 542. Abneigung gegen Christus 897. Sinnlichkeitskult 898 f. Rohe Anwendung des Deus ex machina 548. Verkehrte Erziehungsgrundsätze 875. G. und die Liebe 970 ff. Angestrengte Arbeit 750. Hermann und Dorothea 967. G. als Dramatiker 955; als Lyriker 976. Über die Renaissancekunst 1031.
Gotik (s. Baukunst) 1004 ff; hat ihre Aufgabe nicht ganz gelöst 1007 1017.
Gott, der unbekannte 244.
Gott: a) Gottesidee als Maßstab der Kultur 199 239 ff. Verfall im Heidentum 243 ff 244 ff 954. b) Natürl. Gotteserkenntnis 247 ff 1110. Geschwächt, aber nie ganz verwischt 241. c) G. bei den Juden 245 ff; d) übernatürlich im Christentum 249 ff. e) Gott erkennen heißt leben 260 f. f) G. Anfang alles Heils 549 1085. G. Urgrund des Rechtes 919 f. Maß der Vollkommenheit 253. Glaube an G. 1111 f. G. als Gegenstand der Liebe 1186 ff. Einfachheit 1217. g) Gottes Urteil und Gericht 704 760. G. tut nicht unnötig Wunder 550. Stark in den Kleinen 1205 ff.
Götterglaube s. Heidentum.
Gottesdienst, äußerlicher, notwendig zur Religiosität 395 f 915 f. Auch im Heidentum 509. Verwerfung im Pietismus 370 f. Privat- und liturgischer oder Priestergottesdienst 522 ff. Wert 1136 1142 f. Kirchlicher und Hausg. 480 f. Herzensg. 1122. Kirchlicher und Naturg. 1122 f. Eigener Nutzen 1154.
Gottesfriede 888.
Gottesfurcht s. Zucht.
Gottesverehrung s. Religion.
Gottfried von Bouillon, Tapferkeit 338; angebliche Schwäche 559 1208; Größe 560.
Gottfried von Straßburg über Maria 624.
Gottheit Christi 640 ff.
Gottmensch 649 ff.
Gral, Gralsburg, Gralsritter 501 f 574 (vgl. Parzival).
Granada s. Ludwig.
Gregor d. Gr. und das Altertum 105; als Dichter 981; Kränklichkeit 1206.
Gregor von Nazianz hl., als Dichter 981; als Redner 982.
Griechen, Griechenland, Aussterben Erschöpfung 62 f. Furchtbare Ausartung 83 ff 690 1029;

Charakter 163 ff 194 1001 ff. Ihre Weisheit aus dem Orient 74 f 211 215 f. Nur Verarbeiter fremden Wissens 75. Hellenismus der rechte Ausdruck davon 81. Geringschätzung der Philosophie 76 f 157. Zustand der Religion 156 f 376. Die Zyniker als Mustergriechen 81. Religiöse Intoleranz 306 ff. Neuigkeitssucht 211. Ihre niedrige Ideale 437 f 452. Moral 978. Skulptur 987 ff. Baukunst (s. d) 1000 ff. Bevormundung des einzelnen 866 f. Aufgabe ihrer Kultur 545 f. Erziehung (s. Athen, Sparta) 674 ff. Äußerlichkeit 678. Herabwürdigung der Frauen 715. Das Volk der Plastik 800 1001. Ehemals reiner, später Verfall 986 f 1024. Gemütslosigkeit 817 f.
Griechische Kirche, Ausartung 521.
Grimm J., über die mittelalterlichen Sitten 605.
Großstädte, Verderbnis 903 ff.
Grundsätze, Voraussetzung des Charakters 787 f.
Gubernatis über vergleichende Religionswissenschaft 289.
Guevara L. Velez 956.
Guibert von Nogent über die Kreuzzüge 560 f. Seine Erziehung 880.
Gut und schön 929.
Gymnastik s. Turnen.

H.

Hadrian, Charakter 185.
Hafis 976.
Halbheit mit dem Christentum unvereinbar 479 544 771 f 817 827 933.
Häretiker s. Ketzer.
Harnack Ad., Anfänge d. Christentums 158. Unglaube 586.
Harsdörffer G. Ph. 769.
Hartmann, der arme 35.
Hase K., Indifferentismus 294 581. Polemik 597.
Havet E., über das Griechentum 81 f. Ursprung des Christentums 145. Vergleich zwischen Christentum u. Altertum 353.
Hawart, über den Verfall des Mittelalters 592.
Hegel G. W. Fr., über die moderne Religion 378. Der Mensch ganz verdorben 1053.
Heidentum (vgl. Altertum): a) verschieden vom Altertum 109 112. b) Nie ganz von Gott verlassen 249 f. Nicht alle Taten Sünden 357. Auch Wahres in ihm 509. Vorhalle des Christentums 207. c) Auslegungen des alten Götterglaubens 151 ff. Zustand von Religion u. Sitte 242 ff 256 ff 509. Sittliche Schwäche 500. Irrtum über den Menschen 449 f. d) Symbolik 571 f. e) Einwirkung des Christentums darauf 111 168 ff 817 f. f) Reaktion gegen das Christentum durch die Philosophie 79 f und Erneuerungsversuche 109 ff. g) Heiden nicht zum Glauben zu zwingen 318 f 882 ff.
Heil, keines außer der Kirche 504 f 569. Heilslehre des Heidentums 496; des Protestantismus 368 f 484 495 f 502 f; des Christentums 484 f 497 503 f 520 f 527 ff 549 f. Heilsweg 1056 ff. Kampf ums Heil 528 ff. Zusammenwirken aller Mächte und Hilfsmittel 527 ff 1062 f.
Heilige: a) Vorurteile gegen sie 839; wahre u. falsche 840. b) Heiligenverehrung im Mittelalter 620 f 622. c) Christus in den H. wirksam u. verehrt 656 f. Tiefe Auffassung vom Heiligen 516 f 518 f. Nie mit sich fertig 795. Ihr Glaube 1115. Vorbilder als Nachbilder Christi 799 1221.

Freiwillige Abtötungen 1104. Kirchlichkeit 1124 ff. Heiterkeit 839 ff. Ewige Jugend 848 ff. d) Schwächen, Versuchungen 1205 ff. Unscheinbarkeit 1207 f. Natürlichkeit 1217. e) Vertreter der Kultur 611; der Humanität 911 ff. Auch Menschen 1205 ff. f) Gemeinschaft der H. 620 1130 f.
Heiligkeit und Religiosität 399.
Heilmethoden, alte und moderne gleich 720 f; christliche 751 ff.
Heilsanstalt s. Kirche. Heilsmittel s. Sakramente.
Heinrich von Meißen (s. Frauenlob) 627.
Heinrich Seuse sel., Charakter 836 842 f. Kirchlichkeit 1124; Volkssprache 1015.
Heiterkeit des christlichen Charakters 834 ff; woher 838.
Hekatäus von Abdera über d. Alte Testament 208.
Hekebolius 316.
Heliand, Bedeutung 403 f 967. Geist 405 ff. Betonung der guten Werke 742 745.
Heliopolis 208.
Helle Fr. W., Jesus Messias 968.
Hellenismus und Christentum 81 ff (vgl. Griechen, Alexandrinismus).
Herder J. G., Verdienst um die Dichtung 199. Humanitätslehre 899 902 f. Poesie des A. T. 980.
Hermann Joseph sel. 1125.
Hermes über den Glauben 273 275.
Hermetische Bücher 176 f.
Herodes (II.) Antipas 640 f. Herodes (IV., nach Photius VII.) Agrippa II. 520.
Herr, Bedeutung im Altertum 726 f.
Herrendienst vor Gottesdienst 4.
Herrmann W. H., Leugnung der Gottheit Christi 586.
Herz, Sitz der Unordnung 874 1121. Ursache oder Hindernis des Glaubens 274 874 1121. Herz und Geist 1101. Tempel Gottes (s. Innerlichkeit) 1122.
Hierokles 174.
Hieronymus, Urteil der Welt 1202. Über Judäa 204. Charakter 1206.
Hiller Ferd., über H. Berlioz 947.
Hita, Erzpriester von 858.
Hitopadeça, Religion der Tiere 379.
Hobbes Th., Naturzustand 8.
Hoffnung, hohe Tugend 346 ff.
Hohenstaufen, Kämpfe mit der Kirche, Niedergang des Mittelalters 590 ff.
Höllenklubs 690.
Homer, Deus ex machina 547. Seine Werke 966. H. und die römischen Damen 716.
Horaz, hohe Worte 347; schwache Moral 331. Trostlosigkeit der Aussicht ins Jenseits 1230. Als Lyriker 979. Über Tugend 331.
Hroswitha 549.
Huet P. D. 25 206.
Hugo von Trimberg s. Trimberg.
Humanismus, moderner (s. Welt, Renaissance): a) Gegensatz zum Christentum 738 f (vgl. 896 1023 f). Nicht eins mit dem Altertum 1022. b) Haßt die Lehre vom Sündenfall und von der Abtötung 940 986. Ideale 440 ff 452 ff 984 ff. Streben und Grundsätze 593 ff 986 988 f 1005 1039 1053. c) Vergötterung und Wegwerfung des Menschen 443. Seine Rechtsauffassung 917. Dringt nur auf Wissen 341 706 873 f. Flieht die Tat 742. Sittliches Verderben 1036 1105. Zerstörung des Idealismus 441 443. Sinnlichkeit 899. Auflösung der Gesellschaft 443. Seine Kunst 991. Seine Aufgabe 545 f. Deus ex machina 547 f.

Humanität: a) Mißbrauch des Namens 896 ff. Nicht bloß äußerlich 902 ff. Äußerliche H. verträglich mit großer Roheit 905 ff. Wesentlich geistige Bildung 908 (vgl. Bildung). b) Verhältnis zum Christentum (vgl. Natur und Übernatur) 900 ff. c) Nur durch Läuterung des verdorbenen Menschen 909 912 und durch Zucht 910 (s. Zucht). Verbesserung der Natur 1054 1060. Doppelaufgabe 909 f. Nur bei Streben nach Vollkommenheit 909 ff. Ihr Schutz die Religion 921 f. d) Ihre Übung 921 ff. Ihre zwei Grundgebote 922. Hingabe an alle Menschen 913 ff. Milderung der Gerechtigkeit 916 ff. H. und Liebe 1191. e) Ihre Heroen 911 ff.
Humbertus a Romanis 836.
Hume D., über Charakter 775. Toleranz 284.
Hussiten 1105.
Huygens C., Toleranzidee 315.
Hypatia, Ermordung 103.
Hypnotisieren 719.
Hypochondrie, wie zu heilen 752 ff.
Hysterie, wie zu heilen 752 ff. Ursprung 810 f.

J.

Jacobi Fr., über die Religion 383 f; über Mensch und Christ 542 f.
Jacoponi von Todi 981.
Jakob II. von Majorca, Hofstatuten 607.
Jamblichus, Leben des Pythagoras 80.
Jansenismus, Bitterkeit 32. Schädlichkeit 26.
Ibsen H., über moderne Weichlichkeit 758.
Ideale: a) Zerstörung der J. großer Schaden 436 440 f 443 f. Leben Ausdruck der J. 436 f. Bloß irdische J. schwach 758 1210. b) J. der Griechen 437 f, der Römer 438 f; des Humanismus 440 443; der Welt überhaupt 452 ff. c) J. des Christen 445 f 454 ff 799 ff 1116 ff 1203 ff. Stärke 760 f. d) J. und Glauben 1106 ff. J. u. Gebet 1160. e) Der Mensch als J. der Kunst 984 ff 989 f.
Idealismus, falscher 511 f; wahrer 937 f 956 989 1022 1037 f (vgl. Realismus).
Idealität, Mangel in der Welt 324 441 f 453 f; nur im Glauben 281 f 325 f.
Ideen, moderne (s. Welt, Bildung), Einfluß auf die Welt 768 f.
Jerusalem, Tempel 69. Zerstörung 99 f.
Jesus Christus s. Christus.
Ignatius hl., Fröhlichkeit 845.
Ilias, Wert 966.
Inder, Baukunst 68. Austausch der Kultur mit dem Abendland 76. Verachtung gegen die Griechen 84.
Indifferentismus 283 und Toleranz 305 f.
Individuum s. Mensch, Persönlichkeit.
In dulci iubilo 629.
Inhumanität, moderne 1053.
Innerliches (s. Geist) und Äußerliches (s. Äußerliches; Natur, äußerliche) 383 ff 942 f 1122. Beim Gebet 1149 f. Wesen des Christen 1217 ff.
Inquisition: Wache über Glaubenspflicht und Glaubensverletzung 307 f 317 ff. Spanische Inqu. staatskirchliche Anstalt 852 ff, verschieden von der kirchlichen Inqu. 882. Angebliche Grausamkeit 851 f.
Interna: De internis non iudicat praetor 868.
Interregnum 464 592.

Intoleranz, von Marc Aurel 126; des Buddhismus 303 f; der Griechen 306 ff; von B. de Saint Pierre 295.
Job, das Buch 954.
Jodl F., über die Aufgabe der Zeit 6.
Johanna von Orvieto, sel. 1125.
Johannes von Damaskus, hl., als Dichter 981.
Johannes von Salisbury 1081.
Johannsdorf über die Liebe 974.
Joinville J. 836.
Jongleurs 859.
Jonson Ben 956.
Joseph von Cupertino, hl. 1125.
Joseph II., Josephinismus 852.
Josephus Flavius, über den Einfluß des Judentums 215.
Jost Js. M., Ursprung des Christentums 145 f.
Islam, verkehrte Armenpflege 831. Wilde Begeisterung 1105.
Israels Zug durch die Wüste 1230 f.
Italien, das alte: Entvölkerung 63 f (vgl. Rom); das christliche: poetischer Sinn 1014 f.
Judaismus, Judentum 196 197 ff. a) Entstehung der jüdischen Religion 199 ff 229 ff 246 f. Gottesidee 245 ff. Auszug aus Ägypten 1230 f. b) Charakter der jüdischen Religion 202 f. Gemütsleben im Alten Testament 819. c) Angeblicher Einfluß auf das Altertum 205 f, wirklicher 208 ff 215 ff 221 ff. Einfluß auf das Heidentum (vgl. Orient) 111 170 171 f 205 ff, zumal im Alexandrinismus 81. d) Göttliche Leitung ihrer Geschichte 209 213 229 ff 232. e) Vorbereitung des Christentums und Beweis dafür 234. Verhalten gegen das Christentum 226 f. Messiashoffnungen 231 f 233 f. Urteil über Christus 1201 f. f) Jüd. Nationalcharakter 202 f 214 218 f 226 f 227 228 246: Proselyteneifer 210 218 f. g) Behandlung im Mittelalter 318 882 883.
Judas, mittelalterliches Lied auf ihn 615.
Jugend (s. Kinder), keine mehr 803 ff. Glück der katholischen J. 1094 1099 f. J., ewige, Christi 821 f, der Heiligen 849 f.
Julia, Kaiserin 80.
Julian der Apostat, moderne Verherrlichung 1202. Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit 112. Nachäffer des Marc Aurel 120. Zeugnis für das Christentum 187 f.
Jupiter Sabazios 223.
Justin über das Heidentum 206 f.

K.

Kaftan Jul., ungläubiger Theolog 586.
Kaiphas 641.
Kallimachus 153.
Kampf Mittel zum Sieg f. Christus, die Apostel, das Christentum 1234. K. gegen Leidenschaften und Versuchungen notwendig 878 f; ehrenvoll 622. K., geistlicher, und Gebet 1156. Kämpfe, kirchliche, des Mittelalters 590 ff.
Kant J., Lehre von der Autonomie 363 392. Über Charakter 775. Das radikal Böse 1053 f. Über das Gebet 1152.
Kapitol, Untergang 99 106 f.
Karl Borromäus hl., und die Renaissance 1016.
Karl der Große in Geschichte und Sage 560. Verfahren gegen die Sachsen 882.
Karl II., Charakter 115. Zeit 690.
Karl V. 1164.
Karneades 157.
Karthago, Größe und Fall 71.
Kasuistik 1219 f.
Katechismus, Philosophie 445 f.
Katechumenat 873.
Katharina von Genua hl. 1125.

Katharina von Siena hl. 1104. Stil 1015.
Katholische Völker, angeblicher Leichtsinn 834 f. Glück des katholischen Kindes 1094 f 1099 f. Katholizität allein Humanität 913. Öffentliches Leben 957. Unbestrittener Vorzug 1081 f. Keine Polemik 1095.
Kaulbach W. 998.
Ketzer im Mittelalter, Behandlung 882 ff. Charakter 1105.
Keuschheit (vgl. Schamhaftigkeit), Mittel dazu 426. Kämpfe dagegen 878 f. In der Kunst 1040.
Khubilai-Chan (Kublai, Chubilai), Mongolenfürst 300.
Kinder, Fürsorge im späteren Heidentum 180 185 187. Frühweisheit 803 ff Glück der Kindheit 807, zumal der katholischen 1094. Weisheit des christl. Kindes 445 f 1099 f. Christus und die K. 821 f. Kindessinn allgemeine Verpflichtung 822 f.
Kinder Gottes, Geist 1167 ff.
Kinderschuhe der Welt 824 f.
Kindertheater 905 964.
Kirche: a) Unsichtbare im Pietismus 370; im Protestantismus 580 f 741 924. Zerstörung im Protestantismus 496 f 580. b) Die streitende 361 f. Woher der Kampf gegen sie 363 470 f. c) Wo die wahre K. 479 ff 489 f 495 504 ff 522 ff 554 ff 826 ff 831 f 1170 1242 f. d) K. ist das Christentum selbst 1122 1128. Göttliche Stiftung 471 ff. Der sichtbare Christus 474 ff. Christi Leib 474 1130. Vorgebildet in der Mutter Gottes 600. Sendung von Christus 475. Unterwerfung allen notwendig 420 569. Familie Gottes 477 1127; Heimat des Christen 1143. e) K. und das Übernatürliche 482 524 f 1134. Sichtbar 473 ff 1119. Wirkt auf menschlichem Wege 1119 f; fördert die Natur wie das Übernatürliche 923 ff 1134 f. f) K. als Heilsanstalt 504 ff 521 ff 534 ff 1134 f. Schatzkammer Christi und des Christen 1131. Selber Gnade 473; Mittlerin der Gnade 472 f; im Besitz aller Gnade Christi 475 1130 f. Gnaden-, Priester-, Sakraments-, liturgische K. 516 522 f. Allein im Besitz des Wortes Gottes 526; der Offenbarungslehre 1134. Bedingung des Heils 476 f 479. Dreifacher Nutzen der kirchlichen Gemeinschaft 478. Außer der K. kein Heil 504 f 569 f. Unveränderlich 472. g) K. als Autorität 478 f. Verkennung dieser Wahrheit 488 ff. Grundfeste der Wahrheit 472. Einigung der Christen 479 f. Weg zum Übernatürlichen 482 ff und zu Gott 485 (vgl. Priestertum). Letzte Entscheidung ohne Berufung 486. Schutz aller Autorität und Ordnung 491 ff. Als Erzieherin 873 ff 1119 1137 f. Schule für Himmel und Leben 1135 ff. Ihre Zucht 882 ff 889 ff 1120 f. Gegen zu große Härte 882. Mutter 1119. h) Recht, den Glauben zu fordern 317 f; Verletzung des Glaubens zu verfolgen 307 f 317 ff. Berücksichtiget Freiheit 318 f 883 f und Überzeugung 873. Verantwortlich für die Seelen 891. i) Bedient sich des Äußerlichen 925 ff (vgl. Sakramente) 1120 ff. Einfluß auf die Gesellschaft 1132 1135 f. K. und Kunst 933 ff 937 f. Lyrik 980 ff. Musik 950 ff 953. Malerei 993. Baukunst 1000 ff. Kein eigentlicher kirchlicher Sinn 1012 f. Kirchl. Geschmack 1010 ff. K. und Volkssprache 1015. Poetischer Sinn 1012 ff. k) Fehler innerhalb der K. 31 f 525 f 1007 f.

Erniedrigung und Erhöhung 554 (vgl. Kirchengeschichte).
Kirche, katholische, ihre Lehren von Anfang 577 (vgl. Kirche c).
Kirche und Staat, Trennung 6 582 f. Kämpfe im Mittelalter 590 ff. Einigung 882 f.
Kirchengebäude gehören auch zum Christentum 1122 ff. Einfluß 1123 f.
Kirchengeschichte, übernatürlich 489 553 556 ff 1201 ff.
Kirchenjahr und die Heiligen 1124 f.
Kirchenlieder 981 1013.
Kirchenmusik s. Musik.
Kirchenschatz 1129 ff.
Kirchenstrafen, Zweck 859 f; Übung (s. Zucht) 881 ff 889 ff.
Kirchlicher Geist, Kirchlichkeit 1009 1123 f. Bedingung des religiösen 1122 f, des christlichen Lebens 1124. K. und Religiosität 1127 f.
Kirchliches Leben: Grund alles christl. Lebens 476 1132 ff. Abschluß des christl. Lebens 503. Vernachlässigung zum Schaden der Religion 1122 f. Sehr zeitgemäß 1132. Beispiel der Heiligen 1124 ff. Gesellige Tugenden 1132 1136. Persönliche Tugenden 1133. Gemeinsamkeit 1142 f 1162. Übernatürliches Leben 1134. Warum so schwer 1133 f.
Klearchus von Soli, über den Einfluß der Juden 216.
Klemens von Alex. über das Heidentum 206 f.
Kleon 468.
Klitomachus 157.
Klopstock, Messiade 968.
Klugheit, weltliche 824.
Knabengeist 409 ff 803 805.
Konfirmationsunterricht 1095.
Konrad, Pfaffe, s. Rolandslied.
Konrad von Würzburg, Sylvester 35.
Konstantinopel, Sammlung der alten Denkmäler 104. Volkscharakter 904.
Konzentration aufs Diesseits 7.
Köppen Karl Frd., Verherrlichung des Buddhismus 300 f.
Körting G., über die moderne Kultur 948.
Kraft eines Volkes, worin 463.
Krankheiten zu überwinden durch den Willen 751 ff.
Kreuz, Verehrung im Mittelalter 624 f 627. Kreuzesleiden s. Leiden.
Kreuzzüge, Bedeutung für das Christentum 557 ff 1106. Glaubensbegeisterung 1106.
Kultur, die verschiedenen Grademesser 197 ff 906. Einfluß der Ideen und der Literatur 768 f. Die wahre 198 ff, zumal Religion und Gottesidee 240 f; ruht auf sittlicher Kraft 731. Warum Kulturen untergehen 731.
Kultur, alte (vgl. Altertum, Fortschritt), niedrige Aufgabe 545 f 675 ff 713 ff. Geschichte: a) Äußerliche Kultur 50 ff. Verfall 62 ff 66 ff 250. Raubbau 65. b) Geistige 60 f. Verfall 71 f. Leichtigkeit der Bildung 73. Die älteste die großartigste 65 ff. Wendepunkt s. Altertum. Stammt aus dem Orient 74 f.
Kultur, moderne, s. Welt, Bildung, Zivilisation, Humanismus, Humanität.
Kulturgeschichte (vgl. Kirchengeschichte), nur mäßiger und ein gleichförmiger Fortschritt und allmählich Erschöpfung (s. Fortschritt) 141 ff. Zu was zu verwerten 712. Nach welchen Gesichtspunkten zu beurteilen 610. Unglücksfälle in der Geschichte woher 555 730 ff. Gewagte Darstellung 770.
Kunst (Ästhetik, Schöne), hohe religiöse Aufgabe 669 f. Sache

der Arbeit und Anstrengung 749 f. K. und Sittlichkeit 928 ff 1040. K. und die Denkgesetze 931. K. und Christentum 932 ff 940 f. K. und Kirche 933 ff (s. Kirche i). Gesetze für die christl. K. 932 ff 1019 1037 ff (vgl. Idealismus). Gefahr der Sinnlichkeit (s. d.) 939 f 946 965 984 ff 993 1039 ff. „Kunst um der Kunst willen" 928 975. Nur christliche K. gefahrlos 940. K. als Erziehungsmittel 935 ff. Warum christliche K. oft der alten unterlegen 942 f 990. Endurteil über die kirchliche K. 942 f 992 1002 ff 1008 ff. Reihenfolge der Künste 999. Kunstgeschmack des Mittelalters 1010 ff.
Kuonrât s. Rolandslied.

L.

Labyrinth 68.
Lacordaire H. D. 1200. Tod 802 1245 f.
Lactantius über die hermetischen Bücher 176; über Pythagoras 211; die Wahrheit im Heidentum 353. Als Schriftsteller 982.
La Gasca P. de 29 1209.
Laienregiment in der Kirche 488 f 489 f 506.
Lamprecht, Pfaffe, s. Rolandslied.
Langland W. 858.
Lau, Superintendent 368.
Laurentius hl. 1104.
Lavater J. C., Religiosität 377.
Leben: a) Begriff 1066 f. Zähigkeit des niedrigen, Zartheit des höheren 1073 f. Arten 1092. b) L., menschliches, kein Spiel 400 1102; eine Kunst 749 1102 f; von wenigen verstanden 1064 f. Was zum natürlichen menschlichen L. gehört 1067 ff. Hängt an Augenblicken 1061 ff. c) L., christliches, (vierte Abteilung) Einigung von Natur und Übernatur 27 ff (s. Christ, Natur, Ziel); langsam, aber dauernd 849. Originalität 782 ff 1060. d) L., übernatürliches, Begründung durch die Gnade 1071 f. Bewahrung 1073 f. Wachstum 1075 f. Wert 1076. Anforderungen 1077. Verhältnis zum natürlichen L. 1077 ff (vgl. Natur). Doppelte Pflichten 1079 ff. Wie zu führen 1083 ff. Äußerung 1087. Vorbedingung 1088 f. Erstes Auftreten 1088; erste Kundgebung 1088 f. Voller Inhalt 1091 f. e) L., geistiges und geistliches 1154 ff. L. nach, mit Christus 1222 ff. L. nach dem Glauben s. Glauben. L., kirchliches, s. Kirche. L. des Gebetes s. Gebet. f) L., ewiges 1092 f; erhebende Kraft 704 760.
Leben des Menschen, sein Prüfstein 637.
Lebrun Ch. 957.
Lecky W. H., gegen die christlichen Werke 830; über Tizian 1032.
Lektüre, Vorsicht 973.
Lehrmeister notwendig 795 f.
Leib, der menschliche und die Kunst 984 f 990.
Leibniz G. W., Leben und Tod 482 f; über die Freiheit 414.
Leiden (Kreuz) als Prüfstein des Lebens 637. Kraft zu ihrer Ertragung 1103 ff.
Leidenschaft der Liebe 1176 ff (s. Liebe).
Leo d. Gr. hl., als Redner 983.
Leon s. Ponce de L.
Leopardo A. 992.
Leroux P., Unglaube 374.
Lessing G. E., Erziehung des Menschengeschlechtes 146. Toleranzlehre 284. Intoleranz 306. Leugnung der Willensfreiheit 309. Über Forschen und Finden 612.

Lex Dei (Collatio, Pariatio Legum) 110.
Levellers 288.
Licht und Leben 1066 f 1088. Licht des Glaubens 1088 f.
Liebe: a) vielfache Bedeutung 1173 f 1176; unentbehrlich 1176 1196 f; sehr selten wahr 1182. b) L. als Leidenschaft 1176 ff. L., angebliche, als Gegenstand der Lyrik 970 ff 1174; meist nichts als Sinnenlust und Selbstsucht 971 f; sehr schwach und wechselnd 1183; doch nicht ganz zu verwerfen 974 f; aber immer Vorsicht 975. c) L. als natürliche Tugend 1176 1178 ff; sehr schwer 1183; aus Rücksicht auf Gott 1186. d) L. als übernatürliche Tugend: α) zu Gott 1184 f; verbunden mit der Furcht Gottes 1167 f. β) L. zu sich um Gottes willen 1186; γ) um Gottes willen zu den Geschöpfen 1185 f. L. zum Nächsten notwendig mit der Religion verbunden 831 ff; wahre Humanität 921 f (vgl. Humanität); zugleich Gottesliebe 1186 f. δ) L. zum Feinde 344 f 1188 1191. e) L. und Opfer 1186 f. Arbeit 1183. Tätigkeit von Verstand und Willen 1183. L. und Gerechtigkeit 920 1192. L. und Humanität 1191. L. Vollendung des Gesetzes 1193. L. Abschluß aller Vollkommenheit 1194; Kraft 1174; Reichtum 1195; macht jeden zu dem, was er ist 1196.
Lichtenstein Ulr. v. 858.
Lipsius R. A., ungläubiger Theolog 586.
Liszt Franz, Programm-Musik 948.
Literatur, Einfluß 768 f.
Liturgie und liturg. Gottesdienst 521 ff.
Livius über die Griechen 84.
Llorente J. A. 851 ff.
Locke J., Toleranz 284.
Lombardo A. 992.
Lope de Vega s. Vega.
Lucian, Leben des Demonax 80.
Ludwig der Heilige, fröhlicher Sinn 607.
Ludwig II. von Bayern 68.
Ludwig XIV., Zeit in Bezug auf Theologie 556. Gesellschaftliches Leben 690 1035.
Ludwig XV., Charakter 115. Zeit 690. Weiberherrschaft 714.
Ludwig von Granada 540 1015 1150.
Lusiaden s. Camoens.
Luther (vgl. Protestantismus), sein Auftreten 594 f. Auflösung der Religion 367. Leugnung der menschl. Freiheit und Tugend 367. Verwandtschaft mit dem Rationalismus 372 f. Leugnung Christi als Gesetzgebers 408. Falsche Auffassung von Freiheit 408 f. Leugnung menschlicher Heilsvermittelung 495 f. Sprache 1015.
Luxus des Altertums 52 ff.
Lyrik 969 ff. L. und Liebe 970 ff. Aufgabe 975 f. Literaturgeschichte 976 ff. Kirchliche Lyrik 980 ff.
Lysippus, Kanon 990.

M.

Macht, weltliche, s. Staat.
Mädchenerziehung, moderne 803 ff 810 f.
Magie, angebliche, des Christentums 31 40 (vgl. Sakrament).
Mahmud der Ghaznavide 907
Mailand, Dom 1026.
Majorismus 368.
Makart 4 998.
Makkabäische Brüder und Mutter 325 f.
Malebranche N. 25.

Malerei, Gefahr der Sinnlichkeit 993; kirchliche Kunst 993. M. der Gegenwart 996 ff. Malezieu N. 969.
Mangu s. Mengku.
Manichäismus, Entstehung 111.
Mann und Weib, Einfluß aufeinander 726 f 802 f. Verhältnis von M. und W. 815 f. Mannesalter in Christus 825.
Mantegazza P., freie Moral 394.
Marc Aurel als Gegenmessias 79 122 167. Vertreter seiner Zeit 118 f. Verbindung mit China 120 f. Unrömisch 169. Selbstmord 89. Charakteristik 113 ff; als Schriftsteller 117 f 118 f; als Philosoph 120 ff. Religionslosigkeit 122. Ataraxie 122 f. Apathie 123. Pantheismus 123 f. Pessimist und Optimist zugleich 124 f. Stolz und Trägheit 126 f. Sophist 127 f. Blasiertheit 129. Leugner alles Fortschrittes 139. Christenfeind 126.
Marcellinus Tullius, Selbstmörder 91.
Maria im Mittelalter 599 f 622 ff; im Protestantismus 1095. Vorbild der Kirche 600.
Maria Bartol. Baguesia 1125.
Maria von Oignies, sel. 1124.
Marinus, Leben des Proklus 80.
Markulf und Salomon 858 f.
Martial, Weltdienst 4. Geist seiner Dichtung 61 f. Über die feine Bildung 713 f. Die Sitten seiner Zeit 726.
Martin der Einsiedler 427.
Martin hl. von Tours, Heiterkeit 844. Zerstörung der Haine 102.
Martina 1015.
Märtyrer, warum verfolgt 694 f. Blutiges und unblutiges Martyrtum 1106. Blut der M. 100. Grund ihrer Stärke 766 f 1107. Beweis für das Christentum 1106 f. Die wahren Nachfolger Christi 1223.
Masaryk, über Selbstmord 9. Ergebnisse moderner Kultur 9.
Massillon J. B., Redner 983 1015.
Mattlew W., über Selbstmord 10.
Maß als Tugend 139 502 706 f 1054 f.
Materialismus, niedrige Gesinnung 436 f.
Mauren s. Araber.
Maurer G. L. 9.
Maximus von Tyrus, Charakter 186.
Mayr Beda, Toleranz 288.
Mayr Chr., Toleranz 285 f.
Mechthild hl., Kirchlichkeit 1124.
Mechthild von Magdeburg, über den Eigenwillen 490; ritterlicher Sinn 602. Vertrauen auf Christus 627 f. Über Maria 624 f. Das christliche Leben 628.
Meinung, die gute 358 703 f 1084.
Meinung, die öffentliche 183 f; wie sie entsteht 773. Herrschaft im Altertum 776. Wie zu besiegen 762 f.
Melancholie, Heilung 752 ff 755.
Menage Äg. 1203.
Menander, gegen menschl. Heilsvermittelung 496; über die Frauen 715.
Ménétriers 859.
Mengku, Mongolenfürst 300.
Mensch, Menschheit (vgl. Humanität): a) nach den verschied. Weltanschauungen (s. Ideal). Wert nach den Begriffen d. Welt 437 ff 443 f 449 f 452 920 1064 1129; nach christl. Lehre 446 ff 455 f 778 920 1129; worin erkannt 628. b) Ursprünglich übernatürliche Heiligkeit 984. Gefallen 15 571 874 f 908. Zeichen seiner Unvollkommenheit 140; Feigheit 878; Schwäche 729 (s. Schwäche); Charakterschwäche 772 f (s. Charakter). Nicht ganz verdorben (vgl. Erb-

sünde) 15 f 908 1054 1061. Schuld an seinem Unglück 729 ff. Abhängigkeit u. Unabhängigkeit 779 f. c) Menschliche und christliche Pflichten 27 ff. M. u. Christ 540 ff 546 f 551 f 561 ff 566 f 573 f 699 f 766 1050 ff 1056 ff 1077 ff 1082 ff 1211 ff (vgl. Natur und Übernatur, Christ). d) M., halbe und ganze 815 f 1082. M. zuerst sich selbst verpflichtet 814 910. Herr seines Schicksals 619 1063. e) M. und Staat oder Allgemeinheit (vgl. Staat) 493 f 779 ff 814 818 913 ff. Menschheit als Ganzes christlicher Gedanke 817 f. Menschengeschlecht, das wahre 820 f. f) M. Vermittler bei Gott 484 495 ff. g) M. als Ideal der Kunst 984 ff 990; als Gegenstand der Liebe 1184. An Menschen glauben Torheit 1111. h) M., Sprache und Stil 1166.

Menschenfurcht, Grund der Charakterschwäche 762. Im Altertum 775. Großes Hindernis 824 f; wie zu heilen 762 f.

Menschheit Christi 644 ff.

Menschlichkeiten am Christen nicht zu verdammen 1077 f 1080.

Mescua Mira de 856.

Messias (vgl. Erlöser, Christus), Messiashoffnungen der Juden 231 f 233 f; Bestätigung durch Christus 641 f.

Michelangelo, Charakter u. Wirksamkeit 1026 1028 f. Schöpfung Adams 670 f. Als Bildhauer 991 f.

Milderung der Sitten 603 ff 885 f 915 ff (s. Humanität).

Milton J., als Dichter 967 ff.

Minne (vgl. Liebe) 974.

Minnesinger 858 979. Minnehöfe 606.

Minstrels 606 859.

Minucius Felix, als Schriftsteller 982.

Missionstätigkeit des Christentums 700 f. Vorwürfe dagegen 681. Beweis für das Christentum 1107.

Mittel und Zweck in der Sittenlehre 391.

Mittlerschaft Christi 650 ff.

Mittelalter: a) Unbekannt 33 f 597. Vorurteile dagegen 34 783; Anklagen 530 ff 595 ff 834 f 888 923 f 971. b) Religiöse Anschauungen 598 ff. Religiöses Leben 618 ff. Heiligenverehrung 622 ff. Maria 599 f 622 ff 626 ff. Christus 599 621 664 ff. Bußübung 604 619. Sterben 616 1246 ff. c) Öffentliche Sitten 606 ff 740. d) Kirchliches Leben 618 622 ff 1136. Ausgleichung der sozialen Gegensätze 1136. e) Lieblingstugenden: Bescheidenheit 139; Maß 139 502 706 f; Treue 324 463 f 602 788 f, stete 427 f 790 f; Demut 502. f) Originalität 609. Charakter 608 ff 782 ff. Charakterbildung 787 ff. Willenskraft im Guten und im Bösen 611 1046 ff. Tatkraft 740 742 f. Lernbegierde 613. Geistesleben 613. Gemütsleben 614 ff. Heiterkeit 607 f 835. g) Freier ritterlicher Geist 404 ff 598 ff. Geist des freien Gehorsams 407 f. Autoritätsgefühl 612 785. Selbständigkeit 427 f 783 ff 870. Porträte 785 f. Selbsthilfe 860. Ungebundenheit 858 f 1002. Donquixoterie 783 f. Fehler 784 f. Frauendienst 791 921. Minnedienst nicht immer verwerflich 974. Strenge Strafen 861 865 f. Milderung der Sitten 603 ff. Barmherzigkeit des Rechts 919. Streben nach Humanität 609 f. h) Einheit des Denkens und Lebens 616 f. Symbolik 570 f 572 f. Baukunst 574 f 782

1009 ff. Geschmack 617. Ordnungssinn 617. Realismus 1024. Scholastik 614 768 f. Epischer Geist 969. In der Poesie die Form oft verfehlt 941 f; poetischer Geist allgemein 1013 ff. Weltliche Literatur 34 f 786 858 1013. Vorliebe für Aristoteles 77. Studium der Natur 1024. i) Niedergang 464 f 590 ff 1013 f.
Mitwirkung mit der Gnade (s. Freiheit, Gnade) 482 f 529 f 531 f 765 1075 1083 1085 f.
Modekrankheiten 752 f.
Moderne Ideen (s. Welt. M. Charakter, Unselbständigkeit 862 ff (s. Charakter).
Modernismus 7 (s. Realismus).
Mohammedanismus s. Islam.
Molina Tirso de 856 956.
Mongolen, Charakter, Toleranz, Aberglauben 299 ff.
Montaigne M., Religion der Tiere 379.
Moral s. Sittlichkeit.
Moral, freie, ohne Religion (Ehrenmannsreligion, Rechtschaffenheit) 3 f 6. Niedrigkeit ihrer Lehre 331 f 386 f. Gemeinheit ihrer Motive 389 ff 1180 f. Prahlerei 1182. Tod der Sittlichkeit 391 f. Leugnet die Liebe 1180. Kargheit 1189 f. In der Tat nicht geübt 393. Verbunden mit großer Roheit 901 f. Moderne Sekten 388 f. Wertlos 905 f 962 f 1177 f 1181. Lied von der fr. M. 401 f. Die Lehre von der fr. M. im Altertum 717 733 f. (Aretalogi) Handbücher 1220.
Moral, natürliche, s. Sittlichkeit.
Moreto Ag. 956.
Moretto Al. 1036.
Moses 1230; Tod 1244 f.
Motive der Sittenlehre, religiöse, verworfen 387 f. Die rein natürlichen 389 ff.
Müller Jul., über Christus 586.
Müller Max, über das Religionsparlament 290.
Musik, Bedeutung 944 947. Übertreibungen 947 f. Die älteste Kunst 944. Sittliche Gefahren 944 f. Grund ihrer Wirkungen 946 f. Unsittliche Musik 945. Erziehungsmittel 936 945. Maß und Autorität notwendig 945 f. M. und Gedanken 948 f. M. ohne Worte 949. Programm-M. 949. Kirchenmusik 950 ff 953. Moderne M. 952. Volksmusik 1013.
Mutter und Erziehung 890 1119.
Mysterien, christliche (vgl. Übernatur) 24 250 ff.
Mystizismus, falscher 512.
Mystiker und Volkssprache 1015.
Mystisches, Kampf gegen das M. im Christentum 3 f.

N.

Naaman 536 f.
Nachfolge Christi, Pflicht 660 ff 1220 ff 1238 1241. Verschiedene Grade 1222 ff.
Nächstenliebe s. Liebe und Wohltätigkeit.
Nackte, das, in der Kunst 984 ff 1039 f.
Namenstagsfeier 1095 f.
Nathan, Prophet 497.
Nationalitätsprinzip 711 f 913 915.
Natur macht keinen Sprung 133. Grundlage der Erziehung und Bildung 795; des übernatürlichen Lebens (vgl. Mensch und Christ) 1061 ff; aber nur die echte N. 795 f. Wie zu veredeln 1054 1060 f.
Natur und Übernatur (vgl. Christentum, Mensch), Verhältnis 2 18 ff 567 ff 900 f 920 932. Enge Verbindung 6 28 ff 542 598 616 f 765 f 900 f 940 f

955 957 1056 ff 1077 ff 1213 ff. Die große Lebensfrage 538 ff. Langsam zu vereinigen 40 553 f. Großer Unterschied 21 397 f 901. Kein Widerspruch 22. Trennung unmöglich (vgl. Ziel) 6 28 f 30 551 f 567 f. Übernatur keine Entwicklung aus der Natur 144 ff 351.
Natur des Menschen verdorben s. Mensch, Erbsünde.
Natur, äußere, und Religionsübung (s. Religiosität, Symbole, Sakrament, Kirche) 511 ff. Vorwürfe 507 ff 923. Übertreibungen 926. Bedeutung 908 925 ff 937 f 1064; muß vom Christen berücksichtigt werden 1078 f.
Naturalismus s. Realismus.
Natur-Gottesdienst 1122 f.
Natürliche Gotteserkenntnis 241 243 f 247 ff 397 f 509.
— Religion 23 1071 1146.
— Tugenden 344 ff 1176 1178 ff.
Naturwüchsigkeit des christlichen Lebens 781 ff 1059 ff.
Naturzustand, angeblicher 8 913.
Nebenmenschen 913 f.
Nero, Verherrlichung, moderne 166 f; antike 182. Charakter 181. Gute Anlage 906. Zeitalter 710 ff.
Nerva, Coccejus, Selbstmörder 91.
— — Kaiser 185. Sorge für die Kinder 180 185.
Nervenleiden, teilweise heilbar 751 ff.
„Nettochristentum" 577.
Neuplatonismus 80 111 176 258.
Neupythagoreismus 80 111.
Neustoizismus 120.
Nibelungenlied 966.
Niebuhr B. G. 9.
Nietzsche Fr., gegen das Mitleid 185.
Nihilismus 8.
Ninive, Größe 69 f. Zerstörung 70 (vgl. Assyrien).
Nirvana 124.
Nithart von Neuenthal 858.
Notker, Dichter 981.
Nürnberger Trichter 769. Nürnbergs Kunstschätze 1011.

O.

Obelisken 67.
Oberammergau, Kreuzigungsgruppe 68. Passionsspiel 958.
Ochozias 1198 f.
Odyssee, Wert 966.
Offenbarung, christliche, s. Christentum, Mysterien, Übernatur. Off. des A. T. s. Judentum.
Okkultismus 13 18.
Opfer und Religion 401.
Optimismus, liberaler 11; verwandt mit Pessimismus, aber noch schlimmer 125.
Opus operatum 516.
Orakel, Verstummen der 174.
Orcagna A. 1027.
Orchestermusik, Schwäche 948.
Organismus der Gesellschaft 712 f.
Orient, Sagen über seine Weltherrschaft 48 86 (vgl. Erlöser). Wanderungen der Griechen 74 ff 211 215 f. Charakter 163 194 f 376. Revolutionär 194.
Origenes, Selbstverstümmelung 426.
Originalität von Christentum und Mittelalter (vgl. Mittelalter) 782 ff 1057 ff.
Orpheus, die Sage 936.
Orphische Schriften 176.
Orthodoxie, protestant. 367 ff 582 ff (s. Protestantismus).
Otfried 1015.
Otho, Kaiser 95 f.
Otto hl., Zerstörung von Gützkow 102.
Ovid, Geist seiner Dichtung 61 f.
Owen R., über Charakter 775.

P.

Pachomius hl., Fröhlichkeit 845.
Pädagogik s. Erziehung.
Pädologie 686.
Palatin, der 107.
Palmyra 69.
Pan, der große, tot 174.
Pantheismus der Stoiker 123 f 153.
Pantheon, Erhaltung 103 f.
Paradies, Sagen vom verlorenen 499 ff.
Paraguay, Christen 838.
Parsismus, Ursprung 230.
Parthenon, Erhaltung 104.
Parzival, Grundgedanke 501 f 541 575 f. Heilslehre 530. Über Gottesfurcht und Mut 763. Künstlerischer Wert 966.
Pascal Bl., Apologetik 25. Fortschrittslehre 141 156.
Pasquier Et., Religion der Tiere 379.
Passional 1015.
Passionsspiel in Oberammergau 958.
„Patelin, Advokat" 858.
Patriotismus, falscher 711 f.
Paulin von Nola, hl. 981.
Paulsen Fr., über Wunder und Übernatur 2.
Paulus, angebliches Verdienst 20 1201. In Rom 170 227; in Athen 693 735 ff. Vor Felix 693; vor Agrippa 520. Bekehrung 479 497 1164; seine Kämpfe 544 1207. Charakter und Gemüt 825 f. Tätigkeit für die Kirche 1130. Im Kerker 1171. Über das Heidentum 1175.
Pedanterie 1098.
Peraldus W. 836.
Periander von Korinth, Theaterheld 906 f.
Perikles, Zeitalter 71 690 987. Charakter 467 f. Schlechter Erzieher 676. Mann der Rede 741.
Perser, Erziehung 675. Lyrik 977 (vgl. Firdusi).
Persönlichkeit, freie 776 778 780.
Perugino P. 994.
Pessimismus des Altertums 86 ff 125 1230.
Pessimismus, moderner 11 658. Verwandtschaft mit dem Optimismus 125 f. Woher, wie zu heilen 751 1029.
Pestalozzi J. H. 873.
„Peter, der Pflüger" 858.
Petrarca Fr., über das Mittelalter 613. Als Lyriker 976. Über die Sinnlichkeit 985.
Petronius, Epikureer, Selbstmörder 95.
Petrus in Rom 47 ff; auf dem Wasser 1108. Nachfolge Christi 1223.
Petrus von Alcantara, hl. 1150.
Pfleiderer O., übernatürliche Religionen 18. Toleranzidee 314.
Phidias 310 987.
Philipp Neri hl., über das kirchliche Leben 1126.
Philipp II., Charakter 116.
Philosophie, Geringschätzung im Altertum 76 ff 157 717 f 734 f. Wertschätzung nur gegen das Christentum 79 f. Auflösung 156 f. Populärphilosophen in der alten Welt 733 ff.
Philo von Alexandria 217; über die Juden 221 231.
Philostratus, Leben des Apollonius 80.
Phokylideisches Gedicht 110.
Photographie 1025.
Pietismus 369 f 582 1081.
Pilatus P. 147 157 641.
Pindar, Menschenschätzung 452. P. als Lyriker 977 f 982.
Pinturicchio B. 994.
Pisano N. 1027.
Pizzaro Gonzalo 29 1209.
Plastik des christlichen Lebens 800 f (Plastik s. Bildhauerei).

Platen A., über die Baukunst 1000.
Plato, Weisheit aus dem Orient 75 211 216. Im Altertum wenig geachtet 77 f; außer bei den emanzipierten Damen 718. Als Gegenmessias 80. Moral 333. Anschauung von Mensch und Leben 437. Über den Geist 674; über Erziehung 677. Eros 1176.
Plinius d. Ält., über die Griechen 84 f; die Religion 84 233. Religion der Tiere 379. Todessehnsucht 90.
Plinius d. Jüng., Todessehnsucht 94 f. Bewunderer des Selbstmordes 95. Charakter 186. Berufung auf das Gewissen 178. Über Wohltätigkeit 185. Sorge für die Kinder 185.
Plutarch, Dämonenlehre 174. Charakter 186. Über die griechische Erziehung 677; das Theater 965 f. Lektüre 973.
Poesie (vgl. Epik, Lyrik, Drama), christliche, schwierige Aufgabe und Klippe 548 f 955 ff; bei Lektüre Vorsicht 973. Verantwortung 975. Eigentlicher Gegenstand die Religion 980; vgl. 975. Poetischer Sinn des christlichen Volkes 1012 f.
Polemik, religiöse, nicht im Katholizismus 1095 f.
Politik, angebliche, der Kirche 489; der römischen Damen 718.
Polizei, alte, in Rom 50 f, in Griechenland 866 f; neue 860 ff.
Polybius, Weltanschauung 89.
Pompejus, Bewunderer des Selbstmordes 92.
Ponce de Leon Luis 981 1015.
Porphyrius, Christenfeind 187. Religion der Tiere 379.
Positivismus 816.
Postwesen im Altertum 59 f.
Poussin N. 957.
Präventivjustiz 859 ff.
Praxiteles 987.
Préault Aug. 997.
Predigt und Volkssprache 1015.
Pretiösen, die 1203.
Priestertum, Stellvertretung Gottes 523 ff 756. Autorität 525 f. Weg zu Gott 484. Folge des Sündenfalls 1134. Macht 505. Mittler 653. Priestergottesdienst 525.
Priestley J., über Charakter 775.
Privat- und öffentlicher Gottesdienst 480 f 522 f 1136.
Proclus als Gegenmessias 79 f.
Prodikus 152.
Programm-Musik 949.
Proselyten 220.
Proselytismus der Juden 210 218 f.
Protagoras 152 309. Moral 392.
Protestantismus (vgl. Luther): a) Vorbereitung durch die „Vorreformation" 590 ff und den Humanismus 595 ff. Einheit mit dem Humanismus 742 ff 924. Entstehung 594 f. Seine Heiligen 840. b) Neuerung in der Religion 577. Angebliche Berechtigung in sich selber 578. c) Unsichtbares Christentum 741. Unsichtbare Kirche 370 580. d) Auflösung des religiösen Lebens 366 f 408 f 594 f. Ohne liturgischen Gottesdienst 524 ff. Ohne Gebet im Namen Christi 524. Widersprüche in seinem Schoß 576 582 ff. Zerstörung der Einheit von Natur und Übernatur 496 576 ff 1081 f. Zerstörung des Glaubens an Christus 43 585 f. Zerstörung der Kirche 496 580; der Heilsmittel und der Heilsanstalt 521. Zerstörung des Glaubens 275 581 f; des Christentums 584. Trennung von Glaube und Sitte, Welt und Kirche 582. e) Rechtfertigungslehre 356 368 502 f. Äußerlichkeit 356. Bilder- und Kirchenstürmerei 924.

Kampf gegen Marienverehrung und Fegfeuer 1095. Falsches Gebet 1166. Aszese 1166 1216 f. Glaube allein 369. Fiduzialglaube 502 f. Haß gegen die guten Werke 367 ff 741 ff; gegen äußerliche Religionsübung 512 ff. f) Anklagen gegen Mittelalter und Katholizismus 507 ff 529 530 579 f 584 588 595 ff 834 f. Verketzerungssucht 595. Polemik des Konfirmationsunterrichtes 1095.
Protestantismus, moderner, Auflösung des Glaubens 292 ff 377 ff 584 ff. Brutto- und Nettochristentum 577. Abfall von Luther 576 578. Verachtung des Gebetes 1148 f.
Prudentius, Schonung des Heidentums 104. Als Dichter 981.
Prüfsteine des Menschen 637; der wahren Kirche s. Kirche c.
Puschkin Al. S., über moderne Erziehung 758.
Pyramiden 67.
Pythagoras, Wanderung nach dem Orient 74 211 215. Als Gegenmessias 80. Das goldene Gedicht 174. Moral 333.

Q.

Quietismus 120 ff. Hochmut 126 f. Laxe Moral 127.
Quixote Don 857 ff.

R.

Racine J., als Dichter 956. Athalie 955.
Raffael S., Fleiß 750. Bedeutung 995 1028.
Rambouillet, Marquise 1203.
Rassentheorie 913.
Rationalismus u. Sophistik 127 f. Scheu vor dem Übernatürlichen 147 503 1082. Haß gegen das Übernatürliche 372; gegen äußerliche Religionsübung 512. Auflösung der Religion 155 371 1004. Ehrenmannsreligion 371 386 f (s. freie Moral). Toleranz 285 ff. Verwandtschaft mit dem Pietismus 370; mit der luther. Orthodoxie 372 582 1082.
Realismus und Idealismus 930 938 956 1037 ff. R. berechtigt 1020 1037 f (vgl. Natur, äußerliche, Idealismus).
Recht (vgl. Gesetz) im Altertum und Christentum 916 ff. R. und Billigkeit 917 f. Barmherzigkeit des Rechts 919. Gnade und R. 919. Gott Grund des R. 919 f.
Rechtfertigungslehre des Protestantismus 356 368 f 502 (vgl. Heilsweg, Protestantismus).
„Rechtschaffen leben" (vgl. freie Moral) 371 385.
Redekunst, christliche 982 f.
Reformation s. Luther, Protestantismus; „Ref. vor der Reformation" 590 ff 1013 f 1029.
Reformertum, kirchliches 27.
Regenbogen Barthel 35.
Regensburg, Dom 1007.
Reichtümer des Altertums 52 f.
Reinkens J. H. 1200.
Reinmar von Zweter, Glauben 269. Der Weg zur Seligkeit 618 f. Buße 618 f. Gnade 626.
Reisen im Altertum 58 f 212.
Religion (vgl. Gottesdienst) am meisten unbekannt 83 233: a) Geschichte in der Neuzeit 364 ff. Moderne Zersetzung 373 ff. Musik- und Theaterreligion 915 ff. Ästhetische Gefühlsreligion 1004. R. der Tiere 378 f. Dem Menschen unentbehrlich 380. b) Natürliche und übernatürliche 23 365 398 1071 1145. Angeblich keine übernatürlich 314 f; vgl. 1082 ff. c) Kurzer Inbegriff 364 f.

Transzendenz 384. Unzertrennlich vom Glauben 276 384; von Nächstenliebe und guten Werken 830 ff. d) R. und Religiosität 364 f. Notwendig zur Rettung der Zeit 38 f; zur wahren Bildung 699 f; zur Erziehung 746 f. Schutz der Humanität 921 f und des Menschen 919 920. Eigentlicher Gegenstand der Poesie 975 980. e) Die verschiedenen Religionen und die wahre R. 193 ff 1004 f 1081 f. f) Der höchste Kulturmaßstab 199 239 ff. Prüfstein der Geister 401. g) R. und Bekenntnis 1087 f.
Religionsparlament von Chicago 289 f.
Religionswissenschaft, vergleichende 284.
Religiosität: a) Begriff 365. Falsche und wahre Vorstellungen 381 ff. Tugend 382. Pflicht der Gerechtigkeit gegen Gott 383. b) Übung im Geiste durch den Glauben 383 f; im Willen und Herzen 378 ff; im Geiste und in der Wahrheit 1122; in äußerer Tat und im Gottesdienst 395 f 510 ff; im kirchlichen Leben 1121 ff; Stufen 399. Kennzeichen, Äußerungen 399 f. Wahre R. Heiligkeit 399. Innerlich und äußerlich eins 1005 1121 ff. Gebet 151 ff. Buße 1046 f. R. und Kirchlichkeit 1127 f.
Renaissance: a) Bruch mit der Vergangenheit 1018. Zerstörung des Altertums 106 ff. Nicht durchaus verwerflich 1016 ff. Ihre Vorzüge 1025. b) Blüte der Frührenaissance 992 1027 f: Skulptur 992 1026 ff; Malerei 1026 ff; Baukunst 1025 ff; Kleinkunst 1025. Unnatur 1024. Verfall 1029 ff. c) Äußerliche Feinheit, innere Roheit 906 1036 1105. Sittliches Verderben 1036.
Renan, Verherrlichung von Marc Aurel 121 f. Entstehung des Christentums 150 1201; des Monotheismus 199. Über die Schwäche der Vernunft 325.
Reni Guido, über das Talent 749 f.
Repressivjustiz 860 ff.
Reuchlin H. 1200.
Riehl W. H., über die Renaissance 1039.
Rigorismus in der Musik 952 f.
Rigveda 980.
Ritschl Alb., ungläubiger Theolog 586.
Rittertum, verschiedene Richtungen und Ideale 500 ff. Heldentaten 337 f. Tugenden 502 603 f 791. Bedeutung 605. Kirchliche Zucht 604. Allmähliche Veredlung 886 ff.
Robbia Luca 992.
Rojas F. 956.
Rolandslied (vgl. Chanson de Roland), Bedeutung 968. Über Untreue 463 f. Tod der Kreuzfahrer 616. Milderung der Sitten 886 ff. Fröhlichkeit des Lebens 835.
Rom, das alte, und die Römer (vgl. Italien, Altertum), Kultur 50 ff. Macht 1231 f. Charakter 165 f 168 f 1001 ff. Verachtung der Philosophie 78 f 157 717 f 734. Ausartung 85 f 702 ff 733 f. Seine Weltaufgabe 99 f. Verhältnis zum Christentum 159 f, zum Judentum 213 f 217 f 222 ff. Zustand der Religion 154 f 193 f 217 376. Angebliche Toleranz 300 302 306. Aberglaube 302. Ideale 438. Erziehung 679 f 713 ff. Rechtsbegriff 916 f. Baukunst 1001 ff.
Romane im Altertum 62.
Romanischer Stil 1006.
Romuald hl., Fröhlichkeit 844.

Roscher W., über die Lage der Zeit 9. Über die Notwendigkeit der Religion 37 f.
Rothe R., Religion 377. Verwerfung dogmatischer Formeln 581. Über Christus 585.
Rousseau J. B. 1035.
Rousseau J. J., Naturzustand 8. Leugnung der Erbsünde, Erziehungsgrundsätze 875. Beschuldigung gegen das Christentum 317. Untergrabung der Autorität 873.
Rubens P. P. 1032.
Rückert Fr. 1203.
Rückert Heinrich, über Thomasin 35; die christliche Sittenlehre 329 f 333; das Mittelalter 597.
Rückschritt (s. Fortschritt) im Altertum 86 ff.
Rumeslant über Christus 629 631.
Ruteboeuf 858.
Rutilius Namatianus 173.

S.

Sabazius 223.
Sachsen, die alten 402 f. Bekehrung 882.
Sadi, über die freie Moral 393.
Sagen über die Weltherrschaft des Orients 48 86 (vgl. Erlöser, Orient).
Saint-Pierre, Bernardin, Intoleranz 295. Toleranzidee 296 ff.
Sakramentalien 516 f 572 f.
Sakramente: a) Vorwürfe 507 ff 923 f. Keine Magie 31 503 ff 529 532. b) Symbole 514. Heilmittel 513 ff 534 f 1130 f. Bedeutung d. Äußerlichen 925 ff. c) Schlußstein des Heilsweges 505 f. Ohne S. keine Kirche 524 f, keine Religiosität 1128 f. d) Eigene Tätigkeit 503 f 530 f 535 f.
Salomo über den Menschen und das Leben 1065. Größe und Ruhm 209.
„Salomon und Markulf" 858.
Salonleben 724 f.
Samter A. 9.
Samuel 1207.
Sansovino A. 992.
Sarbiewski, Dichter 981.
Saul, unbedachter Schwur 774.
Saulus s. Paulus.
Savonarola G., Kunst 1027. Stil 1015.
Scävola Q. Muc., „Pontifex", Religionsphilosophie 154 f.
Schack Ad. Fr., über Calderon 574; über die Buße 1047.
Schahnameh 966.
Schamhaftigkeit 985 (s. Keuschheit).
Schätze des Christen 1129. Schatzkammer die Kirche 1131.
Schauspiel und Drama 958 f (s. Drama, Theater).
Schelling Fr. W. J., falscher Idealismus 511.
Schellwien R. 9.
Schiller Fr., Spott über die Religion 380. Falsche Vorstellung davon 384. Über Christentum und Welt 542. Abneigung gegen die Offenbarung 897. Sinnlichkeitskult 898 f. Über Befreiung der Kunst von der Sitte 928. Angestrengte Arbeit 750. Sch. als Dramatiker 955.
Schleiermacher Fr. E. D., Unchristentum 292 ff. Irreligiosität 377 f. Toleranz 293 f. Auflösung der Kirche 580. Christus und die Kirche 1130. Leugnung Christi und des Christentums 585; der Erlösung 587.
Schmid-Schwarzenberg, Optimismus 11 f.
Scholastik 614 768 f.
Schönberg G. 9.
Schöne, das (s. Kunst, Ästhetik), Wesen 927. Einfluß 670 941 f 1003. Erziehungsmittel 935. Tugendmittel 937. Zusammenhang mit der sittlichen Vollkommenheit 927 f. Gebunden an das

Sittengesetz 927 f und die Gesetze der Logik 931. Schön, wahr und gut 929. „Das Schöne um des Schönen willen" 928 975. Sch. und Gefühl 930.
Schopenhauer A., Leugner alles Fortschritts 139. Falscher Idealismus 511. Über Charakter 775. Der Mensch völlig verdorben 1053.
Schöpfung des Menschen 670 f.
Schrift, Heilige, und Poesie 980.
Schrott J., über die Schönheit 1022.
Schule s. Erziehung, Bildung.
Schwabenstreich 338.
Schwäche des Menschen 729 f 764; kommt vom Willen 730 ff 751 764; von falscher Erziehung 758. Heilbar in der Gnade 764 f. Sieg der Gnade und des Christentums 1205 ff 1231 ff.
Schwarz K., über Schleiermacher und Rothe 586; den modernen Protestantismus 589.
Schweigen 1054 f.
Scipio Afric. der Ält. 182.
Sedulius, Dichter 981.
Segneri P. 1015.
Segnungen der Kirche s. Sakramentalien.
Selbständigkeit, persönliche 778 ff; vgl. Persönlichkeit, Mensch.
Selbsthilfe in alten Zeiten 861.
Selbstmord im Altertum, der meisten großen Männer 89. Massenselbstm. in Rom 90 ff. Philosophie des S. 93 97. S. ohne Grund 91; aus Todesfurcht 91; aus Prahlerei 92; aus Hochmut 93; aus Empfindlichkeit, aus Koketterie 94. „Wollust des S." 96.
Selbstmorde, moderne 9 f 611 1048. Wie zu verhindern 751. Zeichen der größten sittlichen Schwäche 1102 f.
Selbstverleugnung, notwendig 701 708 751 759 764.
Selbstverstümmelung 426.
Selbstzufriedenheit, Gefahr 1008.
Semiten, angebliche Erfinder des Monotheismus 199.
Seneca, Selbstmordphilosophie 91 ff. Lebensanschauung 96 f. Versuch, das Altertum zu erhalten 110; vergebens ohne ein neues Geschlecht 695. Ob mit dem Christentum bekannt 169 ff. Über die Juden 170 172 222. Über die alten Götter 257. Über Glaubensverletzung 307. Theater 960. Charakter 186.
Senfkörnlein 339.
„Sent von Turas" 35.
Sentenzensammlungen 331 337.
Septizonium 108.
Serapeum, Zerstörung 102.
Seuse H., s. Heinrich.
Severus, Architekt Neros 56.
— Sulpicius, s. Sulp.
Sextus, Sprüche des 110.
Shaftesbury A., Angriff auf das Christentum 369; Toleranz 284.
Shakespeare, über Gewissensleiden 756. Das Gewissen 793. Als Dramatiker 955.
Silius Italicus, Selbstmörder 94.
Simplician hl. 1121.
Sinnliche, das (s. Natur, äußerliche). Sinnlichkeit, verdorbene, Folge der Erbsünde 939 985. Gefahr 939 f 946 965 984 ff 987 993. Zu läutern 940 1039 ff. Angeblich Erfordernis der Kunst und Poesie 970 ff (vgl. Realismus, Liebe). S. und Musik 944 f 946 f.
„Sion, Tochter" 35.
Sitten, Milderung 603 ff 885 f.
Sittenlehre, Motive 389 ff. Zweck und Mittel 391.
Sittlichkeit, alte 332 f; freie, moderne 331 f (s. Moral, freie); natürliche 23 344 ff 1178 ff; christliche (s. Gerechtigkeit, Tugend); übernatürliche 346 ff

1084 f 1184 ff; wahre unzertrennlich vom Glauben und der Religion 364 ff 387 ff; vom Gebet 1154. Im kirchlichen Leben 1132 ff. Grund der Kulturblüte 731. S. und Kunst 928 ff 987 f.
Sixtus V. über Philipp II. 116. Zerstörung des Altertums 108.
Skeptizismus 157.
Sklaverei im Altertum 178. Milderung 178 f 187.
Skulptur s. Bildhauerei.
Sokrates, Verfolgung und Tod 306 309. Feindesliebe 344 1191. Über Perikles 469. Über Alcibiades 677. Über Lektüre der Dichter 973. Eros 1176.
Solafides 369 502 f.
Solidarität in der Gesellschaft 712 f 727.
Sonntagsfeier, soziale Bedeutung 1158.
Sophisten 76 f 81. Protagoras und Prodikus 152. Marc Aurel 127 f.
Sofiades, Moral 333.
Soziale Lage 490 ff 1132 1157 f. Hilfe in Gebet und Gottesdienst 1158 f. Soz. Tugenden und Kirchlichkeit 1131 f 1136 f. Soz. Tätigkeit des Gebetes 1161 f.
Spanien und das Leben unter der Inquisition 837 854 ff. Seine Blütezeit 854 f 955 f. Freiheit 855 f. Don Quixote 857 f. Staatskirchentum 852 f. Juden 882 883. Sp. Drama 955 f. Deus ex machina 548 956. Poetischer Sinn des Volkes 1014.
Sparta, polizeil. Bevormundung 866 f. Staatserziehung 675. Ausartung des weiblichen Geschlechtes 676.
Spener Ph. J., Pietismus 369.
Spiegel Fr., über den Parsismus 230.
Spiel, das Leben kein 400.
Spielleute 859.
Spinoza B., Toleranz 284. Freie Moral 390. Leugnung der Liebe 1180.
Spiritismus im Altertum 719.
Sprache, Entstehung 1066. Große Gabe Gottes 1139. Wohltat 1139. Macht 1141. Zeichen höheren Lebens 1066 1140 f 1148. Verbindung der Menschen 1141. Unüberschreitbare Schranke für die Entwicklungslehre 1141. Sp. und Denken 1066. Studium 1142. Bedeutung der Sprachenfrage 1142. Sp., Lernen und Erziehung 141. Sp. des Christen 1142 ff 1166. Sp., Stil, Mensch 1166.
Sprache und Leben 1060 f 1090 f.
Sprechen, Kunst des Sp. 1054 f 1141.
Sprenger Al., über Religion 379.
Spruchweisheit, weltliche und christliche 331 336.
Staat, Aufzehrung und Unterdrückung des Menschen im Altertum 438 ff 778 866 f 867 f. Bevormundung in der Neuzeit 860 ff 867 f. Staatserziehung im Altertum 675 ff. Individuum, Freiheit und St. 493 f 779 f.
Staat und Kirche, Trennung 6 582 f. Staatskirchentum 852 f. Einigung im Mittelalter 882 ff.
Stadtleben 1115 f. Städte, große 903 ff.
Stattler Benedikt, Toleranz 288.
Statuen in Rom 54 f.
Stead W. T., Okkultismus 18. Über das Alte Testament 204; das Religionsparlament 290 f.
Stephan von Blois 1103.
Stephanus vor dem Hohen Rat 693.
Stete im Mittelalter 427 f 790 f.
Stil und Charakter 780 1166. Die verschiedenen Baustile (Baukunst) 1002 ff 1018 ff 1026. Es

gibt keinen eigentlich kirchlichen Stil 1018 ff.
Stimme und Leben 1090 f.
Stirner M., über die Liebe 1180.
Stock- und Blocktheologie 367.
Stoiker, Ausartung des Altertums 82. Musterrömer 82. Verachtung des Schmerzes und Unfähigkeit, ihn zu ertragen 92 f. Verwandtschaft mit Buddhismus, Quietismus und Chinesentum 120 ff. Hauptsätze 122 ff 1102 f. Pantheismus 123 f 153. Pessimismus 125. Angebliche Menschenliebe 184 215. Hochmut 266 392. Falsche Auffassung von Charakter 774 776 814. Ihr Weiser 1210. Übertreibungen 1215.
Stolberg L., über die Kindertheater 964; die Poesie 980.
Stolle, über die Gnade 626.
Stolz A., über die Kunst 934.
Strafjustiz, alte und neue 859 ff. Strafen der Kirche, Zwecke 859. Strafe und Erziehung (vgl. Erz., Zucht) 878 ff. Milderung 885 f.
Strauß D. Fr., Feindschaft gegen das Übernatürliche 4 374. Musik- u. Theaterreligion 905 f. Über das Christentum 586.
„Streit, der geistliche" 35.
Sulla, Zerstörung Athens 99. Über die Juden 222. Bibliothekenraub 73.
Sulpicius Severus als Schriftsteller 983.
Sünde (vgl. Erbsünde u. Mensch), kein Zeichen von Freiheit 413 f 876 f. Sündenfall, Folgen 984 f. S. und Priestertum 1134.
Sybel H. v., über das Mittelalter 971.
Symbole als Belehrung 514; als Gnaden- und Heilsmittel 514 ff. Heidnische Symbolik 571 f; christliche 572 ff 925.
Symbolismus (Idealismus) 1038.
Synergismus 367.

T.

Tadmor 69.
Tafelrunde (s. Artus) 502.
Tagebücher, Verderbnis 811.
Taine, Lehre vom Milieu 779 f.
Talent und Fleiß 749 f.
Tapferkeit, aktive und passive 1102 1106 f.
Tasso Torq., Unvollkommenheit seiner Poesie 548 968. Schwache Romantik 560.
Taufgelübde 1225 f.
Taufsagsfeier 1096 f.
Tauler J. 1015.
Tempel des Herzens 1122; der Natur 1122 f; geweihter 1123 f.
Temperament 775.
Teresa hl., über das Weihwasser 518; über Christus 629. Fröhlichkeit 844. Über das Welttreiben 1204. Stil 1015.
Tertullian über das Märtyrerblut 100; die Erlösung 149; das Heidentum 207.
Testament, das Alte, und die Poesie 980.
Tat, die Religion der T. 259 343 386 739 ff (vgl. Werke).
Thales, Moral 333.
Theater, alte 56 ff. Theater und Drama 958 ff. Sittliche Gefahren 960 961 f 964 f. Ästhetisch verderblich 961 ff. Theatermoral wertlos 906 f 961 ff 1177 f.
Theben, Verfall 69.
Theodor, Atheist 309.
Theodoret, über das Heidentum 206 f.
Theodorich u. das Altertum 106.
Theophilanthropen 288.
Theophilus, Patr. v. Alexandr. 103.
Thomas a Celano 981.
Thomas von Aquin, über Glaubenspflicht und Glaubensverletzung 307 f 317 ff. Bedeutung der Summa 769. Die Fröhlichkeit des Christen 840.

Die Jugend der Heiligen 850. Seine Heiterkeit 845. Als Dichter 981 f. Kränklichkeit 1206.
Thomasin von Zerkläre, Urteil über ihn 35. Über Kirchenstrafen 318; über Freiheit 413; den Kirchenstreit 591. Über gute Werke und Gnade 741 f; Menschenliebe 921. Über das Schweigen 1055. Werke und Gebet 1156.
Thukydides über Perikles 741.
Tiberius, moderne Verherrlichung 166. Musterrömer 169. Charakter 181 f. Judenverfolgung 225 f.
Tiburtius hl. 1104.
Tiedge Chr. Aug., Toleranzidee 286.
Tiere, Religion der 378 f.
Tischrücken, Tischklopfen 719.
Tizian V. 1029 1032.
Tod des Christen 1246 ff.
Toleranzidee: a) Geschichte 284 ff. b) Falsche, Tod der Wahrheit und Religion 292 f 294 f. Unmöglich 298. Kein Zeichen höherer Bildung 299 ff. Indifferentismus 305 f. Leugnung einer autoritativen Religion und Wahrheit 312 ff. Treubruch gegen Gott 324. Geheime Furcht vor Gott 314. Intoleranz der Tol. 126 295 303 ff. c) Echte Toleranz nur möglich bei Achtung 305; nur im Christentum 305 317 f. T. gegen die Person 319 f; nicht gegen die Sache 319 ff.
Torquatus M. 774.
Torquemada Th., Großinquisitor 851.
Tragödie s. Drama.
Trajan, Höhepunkt des Altertums 71. Forum 106. Sorge für die Kinder 180. Charakter 185. Anerkennung der Neuzeit 187.
Trauer in Weiß 1096.
Trennung von Kirche und Staat, Religion und Ethik unstatthaft 5 567 ff 582 (vgl. Einheit). Von Mensch und Christ unmöglich 28 ff. Tr. von Natur und Übernatur 6 (s. Ziel, Christ, Natur und Übernatur).
Treue im Mittelalter 324 463 f 602 788 f. Treue gegen die Gnade (s. Mitwirkung) 1085 f.
Trichter, Nürnberger 769.
Trient, Konzil, und die spanische Inquisition 852.
Trimalchio 73 734.
Trimberg Hugo v., über das Christenleben 766; die Jugend 805 f, die Gnade 621.
Trismegistus Hermes 176.
Troubadours 606 859 979.
Truands 859.
Tugend (s. Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Werke): a) Nicht bloß Wissen 342; nicht bloß Reden 732; nicht bloß natürl. Regung 1177 f. Begriff 382. Anstrengung, Arbeit 1178 1183. b) Natürliche 344 ff 1176 f 1178 ff. Übernatürliche 346 ff 1084 f 1183 ff. Theologische 346. c) Ohne Religion nicht fest (vgl. freie Moral) 386 f 1179. T. und Sinn für das Schöne 927 f (vgl. Ästhetik, Natur, äußere). T. und Gebet 1155 f.
Türken, Charakter 116.
Turnen, Urteil der Alten 720 f. Mädchen- und Mädchenturnen 676 720 f.
Tyrann von Gottes Gnaden 466 ff.

U.

Übernatur: a) Falsche Auffassung 17 f. Abneigung der Welt 2 ff 682 f. Keine Magie 31 357 ff Schande der Scheu vor der Übern. 147 f. b) Dasein 16 f 22. Ob überhaupt möglich 147 f.

c) Begriff 22 f. Erhabenheit über die Welt 1134 f 1211 ff. d) Übern. und Kirche 482 524 f 1134 f. Allein Rettung der Zeit 37 f. Übernatur und Natur, Verhältnis vgl. Natur.
Übernatürliche Auffassung der christlichen Dinge 516 ff.
Übernatürliches Ziel und Leben (s. Leben) 16 24 30 1071. Wert 1076. Übernatürliche Wahrheiten (s. Mysterien) 24 250 ff. Übernat. Tugend 355 1084 f 1183 ff. Übernat. Religion 398; durch bloß menschliche Kraft unerreichbar 1134.
Übertreibungen, kindisch 138.
Überzeugungstreue als Grundlage des Charakters 787 f.
Uhde Fr. 997.
Uhland L., Toleranzidee 315 f.
Unendliches, ein geschöpfliches nicht möglich 136 f.
Ungemütlich 813.
Unglaube, im Mittelalter 324. Schlimmer als das Altertum 376 ff 390 (s. Altertum). Nicht überzeugt 381. Unaufrichtig 1121.
Unglücksfälle in der Geschichte woher 555 730 f.
Unstetigkeit 790.
Unterricht, dogmatischer, notwendig 681 f.
Unterscheidungslehren im Katholizismus kaum gelehrt 1095.
Urteil Gottes 704 760. U. der Welt 1199 ff.
Usurpator von Gottes Gnaden 466.

V.

Vaganten 859.
Varro M. T., Religionsphilosophie 154 f. Kenntnis des Judentums 218.
Vasari G., über die christliche Kunst 1041.
Väter, tiefe Auffassung der heiligen Dinge 516 f.
Vega Carpio Lope F. de 856 956.
Venantius Fortunatus 981.
Vendôme Ph., Großprior 1035.
Verfolgung s. Christenverfolgung, Kampf.
Vergnügen u. Christentum 1057 f.
Verismus 7.
Verketzerungssucht 1017.
Verliegen, sich 740.
Vernunft s. Geist.
Verrocchio A. 992.
Verstand (vgl Geist), Einfluß auf den Willen 871 f. Nicht einseitige Bildung s. Bildung. Verstandesmensch, Drittelsmensch 707.
Versuchungen, Verhalten dagegen 878 f.
Vespasian als Gegenmessias 79.
Victorin, Bekehrung 1121 f.
Vida H. 967.
Vielwisserei, moderne 684 f 710.
Viktoria, Altar und Bild 108 f 1239.
Villon Fr. 858.
Vinci Lionardo da 1027 f.
Virgil und die römischen Damen 716. Äneide 968.
Vischer Fr. Th., über die Skulptur 990.
Vischer P. 1028.
Vivarini L. 994.
Volk, Kraft eines V. worin 463.
Völkerwanderung u. Christentum 161 f.
Volkserziehung, ästhetische 935 ff.
Volkslieder 980 f. Volksgeschmack im Christentum 1008 ff. Volkspoesie 1012 ff.
Volkssprache und Kirche 1015.
Vollkommenheit und Gebet 1150. Vollk. und christliche Pflichten 1224. Vollk. in der Liebe 1193 f. Vollk. und Bücher 1150 1219. Vollk. und Taufgelübde 1225.

Voltaire, Verhöhnung der Religion 374. Über Humanität im Christentum 896. Henriade 969.
Vorbild notwendig für den Charakter 799 ff.
Vorreformation und Vorreformatoren 590 ff.
Vorsehungsglaube, falscher 116.
Voß J. H., Toleranzidee und Indifferentismus 287. Intoleranz 306.

W.

Wachstum, allgemeines Gesetz 1118.
Wackernagel Ph., gegen den übernatürlichen Ursprung des Christentums 145.
Wagner Rich., Programm-Musik 948.
Wahrheit, unveränderlich 320 ff. Unterschied zwischen natürl. u. übernatürl. 321 f. W. u. Schönheit 929 f. Innere u. äußere W. 929 f.
Wall A., Toleranzidee 285.
Walther von der Vogelweide, Charakter 541; als Lyriker 979. Die große Lebensfrage 541 f. Über den Kirchenstreit 591. Das wahre Christentum 740. Täuschung an der Welt 847 1229.
Wände, ob sie den Christen machen 1121 ff.
Wärme und Leben 1066 f 1089 f.
Weber Fr. W., Dreizehnlinden 968.
Weib: a) Seine soziale Stellung u. politische Aufgabe 714 f. Gefahr der Verkennung seines Berufes 715 720. b) Einfluß auf Mann u. Leben 726 802 f. Verh. von Mann u. W. 815 f. c) Emanzipation in Rom 714 ff. Gelehrsamkeit 715 ff. Politisieren 718. Spiritismus 719. Kraftleistungen 720 ff. Schwäche der Besseren 724. Verderbnis durch die Männer 726. Fall Roms 728. d) Im Mittelalter 791. Der christliche Frauendienst 921. Mittelalterliche Frauenporträte 785 f.
Weichlichkeit, moderne, Folge der Erziehung 758 (vgl. Schwäche).
Weihwasser 517 519.
Weisheit und Weise des Stoizismus 1210; des Glaubens 445 f 1096 ff 1115. W. der christlichen Erziehung (s. Erz.).
Weite des christl. Gesichtskreises 1098 f 1163.
Welt, antike, s. Altertum.
Welt, Lauf, Glück, Lohn ders. 847 1228 f.
Welt, moderne: a) Abneigung gegen das Übernatürliche 2 ff 441 682 ff; gegen die Kirche 470 f 472 682 ff 692; das christliche Leben 1048. Christo entfremdet 44. Konzentration aufs Diesseits 7. Strenge gegen den Christen 1076 f. b) Ideale 440 452. Vorliebe für den Buddhismus 13 f 18 124 301. c) Zustände 7 10 ff 36 f 777 807 ff. d) Grundsätze 441 f. e) Auflösung des Glaubens 370 f. Unglaube 374 375 ff. Dogmenloses Christentum 3. Der sog. moderne religiöse Gedanke 313 (vgl. Genialitätslehre; freie Moral; Autonomie). Der moderne Gedanke überhaupt 363. Ethische Kultur 3. Trennung von Natur und Übernatur 6. f) Bildung s. die Geistesbildung 612. Einseitigkeit 609 742. Erziehungsweise s. Erziehung. Vielwisserei 674 f 710. Buchweisheit 632 f. Rohe Bildungswut 688 f. Frühweisheit 804 ff 846. Klugheit 824. Mangel an Idealität 324 441 453 f. Enge des Gesichtskreises 1097 f. Charakterfehler 772 f

777 863 f. Keine Charaktere 948. Charakter 773 824 f 863. Willensschwäche 1102 f. Modekrankheiten 751 ff. Mangel an Bildung des Willens 753. Selbstmord 1048 (s. d.). Weichlichkeit und Schwäche 758 f. Abnützung des Menschen 846 ff. Ungemütlichkeit 808 ff. Widersprüche und Trübsinn 840 f. Leugnet die Liebe 1180. Wunderliche Art der Wohltätigkeit 1180 ff. Inhumanität 1053 f. g) Widerspruch gegen das Gesetz 407 ff. Falscher Freiheitsdünkel 411 f. Agnostizismus, Buddhismus, Okkultismus 13 f. Auflösung der Autorität 488; vgl. 469 f. Freiheit des Bösen 864. h) Soziale Lage 490 ff. Staatliche Bevormundung 860 ff. Persönliche Unselbständigkeit 862 ff. i) Mangel an Geschmack 1009; an Urteil 1199 ff. Übertreibung des Anstandes 1203 f. Verfall der Kunst 997 ff. k) Dem Altertum unterlegen 332 375 ff 390 1180.

Weltanschauung des Altertums 954.

Weltkind und Weltkinderschuhe 824 f.

Wereschtschagin V. 998.

Werke, gute (s. Gerechtigkeit, Tat, Tugend), Bekämpfung im Protestantismus 367 f 741. Notwendig 740 829. Abschluß des christl. Lebens 827 1092. Beweis von Liebe und Religion 511 829 und echtem Christentum 739 ff 765 f; von christlichem Leben 1076 1087 f 1091 f. W. und Gebet 1156. Beweis des wahren Glaubens 259 829. Verschiedener Wert 1084.

Werkzeuge Gottes und der Gnade 558 f 1232 ff 1255 ff.

Werner Br., über den Kirchenstreit 591.

Wert des Menschen s. Mensch; der guten Werke s. Werke.

Widersprüche, scheinbare, im Leben Jesu 638 f.

Wiedergeburt 1044 ff. Inbegriff 1060 f. Hängt an Augenblicken 1061 ff. In der Kirche 1133 f.

Wiertz A. J. 998.

Wilden, die, und die moderne Bildung 696.

Wilhelm V. von Aquitanien (der Große, der Kühne) 560.

Wille, freier, s. Freiheit.

Wille: a) Grund der sittlichen Schwäche und der äußerlichen Mißerfolge 730 ff 764, selbst von Krankheiten 751 ff. Auch zum Lernen notwendig 746 f; zum Christentum unentbehrlich 848; notwendig zum Glauben 271 385 532 747. b) W. kann äußerlich nicht gezwungen werden 870; nur durch Erleuchtung des Verstandes zu bewegen 871 f. c) Willenskraft Heilmittel gegen viele soziale, selbst körperliche Krankheiten 751 ff 850. d) Wille nur durch das Christentum geheilt 754 ff; durch die Beichte 745 f. Stärkung durch Gottesfurcht und Glauben 761 f und Selbstverleugnung (s. d.) 764 ff.

Winsbeke, der, 35. Almosen und Fröhlichkeit 839. Erziehung 1137.

Winsbekin, die, 35. Geist der Freiheit 428.

Wissen, einseitiges Hervorheben 342 707 f (s. Bildung). Enge des Gesichtskreises 1097 ff.

Wohltätigkeit, angeblich erst in der modernen Kultur 1180; deren wunderl. Formen 1181. Notwendig verbunden mit der wahren Religion 830 ff. Weltliche und christliche 831 ff 1084 f.

Wolfram von Eschenbach s. Parzival.

Wort Gottes nur in der Kirche 525 1134.
Worte in der Welt ausschlaggebend 738 f.
Wunder, Abneigung der Welt 2. Gott tut nicht unnötig Wunder 550.

X.

Xenokrates, Geist seiner Lehre 428.

Z.

Zeitalter, goldenes, Sagen 499 ff.
Zeitfragen, Sinn, Grund 4 ff (vgl. Welt); hängen alle zusammen 38 (vgl. Einheit).
Zeitrichtung, moderne, s. Welt.
Zeitungen im Altertum 60 f.
Zeller Ed., über Ursprung des Christentums 20 145; über Christus 167; über das Todschweigen des Christentums 171.
Zerstörung der alten Denkmäler 104 ff.
Ziel, eines von Natur und Übernatur 28 f 30 546 552 568 ff. Ziel des Christen Christus 533. Ziel, das letzte, in der Bildung und Erziehung zu verfolgen 704 706.
Zivilisation (s. Bildung, Kultur): Milderung der Sitten 604 ff 886 ff. Einfluß auf die Wilden 696. Unmöglich ohne neuen Geist 696 ff. Verschiedene Arten zu zivilisieren 700 f. Verschiedene Auffassungen v. Z. 906.
Zopyrus, Sklave des Perikles 676.
Zucht (vgl. Erziehung) Wohltat 877. Notwendig 889. Notwendig in der Erziehung 705 707 796 f 874 878 f 889 1120 f; zur Humanität 909. Z. zu Zwang durch die zu Erziehenden gemacht 890 ff. Z. der Kirche 891 ff.
Zunge, wie zu behandeln 1054.
Zusammenwirken zum Heil 526 ff 1062 f.
Zwang im Gesetz, woher 425 876 f 889 f (vgl. Zucht). Nicht jeder Zw. Hindernis der Freiheit 877. Zw. in Glaubenssachen nicht zu dulden 318 f 883 f.
Zweck und Mittel in der Sittenlehre 391.
Zweifel, Schaden 787 f.
Zyniker, die echten Griechen 81 f. Irrtum über den Charakter 776 804.

Von demselben Verfasser sind in der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau** erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die religiöse Gefahr.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg.

Zweite und dritte, unveränderte Auflage.

8° (XX u. 522) *M* 4.50; geb. in Leinwand *M* 5.50

Inhalt: Einleitung. — I. Die religiöse Lage. — II. Die moderne Religionswissenschaft. — III. Die Weiterbildung der Religion zur Überreligion und Irreligion. — IV. Die Reformreligionen. — V. Der Reformprotestantismus. — VI. Der Reformkatholizismus der älteren Ordnung. — VII. Der Reformkatholizismus der jüngeren Ordnung. — VIII. Ist ein Ausgleich zwischen Christentum und moderner Weltanschauung möglich? — IX. Die religiöse Gefahr der moderne Mensch. — X. Unsere Aufgabe gegenüber der religiösen Gefahr.

Lebensweisheit in der Tasche.

Zehnte, unveränderte Auflage.

12° (XVIII u. 504) *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 4.—, in feinem Halbfranzband *M* 5.80

„Das Buch bietet vorzügliche Herzensempfindungen, treffliche Lebensgrundsätze, die immer trösten und stärken. In sentenzenmäßiger Kürze werden alle religiösen Streitfragen der Zeit gestreift; eine unversiegbare Quelle der Beruhigung." (Pädagogische Blätter, Einsiedeln 1904, Nr 49.)

„. . . Prägnante Kürze, Tiefe des Gedankens und der Empfindung, psychologische Wahrheit und Feinheit, Verwendung reicher Lebenserfahrung sind Vorzüge, welche hier Verstand und Herz in gleicher Weise ergreifen und gefangen nehmen. . . ."

(Katholischer Seelsorger, Paderborn 1903, Heft 11.)

„. . . Lieblich in seiner stilistischen Form, ist das Buch doch tiefernst seinem Inhalte nach und sind seine Sentenzen, wenn beherzigt und ins Leben umgesetzt, geeignet, zur wahren Reform des Privat-, Familien- und öffentlichen Lebens wesentlich beizutragen und köstliche Früchte zeitlichen und ewigen Glückes zu zeitigen. . . ."

(Literarischer Anzeiger, Graz 1903, Nr 10.)

Von demselben Verfasser ist in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Kunst zu leben.

Ein Handbüchlein für Erzieher und zur Selbsterziehung.

Sechste, unveränderte Auflage.

12° (XX u. 566) *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 4.—, in feinem Halbfranzband *M* 5.80

„Wenn je in einem Buche die ganze Hohlheit und Unzuverlässigkeit der Ethik ohne Gott und der ganze erschütternde Jammer der gottlosen Kultur vor Augen geführt wurde, so geschieht es in dieser Schrift des gelehrten Dominikaners. Bei Erziehung anderer und Selbsterziehung läuft schließlich alles darauf hinaus, daß der Mensch lernen muß, sich selbst zu entsagen und in treuer und ausdauernder Arbeit mit dem Blick nach oben seine Pflicht auf dem Posten zu erfüllen, auf den die Vorsehung jeden gestellt hat. Das macht den ganzen Menschen und sein Glück aus. Wir können die ebenso ernste als geistreiche Schrift nicht genug empfehlen als vorzügliche Lektüre für alle gebildeten Jünglinge und Männer und nicht zuletzt für die Priester. Mögen die hochw. Konfratres das fesselnde Buch ganz ruhig als geistliche Lesung benutzen, oder noch besser, mögen sie daraus für ein Jahr die Betrachtungspunkte holen und Kapitel für Kapitel langsam durchverkosten. Am Nutzen wirds nicht fehlen!"

(Oberrheinisches Pastoralblatt, Freiburg 1905, Nr 6.)

„Dieses Werk ist ein Seitenstück zu der ‚Lebensweisheit in der Tasche' des nämlichen Verfassers. Es enthält nicht lange Abhandlungen, sondern Aphorismen in Vers und Prosa über ‚die Kunst zu leben', eine große Fülle von zeitgemäßen, zum Teil höchst frappanten und geistreichen Gedanken für alle Gebiete und Ziele des menschlichen Lebens. Es eignet sich zu einer täglichen kurzen Lesung für Erzieher und für alle, die an ihrer eigenen Erziehung ernstlich arbeiten wollen."

(Priester-Konferenz-Blatt, Brixen 1905, Nr 1.)

„. . . Es ist kein Flittergold und sind keine Glasperlen, sondern echte Goldkörner und Edelsteine voll Wahrheit und Weisheit, die da geboten werden. Ein Gedankenreichtum ist in diesem Büchlein verborgen, wie nur in wenigen andern. Ein würdiges Seitenstück zu ‚Lebensweisheit in der Tasche'. . . ."

(Landbote von Vorarlberg, Bregenz 1900, Nr 47.)

LIBRARY ST. MARY'S COLLEGE

239
W436c

121622
v. 2

WEISS, ALBERT M.

239
W436c
Weiss, Albert M
Natur und Übernatur

121622
v.2